
Crescat Scientia
Vita Excolatur

Großstadt und Religion

von

Ludwig Heitmann.

3. Teil:

Die religiöse Wahrheit für die Großstadt.

Motto: Das Leben ist nicht ein Sein,
sondern ein Werden.
Luther.



Hamburg 1920
Verlag von C. Boysen.

Großstadt und Religion

von

Ludwig Heitmann.

3. Teil:

Die religiöse Wahrheit für die Großstadt.

Motto: Das Leben ist nicht ein Sein,
sondern ein Werden.
Luther.



Hamburg 1920
Verlag von C. Boysen.

Gedruckt in der Buchdruckerei von Heinr. Kock in Glückstadt

Vorwort.

Dieser dritte Band beschränkt sich nicht darauf, einige technische Ratschläge zu geben, wie man den Menschen der Großstadt die religiöse Wahrheit mundgerecht machen könne. Er will die „religiöse Wahrheit für die Großstadt“ aus der inneren Notwendigkeit der durch das Großstadtzeitalter heraufgeführten Zerstörungsentwicklung heraufsteigen lassen. Daß ein solcher Wurf nicht ohne schmerzliche Abweichungen von der überlieferten religiösen Lehre, zumal der Lutherkirche, bleiben konnte, wird nach den Darlegungen des zweiten Bandes, der die aus dem Bruch der Zeit heraufdrängende Willensfrage stellte, nicht überraschend sein. Die Abweichungen haben sich mir als tiefer herausgestellt, als ich um die Abfassungszeit des zweiten Bandes — vor dem Reformationsjubiläum! — es ahnen konnte. Gerade die Beschäftigung mit Luther hat mir die Notwendigkeit erwiesen, über ihn hinaus entschlossen auf die religiöse Grundstellung des Neuen Testaments zurückzugreifen. Diese Abweichung vom Luthertum ist mir als norddeutschem Lutheraner nicht leicht geworden. Ich habe darum meine alte Stellung im zweiten Bande, obwohl ich um die Zeit seiner Veröffentlichung schon von ihr abgewichen war, noch unangetastet gelassen. Ich kann heute das, was ich in ihm über Luthers Grundstellung geschrieben habe, nicht mehr restlos aufrecht erhalten. Ich sehe die Wurzeln des verderbenbringenden Individualismus der Neuzeit bereits im religiösen Grunderlebnis Luthers, das von dem Grunderlebnis des Neuen Testaments im entscheidenden Punkt abweicht.

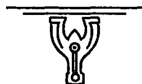
Daß eine solche Auseinandersetzung nicht in leichtgeschürzter Darstellung möglich war, dürfte unmittelbar einleuchten. Hinter dieser Arbeit steckt, auch da, wo die Darstellung glatt dahinzufließen scheint, heiße theologische Auseinandersetzung. Es ist mir nicht gelungen, den Theologenschweiß an allen Stellen wegzuwischen.

Ich habe es auch nicht gewollt. Ich mußte mich um des Gewissens willen auf das Gründlichste mit der Theologie der Neuzeit auseinandersetzen. Daß die Lektüre des Buches dadurch für Nichttheologen schwierig wird, entspricht dem Ernst der Lage. Ich möchte nicht, daß seine zum Teil radikalen Ergebnisse in die Hände Unberufener gelangen und zu billigen Schlagworten der Zerstörung werden. Nur ernsteste Arbeit darf sich an diese Fragen heranwagen.

Allen aber, denen die Frage der Religion in unseren harten Tagen heiliger Ernst ist, kann auch schwerste Gedankenarbeit zugemutet werden. In saurer Lebensarbeit erworbene Wahrheiten sollen auch nur durch mühselige Denkarbeit zugänglich werden. Indessen wird trotz der verwickelten Gedankenführung die große Einfachheit der religiösen Wahrheit, wie sie unserm Zeitalter wieder langsam aufzugehen beginnt, aus der Fülle der Erscheinungen und der Zusammenhänge herausleuchten. Schließlich wird die letzte ureinfache Wahrheit der Religion nur denen geschenkt, die sich um die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens zu bemühen gelernt haben. Einheit und Fülle bedingen sich gegenseitig.

Hamburg, Pfingsten 1920.

Ludwig Heitmann.



Inhalt.

Inhalt der früher erschienenen Teile:

I. Die Verkapselungen der religiösen Wahrheit.

1. Buchreligion und Leben.

Es ist das Schicksal der Religionen, daß sie in Büchern sterben und aus Büchern wieder auferstehen. Keine der entwicklungskräftigen Religionen, die wir kennen, ist dem Buch entronnen. Es war Grabstätte und Keimhülle für alle. Es hat allen Geburtshülfe geleistet und bei allen die Totenwache gehalten.

Diese Tatsache ist bemerkenswert, weil sie keineswegs selbstverständlich ist. Alle lebendige Religion sucht den rauschenden Strom der Wirklichkeit, der handelnden Menschen, des kämpfenden Tages. Jesus und die Schriftgelehrten — dieser unversöhnliche Gegensatz lebt in allen kräftigen Religionen und religiösen Epochen fort. Es ist gewiß nicht Zufall, daß Jesus kein geschriebenes Wort der Nachwelt hinterlassen hat.

Trotzdem war auch seine Religion Buchreligion, und zwar nicht erst, seitdem es den Kanon des Neuen Testaments oder die ersten Gemeindebriefe oder die ersten geschriebenen Herrnworte gab, sondern von ihrem Ursprunge her. Denn Jesus selbst war ganz bewußt nichts anderes als der Vollender der Religion des Alten Testaments, der aus der religiösen Schriftensammlung seines Volkes schöpfte, sie unbefangen öffentlich benutzte, sie mit neuem Sinn und Leben erfüllte. So unerbittlich seine religiöse Verkündigung ins Leben drängte, so ausschließlich er aus ihm seine unsterblichen Bilder gewann, so selbständig er die Gesetze der ewigen Welt aus ihm formte und für es bestimmte, so selbstverständlich beugte er sich unter jedes „Jota des Gesetzes“, das „geschrieben stand“.

So muß ein Zusammenhang sein zwischen Buch und Religion, der ein unverbrüchliches Gesetz darstellt, aber ein Zusammenhang, der für die unversöhnliche Feindschaft zwischen „Jesus und den Schriftgelehrten" Raum läßt. Wo liegt er?

Religion ist Wahrheit. Sie erhebt den Anspruch, beherrschende Lebensmacht zu sein, der sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleicher Weise beugen müssen. Das Leben bis an seine fernsten Ursprünge und letzten Ziele, bis in seine Höhen und Tiefen ist ihr Rechtsgebiet. Darum ist ihr ewiges Herrschaftsmittel der Geist, der allein alles umfassen und alles durchdringen kann. In demselben Maße wie das Leben — hier im weitesten Sinne genommen — ausgreifender, umfassender, beherrschender wird, wird es auch geistiger. Die Religion ist die Vollendung der Durchgeistung des Lebens, weil sie vollendete Lebensherrschaft ist. Höchster Herrschaftswille und höchste Vergeistigung sind in ihr eins. Die Einheit beider findet ihren Ausdruck in dem Satze: Religion ist Wahrheit. Denn die Wahrheit im vollen Sinne — nicht im abgebrauchten eines innerlich zerrissenen Lebens — fordert nicht nur die Anerkennung des Verstandes, sondern auch die Ehrfurcht des Gefühls und den Gehorsam des Willens. Der Wahrheit gegenüber gibt es nicht die Unterschiede der Funktionen des Geisteslebens, die in menschlicher Begriffsarbeit geprägt worden sind. Sie ist der Ausdruck und die Selbstdarstellung der Lebenseinheit, die alles Sein durchzieht und beherrscht.

Aber diese Herrschaft des Geistes ist, soweit das menschliche Auge reicht, eine langsam sich entwickelnde, eine in Kämpfen, Rückschlägen und Neuansätzen werdende. In allem organischen Leben von den Geschöpfen des Wassertropfens an gibt es aufflutende Lebenswellen, denen Depressionen und Katastrophen folgen. In ihnen schlummert scheinbar das Leben, aber nur, um überraschend aus einem verborgenen Keimpunkte, der alle gewonnenen Kräfte des verflossenen Lebenstages in sich zusammenfaßt, zu neuer Flut emporzusteigen. Was in der organischen Vorstufe des Menschenlebens nur noch hier und da in Bruchstücken sichtbar wird, das tritt in der uns am nächsten liegenden Lebensentwicklung, in der Menschheitsgeschichte, heller ins Licht. Da sehen wir Flut

und Ebbe in der Völkerwelt, aber immer birgt der neue Lebenstag die wertvollen Entwicklungsergebnisse des vergangenen in seinem Schoße. Das rein Vegetative stirbt ab, die gesammelte Herrschaftskraft bleibt, eine umfassendere Stufe der Vergeistigung steigt empor.

Das Ergebnis eines solchen Arbeitstages in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit wird — es ist das einer der wunderbarsten Naturtriebe — sorgfältig geschützt und der Nachwelt aufbewahrt. Alles, was die Menschheit an innerem Besitz errang, bis hinauf zu ihren unvergänglichen und heiligen Gütern, verdankt sie dieser mütterlichen Sorgfalt der Natur. Das Gesetz der Vererbung ist das geheimnisvollste und wunderbarste, das in ihr waltet. Wer will es ergründen, warum und mit wie sicherem Takt sie gerade die Kräfte der Zukunft übermittelt, die das Leben reicher, tiefer, sicherer, beherrschender, geistiger gestalten! In der Geistesgeschichte ist die schützende Hülle, in die sie ihre sauer erworbenen Schätze birgt — das Buch.

Die Geschichte des Buches ist ein Stück der heiligen Geschichte der Menschheit. Mit dem Verfall der Religion in unsern Tagen ist auch das Buch degeneriert. Seitdem das Heilige vor die Hunde geriet, ist auch das Buch zur Massen- und Schleuderware, ja zum Geschäfts- und Betrugsmittel geworden. Das darf uns aber den Blick nicht trüben für das, was das Buch einst war. Die ersten Schriftzeichen, die in den aufgerichteten Malstein gehauen, die ersten Runen, die in die Buchenstäbe geritzt, die ersten Tontafeln und Blätter, die mit Buchstabenreihen beschrieben wurden, überlieferten die Großtaten, die heiligen Gedanken, die Lebenserfahrungen vergangener Geschlechter der Zukunft. Man verehrte das Geschriebene wie die Geister der Toten. Trotz der Entartung des Schrifttums wirkt diese Stellung zu den Aufzeichnungen der Vergangenheit noch heute nach. Die Verehrung der Bibel und ihres Buchstabens liegt viel tiefer in den Untergründen der menschlichen Natur verankert, als oberflächliche „Naturforscher“ es zu durchschauen vermögen. Wer die vergilbten Zeichen einer verehrungswürdigen Hand nach Jahren wieder vors Auge bekommt, erlebt im Kleinen die Macht des Gesetzes, dem auch die Menschheit als ganze untersteht.

Das Buch ist der Träger erworbener Lebenswahrheit, die

im Haushalt der Natur nicht verloren gehen darf. Es ist die Schutzhülle gesammelter Lebenskraft, die in die Zukunft wirken soll. Die Verwandlung lebendiger Religion in die Buchreligion ist daher zunächst immer Übergang in die Todesstarre. Die wichtige Aufgabe, das Erworbene sorgfältig zu schützen, bis der neue Lebenskeim aufspringt, verwandelt die Buchreligion mehr und mehr in die Buchstabenreligion. Diese ist nichts anderes als empfindlichste Wachsamkeit zugunsten kommenden Lebens. Aber wenn der Keim reif ist, dann ist ihre Aufgabe erfüllt: Die Hülle wird gebrochen, um der neuen Entwicklung freie Bahn zu lassen. Das geht nie ohne schwerste Geburtswehen ab. „Jesus und die Schriftgelehrten“ — das ist die uralte Tragik aller Religionsentwicklung. Der Buchstabe wird zerschlagen, das Buch wird gesprengt, und die in ihm schlummernde Lebensenergie wird nun flüssig und beginnt erobernd und neubildend in die Welt zu treten. So erklärt sich beides: Die positive Stellung höchster Ehrfurcht gegenüber dem Buche als dem Mutterschoße, dem alles Neue entströmt, dessen Kräfte es nur zu „vollenden“ gilt, und die harte negative Haltung unerbittlicher Feindschaft gegen die Torwächter des Buchstabens, die „das Reich nicht kommen lassen wollen.“

Der Stifter der christlichen Religion hat selber keinen Buchstaben der Nachwelt überliefert, weil seine Religion urkräftigstes Leben war. Die Einheit zwischen erstarrter Wahrheit und lebendiger Herrschaftskraft war in ihm wiederhergestellt. Aber auch seine Religion ist dem Entwicklungsgesetze nicht entronnen. Zwar waren die Briefe seines großen Apostels noch keine Aufbewahrungs-, sondern reine Lebenszeugnisse, aus dem Augenblick und dem Leben geboren und für den Augenblick und das Leben geschrieben. Aber schon die „Herrnworte“ waren das erste Anzeichen der sammelnden Vorsorge der Natur, die dann bald in einer sorgfältigen Auslesearbeit ohnegleichen den fest abgeschlossenen Kanon schuf, der die wertvollen Ergebnisse der religiösen Höhenentwicklung des gesamten Orients für die Nachwelt aufbewahrte. Sie schlummerten lange Jahrhunderte in der starren Hülle der Papstkirche, nur hier und da noch lebendige Sprossungen aussendend, bis sie in verborgener Klosterzelle wieder in ihrer Gesamtheit ans Licht drängten. Luthers Wiederentdeckung der Bibel war kein mechanisch-

verstandesmäßiges Wiederfinden, wie man mit dem Teleskop einen entschwundenen Kometen wiederentdeckt, sondern ein Einströmen der aufgespeicherten Kräfte in den sich langsam und organisch entwickelnden Keim des neuen Lebens, der nun zur Reife gelangt war. Seine neue religiöse Gewißheit war nicht aus der Wiederanerkennung der Bibel entsprungen, sondern eine Neuschöpfung Gottes, der in langer vorsehender Entwicklung die grundlegenden Kräfte der Vergangenheit dafür bereit gehalten hatte. Aus der starren Hülle äußeren Machtschutzes sprang wieder die Buchreligion heraus, aus ihr aber die lebendige Religion des „rechtfertigenden Glaubens". Die Bibel ward wieder zur Quelle, die „Christum treibet".

Freilich heftete sich an diese Neugeburt des religiösen Lebens aus dem Buche bald eine schmerzliche Tragik, die bis in die Gegenwart nachwirkt. Das Buch wurde aus der Geburtsstätte des neuen Lebens zum Kampfmittel gegen die Wächter der alten Erstarrung. Eine folgenschwere Verirrung! Denn das Buch und der Buchstabe können wohl schützen, aufbewahren und der lebendigen Quelle eine willkommene Fassung sein — in Kampfmittel verwandelt, machen sie die Religion wehrlos und setzen an die Stelle der Wahrheit den Schein und den Trug. Das Buch ist die Scheide des Geistes, nicht sein Schwert. Nur das lebendige Wort Gottes, das heißt das mitten im flutenden Lebenskampf für den Augenblick geformte und gesprochene, nicht das in Buch und Buchstaben erstarrte Wort kann zur Siegeswaffe der Wahrheit werden.*) Man hat in der streitbaren Worttheologie nur zu oft übersehen, daß Jesus trotz der vollen Anerkennung des Alten Testaments sich niemals mit seinen Gegnern auf eine Schriftauslegungsdebatte eingelassen hat, sondern immer an das unmittelbare Lebensgefühl

*) Es wird viel zu wenig darauf hingewiesen, daß auch für Luther das „Wort" im eigentlichen Sinne das *mündliche* Wort war. „Evangelium aber heißet nichts anderes denn eine Predigt und Geschrei von der Gnad und Barmherzigkeit Gottes, durch den Herrn Christum mit seinem Tode verdienet und erworben, und ist eigentlich nicht das, das in Büchern stehet und in Buchstaben verfasset wird, sondern mehr eine mündliche Predigt und lebendig Wort, und ein Stimm die da in die ganze Welt erschallet, und offentlich wird ausgeschrien, daß man's überall höret." (Epistel St. Petri gepredigt und ausgelegt 1523)

appellierte, auch da, wo er das Alte Testament zitierte. Dieser Kenner der Pharisäer und Schriftgelehrten wußte, daß das erstarrte, festgelegte Wort des Buches zum Todfeind aller lebendigen Religion wird, sobald man es in seiner starren Form zum Mittel des Wahrheitskampfes mitten im fließenden Leben macht. Nur das flüssig gemachte, das heißt das dem Strom des Lebens assimilierte Wort, wird zur Wahrheit, das starre Wort wird früher oder später zur Vergewaltigung oder zur Lüge. Heute, nach vier Jahrhunderten des Streites um das Bibelwort, weiß jeder, daß sich aus dem gedruckten Wort alles beweisen läßt. Aber diese Erkenntnis, die schon Paulus klassisch so formulierte: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig", kommt heute zu spät. Der Biblizismus, der für jede Handlung und für jede Seite der ewigen Wahrheit einen „Spruch" suchte, ist der Tod der Bibel in der Neuzeit geworden. Luthers Lebenswerk ist an der Theologie des „Wortes" zugrunde gegangen.

So gewaltig die religiöse Reform Luthers ins Leben hineindrängte — man sehe auf die ersten großen Kampfesschriften, die nur so wenige wörtliche Bibelzitate enthalten und dennoch biblischer sind als alle „Schriftbeweise" der späteren Dogmatiker —, so wenig ist es ihr auf die Dauer gelungen, sie dort endgültig zu verankern. Lebensherrschaft und Geisteskraft fanden nicht die letzte Einheit. Der Kampf gegen die Erstarrung ist nicht, wie bei Jesus, im Leben ausgefochten worden, wo er allein ausgefochten werden kann, sondern hat sich hinter die Mauern des Buches geflüchtet, von wo aus er seine Pfeile schleuderte, die — leider! — nur zu oft wirkungslos blieben. Luther war und blieb Theologe, Professor des Neuen Testaments, Verteidiger des Worts, nicht Lebensreformer, Volksgestalter, Wirklichkeitskämpfer, so oft er sich auch im einzelnen als solcher bewährt hat. Der Keim, der aus dem Buche die lebendigen Kräfte zog, hat diese doch nicht tief genug in den Lebensstrom hineintragen können. So ist Luthers religiöse Reform an vegetativer Unterernährung verkümmert. Des Gedankens Blässe ist ihr Schicksal geworden. Von ihrem herrlichen volkstümlichen Ansatz blieb bald nur die Kirche des „Wortes" nach, das heißt eine Kirche, die das „Wort" als feststehende und selbständige Macht abkapselte, nach allen Regeln der Kunst bearbeitete, durchdachte, ordnete,

zurechtstutzte, zu Perlenschnüren aufreihte, als Kampf- und Erbauungsmittel verwendete, in Texte und dogmatische Beweisstellen verwandelte, als Nagel mißbrauchte, um daran alle menschlichen Gedanken und Interessen bis zu denen des Ackerbaues und der Viehzucht aufzuhängen, anstatt es einzig und allein als das anzusehen, was es ist: als schützende Hülle, die den Geist der Väter und schwer erworbene unvergängliche Wahrheit umschließt, die allein von der Gegenwart erfaßt, durch die Gegenwart flüssig gemacht, in der Gegenwart wirksam angesetzt werden kann. Alle religiösen Wahrheiten, die nicht in den Worten der Gegenwart geformt, in das Gewebe der Gegenwart hineingewirkt, an die Kräfte der Gegenwart angesetzt werden, sind tote Gespinste und vernichten die lebendige Religion.

So ist die Kirche des „Wortes“ in unentrinnbarer Entwicklung immer ausschließlicher zur Theologenkirche geworden, die ihre oft grauenerregende Lebensfremdheit unter einer komplizierten theologischen Begriffsarbeit und Scheinspekulation verbirgt, durch die sie ihr „gutes Gewissen“ vor sich selber zu verteidigen sucht. Die Rechtfertigung aus dem Glauben ist zur Selbstrechtfertigung des Glaubens geworden. Tatsächlich besteht heute die Hauptarbeit der Theologen gegenüber dem Leben in der sogenannten Apologetik, durch die sie ihre Grenzen absteckt und andere in ihre Grenzen zurückweist, anstatt das Leben mit der ihr anvertrauten Geisteskraft zu erobern und alle Grenzen sieghaft aufzuheben. Auf religiösem Gebiete bedeutet Zurückdrängung in die Defensive immer Niederlage. Die Apologetik ist das Grab der Religion; soweit sie lebendig ist, kennt sie nur die Energetik. Wer die Bibel verteidigen will, hat sie längst verloren; nur der besitzt sie, der sie in lebendige Gegenwartskraft umzusetzen vermag.

So ist die Kirche des „Wortes“ dem schlimmsten Geschick verfallen, das eine Lebensmacht treffen kann: man nimmt sie nicht mehr ernst. Höchstens als Dekoration oder als Stütze für andere Lebensinteressen kommt sie noch in Betracht. Man läßt sie reden, verlangt aber, daß sie schön redet, und immer das, was man hören will. Die Kinder und die Alten überläßt man ihr noch verhältnismäßig willig, verbittet sich aber jedes Dreinreden in die „Interessen“ des Lebens. Was für eine Erlösung müßte es für

diese Kirche sein, wenn die Welt sie hassen würde wie die Pest!

Diese hoffnungslose Lage spiegelt sich nun aber auch in der aufbauenden Gedankenarbeit der Theologie, von der man bei ihrer starken Konzentration auf sich selbst und das „Wort“ anzunehmen geneigt wäre, daß sie wenigstens potentiell den religiösen Wahrheitskern um so energischer herausgearbeitet hätte. Weit entfernt! Seit vier Jahrhunderten „sucht“ sie mit wachsender Angst und Unsicherheit nach dem letzten Gewißheitspunkte der Religion, anstatt ihn zu besitzen und sieghaft strahlend der Welt wenigstens zu zeigen. Wo hat sie ihn überall zu finden gemeint! Hier einige Proben: im testimonium spiritus sancti internum (steht der reformatorischen Neugeburt noch am nächsten), in der Widerspruchslosigkeit, Vollständigkeit und anderen Eigenschaften der heiligen Schrift, in den bekräftigenden Zeichen und Wundern, in der Bekehrung, in der Vernunft, im consensus gentium, im „Gefühl“ der schlechthinigen Abhängigkeit, im kategorischen Imperativ, in der Wiedergeburt, in der „persönlichen Erfahrung“, im historischen Faktum, in der ewigen Idee, in der „Ahndung“ u. s. w. Wer will beschreiben, wieviele „letzte Punkte“ die Theologie in den letzten Jahrhunderten herausgefunden hat! Das Tragische ist, daß der eine immer gegen den anderen ausgespielt wird, weil er den anderen ausschließt oder für ungenügend erachtet! Ein untrügliches Symptom dafür, daß die Theologie wohl fühlt, was ihr fehlt, ist die Anknüpfung fast aller neueren theologischen Versuche an Schleiermacher, diesen dunklen und durch und durch ketzerischen Dogmatiker. Aber durch ihn wurde die Erinnerung wieder geweckt an den warmen Lebensquell, aus dem die Religion sprudelt, an den lebendigen Berührungspunkt, der die Religion immer wieder zur unmittelbaren Gegenwart werden läßt, ohne den aller Glaube tot ist. Aber mit der Erinnerung daran kam die Sache nicht wieder! Alles theologische Nachfühlen ist kein Leben!

Tatsächlich ist alles, was wir an scheinbar lebendigen theologischen Ansätzen in den letzten Jahrhunderten beobachten, in zunehmendem Maße das durch äußere Lebensströmungen, die allerdings noch die Spuren älterer religiöser Kraft in sich tragen, hervorgerufene und beeinflußte Ausschwingen von Vergangenheitskräften, nicht Neugeburt, die dem Leben schöpferisch und beherrschend

gegenübertritt. Die allerdings imposante Gedankenarbeit, die sich innerhalb der Theologenkirche abgespielt hat, ist, vom Leben aus gesehen, verpuffte Kraft: sie hat an keinem Punkte das Leben nennenswert umgestaltet, wohl aber sich durch die von ihr unabhängig sich vollziehenden Umgestaltungen des Lebens stark beeinflussen lassen. Jede neue philosophische Richtung hat auch eine theologische Schule, jede Umgestaltung der Formen im sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Leben auch einen neuen theologischen Ansatz geschaffen, niemals umgekehrt! Hat doch sogar Bismarcks Leben, das wie kaum ein anderes in der Neuzeit die Erdrosselung des Glaubens durch den materiellen Realismus veranschaulicht, eine Darstellung von „Bismarcks Glauben" gezeitigt!

Die ganze Hülflosigkeit der Theologie tritt in der einen Tatsache zu Tage, daß alle ihre Gedankenarbeit beherrscht wird vom religiösen Gewißheits*problem* oder von der religiösen Wahrheits*frage*, neuerdings sogar fast ausschließlich von der Frage nach der rechten „Methode", die Wahrheit zu finden.

Das Leben ist kein Problem und die Wahrheit ist keine Frage. Das religiöse Leben tritt auf als Herrschaftsanspruch, die religiöse Wahrheit als Geistesmacht. Beides *ist* — oder es ist nicht, es fragt nicht, sondern es *will*. Beides ist unbedingte Gegenwartswirklichkeit und -notwendigkeit. Es speist sich aus der Vergangenheit und es drängt in die Zukunft, aber es *lebt* in der Gegenwart und stellt ihre Forderung an die Stunde. Da, wo du stehst, ist Gott und seine unbedingte Forderung, da ist sie allein wirklich, wahrhaftig und lebendig, da ist sein Leben, seine Kraft, sein Heil, seine Erlösung, sein ewiger Wille. Da faß zu und handle! Alles andere ist nur Deutung und Hülfe. Die Wahrheit ist ewig, aber sie wird nur ganz erfaßt und verwirklicht in jedem gegenwärtigen Augenblicke. In ihm sind Wahrheit und Leben unmittelbar eins. Die Wahrheit wird nicht erforscht und erlernt, sondern gelebt und erlebt, sie wird nicht bewiesen, sondern bewährt.

Halte das Buch in Ehren, denn es *deutet* dir dein gegenwärtiges Leben! Jedes Wort der Väter war einmal Gegenwartsleben und trägt darum einen schlummernden Funken in sich, der

wieder zum Leben werden kann, wenn du lebendig bist. Ja jede Aufzeichnung der Väter, die mit Herzblut geschrieben und von der Geschichte des Lebens sorgfältig gesichtet wurde, ist Ergebnis heißer Lebenstage und drängt auf zukünftiges Leben, auf „Erfüllung". Aber nur gegenwärtiges Leben kann es wecken und erfüllen, es nimmt dir deinen Lebenskampf nicht ab. Es grüßt dich mit dem Gruß der Hoffnung und der Liebe auf dem gemeinsamen Wege, der allem Lebendigen vorgezeichnet ist, aber es fordert, daß auch du deinen Weg findest und entschlossen gehst, damit du wieder Wegweiser werdest für kommende Geschlechter. Auf deinem Wege, mit deinen Händen, mit deinen Gedanken, mit deinen Worten mußt du deinen Lebenskampf auskämpfen, den keiner für dich austragen kann. Nur dem Kämpfenden werden Kräfte der Vergangenheit zu Gegenwartskräften, nur dem in der Gegenwart Arbeitenden wird die Vergangenheit zur Erlösung und zur Freiheit.

Darum, wenn wir heute die religiöse Wahrheit uns vergegenwärtigen wollen, so dürfen wir beileibe nicht mit der „biblischen Begründung" anfangen, noch viel weniger aber mit allgemeinen „Grundlagen", sei es philosophischer, erkenntniskritischer, allgemein methodischer oder sonstiger „wissenschaftlicher" Art. „Allgemeine Prinzipien" der Glaubenslehre gibt es nicht, ebenso keine „Grenzfragen" (die religiöse Wahrheit ist allbeherrschend), ebensowenig auch einen „historischen Unterbau", der den Inhalt der religiösen Wahrheit rechtfertigen könnte. „Die Weisheit wird gerechtfertigt von ihren Kindern." Nur das gegenwärtige Leben und seine Forderung kann Ausgangs- und Zielpunkt, Bewährung und Rechtfertigung der religiösen Wahrheit sein. In der Gegenwart will sie herrschen, nur in der Gegenwart kann sie ergriffen und verwirklicht, nur für die Gegenwart kann sie dargestellt werden.

Es ist ein schlimmes Zeichen des Verfalls, daß diese selbstverständlichste aller Grundlagen des religiösen Lebens heute aus der Buchreligion wieder herausgeschlagen werden muß. Die Vergangenheit, die Geschichte, die dem Menschen vor allen andern Geschöpfen in geradezu überreicher Fülle vom Schöpfer zugänglich gemacht worden ist, daß sie sein Leben erleichtere, nähre, befreie, sichere und führe, ist von ihm in einen fürchterlichen Ballast für die Seele verwandelt worden. Wie ein unübersteigbares Hindernis

hat sie sich ihm vor die Aufgabe und das Leben des Tages geworfen, des Tages, den sie in heißer, mühseliger Arbeit heraufgeführt hat, daß er ihn erfasse und ausfülle und an ihm sein Werk vollende. Dieser Tag, der vor dir liegt, ist Sinn, Zweck und Ziel der Jahrmillionen, die der Schöpfer dahinrollen ließ, damit er geboren werden könne. Wie ist es möglich, daß ein Geschlecht daran zweifeln konnte, um sich grübelnd und zankend in die Vergangenheit zu wühlen und dort den „Punkt“ und das „Wesen“ zu suchen, auf dem sie sicher ruhen könne! Da, wo du stehst, ist der Punkt, da ist der ewige Gott, leibhaftig und lebendig, der Urgrund und Urwille des Lebens, der dir zuruft: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!“ Dort allein siehst und erlebst du ihn wirklich, alles andere, die ganze Vergangenheit, ist nur Wegweiser auf diesen einen Punkt hin.

Wenn das Buch dich mit Zweifeln und Unklarheiten quält, so schlag es in Gottes Namen zu und lebe das Leben, wie es vor dir liegt! Nie wirst du sonst die Wahrheit sehen, erkennen und ergreifen können. Denn die Wahrheit ist unentrinnbar an den lebendigen Augenblick geknüpft. In ihm allein blitzt sie auf, in ihm enthüllt sie ihre alles beherrschende heilige Größe und Macht, in ihm will sie sich durchsetzen und herrschen.

Erst wenn dies unumstößlich feststeht, ist es überhaupt möglich, wieder eine Stellung zum Buch, zur Geschichte zu gewinnen. Das Buch öffnet überhaupt erst dem wirklich Lebendigen, dem im Kampf der Gegenwart sich Abmühenden seine Pforten. Noch niemals hat ein Mensch im Buche etwas wirklich Wertvolles und Überzeugendes gefunden, wozu die Gegenwart ihn nicht geführt und gezwungen hätte. Das Buch ist immer nur Bestätigung, Bekräftigung, Nährung, Klärung einer gegenwärtigen Lebensnotwendigkeit. „Wie geschrieben steht“, so sagt selbst der große christliche Schriftgelehrte des neuen Testaments, und wo er sagt: „Denn es stehet geschrieben“, ist es gleichwohl das „denn“ der nachträglich bestätigenden Begründung einer Notwendigkeit, die aus der Vergangenheit nur noch gegenwärtiger gemacht werden soll. Jede noch so eifrige Buchstabengeneration hat ganze Blöcke des heiligen Buches ungelockert liegen lassen müssen, weil sie sie mit ihren gegenwärtigen Kräften nicht lösen konnte. Jedes Zeitalter hat seine Teile

flüssig gemacht, aus denen es für seine Notwendigkeiten die Nahrung und Kräftigung zog. Das Buch ist ein unübersehbarer, ins Unendliche sich erstreckende Speicher, der jedem Geschlecht und jedem Einzelmenschen die ihm zustehenden Güter liefert. Die Abkapselung des Buches zu einem starren, festgeschlossenen System vergewaltigt sein eigentlichstes Wesen, ja schlimmer als das: es verwandelt seine lebendigen Kräfte in totes Gestein. Was dazu bestimmt ist, immer neu heraufsteigendes gegenwärtiges Leben zu nähren und vorwärts zu führen, wird zum Museum aufgestapelter Fossilien und Knochengerüste.

Das Buch will seinem innersten Wesen nach der Gegenwart und ihren Notwendigkeiten dienen, nicht sie beherrschen. Diese Selbstverständlichkeit ist nichts anderes als ein neuer Ausdruck eines Wortes Jesu, findet dadurch also auch seine Bestätigung, wie geschrieben steht: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Aber in ihr liegt allerdings eine radikale Verneinung der Rolle, die dem Buche in der Kirche des Wortes zugewiesen ist.

Diese Kirche sah und sieht in dem Buche — wenn auch im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenen Modifikationen — die Regel und Richtschnur des Glaubens, die vollendete und endgültige Offenbarung der religiösen Wahrheit. Dadurch ist sie freilich von vornherein in eine sehr schwierige Lage geraten. Denn die Bibel ist ein sehr dickes Buch und enthält die mannigfaltigsten Bestandteile. Dieser ihr köstlicher Reichtum und unschätzbarer Vorzug, der sie zum unerschöpflichen religiösen Lebensbuch macht, wurde für jene Betrachtung der Bibel zur größten Last. Denn nun mußte aus ihr die Wahrheit durch ein kompliziertes, auf die Dauer nur den Gelehrten zugängliches, und auch von diesen recht widerspruchsvoll gehandhabtes Verfahren herausgeholt werden. Die Not, in die die Kirche dadurch im Laufe der Jahrhunderte geraten ist, ist garnicht zu beschreiben. Alle herrliche geistige Kraft, die sie der Durchsetzung der religiösen Wahrheit in der Welt schuldig gewesen wäre, hat sie an diese Quadratur des Zirkels verschwendet! Die religiöse Wahrheit hat sich in allen ursprünglich religiösen Zeiten in einen Satz fassen lassen, von dem aus sie

in tausend Strahlen das Leben durchdrang. Jesu größtes Gebot, Luthers Reformationsspruch (Röm. 3. 28) enthalten die volle religiöse Wahrheit für ihre Zeit, der gegenüber alle anderen sogenannten Glaubenssätze nur Ausfaltungen und Ankristallisationen sind. Auf einen zentralen Punkt kommt in einem bestimmten Stadium der Entwicklung alles an. Ist der ergriffen und seiner universalen Herrschaftskraft grundsätzlich alles Leben unterworfen, dann ist das Entscheidende erfüllt. Alles andere formt und gruppiert sich um diesen Keimpunkt herum und wird von ihm in seinen Lebensrhythmus hineingezogen. In Luthers Leben ist alles aus diesem Keimpunkt herausgewachsen. Wie hat sich das aber schon zu seinen Lebzeiten und vollends in den späteren Jahrhunderten seiner Kirche geändert! Die Bekenntnisstreitigkeiten waren der Auftakt, die orthodoxe Bibelvergewaltigung die Fortsetzung, die Kritik der Aufklärung der Anfang vom Ende, und die „historische Forschung“ der Schlußakt. Die religiöse Wahrheit, diese ureinfachste aller Wahrheiten, ist zum vollendeten Chaos geworden. Der Mißbrauch der Bibel als eines Lehrbuches der religiösen Wahrheit hat sich bitter gerächt! Heute erleben wir's, daß jeder Hanswurst in der Bibel Widersprüche oder Atavismen sucht und leicht genug entdeckt, und sie dann hohnlachend in den Winkel wirft. Ihr Theologen des „Worts“ werdet dem ewigen Richter Rechenschaft darüber ablegen, daß ihr einer ganzen Epoche der Menschheit das Buch der Bücher entrisset! Ihr tragt die Schuld! Ihr habt's euch leicht gemacht. Ihr habt die religiöse Wahrheit, die Gott euch in der Wirklichkeit des Lebens wieder geschenkt hatte, ans Buch gekettet, anstatt sie ins Leben hineinzuschmieden. Das Leben ist euren Händen entglitten, und das Buch ist unter euren Händen zerrissen worden. Nun müht ihr euch ab, die zerflatterte Wahrheit aus den Fetzen wieder zusammenzusuchen und „biblisch zu begründen“. Aber es wird euch nie gelingen, weil der Keim starb, der nur im Leben gedeiht, nicht aber zwischen staubigen Buchdeckeln und in historischen Forschungsinstituten.

Zu welchem Zwecke hat Luther die Bibel in die Volkssprache übersetzt? Damit sie zur „Urkunde der Offenbarung“ für spekulierende Theologen würde? Nein, ganz allein darum, damit

sie zur Deutung der lebendigen Wahrheit für alle würde, denen Gott die Schriftsprache als Vermittlerin lebendigen Geistesaustausches gegeben hatte. Die Wahrheit wohnt allein im Leben, das Buch aber ist nichts anderes als der deutende und dienende Führer, daß sie dort gefunden, erfaßt und festgehalten werde. Keine einzige Menschenseele hat Gott in der Bibel gefunden, die nicht im Leben von ihm gepackt und gezogen worden wäre; kein Bibelwort hat eine lebendige Wahrheit aufblitzen lassen, die nicht das Leben selbst erzwungen hätte. Das Buch bestätigt, bringt zur Klarheit, läßt bewußt festhalten und heftet in die Erinnerung, was allein das Leben schaffen kann. Nur aus der gratia praeveniens fließt zwingende Wahrheit, niemals aus einem Buche. Als das tolle lege! des Kindermundes den Augustinus die Bekehrungsstelle aufschlagen ließ, war seine Seele längst in den Händen des lebendigen Gottes und seiner ewigen Wahrheit. Als den heiligen Franzikus des Meisters Jüngerruf aus dem Wort Matthäus 10 fand, das ihm Sinn und Zukunft seines Lebens deutete, war die Wahrheit längst gegenwärtig in seiner Seele. Der die Winde zu seinen Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern macht, hat auch der Bibel seine Botendienste übertragen. Aber sie ist nur seine Dienerin, wenn auch seine vornehmste, die Deuterin seiner Wahrheit, die immer wieder neu der Welt lebendig einzuprägen der Ewige sich allein vorbehalten hat.

Der Historiker soll die Bibel mit allen Mitteln durchforschen, daß sie anschaulich, lebendig, in allen Teilen zugänglich werde, aber nicht um die religiöse Wahrheit dadurch zu finden und einwandfrei herauszukristallisieren — die findet auch er nur im Leben. Theologengelehrsamkeit allein schafft und findet keinen Funken göttlicher Wahrheit, die schafft und schenkt allein der lebendige Gott, der sie allen in gleicher Weise zugänglich macht, den einfachen Geistern wie den gelehrten, allen ohne Ausnahme in der Führung und Arbeit ihres Lebens.

Die religiöse Wahrheit, die die Theologen aus dem Buche herausgeholt haben, ist im besten Falle ein kraftloses Surrogat, ein Schema, in den meisten Fällen ein Schattenspiel ihrer eigenen Gedanken. Die sogenannte textgemäße Predigt, die nichts als Auslegung des Textes aus sich selbst sein will, ist religiös völlig

inhalt- und wertlos. Sie begegnet allerdings so gut wie niemals in Reinkultur, um so häufiger aber in Halbkultur, indem sie das Lebendige aus dem Erstarrten abzuleiten, zu wecken und zu bestimmen sucht. Religiösen Inhalt und Wert hat nur die uneingeschränkte Verkündigung der Wahrheit aus der Gegenwart. Der Text hat nur die Bedeutung ihrer Bestätigung, Bekräftigung und Klärung. Die einzig denkbare Art religiöser Textpredigt zeigt die einzige, die aus dem Munde Jesu von Nazareth aufbehalten ist: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren.“ Allein darum, weil er Gegenwartsprediger war, redete er wie einer, der Vollmacht hatte, und nicht wie die Schriftgelehrten. Eine festgelegte Reihe von Perikopen, in die die Bibel mechanisch eingeteilt wird, im Turnus einiger Jahre abzuwickeln, damit auf diese Weise „die ganze Wahrheit“ nach und nach verkündigt werde, ist vollendete Torheit. Gewiß soll man nach und nach die ganze Bibel lesen und vorlesen, weil immer lebendige Funken der Gegenwart hier und da durch ihre Worte aufleuchtende Kraft gewinnen können, aber predigen darf der Verkünder religiöser Wahrheit nur über Worte, die „heute erfüllt“ sind.

Man ist der Meinung, daß dadurch dem Subjektivismus Tür und Tor geöffnet werde. Die Sache liegt gerade umgekehrt. Objektiv, das heißt absolut und unentrinnbar gültig, überwältigend und zwingend ist allein die Wahrheit, die aus dem Leben geboren ist und dem gegenwärtigen Augenblick fordernd gegenübertritt. Wenn man wissen will, was Subjektivismus ist, dann muß man sich die schriftgemäßen und lebensfremden Kanzelmonologe der Schrifttheologen anhören. Die große, das Ich vernichtende und in seinen Dienst zwingende objektive Macht ist allein der lebendige Gott, der jetzt die Herrschaft heischt.

Nur wer dem lebendigen Gott in der Gegenwart zu dienen gezwungen wurde, hat die rechte Stellung zur Bibel wiedergefunden, vor der er sich in Ehrfurcht beugt bis zum „letzten Jota des Gesetzes“. Nur ihn grüßt sie als die Mutter seines Lebens, die ihm bis in ihre letzten Falten und Runzeln heilig und teuer geworden ist und immer mehr wird. Ihm ist sie heilige Erinnerung, Bestätigung, Vergewisserung, Führung, Tröstung, Mahnung, Hoffnung. Aus dem Schoße der Jahrtausende zeigt sie ihm, daß ein

Lebensstrom und ein Lebenskampf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit einander verbindet, offenbart sie ihm, daß er nicht allein auf seinem Wege ist, sondern mit ihm die Geister unendlicher Geschlechter, der Geist des ewigen Gottes.

Was der Großstadtgeborene unseres Geschlechts erlebt, wenn er zum ersten Male die freie Luft des Landes wieder atmet, aus dem seine Väter abwanderten, das erlebt auch der, der in Ruß und Staub des Gegenwartskampfes das Buch der Bücher wieder aufschlägt. Wer will das Geheimnis der Befreiung, des Heimatgefühls, der zuströmenden Kraft, des Wiederfindens, der heiligen Ehrfurcht, der aufsteigenden Lebensklarheit und -gewißheit, der erlebten Erfüllung erklären, das den überwältigt, der nach Generationen der Trennung zu der Mutter Natur zurückkehrt! Der heiligen Mneme, der geheimnisvollen Erinnerungskraft, die alles Lebendige durchzieht und den Anfang alles Lebens mit dem Ende verbindet, ist noch kein Geschöpf entronnen. Sie gehört zu den Gesetzen, die das Leben von Ewigkeit her tragen, zusammenhalten, aufwärtsführen. Auch das Buch der Bücher steht im Dienste dieses Gesetzes: es ist das große Erinnerungsbuch der Menschheit, in das die Jahrtausende ihre erworbenen Wahrheiten eingetragen haben. Wer es aufschlägt, gerät unter seine Gewalt, er mag wollen oder nicht. Hier ist „die Alpenwelt mit der Kraft und Mannigfaltigkeit einer ungebrochenen Natur“, die die vom Urgrund des Lebens losgerissene Menschheit wiedersucht, „in die hineinzuschreiten den Menschen innerlich stark und gesund macht“.

Was in jedem Menschenherzen kämpft und strebt und aufschreit im heißen Kampf des Tages, hier klingt das alles wider in uralten Melodien, die wir nur zu variieren, zu „vollenden“ haben. Was eine Mutter ist und bleibt für ihr Kind, auch wenn es über ferne Höhenwege geführt wurde, das ist und bleibt die Bibel für die Menschheit. Wahrlich, sie will nicht herrschen, sie will nur lieben, verstehen, befreien, grüßen, dienen, ermutigen, trösten, den rechten Weg des Heiles zeigen, das Verlorene zurückholen. Dem, der ganz in der Gegenwart lebt, in ihr kämpft und leidet, wird sie Quelle und Heimat, wird sie „zum Worte Gottes“, nur ihm! Darum wird der, der wirklich lebt, sie lieben und ehren, wie man eine Mutter liebt und ehrt; ihre Falten und

Runzeln, ihre Widersprüche und Härten, ihre Geheimnisse und Dunkelheiten werden ihn nicht stören. Wen hätte das bei einer Mutter gestört! Aus ihrem harten Gestein quillt so viel frisches, lebendiges Wasser, aus ihren altertümlichen Formen schaut so viel Weisheit und Güte heraus, ihr erstarrtes Gewand wird dem wahrhaft Lebendigen so weich und warm vertraut, daß er nicht ein „Jota des Gesetzes" von ihr preisgeben kann, weil noch eine Stunde kommen könnte, in der er seines Grußes im heißen Lebenskampf bedarf, in der es seine „Erfüllung" finden wird.



2. Heilstatsachen und religiöse Wahrheit.

Die Buchstabenreligion hat außer dem Schriftgelehrten immer noch einen zweiten Verbündeten gehabt: den Priester. Beide sind sich keineswegs untereinander immer einig gewesen. Pharisäer und Sadduzäer sind in ihren Machtansprüchen oft genug aneinandergeraten, demokratische und aristokratische Strebungen haben in ihnen oft hart gegeneinandergestanden. Aber sie waren doch Kinder einer Mutter. Der lebendigen Religion gegenüber haben sie immer zusammengehalten. Die Erstarrung und Verfestigung war beider Element und Herrschaftsmittel. Die Erstarrung des Buchstabens hat immer die Erstarrung der Heilsanstalt neben sich gesehen, oft mit Neid, oft aber auch in völliger geschwisterlicher Vereinigung.

Jesus hat beiden Typen der Erstarrung gegenübergestanden und ist der Vereinigung beider zum Opfer gefallen. Beide hat er durch seine Lebensreligion aufgelöst, die Herrschaft des Buchstabens und die Herrschaft des Tempels. Die Auflösung der ersteren wäre unvollendet geblieben ohne das Zerbrechen der letzteren. Darum mußte er den Kampf mit der Priesterschaft in Jerusalem aufnehmen, so gewiß sein Hauptlebenskampf dem Buchstaben galt.

Priesterherrschaft und Schriftgelehrtentum fordern sich gegenseitig. Der Aufbau des jüdischen Tempeldienstes wurde von Schriftgelehrten entworfen, und diese wiederum stützten auf die geschichtlich gewordene Autorität der Tempelaristokratie ihr Recht vor dem Volke. Denn die Schriftgelehrsamkeit zerfließt, wenn ihr der letzte Einheitspunkt der äußeren Macht fehlt, und der Tempeldienst stirbt, wenn nicht Träger der Gesetzeslehre immer wieder das Volk auf ihn verpflichten und an ihn binden.

Der Zusammenhang zwischen beiden ist zwingend. Die Buch-

stabenreligion will, weil sie immer noch Religion ist, auch auf ihre Weise die Gottesherrschaft durchsetzen. Der lebendige Wille des Ewigen ist ihr entglitten, das starre Knochengerüst des göttlichen Gesetzesbuchstabens ist in ihrer Hand geblieben. Dies Gerüst müßte trotz alles Eifers, die einzelnen Bestandteile zu schützen und zu erhalten, hoffnungslos auseinanderfallen, wenn nicht eine irgendwie noch lebendige Herrschaftskraft das Ganze stützte. Dieser Zwang, einen letzten lebendigen, nicht rein formalen, sondern noch wirksamen Willen zu suchen, hat in der Geschichte zu ganz tragischen Zusammenkettungen geführt. Das Verhältnis der Pharisäer zu den Sadduzäern ist eine große Tragödie. Der strenge Gesetzeslehrer muß den Tempelaristokraten, dem sein Gesetzesernst völlig gleichgültig ist und fern liegt, innerlich verachten, und er braucht ihn doch, weil seine eigene innere Schwäche eine stützende äußere Macht fordert. Die Tragödie kehrt immer wieder. Wir finden sie in der Geschichte der Papstkirche, wir finden sie im protestantischen Staatskirchentum. Wo immer der Buchstabe herrschen wollte, hat irgend eine äußere Weltmacht ihn stützen müssen, und oft genug ist es der Antichrist selbst gewesen.

Diese harte Zwangsverknüpfung wirkt nun aber auf das innere Wesen der Buchstabenreligion sehr bestimmend zurück. Die Gesetzesreligion ist an sich ganz und gar individualistisch. Sie will dem einzelnen zu seinem Seelenheil verhelfen. Sie will Antwort auf die Frage der Seele geben: „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ In wahrhaft seelsorgerlichem Bemühen, wenn auch in kleinlicher Gesetzesenge, hat sie doch manche treffliche Antwort im einzelnen gefunden. Die altjüdische Gesetzeslehre, der Beichtstuhl des katholischen Priesters und die Amtsstube des orthodoxen protestantischen Pfarrers haben viel Lebensweisheit im einzelnen zu Tage gefördert. Aber — in diese seelsorgerliche Tätigkeit des Schriftgelehrten wirkt nun brutal die Macht hinein, deren die Buchstabenreligion nicht entraten kann. Der Herrschaftswille, ohne den sie selbst hilflos wäre, zwingt sie, alle Seelenpflege in den Dienst seiner oft genug teuflisch egoistischen, immer aber den Absichten der Seelsorge fremdartig gegenüberstehenden Zwecke zu stellen. Alle Priesterherrschaft ist Fremdherrschaft gewesen und wird es für ewige Zeiten bleiben. Die Be-

ziehungen des jüdischen Volkes zum Tempel in Jerusalem waren rein äußerlich national-religiöse, durch eine große Vergangenheit geweiht und durch den darauf ruhenden Herrschaftsanspruch gehalten. Sie gehörten einer älteren Entwicklungsstufe an als die Welt der Gesetzesfrömmigkeit. Trotz des Schwunges, der den religiösen Festen in Jerusalem innewohnte, warfen sie für die Grundfrage nach dem „ewigen Leben“ garnichts ab — die Sadduzäer spotteten darüber —, sondern waren nur durch ein ganz äußerliches Band von Geld- und Opferleistungen mit ihr verbunden. Die Tempelreinigung deckte diesen klaffenden Riß schonungslos auf, konnte ihn freilich nicht heilen, weil er nicht zu heilen ist. Denn Gesetzesfrömmigkeit und Priesterfremdherrschaft bedingen einander. Nur wenn beide sterben, ist die „Anbetung im Geist und in der Wahrheit“ möglich, die den höchsten Herrschaftswillen mit dem Suchen nach dem ewigen Leben in eins setzt.

Derselbe Riß tritt im Zeitalter der Reformation wieder zu Tage. Das Ablaßgeld gibt vor, die „Seele“ in den Himmel zu bringen, will aber tatsächlich den päpstlichen Machtansprüchen dienen. Das sind zwei einander ganz fremde Welten, die Luther schonungslos auseinanderreißt, um auf einer völlig neuen Grundlage, die die „Seele“ ganz dem Ichstreben entreißt und in einen höheren Herrschaftswillen stellt, die neue Einheit zu finden. Werkfrömmigkeit und Priesterherrschaft fallen miteinander.

Derselbe Riß wird nun auf dem Boden der protestantischen Kirchen in demselben Maß wieder deutlich sichtbar, wie die Buchreligion sich von der Lebenseinheit entfernt. Der Prediger des Wortes fühlt je länger desto mehr, daß er allein in der Luft schwebt. Darum ist die Geschichte der Kirche des Wortes trotz ihres ehrlichen seelsorgerlichen Bemühens die tragische Geschichte einen Zusammenbruchs ohne einen tragenden Machtfaktor oder eines vergeblichen Suchens nach einem solchen. Die kümmerliche Stellung des Luthertums, das sich auf den sogenannten „geistigen Einfluß“ der Wortpredigt und der Einzelseelsorge beschränkt, liegt vor aller Augen. Noch tragischer aber ist das Bemühen um einen stützenden Herrschaftswillen: sie hat vergeblich versucht, eine hierarchische Organisation, eine in sich ruhende Machtkirche zu schaffen — dieser Versuch ist überall mißlungen, selbst

in Preußen. Sie hat sich schließlich, anknüpfend an das Landeskirchentum, mit Haut und Haaren dem Staat zu einem willenlosen Nationalchristentum verschrieben, das aber alles andere als wirklich herrschaftskräftig geworden ist — der Krieg mit seiner versagenden „nationalen Frömmigkeit“ hat diese Tatsache in ihrer ganzen Tragik herausgestellt. Der evangelischen Kirche ist bis heute ein machtkräftiges Priestertum in jeder Form versagt geblieben — vom Standpunkt der Religion aus gesehen, gewiß ein großes Glück, denn es ist besser, gar keine Kirche zu haben, als eine Priesterkirche. Aber das spricht die evangelische Kirche nicht frei von der Anklage, daß sie eine solche doch gesucht hat und wohl auch noch weiter suchen wird. Die mit dem priesterlichen Machtwillen zusammenhängende innere Umbildung der Buchreligion läßt keinen Zweifel daran zu.

Auf den Zusammenhang zwischen Schriftgelehrten und Priesterherrschaft mußten wir nämlich deshalb kurz *) hinweisen, weil nur auf diesem Hintergrunde die Verschnürung und Versteinerung der religiösen Wahrheit verstanden werden kann, die man als „Theologie der Heilstatsachen“ bezeichnet hat. Aus ihr muß heute die lebendige Religion ebenso herausgeschlagen werden, wie aus der erstarrten Buchreligion. Die Heilstatsachentheologie ist nichts anderes als die Rückwirkung der Priesterfremdherrschaft auf die Formung der religiösen Wahrheit. Wir müssen uns diesen Zusammenhang durch einen geschichtlichen Rückblick klar machen.

Jesus Christus hat keine Heilstatsachen im Sinne der späteren Theologie gekannt, sondern nur unbedingt gültige religiöse Wahrheit, die immer und überall gegenwärtig ist. Sie ist allerdings „Tatsache“, aber nicht im Sinne eines einmaligen, abgeschlossenen Geschehnisses, sondern im Sinne eines ewig und überall sich verwirklichenden Gesetzes. Sie ist Lebensnotwendigkeit, die sich wohl, eben weil sie das *wachsende Leben* beherrscht, im einzelnen

*) Leider in unserem Zusammenhange nur zu kurz! Das Verhältnis zwischen Priestertum und Schriftgelehrtentum ist eines der wichtigsten Kapitel der Religionsgeschichte. Wer mit ihr vertraut ist, kennt die Mannigfaltigkeit der Formen, Entwicklungen, Verwicklungen, Krisen, Kämpfe, die dies Verhältnis hervorgebracht hat, und in der sich Aufstieg und Abstieg des religiösen Lebensstroms spiegelt.

langsam und stufenweise entfalten kann, die aber nie und nirgend fertig abgeschlossen, d. h. untätig verkapselt liegt. Sie ist die unbedingte Herrschaftsmacht, der alles untertan ist, in jedem Augenblick lebendig schaffend und fordernd auftretend. Hier liegt die einzigartige Größe seines religiösen Schöpfungswerkes, daß er diese Unentrinnbarkeit und Lebendigkeit der religiösen Wahrheit aus der abgekapselten Erstarrung herausgeholt hat. Hier wurzelt die Gehorsam heischende Kraft seines Willens, der entweder richtet und tötet oder heilt und lebendig macht. Hier liegt der absolute Charakter seiner Religion, die wohl noch ausgebaut, aber nicht mehr überbaut werden kann.

Diese religiöse Wahrheit ist nicht etwa an irgend eine „Heilstatsache“ seines Lebens geknüpft, sondern dieses Leben wächst selbst aus der Urwahrheit heraus. Darin besteht die Bedeutung seines Lebens, daß es sich selbst völlig als aus der religiösen Wahrheit herauswachsend erfaßt hat. Die Unabhängigkeit der religiösen Wahrheit vom Einzelgeschehnis und vom Einzelleben ist hier zum ersten Male in der vollen Demut, die ihre Größe und Unbedingtheit allein erfassen kann, begriffen. Daher das völlige Zurücktreten der Ursprünge und der äußeren Tatsachen seines Lebens! Wie kein Erdgeborener sonst hat er seine Vertrauten über sein Leben und seine Anfänge im Dunkeln gelassen. Nur eine Erzählung aus seiner Entwicklung ist sicher und widerspruchslos, freilich andeutungsvoll genug, bezeugt, die Versuchungsgeschichte, die *nur* die Grundlagen aller von ihm geschauten religiösen Wahrheit kundtut, mehr nicht. Dieses Schweigen gehört unbedingt zur Größe seines Lebens und seiner religiösen Verkündigung. Nur der unmittelbar gegenwärtigen Wahrheit gehört sein Dienst. Seine Worte und Bilder erzählen nichts über das, was einmal war, sondern sind lebendige Zeugnisse dessen, was ist und sein muß. Er taucht ins Dunkel hinab, ohne auch nur einen leisen Anlauf dazu zu machen, Tatsachen seines Lebens und Worte seines Mundes festzuhalten und zu sichern. Auch das Abendmahl hat nicht diese Bedeutung: es will nur ganz zur bleibend lebendigen Gegenwart machen, was sich als ewiges Gesetz in seinem Leben vollzieht. Diese Sorglosigkeit gegenüber der Sicherung des Tatbestandes seines Lebens ist nicht etwa Vertrauen zu der

allzeit geschäftigen Historie, die schon aufbewahren wird, was wichtig ist, sondern ist nichts anderes als die Gewißheit, daß ewige Wahrheiten nicht sterben können, weil sie immer wieder nach ewiger Notwendigkeit lebendig gegenwärtig werden müssen. Auf die Bedeutung seiner Gleichnissprache, die diesen überhistorischen Charakter der von ihm geschauten religiösen Wahrheit für alle Zeiten unmißverständlich festlegt, werden wir im vierten Kapitel noch zurückkommen.

Die Geschichte des Urchristentums ist die Geschichte des heißen Bemühens, diese lebendig wirkende Wahrheit festzuhalten, nicht etwa in der Erinnerung, sondern in ihrer unmittelbaren Gegenwärtigkeit. Nur so ist die merkwürdige Tatsache zu erklären, daß gegenüber den Augenzeugen des Lebens Jesu ein Nachgeborener, der ihn wahrscheinlich überhaupt nicht persönlich gesehen hat, zum vornehmsten Träger seines Werkes und zu einer geistigen Autorität wird, die alle δοκοῦντες εἶναι τι in den Schatten stellt. Das Geheimnis der religiösen Kraft dieses Mannes liegt, worin die Heilstatsachentheologen seine größte Schwäche sehen müssen, gerade in der bewußten Betonung der Tatsache: „Ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.“ Indem er die geschichtliche Farbe des Nazareners verflüchtigte und ihn in eine überirdische Welt versetzte, die von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht, indem er ihn aus dem geschichtlichen Jesus zum Typus der Menschheit, zum zweiten Adam machte, hat er sein Erbe treuer verwaltet als alle, die mit ihm auf Erden gewandelt sind und von der erdgeborenen Gestalt doch nur halb loskamen. So wurde das Allgemeingültige, das Niesterbende der Lebenserscheinung Jesu herausgehoben und trat nun unmittelbar in den Dienst seines religiösen Lebenswerks: die unbedingt gültige und ewig gegenwärtige religiöse Wahrheit in die Gemüter zu tragen. „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, das ist die einzige Christologie, die auf dem Boden der Religion Jesu Berechtigung hat. Als der Typus der Menschheit und des Menschheitsschicksals, der jetzt lebendig gegenwärtig ist und fordernd auftritt, gehört er allein in die christliche Religion hinein, nicht als einer, der einmal in der Geschichte auftrat und ein

noch so einzigartiges Lebenswerk vollendete. Sein Lebenswerk ist nie abgeschlossen gewesen, sondern es vollzieht sich in jedem Augenblick. Was man die Christusmystik des Paulus genannt hat, ist nichts anderes als die lebendige Religion Jesu, die seine irdische Gestalt selbst in ihre ewige Gültigkeit und Lebendigkeit hineingezogen hat. Auf den einen Punkt, an dem Paulus in dieser lebendigen Erfassung der religiösen Wahrheit unsicher wird, kommen wir später.

Daß übrigens auch die Zeugen des Lebens Jesu ein lebendiges Bewußtsein davon gehabt haben müssen, daß die gegenwärtige religiöse Wahrheit überragend wichtiger ist als alle historische Tatsachenerinnerung, beweist der Umstand, daß lange, bevor die Geschichte des Lebens Jesu in den Evangelien geschrieben worden ist, seine Worte gesammelt und aufgezeichnet, ja ohne irgend welchen historischen Rahmen aufgereiht worden sind. Diese Worte sind Träger unmittelbar erlebter, zeitloser Wahrheit, die in jedem Augenblick neu gegenwärtig ist. Die merkwürdig späte Abfassung aller Evangelien sollte den Heilstatsachentheologen ohnehin zu denken geben. Sie lediglich auf ein angebliches Sichbegnügen mit sorgfältiger mündlicher Ueberlieferung zurückzuführen, geht angesichts unserer Kenntnis der Schreibfreudigkeit jenes Zeitalters nicht an. Ein religiös lebendiges Geschlecht hielt eben alle historischen Tatsachen, auch die sogenannten Heilstatsachen, für so gleichgültig, daß man Besseres zu tun hatte als sie aufzuzeichnen für kommende Schrifttheologen und Priester.

So seltsam es klingen mag: die Schriften, denen wir die Kenntnis des einzigsten Lebens in der Geschichte der Menschheit verdanken, gehören, religiös angesehen, bereits einer Zeit der ersten Verkümmerung des ursprünglichen religiösen Lebens an. Was bewußt in die Erinnerung zurückgerufen und der Erinnerung überliefert wird, ist nicht mehr ein Zeugnis lebendig gegenwärtigen Besitzes. Indessen — alles Sterben ist zukünftiges Leben. Diese ewige Wahrheit die des großen Meisters Leben beherrschte, hat auch über diesem inneren Sterben seiner Jünger gestanden. Unendliches Leben hat sich an diesen schlichten Aufzeichnungen immer neu entzündet. Freilich stets nur gegenwärtiges Leben ist an ihnen zum eigenen Bewußtsein, zur Kraft und zur Entfaltung gekommen. Daneben aber

hat auch der in ihnen wirksame Tod fortgewirkt in der Tatsachentheologie, deren ersten schüchternen Anfang sie bedeuten.

Allerdings nur einen schüchternen Anfang! Noch hören wir nichts von einer Beteuerung, daß das, was da geschrieben wird, Tatsache sei, noch ist alles naive Erzählung mit dem schlichten Zweck, zu erbauen, die Gemüter der Gegenwart an diesen Vergangenheitserzählungen religiös zu entzünden, noch hat nicht der Zweifel oder der Unglaube die Feder unsicher und erregt gemacht — nur die Fassung der Auferstehungsgeschichte bei Matthäus deutet erstmalig in diese Richtung. Noch strebt man keine Vollständigkeit an, sondern nimmt, was sich bietet — nur Lukas will alles mit Fleiß Erkundete von Anbeginn erzählen und betont die Augenzeugenschaft, will auch durch seine Darstellung einen „gewissen Grund der Lehre" geben. Aber in dem allen wirkt noch mehr die Treue gegen den Meister und die Gewissenhaftigkeit des Geschichtsschreibers als die Angst des Schriftgelehrten um den religiösen Besitz.

Diese Angst zittert allerdings schon früh leise in den Glauben der ersten Christengemeinden hinein. Wir müssen nun zurückgreifen auf den Punkt, an dem Paulus bereits unsicher zu werden begann. Die Frage nach den geschichtlichen Tatsachen ist zuerst beim Auferstehungsglauben lebendig geworden. In so geheimnisvolles Dunkel das erste Erlebnis des trotz des Todes lebendig wirksamen Meisters für alle Zeiten gehüllt sein mag, dies Erlebnis war doch das Urerlebnis der von des Meisters sichtbarer Erdenerscheinung und seinem gesprochenen Wort losgelösten Jüngergemeinde, das Urerlebnis, das die Religion Jesu, die nur lebendig gegenwärtige Wahrheit kennt, in die Zukunft trug. Durch Jesu Tod war diese Grundfrage der lebendigen Religion für die Jünger in die akute Krisis getreten, die durch das Gegenwartserlebnis des Lebendigen überwunden wurde. Erst als Jesus als der Ewige, der nicht sterben kann, erfaßt war, erst als das Uebergeschichtliche und Ewigwirkende seines Lebens und seiner verkündeten Wahrheit unbedingt feststand, erst als seine Wahrheit ohne seine sichtbare Gegenwart als das immer und überall herrschende Lebensgesetz ergriffen war, hatte seine Religion endgültig Fuß gefaßt.

Man versteht, warum für seine Jünger mit dem Glauben an den überall und immer lebendig gegenwärtigen Meister seine Religion stand und fiel. Wer die Religion Jesu überhaupt begriffen hat, begreift unmittelbar auch dieses. Freilich setzt nun an diesem Punkte die Verkümmerung der religiösen Wahrheit ein. Der lebendige Herr, der nichts anderes war als die Verkörperung der allezeit und überall lebendig gegenwärtigen Wahrheit, aus der sein Leben geflossen war und für die es Zeugnis abgelegt hatte, wurde durch die Erinnerung an die irdische Gestalt des Herrn aus diesem Zusammenhang wieder herausgelöst. Ob es die Erscheinungen der Jünger mit ihrer orientalischen Körperlichkeit waren, ob es die Sehnsucht der Liebe war, die sein ewiges Bild wieder vermenschlichte — soviel steht fest: es hat sich früh ein sehr massiver Auferstehungsglaube entwickelt, der den allbeherrschenden Geistescharakter seiner Religion stark verdunkelte. Die sehr sinnlichen Auferstehungshoffnungen der Juden, die Jesus schroff von sich gewiesen hatte (Marc. 12. 25 ff.), und die nicht minder massiven Auferstehungszweifel der Hellenen, unter die die lebendige Religion des Geistes geriet, haben auch wohl das Ihrige getan, um an diesem Punkte die religiöse Verkündigung auf den toten Strang zu schieben.

Schon Paulus ist hier auf ihm angelangt. Derselbe Mann, der den allem Irdischen entrückten Herrn so lebendig als den allbeherrschenden Geist ergriffen hatte und verkündete, ist hülflos, wie ihm die Hellenen ihre Gassenweisheit entgegenhalten, daß es keine Auferstehung der Toten geben könne, hülflos darum, weil er gefesselt ist von der massiven eschatologischen Vorstellung des sterbenden Orients! Er, der das ganze Gesetz der Juden mit sieghaftem Griff über Bord geworfen hatte, bringt es bei seiner gewaltigen Auffassung vom vergeistigten Herrn nicht fertig, die chiliastischen Phantastereien eines posthumen Geschlechts ihm nachzuwerfen! Genau so, wie bei ihm die herrlichsten Zeugnisse von der Freiheit der Kinder Gottes unmittelbar neben den verschrobensten Beweisführungen des jüdischen Schriftgelehrten stehen, steht hier neben unsterblichen Zeugnissen der lebendigen Religion des Geistes eine kraß-sinnliche Zukunftsvorstellung. Um ihretwillen hat er auch die Frage nach dem Leben, das nicht sterben kann, in die

Sphäre der — geschichtlichen Tatsachen geschoben. Was als ewiges, unverrückbares Gesetz für die Kinder des lebendigen Gottes feststehen muß *) — oder es steht überhaupt nicht fest — das wird hier in ein einzelnes, angeblich geschichtlich bezeugtes Ereignis geschoben! Die ganze Religion Jesu wird an diesem Punkte aus den Angeln gehoben. Die ewig lebendige Wahrheit, für die er lebte und starb, und durch die er ewig lebendig ist, wird in ein einzelnes Geschehnis gekapselt, um das seither der Streit der Schriftgelehrten entbrannt ist, für das man sich auf „Augenzeugen" beruft, anstatt die Augen der ewig gegenwärtigen Wahrheit zu öffnen! In der Auseinandersetzung mit sinnlichkeitsgebundenen Zweifeln der Hellenen und auf sichbare Zeichen pochenden Juden ist der Tatsachentheologe geboren worden. Er sollte bald bedrohlich wachsen, bis die lebendige Wahrheit unter dem wuchernden Unkraut entfesselter Sinnlichkeitsvorstellungen langsam erstickte.

Man lese die Auferstehungsgeschichten, die als Anhang allen vier Evangelien angefügt sind, um zu erkennen, auf was für einen Strang die Frage nach dem unvergänglichen Leben des Meisters hier geraten ist. Der Scharfsinn eines David Friedrich Strauß hätte nicht aufgewandt zu werden brauchen, um dies sogenannte Tatsachennetz zu zerreißen. Diese Erzählungen sind, namentlich in den älteren Formen, als Dichtung und Symbolik gewiß von hohem Werte, aber die Freude daran wird auf Schritt und Tritt getrübt durch die Angst eines unsicher gewordenen Glaubens, der die lebendig gegenwärtige Wahrheit, den ewig lebendigen Herrn verloren hat und ihn nun sucht in dem längst verschütteten Gräbern der Vergangenheit.

Die Versinnlichung und geschichtliche Verkapselung der Auferstehung des Herrn ist ein ganz folgenschwerer Schritt in der Entwicklung der Religion Jesu gewesen. Man kann ihn den Sündenfall in der christlichen Kirchengeschichte nennen, aus dem alle späteren Todesmächte geboren sind. Sie hat den Glauben, der allein auf ewig gültigen und gegenwärtigen Lebensgesetzen ruht, die sein Auge lebendig schaut, von einem einzelnen geschicht-

*) Vgl. Jesus: Gott ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott.

lichen Geschehnis und von einer begrenzten Schar von „Augenzeugen“ abhängig gemacht. Man bedenke, was das heißt: der Apostel, der „allein durch Gottes Gnade war, was er war“, der sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen hatte, ehe er des Meisters Werkzeug wurde, beruft sich für diese entscheidende Frage in einer schwachen Stunde auf fremde Augenzeugen! (1. Kor. 15). Die Autorität des Alters und der Tradition hält wieder ihren Einzug in die Religion der ewig gültigen Wahrheit und des allgemeinen Priestertums, das Pochen auf das besondere „Empfangenhaben“ nimmt seinen Anfang, der Priester ist im Anzuge.

Noch einmal wehrt sich ein überragender Geist des Urchristentums gegen die Sklaverei äußerer Augenzeugenschaft. Der Verfasser des Johannesevangeliums hebt noch einmal das Leben des Meisters in die unvergängliche Welt ewiger Wahrheit empor. Sein Evangelium ist gänzlich unhistorisch, nur wie ein leichtes Farbenspiel wirkt hier und da die Geschichte in seine Gedankenführung hinein, die nichts als ewig gültige Wahrheiten in des Meisters Gestalt sehen will. Es ist das christlichste aller Evangelien, so gewiß es wesentlich Ungeschichtliches bietet; es ist die wahre Fortsetzung des Lebenswerkes Jesu. Was Paulus nur halb gelungen ist, das hat dieser Mann vollendet: in die Welt der Hellenen die Religion der ewig gültigen und lebendigen Wahrheit zu tragen. Die Logosidee und den lebendigen Herrn in eins zu setzen, das ist eine Offenbarung, wie sie nur ganz großen Geistern geschenkt wird, denen es vergönnt ist, Abgründe zu überbrücken, die ganze Völkerwelten hoffnungslos voneinander zu scheiden scheinen. Dieser Mann ist ganz Jude und ist ganz Hellene. Diese merkwürdige Verschmelzung wird sein Evangelium für alle Zeiten unter die geheimnisvollsten Wunder der Geistesgeschichte reihen. Hier ist nicht nur das Gesetz, sondern auch die wild rankende Eschatologie in die abgeklärte Welt einer ewigen Geistesreligion hinaufgezogen. Hier ist das Gefäß der hellenischen Idee angefüllt mit köstlich lebendigem, willensstarkem, sittlichem Inhalt, hier sind Orient und Occident zu einer neuen Zukunftsreligion unlösbar mit einander verschmolzen. Hier ist sogar noch einmal der Versuch gemacht, die Versinnlichung der Auferstehung hinüberzuziehen in die geistige Welt ewiger Wahrheit. Mitten

in die geheimnisvolle Symbolik, durch die er sie verklärt, fällt das Wort, das wieder zurücklenkt auf die Religion Jesu: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Aber auch dies Evangelium hat die Theologie der Heilstatsachen nicht zurückdämmen können. Wohl hat es die lebendige Religion Jesu hinübergelenkt in die Geisteswelt der Hellenen, wohl hat es hier in den griechischen Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte eine Epoche wahrhaft lebendig-religiöser Spekulation eingeleitet. Aber es war doch eine sittlich zerfallende und geistig versprühende Welt, in die das Evangelium hineintrat, und im Kampf mit dem geistig-sittlichen Niedergang siegte — die Tatsachentheologie, die äußere Autorität, der Priester. Den geistigen Wucherungen des Gnostizismus hatte man nichts entgegenzuwerfen als das Apostolikum. In Rom ist seine Heimat; dort ist auch die Heimat der Macht, der Autorität, des Priesters. Hier findet die auseinanderbrechende Christenheit, die um das Wort zu streiten begonnen und die Religion in das Buch und die Lehre gebannt hat, den Herrschaftspunkt, den sie braucht, um sich zu behaupten. Die Herrschaft hat sich durchgesetzt, aber auf Kosten der lebendigen Religion. Wohl hat Rom in den Lehrstreitigkeiten der alten Kirche immer zuletzt das entscheidende Einheitswort gesprochen, aber dies Wort hat auch an jedem Punkte den Nerv der lebendigen hellenischen Spekulation durchschnitten, anstatt ihn zu gesunden. Roms Formeln waren kurz, einfach, herrschaftskräftig, aber sie haben nie begriffen, um was es sich handelte. Roms Herrschaft ist immer Fremdherrschaft gewesen. Alte geschichtliche Weihe mußte ersetzen, was an innerer Berufung fehlte.

Das Unverstandene, das Unlebendige, das von einer fremden, im Grunde unzuständigen Autorität Geschützte, trat an die Stelle der ewig lebendigen Wahrheit. Sie ward verkapselt in einen Apparat, der vorgab, sie allein voll zu besitzen. Dieser Apparat brauchte die Heilstatsachen, das Abgeschlossene, von der Tradition Festgelegte, das anerkannt werden mußte. Das „Werk Christi" mußte fest umschrieben sein, damit es von der Heilsanstalt fest umschlossen und verwaltet werden konnte. Während der Geist Christi aus der Welt verschwand, stand so sein Heilswerk immer machtvoller und prächtiger auf. Es wurde auf Bildern gezeigt,

in Gottesdiensten verherrlicht, in der Messe neu vollzogen, an die Menge ausgeteilt, in Büchern beschrieben, in Symbolen festgelegt. Die Heilsanstalt und das Heilswerk, die Autorität der Tradition und die Heilstatsachen, der Priester und der Schriftgelehrte gehören unlösbar zusammen. Auf dem Höhepunkt hierarchischer Entwicklung erscheint darum auch die grandioseste Darstellung des abgeschlossenenen Lebenswerks Christi im Anselmschen Wurf. Seine machtvollen Linien passen hinein in die gotischen Dome, in denen es dargestellt, verwaltet und ausgeteilt wird.

Diesen Zusammenhang hat man sich in der evangelischen Kirche, die die lebendige Wahrheit wieder in ihr Recht einsetzen wollte, selten klar gemacht. Sie hat das „Heilswerk Christi" einfach in die Welt des neu erwachenden Geistes Christi hinübergenommen. Solange der Lebensstrom des rechtfertigenden Glaubens frisch flutete, solange der lebendige Gott durch die Zeit und die Herzen schritt, solange die Bibel ein Buch blieb, daß „Christum treibet" d. h. ihn der Gegenwart lebendig macht, konnte die neue Frömmigkeit diesen Torso mit sich schleppen, ohne seine gefährlich lähmende Kraft zu spüren. Solange es möglich war, daß man in der confessio Augustana die justificatio in den Mittelpunkt rückte, war es ungefährlich, in der Kirche, die allen „Verdiensten" so kräftig auf den Leib rückte, dennoch harmlos vom „Verdienst Christi" zu reden. Je länger desto mehr aber mußte es zu einer Quelle gefährlicher Rückströmungen in die Priesterkirche werden, daß man die „Werke", die man so entschlossen aus der Kirche herausgefegt hatte, im „Heilswerk Christi" wieder zusammenstapelte. Schließlich hatte Christus nichts anderes getan, als was bis dahin die Priester und Mönche getan hatten. Die Kunde von seinem Leben, die Predigt seines Lebenswerkes wurde zu der Heilsanstalt, die man nur ein wenig ins Geistige umgebaut hatte. An die Stelle der kirchlichen opera operata im Meßopfer und in der Mönchsaskese trat das opus operatum Christi. An die Stelle der sichtbaren Heilstatsachen in der katholischen Kirche traten die historischen Heilstatsachen der Bekenntnisse. Die Bekenntniskirche war schließlich nur noch eine etwas vergeistigte Nachbildung der alten Priesterkirche. Wenn nur das Wort rein und lauter gepredigt und die Sakramente ordnungsmäßig verwaltet werden, ist alles in Ordnung.

Ob dabei die ewig gültige Wahrheit, die in jedem Augenblick neuschaffend und -fordernd in die Welt treten soll, zu ihrem Recht kommt, ist gleichgültig. Das „Heilswerk“ ist da und wird verkündigt, es wird schon seinen Weg finden. Ist das Apostolikum gesprochen und anerkannt, dann hat die liebe Seele Ruh'. Wenn nur der „Subjektivismus“ ausgeschaltet ist, dann kommt das Reich Gottes aus Wort und Sakrament von selbst.

Ihr Heuchler! Ihr habt nicht den Subjektivimus ausgeschaltet — den habt ihr recht kräftig in eurer eignen Bequemlichkeit und Selbstgenügsamkeit vertreten —, sondern den lebendigen Gott, den ewig neu schaffenden und fordernden, der sich nicht einkapseln läßt in Heilstatsachen, in Wort und Sakrament und Bekenntnisformen, sondern der das ganze Leben bis in seine letzten Poren beherrschen und gestalten will. Seine ewige Gnade liegt in der in jedem gegenwärtigen Augenblick zugreifenden heilenden und erlösenden Kraft, nicht in abgeschlossenen Heilstatsachen, die irgendwo in der Vergangenheit liegen. An Vergangenheitstaten zu erinnern, ist recht und billig, aber nur um durch sie die Taten Gottes in der Gegenwart hell aufleuchten zu lassen, lebendig und wirksam zu machen. Christus ist nicht „einmal gestorben und auferstanden“, damit wir von dieser Vergangenheitstat als von einem Kapital zehren — vom Kapital zehren ist auch in der göttlichen Welt unsittlich —, sondern er stirbt noch täglich, um täglich aufzuerstehen, denn er ist der ewige Herr des Lebens, dessen unvergänglich lebendige Wahrheit die Welt vom Anfang bis zum Ende durchzieht. Sein Kreuz ist das Kreuz der Menschheit, sein Leben das Leben der Menschheit in jedem Augenblick, der aus der Tiefe geboren wird. Ihr Prediger des Worts habt keinen Schatz zu verwalten, der in Wort und Sakrament aufgestapelt liegt, sondern der lebendig wirkenden Kraft Gottes zu dienen, die durch Worte aus vergangenen Tagen nur gegenwärtiger gemacht werden soll. Ihr seid Diener des lebendigen Gottes, nicht Herren und Hüter seiner Schätze. Gottes Wahrheit braucht keine Hüter, sie ist ewig unwandelbar wie er selbst, aber sie will selbstlose Diener.

Freilich — der Drang zur Herrschaft ist unmittelbar mit der Heilstatsachentheologie und der Bekenntniswachsamkeit gegeben. Sie muß eine äußere Stütze haben, die sie hält — das

Leben selbst gibt ihr diese Stütze nicht. Wo immer die Bekenntniskirche aufgetreten ist, hat sie auch diesen Drang zu irgendeiner, oft recht unwürdigen, Machtstütze gehabt, sei es eine selbstgeschaffene Macht in Gestalt eines kirchlichen Hohen Rats, sei es die Staatsmacht, sei es die Kapitalmacht. Weil die innere Macht der Wahrheit sich von ihr gewandt hatte, wandte sie sich immer an eine äußere Macht des weltlichen Gesetzes, um die Anerkennung ihrer Heilstatsachen zu sichern. Die Priesterkirche ist auch auf evangelischem Boden aufgetreten, sie hat sich nur bisher durch ein gütiges Geschick, das ihr den rechten Machtfaktor bislang nicht in die Hände gespielt hat, nirgend erfolgreich durchsetzen können.

Die religiöse Wahrheit muß jede Form der Heilstatsachentheologie ablehnen, weil sie jede Form der Priesterkirche ablehnt. Wir müssen uns jetzt mit derjenigen Form der Heilstatsachentheologie etwas genauer beschäftigen, die in der Gegenwart noch ihr Wesen treibt. Ihr Heilsschibboleth ist das Apostolikum, und zwar — sie hat sich im Laufe der Zeit ganz auf die Hauptsache beschränkt — im Apostolikum der zweite Artikel, oder genauer noch: derjenige Teil des zweiten Artikels, der die Aufzählung der historischen Daten des Lebens Jesu enthält. Das ist sehr charakteristisch. Alles andere, die andern ökumenischen Symbole, die lutherischen Bekenntnisschriften, auch den ersten und dritten Artikel, auch die Erklärung des zweiten Artikels, hat sie nicht etwa aufgegeben, aber in den Hintergrund gerückt. Das alles enthält sehr viel lebendig-religiöse Spekulation, Vergegenwärtigung der religiösen Wahrheit, die für sie bezeichnenderweise nicht so wichtig ist als — die historischen Tatsachen. Um die Fundamentierung der religiösen Wahrheit auf Vergangenheitstatsachen kämpft sie, hier liegt ihre letzte religiöse oder — von der lebendigen Religion aus gesehen — irreligiöse Triebkraft. Was unmittelbar auf Vergegenwärtigung und Verlebendigung der religiösen Wahrheit angelegt ist, ist mehr oder weniger Subjektivismus oder Vernunftreligion oder sonst etwas. Nur das, was mittelbar an die Gegenwart herangebracht werden kann, ist ihr wertvoll. Allem religiösen Erleben muß die Beschäftigung mit der Vergangenheit vorausgehen, sonst ist es

kein religiöses Erleben. Es kommt alles darauf an, daß das kaudinische Joch der Geschichte nicht umgangen wird. Ist dies grundsätzlich gesichert, dann kommt alles andere von selbst. In der Tat, dann kommt alles andere von selbst: der Schriftgelehrte, der schließlich allein die Schlüssel der Geschichte in der Hand hält — wieviele in der harten Arbeit des Lebens stehende Laien können da miturteilen! —, der Priester, der die Heilstatsachen in Wort und Sakrament rite verwaltet, die Machtkirche, die die Tradition der Geschichte trägt und von ihr getragen wird, kurz der große Vermittlungsapparat zwischen Gott und den Menschen. Wir haben das alles wieder, was der lebendigen Religion die Pforten zuschlägt.

Hütet euch vor der „Geschichte" und vor den Menschen, die ihre Ansprüche hinter „historischem Recht" verbergen! Die Geschichte kann die große, heilige Segenspenderin der Menschheit sein, wenn sie aus ihrem Reichtum gibt, deutet, klärt, weiterführt. Aber sie wird zum Fluch für die Menschheit, wenn sie fordert, beansprucht, fesselt, sich als Selbstzweck gebärdet. Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen!

Wie ist es nur denkbar, daß innerhalb der auf gegenwärtigstes Handeln und Erleben drängenden Religion Jesu diese nüchterne Aufzählung von Tatsachen, die auch den Teufeln nicht schwer fällt anzuerkennen („gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben"), zum religiösen „Bekenntnis" gestempelt worden ist! Daß Rom innerhalb einer zerfließenden Welt kein anderes Heilmittel wußte, um der spekulativen Wucherungen eines ungesunden Seelenkults Herr zu werden, das ist verzeihlich und verständlich, wenn auch tragisch und bitter. Aber daß man innerhalb der Kirche der Reformation keine andere Möglichkeit sieht, die unbedingt gültige und zwingende Wahrheit unserer Religion gegenüber einem in Stimmungen und selbstsüchtigen Phantasmen versprühenden Zeitalter zu behaupten, das ist schlimmster Verfall.

In welcher Form soll dem Menschen, der in Sünde und Not des Lebens keinen Ausweg mehr findet, aus dieser nüchternen Tatsachenaufreihung Gewissenweckung, Heilung und Erlösung erwachsen? Man beschreibe das, wenn man den Mut dazu hat!

Oder müssen diese Tatsachen erst „anerkannt“ sein, ehe man zu dieser entscheidenden Aufgabe der Religion schreitet? Ist das die Legitimation, die man dem Priester vorlegen muß, ehe man an die heilende Kraft der Religion herandarf? Das nennt ihr „Heils“-Tatsachen? Die müssen anders aussehen. Die müssen lebendig und kräftig und unmittelbar zupackend sein wie die Hände und Worte des Mannes, der, wo die Not an seine Pforten klopfte, zugriff mit der Kraft des Geistes, die vom lebendigen Gott stammte. Umschaffende, neubildende, weckende, bindende, befreiende Kraft kommt nie von historischen Tatsachen, sondern nur aus lebendig gegenwärtiger Lebensmacht, die nicht anerkannt, sondern wirksam werden will.

Wir müssen jetzt noch kurz auf die Frage nach der geschichtlichen Zuverlässigkeit der im Apostolikum aufgezählten „Heilstatsachen“ eingehen, obwohl sie für uns sekundärer Natur ist. Selbst wenn wir ein Apostolikum hätten, das ganz einwandfrei feststehende geschichtliche Daten enthielte, müßten wir es als Ausdruck der religiösen Wahrheit unbedingt ablehnen — aus religiösen Gründen. Aber es ist ein Akt der ewigen Gerechtigkeit, die alle menschliche Anmaßung und Sünde zu treffen weiß, daß dieselbe Geschichte, durch die man im Apostolikum die religiöse Wahrheit fesseln und verkapseln will, diese geschichtliche Grundlage zunichte macht. Die Jungfrauengeburt und die Auferstehung am dritten Tage (wir sehen von der Himmel- und Höllenfahrt ab) lassen sich auf keine Weise nach den Schriftquellen als geschichtlich unbedingt einwandfrei feststehende Tatsachen halten. Es wäre tragisch zu nennen, wie durch diese Erkenntnis die Heilstatsachentheologie heute innerlich erschüttert wird, wenn diese Erschütterung nicht allzu verdient wäre. Sie fühlt, wie durch diese Unsicherheit der heilige Ernst und die unbedingte Gültigkeit der religiösen Wahrheit ins Herz getroffen wird. Und doch gibt es Menschen — nein, Priester —, die, obwohl sie diese ungeheure Gefahr sehen, das Apostolikum als religiöses Bekenntnis festhalten wollen, aus opportunistischen Gründen, ein untrügliches Sympton dafür, daß hier der letzte sittliche Ernst, die letzte heilige Verantwortung vor der unbedingt gültigen und fordernden religiösen Wahrheit längst entschwunden ist. Die wirkliche religiöse Wahr-

heit duldet in ihrer furchtbaren Größe und heiligen Forderung auch nicht eine leise schwache Stelle. Sie haut sie ab und wirft sie ins Feuer, sobald sie erkannt ist, und wenn ganze Kirchen darüber in Flammen aufgehen sollten — um deswillen, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.

An diesem Punkte zeigt es sich, daß es auf alle Fälle ein unverantwortliches Spielen mit dem Ernst der religiösen Wahrheit ist, wenn man sie überhaupt geschichtlich fundamentiert. Die Geschichtswissenschaft ist eine herrliche Sache. Sie ist nicht nur ein Born reinster Freude, sondern auch ein heiliger Quell der Erkenntnis. Wenn die Gegenwart uns dunkel werden will, wenn wir in ihren wirr durcheinander laufenden Fäden uns nicht mehr auskennen, dann laßt uns in diese Schatzkammer hineinschreiten: da lösen sich die Knoten, da sehen wir die Anfänge und die sinnvoll fortlaufenden Linien, die uns die Gegenwart verstehen, entwirren, beherrschen und heilen lehren; da sehen wir die Gefahren und Abgründe, die neben dem Menschenleben lauern, da sehen wir die Kräfte am Werke, die gesund machen und aufwärts führen. Die Geschichte ist der große Erfahrungsschatz der Menschheit, den sie in Ehren halten und fleißig benutzen soll. Auch die ewige Wahrheit zieht durch sie hindurch. Wer Augen hat, zu sehen, der sieht sie dort aufblitzen und ihre sieghaften Wege schreiten. Aber nur der, der Augen hat, zu sehen! Blinde Augen sind noch nie durch die Geschichte für die ewige Wahrheit geöffnet worden. Die offenbart ihre letzte furchtbar unentrinnbare und lebendige Gültigkeit nur in dem harten, unausweichlichen Geschehen der Gegenwart. Wenn nur das wahr ist, im religiösen Sinne, was geschichtlich feststeht, dann wehe uns! Dann wird sich an den Glauben ewig der bohrende Zweifel heften. Unbedingt gültige Wahrheit hat noch kein Geschichtsschreiber gefunden, er hat sie höchstens deuten helfen oder ihre Spuren aufgewiesen. Das flüchtige Geschehnis des Vergangenheitstages kann die ewige Wahrheit nicht fassen, sondern ihre einst lebendig wirksame Kraft nur andeutend noch verraten. Die Fußspuren des lebendigen Gottes können nie seinen lebendigen Schritt ersetzen. Wie traurig ist eine Religion daran, die darum zittern muß, daß die Spuren ihrer Wahrheit in der Vergangenheit sich mehr und mehr als verwischt

und verschüttet erweisen, die in der Geschichte mehr sucht als eine ermunternde Bestätigung der Wahrheit, die sie selbst unverlierbar in Händen hält! Traurig ein Glaube, für den diese und jene Tatsache „noch“ feststeht, die andere aber „nicht mehr“ unbedingt gültig ist! Kümmerlich eine religiöse Wahrheit, die aus Stücken besteht, die abbröckeln oder vermehrt werden können, die nicht in eherner Gültigkeit aus einem Guß gebildet vor uns liegt, alles zerschellend, was sich ihr widersetzt, alles belebend und in ihre Kraft hineinziehend, was ihr selbstlos dient! Der lebendige Gott braucht nicht die Geschichte als Fundament seiner Wahrheit. Er schenkt die Erinnerung an die Vergangenheit dem Menschen, wie er ihm den Bruder schenkt, der neben und mit ihm unter der Gewalt der gleichen Wahrheit steht. Sie grüßt und ermuntert, sie festigt und stärkt ihn, wie der Bruder, der mit ihm auf dem Wege ist, aber sie zwingt ihn nicht. Zwingen kann nur der lebendige Gott, kein Buch der Geschichte, die nichts anderes ist als eine schwache Spur des Lebens, das allein in der Gegenwart in vollem Strome pulst und die Menschen überwältigt. Der Mann, der nur seinen im Schweiß des Angesichts bebauten Acker und die auf ihm wachsende Frucht kennt, steht der ewigen Wahrheit ebenso nahe wie der Schriftgelehrte, der ihren Spuren in den Jahrtausenden der Vorzeit nachgeht. Die religiöse Wahrheit ist allen, den Gelehrten und den Ungelehrten, gleich zugänglich und spricht zu allen ihre unbedingten Gehorsam heischende Sprache.

Einen Blick noch müssen wir der Frage zuwenden, ob es für die Religion gleichgültig sei, daß die Träger ihrer Wahrheit in der Vergangenheit „geschichtliche Persönlichkeiten“ sind. In der Auseinandersetzung darüber, ob Jesus wirklich gelebt habe, ist diese Frage viel und heiß besprochen worden. Für die Gültigkeit der religiösen Wahrheit ist sie tatsächlich ohne Belang. Die religiöse Wahrheit gilt durch sich selbst und setzt sich aus ihrer eigenen Wirklichkeitskraft durch. Sie an irgendeine geschichtliche Tatsächlichkeit binden, heißt ihre unbeugsame Kraft für die Gegenwart brechen. Tatsächlich hat ja die einseitige Betrachtung der Vergangenheit in der religiösen Verkündigung der Wirkungskraft der Religion in der Gegenwart ganz unsagbaren Schaden zugefügt. Die Gemeinde, die nur andächtig sich in das vergangene

Todesleiden Jesu versenkt, hat die furchtbare Tatsache des durch die Gegenwart ziehenden Sterbens des Menschensohnes aus dem Auge verloren und dadurch die unerbittlich herumwerfende Kraft des stellvertretenden Leidens nur zu bedenklich eingebüßt. Die Kreuzesgemeinde der alten Heilstatsachenkirche ist nur eine sehr blaß gefärbte und wirklichkeitsschwache Kreuzgemeinde, die nur im persönlichen Seligkeitsstreben noch eine gewisse Kraft entfaltet. Kraft der lebendigen Religion ist das nicht. Die greift viel unerbittlicher hinein in die Gegenwart, weil ihre Wahrheit aus der lebendigen Gegenwart fließt. Das Pochen auf die historische Heilstatsache ist nichts als Schwäche.

Man verschließe doch ja nicht das Auge vor der niederschmetternden Beobachtung, mit was für moralischen Grundsätzen im persönlichen, wirtschaftlichen, politischen Leben, die nichts als krassesten Egoismus und brutale Sinnlichkeit atmen, sich eine geradezu schwärmerische Verehrung des Vergangenheitskreuzes vereinigen läßt! Was für menschliche Anmaßung und Sünde muß das „Kreutz Christi" decken! Das wirkliche Kreuz des ewigen Menschensohnes, d. h. das zum Himmel emporschreiende Leiden und Sterben des Schuldlosen der Gegenwart „deckt" nicht, sondern es zerschmettert und überwindet.

Trotzdem ist für den, der die geschichtliche Tatsächlichkeit der in vergangenen Tagen in die Wirklichkeit des Lebens hineingetretenen Wahrheit sieht, dieses Finden ein Geschenk, das ihn ermutigt, kräftigt, ja aufjubeln läßt. Aber derjenige, dem dies Geschenk vorenthalten bleibt, ist darum nicht ärmer, wenn er die Wahrheit nur in der Gegenwart vollkräftig besitzt. *) Dem Geschichtsforscher ist die Bestätigung eigenen Erlebens aus den Tatsachen der Geschichte eine Gabe seines Berufs, an der er gewiß

*) Allerdings beruht der Zweifel an der Geschichtlichkeit Jesu in unsern Tagen ganz offenkundig vielfach auf dem Interesse, das man an der Ausschaltung der lebendigen christlichen Wahrheit aus dem Gegenwartsleben hat. Man schlägt den Träger religiöser Wahrheit in der Vergangenheit tot, um sie in der Gegenwart zu treffen, ein Verfahren, das sich zudem noch mit dem Nimbus der Wissenschaftlichkeit umgibt. Auch eine Konsequenz der geschichtlichen Begründung der Religion, die zu denken gibt! In der Gegenwart soll man den Kampf ausfechten, das ist ehrlicher und vollwichtiger.

andere teilnehmen lassen soll. Nur soll er sich nicht anmaßen, dem andern dadurch das Fundament der religiösen Lebenswahrheit liefern zu wollen. Jeder Beruf birgt in sich besondere Bestätigungen der letzten Wahrheit. Jeder treue Arbeiter stößt, wenn er in die Tiefe gräbt, auf Spuren der ewig lebendigen Wahrheit. Aber sie bleiben Spuren, die nur bestätigen, was aller Lebensarbeit als Letztes zu Grunde liegt. Auch die Arbeit des Theologen ist nichts als ein Nachspüren der Wege Gottes. Sie zu bahnen und die Menschen in sie hineinzuzwingen, bleibt Sache gegenwärtiger göttlicher Lebensmächte. Daß es der Geist allein ist, der wehet, wo er will, der die Menschen in „alle Wahrheit leitet", beginnt leise einem neueren Theologengeschlecht zu dämmern. Nur ist dieser „Geist" noch gebannt in die Gräber einer unlebendigen Wort- und Heilstatsachentheologie. Ihn aus dieser herauszuschlagen und wieder mitten im Leben zu erfassen, ist die Aufgabe aller lebendigen Religion. Für sie ist es ein völlig unerträglicher Zustand geworden, die Frage nach der religiösen Wahrheit in eine uferlose Auseinandersetzung über die Geschichtlichkeit irgendwelcher Tatsachen verwickelt zu sehen. Sie endgültig von der schwankenden Fundamentierung in der Geschichte zu lösen, heißt sie frei machen für das Leben.



3. Idee und religiöse Wirklichkeit.

So scharf wir die geschichtliche Begründung der unbedingten Gültigkeit der religiösen Wahrheit um dieser selbst willen ablehnen müssen, so offen müssen wir das Auge für Motive dieser Begründung halten, die sich als Restbestände wirklicher Frömmigkeitsbewegungen erweisen. Nach einer doppelten Richtung müssen wir solche feststellen.

Die geschichtliche Begründung verfolgt und erfüllt bis zu einem gewissen Grade das Interesse, die religiöse Wahrheit als unauflöslich mit dem wirklichen, erdgebundenen Leben verwachsen zu erweisen. Wir hatten schon früher *) Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die aus der Ritschlschen Theologie hervorgegangene „historische Schule" die Mutter einer energischen sozial-religiösen Arbeit geworden ist. Die lebendige Anschaulichkeit der geschichtlichen Forschung hat der Praxis den großen Dienst geleistet, sie aus weltfernen Spekulationen in das buntfarbige Leben zu weisen. In diesem Punkte dient sie wirklich der religiösen Wahrheit und ihrer lebendigen Gültigkeit für die Gegenwart. Freilich nur bis zu einem gewissen Grade! Tatsächlich ist auch dieselbe historische Forschung für unzählige ihrer Jünger das Grab der lebendigen Religion geworden. Wir brauchen nur an Naumanns niederschmetternde und ein ganzes stark religiös veranlagtes Leben lahm legende „Entdeckung" zu erinnern, daß die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse der Zeit Jesu sich derartig weltenweit von den heutigen entfernten, daß auch Jesu ethische Grundsätze, ja im Grunde seine ganze Religion nicht mehr auf die Gegenwart anwendbar seien! Die geschichtliche Anschaulichkeit hat die Predigt auf tausend Kanzeln derartig trocken, historisch

*) im ersten Bande Seite 132

und unlebendig gemacht, ja ihre zwingende Ueberzeugungskraft für die Gegenwart so weithin vernichtet, die Prediger selbst aber in eine so relative, vorsichtige, unentschlossene Stimmung gebracht, daß man wohl sagen kann: die geschichtliche Forschungsgründlichkeit und der geschichtlich gebundene Tatsachensinn hat sich für die Praxis in ein geradezu unerträgliches Hindernis der religiösen Verkündigung verwandelt. Auch hier muß man sagen: die Geschichte ist als Veranschaulichung, Bestätigung, Bekräftigung der religiösen Wahrheit für die Gegenwart von höchstem Werte, aber als zureichender Grund für ihre unbedingte Gültigkeit im gegenwärtigen Leben gänzlich verwerflich. Die Durchforschung der zeitlichen Verwirklichung der religiösen Wahrheit in der Vergangenheit hat ihrer überzeitlichen Gültigkeit das Grab gegraben.

Es ist darum durchaus nicht Zufall, daß sich innerhalb der sogenannten historischen Theologie wieder der alte Versuch erhebt, die verlorene unbedingte Gültigkeit der religiösen Wahrheit durch ihre spekulative Erfassung als „Idee“ wiederzugewinnen. So energisch hat diese Spekulation die Einseitigkeit der geschichtlichen Begründung der religiösen Wahrheit erfaßt, daß sie sich zunächst sogar leidenschaftlich dabei abmühte, möglichst vieles aus der religiösen Geschichte, besonders das Leben Jesu, als ungeschichtlich zu erweisen. Diese Kinderkrankheit hat man in der ernster zu nehmenden theologischen Arbeit bald abgestreift oder garnicht mitgemacht, aber die Spekulation ist geblieben und die „Idee“ sucht sich kräftig ihren Weg. Sie ist ja nicht von gestern her. So charakterisiert sich denn die neue spekulative Theologie oder Religionsphilosophie im Wesentlichen als Auffrischungsspekulation, die die Ideen ihrer großen Vertreter von Plato bis Hegel ein wenig in neuzeitliche Gewänder hüllt und mit dem Reichtum neuerer Geschichtserkenntnisse ausstattet. Aber sie kommt darum auch nicht über die Schwäche hinaus, die aller Spekulation seit Platos Tagen anhaftet: sie leidet an hoffnungsloser Blutleere und Weltfremdheit; und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß sie sich in einer schwierigen, schwerfälligen und von jedem einzelnen Kopf neu zurechtgestutzten Begriffswelt bewegt, die sie naturnotwendig auf ganz kleine Kreise beschränkt und zu

einer sieghaften Lebenseroberung völlig untauglich macht, sondern viel bedenklicher noch in dem Sinne, daß sie den Begriff, die verstandesmäßige Konzeption überhaupt für die Sache nimmt und höchstens noch durch die mystisch-ästhetische Versenkung die Fühlung mit dem flutenden Lebensstrom sucht. Ihr „lebendiger Gott" ist die geheimnisvolle Tiefe, die sie im Individuum fühlt und anbetet, nicht aber der harte Wille, der im Ganzen wirksam ist und das Individuum in seinen Dienst zieht. Gemeinschaftbildend hat alle Spekulation bis zu diesem Tage höchstens in dem Sinne gewirkt, als sie lockere Stimmungskreise bildete, verehrende Jünger um einen Meister scharte. Den unbedingten Dienst am Ganzen hat keine „Idee" der Welt wecken können. Ihr fehlt eben das, was die historische Theologie zu finden hoffte: die Kraft der Wirklichkeit. Sie will gegenwärtig und ewig gültig sein, aber sie ist es eben nur als Geist über den Wassern. Wo sie praktisch wirksam geworden ist, ist sie es nur in der Form der Weltflucht geworden. Das Schicksal des Platonismus endet immer in der Wüste. Der Versuch, die Idee religions-psychologisch zu unterbauen, scheint auch nicht weiter zu kommen: Man kann den lebendigen Gott nicht aus dem noch so anschaulich dargestellten Schatten in der Psyche der Menschen und Völker wecken. Die mit Leidenschaft wiedergesuchte Synthese zwischen Geschichte und ewiger Idee wird auch heute ein vergebliches Unterfangen bleiben, da beiden der entscheidende Punkt fehlt, an dem sie sich zusammenfinden könnten, der sie aber beide aufheben würde: der Geschichte die unbedingte Gegenwartsgültigkeit und -wirksamkeit, der Idee die Zwangsverkettung mit der Gegenwartswirklichkeit und -notwendigkeit.

Dieser Scylla und Charybdis hat die ältere und neuere Heilstatsachentheologie im engeren Sinne zu entgehen gesucht, indem sie die Geschichte sowohl wollte wie auch nicht wollte. Sie berief sich auf das historische Heilsfaktum, enthob es aber zugleich der Geschichte, indem sie den einzigartigen Charakter dieser Geschichtstatsachen behauptete, die vollkommen aus dem Rahmen des übrigen Geschehens herausfallen und dadurch die übergeschichtliche, ewig gültige Bedeutung gewinnen sollten. Heilstatsachen sind solche, die, obwohl in der Geschichte geschehen, dennoch dem kausalen Geschichtszusammenhang entrückt sind und so ihre ewig

gültige Wahrheit gewinnen. Ganz abgesehen davon, daß sie dadurch ihre zwingende Gegenwartswirksamkeit nur in der Theorie, nicht aber in Wirklichkeit gewinnen, hat die Theologie dieser „Offenbarungstatsachen" mit der hoffnungslosen Schwierigkeit zu kämpfen, das Gebiet der Heilstatsachen abzugrenzen. Wo fängt der Bruch in der Geschichte an und wo hört er auf? Umschließt er den ganzen Umfang der biblischen Geschichte — das ist die ältere, konsequentere Auffassung — oder aber — das ist die Konzession, die man der neueren Geschichtsforschung gemacht hat — beschränkt er sich auf das Leben Jesu? Und wenn man die Beschränkung auf dieses Leben als auf dem Boden der Bibel möglich gelten läßt, wie ist die Tatsache, daß dieses Leben sich in entscheidenden Punkten ganz auf dem Boden und im strengsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte abgespielt hat, mit seiner Entrücktheit aus der Geschichte zu vereinbaren? Aber wenn man selbst das ganze unlösbare Knäuel von Fragen, die sich an dies Verhältnis von Geschichtlichkeit zu Uebergeschichtlichkeit knüpfen, wenn man die Unmöglichkeit, für einzelne willkürliche Punkte das Kausalitätsgesetz außer Kraft zu setzen, wenn man ferner die Undurchführbarkeit der Unterscheidung von Tatsachen, die man nur mit dem Glauben, und solchen, die man auch ohne Glauben auf normal-wissenschaftlichem Wege erkennen kann,*) außer Betracht setzt, man erreicht durch diese ganze Theorie doch nicht das, was man will: die unbedingte Gegenwartswirklichkeit dieser Heilstatsachen. Sie kann nur gegenwärtig werden durch etwas, was entscheidend und zwingend in der Gegenwart hinzutritt. Die neuere Durchbrechung der Heilstatsachentheologie durch die Theologie des „Geistes" sagt genug. Die unbedingte Gültigkeit der religiösen Wahrheit kann durch keine noch so übergeschichtliche Geschichtstatsachen in der Vergangenheit sicher gestellt werden, wenn nicht der lebendige Gott in der Gegenwart das entscheidende Wort spricht.

Aber in einem Punkte hat doch die Heilstatsachentheologie

---

*) Kann man etwa das Leben Abrahams oder Augustins oder Häckels nur mit oder auch ohne Glauben begreifen? Wenn aber nur mit dem Glauben, gibt es in dem Leben dieser Männer auch übergeschichtliche „Heilstatsachen", die denen des Lebens Jesu gleich zu achten sind?

gegenüber der spekulativen „Idee“ ein Interesse der religiösen Wahrheit verfochten — es ist dies der zweite Punkt, an dem die geschichtliche Begründung der Wahrheitsgültigkeit der lebendigen Religion einen Dienst erwiesen hat: sie hat die objektive, vom Menschengeiste unabhängige Gültigkeit der religiösen Wahrheit sicherstellen wollen. An diesem höchsten Anliegen aller Frömmigkeit ist alle religiöse Spekulation gescheitert. Die Heilstatsachentheologie hat nicht so ganz Unrecht, wenn sie aller Ideentheologie in Bausch und Bogen den Vorwurf der „Vernunftreligion“ macht. In Reinkultur ist diese freilich nur selten aufgetreten. Wir finden sie am reinsten im Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der die Allgemeingültigkeit der religiösen Wahrheit aus der jedem Menschengeiste innewohnenden Vernunft ableitete, die er nur anzuwenden brauche, um sie zu finden. Sonst hat die spekulative Idee immer noch ein letztes, nur der Mystik zugängliches Heiligtum besessen und dadurch ihren Zusammenhang mit einem letzten Punkte der lebendigen Religion gewahrt. Aber die furchtbare Unabhängigkeit der religiösen Wahrheit von allen Bemühungen des Menschengeistes, sie selbständig zu erfassen, ist in keiner Ideenspekulation zu ihrem Rechte gekommen. Daß alle religiöse Wahrheitserkenntnis unausweichlicher, überwältigender Zwang und doch zugleich gütiges Geschenk ist, hat der durch die Spekulation die Wahrheit suchende und sicherstellende Menschengeist nie zugegeben. Er ist immer in irgend einer Form ihr Herr, ihr selbständiger Schöpfer, nicht ihr Diener und ihr Geschöpf gewesen. Die unerträgliche Arroganz des aufgeklärten Vernunftmeiers darf man freilich der Idee eines Plato oder Spinoza oder Hegel nicht zur Last legen, aber sie kehrt hier doch in der Form eines überlegenen Gefühls geistigen Adels und menschlicher Würde wieder. Spekulation und Ichgefühl, Idee und Menschenwürde treten immer miteinander auf, wie denn auch alle Mystik individualistisch ist und trotz aller Demut vor der Welt der Versuchung des Hochgefühls, Gott in sich hineinzuzwingen, nirgend entronnen ist. Hier hat die Heilstatsachentheologie unleugbar eine ganz entscheidende Seite der religiösen Wahrheit sicher zu stellen sich bemüht, indem sie sie in einer einmal unabhängig vom Menschengeist in der Geschichte erfolgten Offenbarung zu verankern suchte,

der alles sich beugen muß. Die religiöse Wahrheit läßt sich auf keine Weise finden, erdenken, erspekulieren, sondern sie wird aufgezwungen und geschenkt. Sie ist gegenüber allem Ichstreben das große Fremde, Sinnlose, das erst durch den Gehorsam zum höchsten Sinne wird.

Aber eben diese unbedingte Unabhängigkeit der religiösen Wahrheit, die alle Erkenntnis übersteigt und höher als alle Vernunft ist, wird nun durch die geschichtliche Begründung keineswegs sichergestellt. Schon der Theologenstreit beweist das Gegenteil. Das Unbedingte streitet nicht, sondern es überwindet oder — schweigt. Jesus von Nazareth war der klassische Vertreter unbedingter Wahrheit, nicht die um die Heilstatsachen seines Lebens streitenden Theologen. Die historische Begründung der religiösen Wahrheit ist schon an sich ein untrügliches Zeichen der Unsicherheit und des Zweifels. Was man in der Gegenwart nicht mehr fest in Händen hält, wird in der Vergangenheit als in Fels gehauen vorgestellt. In den verschiedenen Schichten des Alten Testaments erscheint Moses um so größer und wundermächtiger, je ferner die betreffende Schicht seinem Geiste steht. Als der lebendige Geist aus dem Leben der Christengemeinde gewichen war, ward er in einer bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigerten Wunderwirksamkeit in die erste Jüngergemeinde zurückprojiziert. Wenn die religiöse Wahrheit unwirklich wird, dann wird sie in einer um so massiveren Scheinwirklichkeit in die Vergangenheit gelegt. So leistet die historische Begründung gerade das Gegenteil von dem, was sie leisten möchte: sie zerstört ihre objektive Wirklichkeit, indem sie sie der Gegenwart fernrückt. Der historische Objektivismus ist nichts anderes als die Flucht vor der lebendigen Objektivität Gottes in der Gegenwart oder das Symptom ihres Verfalls.

Wir sprachen schon von der Blässe und praktischen Schwäche einer aus Vergangenheitstatsachen lebenden Frömmigkeit. Was der Idee abgeht, die überwältigende Macht unabhängiger Objektivität, das hat die Heilstatsachenfrömmigkeit wohl gesucht, aber nicht nur nicht erreicht, sondern noch ferner gerückt. Nicht umsonst ist sie immer wieder noch viel stärker in eine starre, unlebendige, wirklichkeitsfremde Begriffswelt hineingeraten als die

spekulative Idee. Sie wird sich, zumal bei ihrem Pochen auf die Heilstatsachen des Apostolikums, niemals von dem Vorwurf befreien können, daß ihre sogenannte Objektivität mehr auf Anerkennung seitens des menschlichen Verstandes als auf Ueberwindung seines Willens angelegt ist. Religiöse Objektivität ohne diese letztere Wirkung hat kein Recht auf diesen Namen. Den Eigenwillen der streitbaren Orthodoxie muß man kennen und mit der selbstlosen Größe Jesu zusammenhalten, um deutlich zu sehen, wie weltenfern ihr die wirkliche Objektivität überwindender religiöser Wahrheit liegt.

Hier stoßen wir auf den letzten Schwächepunkt aller Theologie und Frömmigkeit, die die Begründung der religiösen Wahrheit außerhalb der Gegenwartswirklichkeit sucht, sei es der historischen Theologie, sei es der spekulativen Idee, sei es der geschichtlich-übergeschichtlichen Heilstatsachenfrömmigkeit: es fehlt die unbedingte und unauflösliche Verschmolzenheit der religiösen Wahrheit mit der sittlichen Forderung. Das Unbedingte der sittlichen Forderung, das nur in der Stunde des Handelns voll in die Wirklichkeit tritt, niemals aber unabhängig von den Forderungen der Stunde, gleichsam in abstracto, ganz ergriffen und erlebt werden kann, ist zu der religiösen Wahrheit in ein mehr oder weniger lockeres „Verhältnis“ getreten, anstatt völlig mit ihr gleichgesetzt zu werden. Auf diesen entscheidenden Punkt müssen wir ausführlich eingehen.

Seitdem es die Unterscheidung „Religion und Sittlichkeit“ gibt, ist der Nerv sowohl der Religion wie der Sittlichkeit durchschnitten. In der Religion Jesu Christi ist auch nicht ein leiser Hauch dieser Unterscheidung zu entdecken. Das „Reich“ oder richtiger die „Herrschaft Gottes“ ist Gnade und Forderung in völliger Verschlungenheit, die nicht einmal die begriffliche Unterscheidung zuläßt. Er hat nicht etwa eine neue Ethik — etwa die der Bergpredigt — und eine neue Religion — etwa die der Erlösung durch seinen Opfertod — geschaffen, sondern beides liegt unauflöslich ineinander. Jeder Funke neuer Gotteserkenntnis, den er in die Welt getragen hat, ist nichts anderes als eine neue sittliche Forderung. Beispiele: der Vater, der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten, ist zugleich der Wille,

der diese Gesinnung von den Menschen fordert. Der barmherzige Richter, der den Menschen ihre Sünden vergibt, ist gleichbedeutend mit der lebendigen Forderung, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal zu vergeben. Der Gott, der die Liebe, d. h. erlösende Hingabe ist, ist identisch mit der großen Forderung der Hingabe zum befreienden Dienst, die die ganze Menschheit durchzieht. Die Unterscheidung zwischen Gabe und Aufgabe macht die Gabe hinfällig und die Aufgabe lendenlahm. Alles, was Gott für die Menschheit tut, ist garnichts anderes, als was er in ihr an Forderungen seines Willens verwirklicht. Darum ist es eine ganz schwere Verirrung theologischen Denkens, die auf keine Weise durch „methodische Gesichtspunkte" gerechtfertigt werden kann, wenn Dogmatik und Ethik voneinander getrennt worden sind, wenn auch angeblich nur als „zwei verschiedene Seiten einer Sache." Die beiden Seiten sehen nach der Trennung leider hoffnungslos verschieden aus: die Dogmatik wird zum Streit über die historische Begründung und die gedanklich-vernunftgemäße Rechtfertigung und Darstellung der religiösen Wahrheit und die Ethik zur Kasuistik der Lebensführung. Man versichert wohl noch recht lebhaft, daß die Dogmatik in der praktischen Verwirklichung im Leben ihre Krone finde, aber man sehe sich einmal eine richtige „Dogmatik" an, um den Hohn dieser Versicherung zu empfinden! In der Ethik aber versichert man ebenso eifrig, sie sei nur die praktische Anwendung und Verwirklichung der Dogmatik. Tatsächlich aber ist sie ein Lehrsystem des freien menschlichen Handelns, das von dem göttlichen Handeln nur zu unabhängig sich gebärdet. Man braucht sich nur zu überzeugen, welche Rolle der Begriff der „Willensfreiheit" in der Ethik spielt, und man weiß genug. Die theologische Trennung von Dogmatik und Ethik ist nichts anderes als die sündige Frucht der Abkapselung des einmal vollzogenen Heilswerkes von der lebendigen religiösen Wahrheit in der Gegenwart. Die eifrige Versicherung, daß die Nächstenliebe die Frucht, die natürliche Folge der (durch das Heilswerk geweckten) Gottesliebe sei, ist nur der Ausdruck für die Tatsache, daß man die unauflösliche Einheit beider und damit beide verloren hat. Der Gegensatz „Gesetz und Evangelium" hat nur Berechtigung in dem Augenblick, wo sich die Religion Jesu aus der Gesetzesstarrheit

herausarbeiten muß. Wo das Evangelium wirklich herrscht, ist dieses das neue Gesetz, das als solches nicht im Gegensatz, sondern in völliger Verschmelzung und Identifizierung mit dem Evangelium auftreten darf. Nur eine gänzliche Verkennung der Gnade Gottes kann diese in den Gegensatz oder in ein „Verhältnis" zum sittlichen Handeln des Menschen bringen. Sie ist die Verwirklichung des ewigen sittlichen Willens im Menschen. *)

Liegt diese Grundlage aller lebendigen Religion unerschütterlich fest, daß die religiöse Wahrheit und die sittliche Forderung eine unauflösliche Einheit bilden,**) dann tritt erst die Notwendigkeit, die unbedingte Gültigkeit der religiösen Wahrheit in der

---

*) Wir müssen hier kurz auf die große Verirrung des protestantischen Denkens eingehen, die sich in der Frage spiegelt, ob gute Werke zur Seligkeit notwendig seien. In dieser Frage kommt eine doppelte Abirrung vom Evangelium Jesu zum Ausdruck, die sich wie ein tragisches Geschick an die Reformationskirche geheftet hat. Die erste Abirrung betrifft den Begriff der „guten Werke", der sich auch in der Reformationskirche nicht von der Gesetzesstarrheit der Papstkirche hat lösen können. Gute Werke gibt es garnicht auf dem Boden der Religion Jesu, sondern nur Hingabe an den Gotteswillen, der alle Einzelwerke aufhebt und verschlingt. Die zweite Abirrung betrifft den Grundzug, der sich aus Luthers persönlicher Lebenserfahrung der Frömmigkeit der evangelischen Kirche eingeprägt hat, als handle es sich in der religiösen Lebensbestimmtheit um das Streben nach der „Seligkeit". Die Erfahrung der Seligkeit, des Friedens, ist das entscheidende Symptom der religiösen Lebensergriffenheit, aber nicht Inhalt und Ziel. Ihr Ziel ist nichts als die Verwirklichung der Gottesherrschaft. Für diese ist selbstverständlich die unbedingte Hingabe an den Gotteswillen notwendig, sie ist sogar damit identisch. Erlösung ist das Hineingerissenwerden in diese Hingabe. Die „Seligkeit" ist nichts anderes als das beglückende Anzeichen des wirkenden Gotteswillens, der als Gnade den Menschen überwältigt, oder als sittliche Forderung (was dasselbe ist) ihn bindet. Die religiöse Frage, die sich in jener Streitfrage der Reformationskirche spiegelt, lautet so: Ist für die Verwirklichung der Gottesherrschaft der menschliche Eigenwille (das letzte Motiv der sog. „guten Werke") notwendig? Hier kann man getrost mit Amsdorf sagen: er ist direkt schädlich. Er ist nämlich das Hindernis der Gottesherrschaft.

**) Daß auch die Sittlichkeit ohne die völlige Verschlungenheit in die Religion undenkbar ist, bedarf kaum noch eines Wortes. Der unbedingte Charakter der sittlichen Forderung ist der Ausdruck ihrer religiösen Bestimmtheit. Nur eine Auffassung, die die Aufzählung und

lebendigen Gegenwart zu verankern, voll ins Licht. Die sittliche Forderung, die über dem Leben steht, tritt in ihrer unentrinnbaren Gültigkeit garnicht anders in die Wirklichkeit als durch die Forderung der Stunde. Kein Gesetz der Welt hat auf andere Weise seine unbedingte Gültigkeit für den Menschen oder für die Menschheit gewonnen als durch die furchtbare Not der Stunde. Alle Gebote des Sittengesetzes haben nur als Erfahrungsnotwendigkeiten Gültigkeit erlangt. Solche „Erfahrungen“ können gewiß, je nachdem wie tief sie griffen, Jahrhunderte und Jahrtausende nachzittern, so daß sie scheinbar die Gültigkeit des Gebotes ohne erneute Erfahrung für immer festlegen. Der Fluch der Lüge kann beispielsweise von einer Generation so furchtbar schwer erlebt worden sein, daß eine jahrhundertelange sorgfältigste Erziehung zur Wahrhaftigkeit die Folge ist. Das Kriegserlebnis der Gegenwart hat bewiesen, daß Vergangenheitserfahrungen vor den elementaren Urkräften des Lebens wie Staub verwehen können, und daß erst die immer erneute Erfahrung die ewige Geltung des Gesetzes von neuem sicherstellt. Belehrung, Gewöhnung und Erziehung können eine sehr wertvolle Grundlage für die sittliche Bestimmtheit des Menschenlebens sein — die unbedingte Gültigkeit gewinnt das Sittengesetz für den Menschen erst von dem Augenblicke an, wo auch er an irgendeinem Punkte dieses Gesetzes vor der furchtbaren Wahl der Stunde steht: Leben oder Tod. Man wende nicht dagegen ein, daß kein Mensch den vollen Umfang aller sittlichen Gebote von neuem durcherfahren kann. Das Sittengesetz ist ein einheitliches, und ein Punkt, der die unentrinnbare Gültigkeit feststellt, entscheidet über das Ganze.*) Man wende auch nicht ein, daß ungezählte Scharen von Menschen die unbedingte Gültigkeit des Sittengesetzes nie in ihrer vollen Tiefe erleben. Das ist eine Tatsache: sie gehen zwischen den Abgründen

---

historische Begründung von Tatsachen, die man Dogmatik nennt, mit der religiösen Wahrheit verwechselt, kann mit einem Schein des Rechts von einer selbständigen Sittlichkeit sprechen. Religiöse Wahrheit und Sittengesetz sind nur verschiedene Ausdrucksformen für die gleiche Sache, die man lebendiger und kräftiger als den „Willen Gottes“ bezeichnen würde.

*) Auf die Einheitlichkeit des Sittengesetzes oder der religiösen Wahrheit kommen wir später noch zurück.

und den ewigen Höhen hindurch, ohne sie zu sehen. Für sie wird stellvertretend erlebt und gelitten von denen, in denen das höchste Lebensgesetz seine unbedingte Gültigkeit erweist. In jenen schwingt es nach, wie in der Masse der Hörer der Ton des Künstlers, und setzt sich auf diese Weise auch bei ihnen durch. In allen Formen des Lebens, auch den höchsten, kehrt das Gesetz von den Kernpunkten und Angliederungen wieder.

Ein Einwand aber wird uns ausführlicher zu beschäftigen haben. Wird nicht durch die Gebundenheit der unbedingten Gültigkeit des Sittengesetzes an die immer erneute Erfahrung diese ewige Gültigkeit selbst in Frage gestellt? Wird nicht dadurch gerade das wieder in die Welt des Sittengesetzes eingeführt, was man den „empirischen Charakter“ nennt, eben jene Anmaßung, die aller religiösen Lebensbestimmtheit so scharf zuwiderläuft, die nur das als wirklich anerkennt, was sich „experimentell beweisen“ läßt? Hat nicht gerade die ewige „Idee“, das apriorische Vernunftgesetz Kants diese Gefahr endgültig beseitigt? Ist nicht mit dem Erfahrungsprinzip auch wieder das allerflachste Nützlichkeitsprinzip, das das Brauchbarste ausprobiert, in die sittliche Welt eingeführt?

Das *scheint* nur so. Denn die Erfahrung, von der hier die Rede ist, ist eine grundsätzlich andere als die Erfahrung des ausprobierenden Experiments, das der *Mensch* unternimmt, um etwas *für sich* Brauchbares und Förderndes herauszuholen. Die Erfahrung, die das Sittengesetz stabiliert, wird ganz unabhängig von allem Wollen und Suchen des Menschen, ja *gegen* seinen Willen ihm einfach aufgezwungen. Ihr Wesen ist die zerschmetternde Macht, die den Eigenwillen des Menschen als sinnlos erweist, ihn vor den Abgrund stellt und zum unbedingten Gehorsam zwingt. Ohne dieses „Verbrenne, was du angebetet hast, bete an, was du verbrannt hast“ tritt kein ewig gültiges Gesetz in die Wirklichkeit. Vor dem neuen Gehorsam liegt immer die Todesnacht der Verzweiflung: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?“ Nur der Zwang, *alle* Brücken hinter sich abzubrechen, führt zu unbedingt gültigen Lebensgesetzen. In dem Charakter der Erfahrung selbst liegt das unbedingt Gültige, das durch nichts anderes in der Welt geschaffen und festgestellt werden kann. Auch die „Idee“, auch das

ewige Vernunftgesetz kann nicht annähernd etwas Gleichartiges und Gleichwertiges schaffen. Das Kantische Moralprinzip: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zum Gesetz des allgemeinen Handelns gemacht werden kann“ mag allen Menschen überzeugend einleuchtend sein. Zwischen dieser zwingenden Vernunftgemäßheit und der wirklichen unbedingten Gültigkeit liegt aber noch ein unüberbrückbarer Abgrund. Es hat im ganzen Weltkriege wohl keine Nation und keinen Menschen gegeben, der dem Kantischen Prinzip nicht mit voller Inbrunst zugestimmt hätte. Man hat aber vergeblich nach dem Menschen suchen können, der die unbedingte Gültigkeit dieses Gesetzes dadurch bewiesen hätte, daß er unter seinem unentrinnbaren Zwange darnach gehandelt hätte. Das Gesetz des Todes beherrschte die Welt, dem unentrinnbar alle verfallen waren, und eben durch diese furchtbare Not der Stunde, durch den Abgrund, vor den ein geheimnisvoll unfaßbarer Wille die Welt drängte, ward die Gültigkeit, weil unentrinnbare Notwendigkeit eines neuen Gesetzes in die Wirklichkeit eingeführt. Das haben gewiß nicht alle einzelnen Völker und Menschen in seiner furchtbaren Lebendigkeit und Unausweichlichkeit geschaut; gefühlt und geahnt haben es alle. Und wenn es nur in wenigen oder nur in einem einzigen Menschen in seiner vollen Klarheit und Unentrinnbarkeit lebendig geworden ist, dann ist es wieder in der Welt, die ihm nun nicht mehr entweichen kann. So tritt das ewig gültige Sittengesetz, so die unbedingte religiöse Wahrheit in die Wirklichkeit: in der Entscheidungsstunde zwischen Leben und Tod wird sie immer neu lebendig. Sie wird nicht aus allgemeinen Notwendigkeiten bewiesen, sondern immer wieder konkret neu geschaffen. Sie ist die lebendige Forderung der Stunde und ist doch ewig. Wer sie schaut, dem fällt es „wie Schuppen von den Augen“, aber kein Verstand der Welt kann sie einleuchtend und wirkungskräftig machen, es sei denn die harte und gütige Macht des Lebens selbst, die sie von Ewigkeit zu Ewigkeit in ihrem Schoße trägt.

In dieser Gebundenheit der unbedingt gültigen religiösen Wahrheit an die immer erneute, aufgezwungene Erfahrung liegt es nun aber auch begründet, daß die Wirklichkeit objektiv gültiger religiöser Wahrheit ganz unauflöslich verknüpft ist mit einem be-

stimmt gerichteten praktischen Handeln. „Wer da sagt: Ich kenne ihn, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit.“ (1. Joh. 2. 4) *) Um einige Beispiele zu erwähnen: Die religiöse Gewißheit eines ewigen Lebens ist ganz unauflöslich geknüpft an ein bestimmt gerichtetes praktisches Gegenwartsleben (der scheinbare Doppelsinn der ζωὴ αἰώνιος bei Johannes). Wo diese praktische Gebundenheit des irdischen Lebens an einen höheren Lebenswillen nicht ist, ist auch niemals die unbedingt sieghafte Gewißheit eines ewigen Lebens. Durch den Verstandesglauben „angeeignete“ Heilstatsachen sind nur ein Surrogat der unbedingt feststehenden Lebenstatsache. Ferner: der alle Furcht überwindenden Liebe Gottes ist noch nie ein Mensch gewiß gewesen, der nicht selbst in die große Hingabe des Lebens praktisch hineingezwungen wurde. Das die Liebe Gottes bezeugende Heilswerk bringt nicht erst als sekundäres Produkt, nachdem es als primäres den Heilsglauben geschaffen hat, auch die praktische Bruderliebe hervor, sondern seine Liebe lebt und verwirklicht sich in dieser. „So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner“, d. h. er hat die Liebe Gottes nur in demselben Maße, wie sie praktisch wird in der Bruderliebe. Das ist nicht etwa ein Zurückfallen in die Werkfrömmigkeit — so pflegt die protestantische, irrig geleitete Gedankenführung der Sache gegenüberzustehen —, als ob dadurch die Gnade Gottes wieder abhängig würde vom Eigenwillen und Eigenschaffen des Menschen, sondern die praktische Bruderliebe ist garkein Eigentun des Menschen, sondern in ihrer wahren Tiefe nur möglich als Aeußerung des zur vollen Hingabe fortreißenden Schöpferwillens Gottes. Alle Humanität, die sich als religiös unabhängig, als Werk des freien Menschen gebärdet, ist nichts als verkappter Egoismus, der wiederum identisch ist mit Gottlosigkeit.

*) Man kann für diese Grundlagen aller religiösen Wahrheitserkenntnis nur immer wieder auf das Johannesevangelium und die Johannesbriefe hinweisen, in denen sie ihre klassische Formulierung finden, weil sie hier schon gegen die „Geschichte“ und die „Idee“ kämpfen müssen, während sie im Evangelium Jesu als noch völlig unangetastete Voraussetzungen ursprünglichen Lebens, also unbewußt, festliegen.

In dieser Gebundenheit an eine praktische Lebensbestimmtheit liegt nun aber auch das einzige Kriterium der Objektivität der religiösen Wahrheit. Es gibt keinen unantastbaren Maßstab für die Wirklichkeit religiöser Wahrheit, in keinem noch so ausführlichen, historisch und biblisch begründeten Bekenntnis, in keiner Hierarchie, in keiner Versammlung der Weisesten der Weisen, außer dem ewig gültigen Bekenntnis der Tat. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, das ist der einzige Beweis für die wirklich vorhandene, unumstößlich gültige religiöse Wahrheit. Die Tat allein ist ewig neu, sie ist nur als Gegenwartsereignis vollgültig und zwingend. Alle Vergangenheitstaten fallen in nichts zusammen, wenn sie in der Gegenwart nicht lebendig wirkend sind. Nun ist freilich nicht alles „Tun“ schon eine Tat im lebendigen religiösen Sinne. Wir haben Kirchen mit einem unermüdlich klappernden Apparat eines vielgestaltigen Betriebes, wir haben Zeitalter mit einer wahren Arbeitswut erlebt, in denen der schaffende Gott, die lebendig wirkende religiöse Wahrheit völlig tot waren. Die Betriebsamkeit und die schaffende Tat gehören in zwei ganz verschiedene Welten. Das Wesen der durch die Religion bestimmten Tat ist völlig selbstlose, sich ganz verlierende Hingabe an den großen Lebenswillen, aus dem sie fließt. Wo diese Hingabe ist, da ist die Wahrheit, denn da ist der ewig schaffende Lebenswille, der das ganze Dasein in sich hineingezogen hat. Die Vollendung dieser Hingabe ist der Maßstab der objektiv vorhandenen Wahrheit. Die selbstlosesten Menschen haben das vollgültigste Urteil über die ewig gültige Wahrheit. „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Wo das die Wirkung des Handelns ist, daß es den Handelnden völlig vergessen und zurücktreten und nur die große schaffende Kraft hinter dem Handeln ahnen, aufleuchten und wirksam werden läßt, da ist die Wahrheit, nirgends sonst in der ganzen Welt. Denn da ist die Objektivität, die den Eigenwillen wirklich überwunden hat. Sie allein hat ein Recht auf diesen Namen, kein „wissenschaftliches Ergebnis“, keine „ewige Idee“ und keine „biblisch begründete Heilstatsache“, so eifrig ihre Objektivität auch behauptet werden mag. So oft der lebendige Gott diese selbstlose Hingabe aus dem Dunkel eines

erdgebundenen Egoismus wieder aufleuchten läßt, so oft strahlt die Sonne einer ewig gültigen Wahrheit durch die Nebel menschlicher Scheinerkenntnis hindurch. Nur von den Menschen der großen Hingabe gilt das Wort: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ Die Zeiten der großen Opferkraft sind auch die Zeiten der großen Offenbarungen. Nur wo das Leben in dieser Welt im tiefsten Sinne verloren wurde, ist es im höchsten Sinne gewonnen worden. Hier liegt auch die durchschlagende Zurückweisung des Vorwurfs, die Behauptung der reinen Gegenwartswirklichkeit aller vollgültigen religiösen Wahrheit vertrage sich nicht mit der religiösen Forderung der Demut. Nur wo diese im vollen Sinne vorhanden ist, ist die ewige Wahrheit gegenwärtig.

Nun erst haben wir die Bahn frei für unsere Bemühungen um die Erfassung und Darstellung der religiösen Wahrheit. Wir können diese Aufgabe garnicht lösen, wenn wir sie nicht im unauflöslichen Zusammenhange mit den praktischen Lebensfragen des gegenwärtigen Zeitalters angreifen. Wahrheit und Arbeit, religiöse Erkenntnis und sittlicher Wille, geistige und praktische Notwendigkeiten lassen sich garnicht voneinander trennen. Weil wir die ewig-gültige Wahrheit suchen, müssen wir sie in der unmittelbaren Gegenwart zu erfassen streben. Hier nur kann sie als unentrinnbare Notwendigkeit uns entgegentreten. Ist es richtig, daß in der Großstadt der neuzeitliche Lebensstrom am zentralsten pulst, dann können wir nur sprechen von der „religiösen Wahrheit für die Großstadtwelt“ und sprechen durch diese Verknüpfung nicht etwa ihren relativ-gültigen, sondern gerade ihren absoluten Charakter aus. Wenn der Dichter der ewigen Idee sagt: „Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie“, so müssen wir das gerade Gegenteil behaupten: Nur die ewig sich erneuernde Gegenwartswirklichkeit ist das Zeugnis von der Wahrheit, die nie veraltet.

Damit ist nun freilich nicht ausgesprochen, daß die Wahrheit in der Großstadtwelt gleichsam wie in Stein gehauen vor uns liegt. Man muß vielmehr sagen, daß das Gegenteil der Fall ist. Daran kann nach unserer Analyse der religiösen Lage in der Großstadt wohl kein Zweifel sein. Aber das ist darin ausge-

sprochen, daß eben aus dieser Lage der Großstadt die religiöse Wahrheit als unausweichliche Notwendigkeit, als unbedingte sittliche Forderung wieder herausspringt. Darum steht unsere Darstellung auch unter dem Gesamttitel: „Die religiöse Wahrheit für die Großstadtwelt." Die Großstadt ist eben auf dem Punkte, wo die Not der Stunde, der Entscheidungszwang zwischen Leben und Tod keinen andern Ausweg mehr zuläßt. Wir sind in der Großstadtentwicklung wieder an dem Durchbruchspunkt der ewigen Wahrheit angelangt. Doch bevor wir uns dieser Gegenwartswirklichkeit zuwenden, müssen wir unser Auge noch auf die gedankliche und sprachliche Form richten, in die sich die religiöse Wahrheit, eben weil sie unauflöslich mit dem flutenden Lebensstrom verbunden ist, ihrer inneren Natur nach kleiden muß.



4. Die Sprache der lebendigen Religion.

Die Verkapselung und Verflüchtigung der religiösen Wahrheit durch das Buch, die Heilstatsachen und die Idee spiegelt sich besonders deutlich in der Vergewaltigung, Entartung, Verknöcherung und abstrakten Verklausulierung der gedanklichen und sprachlichen Form, in die sie eingeschnürt worden ist. Die Frage nach dem gedanklichen und sprachlichen Gewande der Religion ist keineswegs eine untergeordnete Frage begrifflicher, philologischer und künstlerischer Natur, die man so oder so lösen kann, ohne das innere Wesen der religiösen Wahrheit zu berühren. Vielmehr hängen hier Wesen und Form so eng ineinander, wie die innere Bestimmung eines organischen Körpers und seine äußere Gestalt. Eine Verbildung nach außen bedeutet immer irgendwelche Verkümmerung im Innern. Was „Wahrheit“ sein und als „Wahrheit“ wirken will, muß wahr und kristallklar sein bis in die äußersten Spitzen seiner Ausgestaltung. Wir deuteten bereits an, daß schon in der Form des Apostolikums mit seiner trockenen Aufzählung von Tatsachen, die nicht unmittelbar ins Leben greifen, schon in dem weltfremden und abstrakten Gewande der „Idee“ untrügliche Anzeichen dafür liegen, daß beide der lebendigen religiösen Wahrheit nicht Genüge leisten können.

Von dem Augenblicke an, in dem man Wahrheit und Leben als Einheit sieht, hört die Möglichkeit auf, die Wahrheit in ein logisches System starrer Linien zu fassen. Ihre Verschlungenheit mit dem flutenden Leben fordert es, auch in ihrer gedanklichen Form zum Ausdruck zu bringen, daß sie ein wachstümliches Gebilde, eine sich entwickelnde Lebensmacht ist. Jeder Versuch, ein „System der Glaubenslehre“ aufzustellen, ob nun in der Form einer Paragraphensammlung (die meisten Bekenntnisse), oder der altprotestantischen Dogmatik, oder der Vernunfttheologie oder einer „wissenschaftlichen“ Darstellung, ist nicht nur ein Sichabmühen um die Quadratur des Zirkels, sondern bereits eine

grundsätzliche Verkümmerung und Verleugnung der lebendigen religiösen Wahrheit. Darum ist die Geschichte der Dogmatik durchgehends ein tragisches Zeugnis von der Entartung der religiösen Wahrheit, die sich am schlimmsten in dem Mißbrauch des Buches des Lebens, der Bibel, als einer Sammlung von Beweisstellen für einzelne Lehrsätze äußert. Wir verzichten darauf, in dieses Labyrinth hinabzusteigen. Es ist Gefahr vorhanden, daß man aus ihm nicht wieder herausfindet. Um der Gerechtigkeit willen müssen wir freilich sagen, daß es innerhalb der Geschichte immerhin Ansätze zu einer organisch einheitlichen Darstellung der religiösen Wahrheit gegeben hat. Das große Lebenswerk des Origenes war ein Versuch, die religiöse Wahrheit durch die lebendige hellenische Spekulation zu erfassen — es war entschieden mehr als die Aufstellung eines Systems von Lehrsätzen. Selbst des großen Scholastikers Thomas Werk entbehrt nicht der lebendigen Architektonik, aber die in der Papstkirche vollzogene innere Erstarrung der Wahrheit hat auch ihr das Gepräge der Todesstarre gegeben. Melanchthons loci communes sind ein schönes Zeugnis dafür, daß die Reformation die lebendige Wahrheit ans Licht geholt hatte. Aber ihr organischer Aufbau von dem lebendigen Mittelpunkt her konnte die Bekenntnisentwicklung nicht aufhalten. Die staatliche Anerkennung mit ihrem juristischen Formulierungszwange war in der Reformationskirche zuletzt doch ein durchschlagenderer Gesichtspunkt als die lebendige Darstellung. Schließlich hatte und hat die Reformationskirche noch die Bibel, die im letzten Grunde aller Systematisierung spottet. Luther war, wie alle lebendigen Verkündiger der Religion (das gilt selbst für den Schriftgelehrten Paulus), kein Systematiker. Seine Versuche, zu formulieren (wie etwa im Katechismus und in dem Entwurf der Schmalkaldischen Artikel), fahren so lebendig grobdrähtig daher und springen so frisch über alle Gesetze abzirkelnder und abwägender Systematik hinweg, daß man sie nicht in die Geschichte der Dogmatik einreihen kann. Der große religiöse Denker der Neuzeit, der zum ersten Male wieder die religiöse Wahrheit von einem lebendigen Mittelpunkt her *) entwickelte und aufbaute,

*) ob es der Mittelpunkt war, bleibe hier außer Betracht.

Schleiermacher, bewegte sich zu sehr in den Gefilden der „Idee“, als daß er neben seiner theologischen Fortwirkung in die kirchliche Praxis hineingewirkt hätte. An einheitlicher Architektonik hat ihn keiner seiner Nachtreter erreicht: man ist zu „historisch“ und zu „wissenschaftlich“ geworden, sodaß die normale Dogmatik von heute nur noch ein wirres Durch- und Ineinander von historischen Begründungen, polemischen Auseinandersetzungen und apologetischen Abgrenzungen ist. Die Sache selbst ist in lebendiger Einheitlichkeit und in organischer Gestaltung aus dem Herzpunkt der Religion nirgend zu finden.

Das ist ein ganz schwerer Verlust für die Wirkungskraft der religiösen Wahrheit, der durch keine noch so mühselige historische Forschungstätigkeit und logische Denkbarkeit wett gemacht werden kann. Millionen von sorgfältig durchdachten Büchern und logisch aufgebauten Predigten mit vorschriftsmäßig aneinandergereihten „Text, Thema und Teilen“ können den Verlust der Ursprache der Religion nicht ersetzen. Man redet von einer „Sprache des Menschenherzens.“ Man kann mit größerem Recht von einer „Sprache der Religion“ reden. Die reformatorischen Kirchen haben nicht umsonst in den Bibelübersetzungen in die Volkssprache ihre wertvollste Errungenschaft gesehen. Denn die Religion ist ohne eine *lebendige* Sprache nicht denkbar. Die römische Kirche wird nie wieder aus ihrer Erstarrung erwachen können, solange sie die lateinische Kultussprache nicht durch die lebendige Volkssprache ersetzt. Auch alle unmittelbar zum Menschenherzen sprechenden Formen der Kunst können das lebendige Wort des Mundes nicht ersetzen. Die deutsche Bibelübersetzung Luthers hat in hohem Maße das ausgeglichen, was die lutherischen Theologen in der Systematisierung und Verklausulierung der religiösen Wahrheit gesündigt haben. Denn die Bibel ist auf diesem Gebiete wirklich ein Lehrbuch, aus dem die Sprache der Religion uns entgegenklingt. Diese Sprache unterliegt gewiß *äußeren* Entwicklungsveränderungen, ihre innere Art bleibt die gleiche. Selbst das einfachste Volkskind hört sie aus einem ganz fremden Kulturgewande heraus.

Jesus von Nazareth hat die Ursprache der Religion in ihrer klassischen Form gesprochen. Seine Worte und Gedankenformen

allein genügen, um zu beweisen, daß er die ewige Wahrheit in Händen hielt. Die Sprache verrät den Sohn des lebendigen Gottes. Wo liegt das Geheimnis dieser Sprache? Darin zuerst, daß sie von garnichts anderem spricht als von dem, was vorliegt. Sie spricht von der Gegenwartswelt, als wäre sie die einzige, die existiert. Sie packt das Ereignis der Stunde, das lebendige Geschehen auf Markt und Acker an den Hörnern. Sie ist das Gespräch des Tages. Wie klar hat Luther dies erste Kennzeichen aller religiösen Sprache erfaßt, als er es für die erste Aufgabe des Dolmetschers erklärte, „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte zu fragen und denselbigen auf das Maul zu sehen“! Religiöse Sprache ist Gegenwartssprache. Nach dem, was wir über die Gegenwartswirklichkeit der lebendigen religiösen Wahrheit bisher gesagt haben, und was im folgenden Abschnitt noch deutlicher hervortreten wird, bedarf es keiner weiteren Begründung, warum sie es sein muß. Die „Sprache Kanaans“ ist unter allen Umständen irreligiös.

Freilich ist das nur ein äußeres Kennzeichen der religiösen Sprache. Auch der Schwätzer redet die Sprache des Tages, meist sogar noch viel geschickter, umständlicher, breiter und formgerechter. Er lebt nur in dem Oberflächenereignis des Tages, darum beherrscht er seine Sprache bis ins Schlagwort und vielsagend andeutende Mienenspiel hinein. Seine Sprachbeherrschung wird zur technischen Routine.

Hier scheidet sich von ihm der religiöse Redner. An die Stelle der technischen Beherrschung, die nur ein ewig fortlaufendes buntes Wechselspiel zeitigt, tritt eine neue Art der Beherrschung, die ein Zusammenraffen des bunten Farbenspiels um einen geheimen Mittelpunkt bedeutet. Wie wenn in eine Lösung durcheinanderwirbelnder chemischer Verbindungen eine organische Keimzelle tritt, die nun alles in ihre lebendig gestaltende Kraft hineinzieht, so ergreift der religiöse Redner das bunte Geschehnis des Tages. Er faßt es so an, daß ein lebendiges Gesetz aus ihm herausleuchtet. Das „Wie?“ bleibt das Geheimnis des religiösen Genius. Er spricht nicht anders als andere Menschen und gibt doch allem eine völlig neuen Charakter. Es ist das Gespräch des Tages und ist doch Kunde aus einer ewigen Welt. Das ist

eben das Geheimnis, daß es nicht etwa zurechtgestutzt und in besondere Beleuchtung gerückt ist wie die erbaulichen Geschichten in den Sonntagsblättern oder den vaterländischen Reden, sondern daß es so genommen ist, wie das Leben es bietet, in seiner ganzen nackten Alltäglichkeit, und daß es doch nichts Alltägliches mehr ist, sondern Unvergängliches und Heiliges.

Die sogenannten Gleichnisse Jesu sind das Geheimnisvollste und Wunderbarste in seiner ganzen Verkündigung. Man kann aus ihnen eine sehr farbenreiche Kulturgeschichte seiner Zeit herausholen. Aber sie sind viel mehr als ein getreues Abbild der Kultur seiner Tage. In ihnen lebt die ewige Wahrheit. Freilich ist wohl keine Aeußerung seiner lebendigen Religion so verkannt, mißbraucht, entwertet worden, wie diese kostbarste von allen. Schon die Evangelien berichten, daß die Gleichnisse von der Masse nicht verstanden worden seien. Das mag eine Zurückverlegung späterer Verständnislosigkeit unter dem zunehmenden Versiegen des religiösen Lebensstromes in die Zeit der ersten Verkündigung sein — Tatsache ist, daß diese Ursprache der Religion überall dort, wo nach irgend einer Richtung eine religiöse Verbildung und Verflachung eingetreten war, nicht verstanden worden ist. Noch heute geht die Schriftgelehrsamkeit, zumal die der Heilstatsachen, merkwürdig scheu an diesen Gleichnissen vorüber und hält sich lieber in den logischen Sümpfen des Paulus auf.

Es ist das Verdienst des Neutestamentlers Jülicher, die Verkennung und den Mißbrauch der Gleichnisse Jesu in der kirchlichen Auslegung aufgewiesen zu haben. Gegenüber der Vergewaltigung allegorisierender Auslegungskünste, die hinter jedem Einzelzuge und -worte tiefe Geheimnisse, in den meisten Fällen eigene Lieblingsgedanken entdecken wollten, stellte er wieder den einfachen, unmittelbar herausspringenden, eindeutigen Sinn der Gleichnisse heraus. Freilich kommt auch er über die Grenzsteine der Philologie nicht hinaus. Schließlich liegen auch bei ihm die Gleichnisse auf der gleichen Linie wie alle Kunstformen der Sprache, die man schafft, benutzt und beherrscht, um dadurch auf möglichst verständliche und eindringliche Weise Einzelwahrheiten auszusprechen. Sie sind ein technisches Hilfsmittel, wenn auch ein hochvollendetes, das man schließlich auch durch

andere ersetzen kann, ohne daß die Wahrheit dadurch selbst berührt und zerstört wird. Die innere religiöse Notwendigkeit dieser Gleichnissprache kommt bei ihm nicht heraus. Schon das Bemühen um den einen abgegrenzten Gedanken, das Herauskristallisieren der einen formulierten Wahrheit aus jedem Gleichnis deutet das an. Zuletzt liegt auch noch hinter Jülichers Auffassung der große Irrtum, daß die Wahrheit eine ruhende Größe, ein abgeschlossener Gedanke, ein letztes „Sein" sei. Hatte dieser Irrtum in der allgemein verbreiteten, durch das hellenische Denken bestimmten allegorischen kirchlichen Auslegungskunst den zu immer neuen Ausdeutungen verlockenden Drang entfesselt, bei jedem Einzelzuge herauszuklügeln, was er „bedeute", wer und was damit gemeint sei, so geriet Jülicher, die Unerträglichkeit und Uferlosigkeit dieser Willkürkunst fühlend, von dem gleichen Irrtum aus auf die entgegengesetzte Einseitigkeit, die nur einen ein für alle Mal festzulegenden, scharf abzugrenzenden Gedanken in jedem Gleichnis finden wollte. Wie stark dadurch der Lebensreichtum der Gleichnisse beschnitten wurde, hat wohl jeder Prediger empfunden, der mit ihrer quellenden Lebensfülle an die vor ihm liegende Lebenswirklichkeit herantrat und sich dabei auf die Sandbank eines trockenen Einzelgedankens gesetzt sah. Nicht nur das Gleichnis vom viererlei Acker etwa ließ diese Reduzierung auf den Einzelgedanken nicht zu, sondern auch gegenüber den viel einheitlicheren Gleichnissen vom verlorenen Sohn oder von der wachsenden Saat erschien es als eine ungeheure Verarmung, ja Vergewaltigung, diese Lebensfülle durch einen „Grundgedanken" zu erledigen.

Tatsächlich enthält kein Gleichnis einen Grund-Gedanken in verfestigtem Sinne, sondern ein höchst lebendiges Gesetz, das das flutende Leben als lebendige Linie durchzieht. Darin liegt das entscheidende Merkmal aller Gleichnisse, daß sie ausnahmslos ein Gesetz des Handelns zum Ausdruck bringen und eine wirkende Innenlinie des Geschehens zeichnen. Sie sind keine Gemälde aus denen man ein Stück zur Sonderbetrachtung herausnehmen kann — so die allegorische Auslegungskunst — *); sie sind aber

*) Darum ist ihnen auch der Pinsel des Künstlers niemals gewachsen gewesen, auch nicht der Burnands.

auch nicht Veranschaulichungen eines Gedankens oder einer Wahrheit. Sie enthalten vielmehr sich verwirklichende Lebensgesetze oder richtiger: das sich verwirklichende Lebensgesetz, das aber, eben weil es sich verwirklicht, Entwicklungsstadien durchläuft, die man als solche nicht einfach „um eines Grundgedankens willen" beiseite schieben kann. Seine wirkende Kraft wird erst in der Verfolgung der auseinander hervorgehenden Einzelstadien sichtbar, die man durchaus ins Auge fassen muß, um das innerlich Notwendige und das Ganze des lebendigen Gesetzes zu erfassen. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn ist geradezu jedes Stadium: der ausziehende Sohn, seine versprühende Lebensführung, das Sichhängen an den Bürger, sein Leben bei den Schweinen, seine Einkehr, seine Rückkehr zum Vater, seine Aufnahme, sein Empfang durch den Bruder, die Unausgeglichenheit des Schlusses, ein unentbehrliches Stück der sich verwirklichenden Lebenswahrheit, das sehr eindringlich betrachtet werden muß, um das lebendige Gesetz in seiner wirkenden Innenkraft zu erkennen.

Der eine Sinn, von dem Jülicher spricht, ist sehr viel einheitlicher, als er annimmt. Er ist nämlich in allen Gleichnissen derselbe. Es ist das eine, sich in allem Geschehen durchsetzende Lebensgesetz, das in den verschiedenen Gleichnissen — die bis ins Unendliche weitergestaltet werden können, tatsächlich auch von Jesus in sehr viel größerer Mannigfaltigkeit gestaltet sein werden, als sie die Ueberlieferung aufbewahrt hat — sich eindringlich und allen sichtbar ausprägt. Das Wesen des Gleichnisses liegt darin, daß es die Wahrheit, das große umfassende Lebensgesetz, in sich birgt, nur sich verkörpernd in einem umschriebenen Geschehnis. „Das Reich Gottes hat sich also . . ." das heißt: Die Herrschaft Gottes prägt sich in dem nachfolgenden Lebensausschnitt ab. Wie Jesu religiöse Herrschaftskraft darin liegt, daß bei ihm in jedem Augenblick die volle Gegenwart der religiösen Wahrheit lebt, so liegt die Wesensart seiner religiösen Sprache darin, daß in ihr durch jedes abgeschlossene Wort die volle lebendige Wirklichkeit der ewigen Wahrheit zum Ausdruck kommt, aber nicht als ruhende, sondern als wirkende und darum in immer neue Seiten des Lebens hineintretende. Darum steckt in jedem Gleichnis eine religiöse Eindeutigkeit, aber eine praktische Vielseitigkeit,

d. h. eine lebendige Ausstrahlung eines ewigen Gesetzes in die Mannigfaltigkeit des Lebens. Die wirkende Wahrheit findet in ihnen den allein vollgenügenden Ausdruck. Sie sind nicht Perlen, deren ausgeglichene Schönheit, Rundung und Farbenpracht man bewundernd betrachten kann, sondern ethische Kraftzentren von einer rücksichtslosen Potentialität, die, eben weil sie mitten in das Leben des Tages hineingesetzt sind, sich unmittelbar in unbedingt gültige Forderungen für dieses Tagesleben verwandeln. Das gilt nicht bloß von einem so andringenden Gleichnis wie etwa dem des Feigenbaumes, sondern genau so von den Gleichnissen einer scheinbar objektiv ruhigen Betrachtung, wie sie etwa im Gleichnis vom Senfkorn vor uns liegt. Hier soll nicht nur ein zwingendes Entwicklungsgesetz gezeichnet werden, das trösten und aufrichten mag, sondern ein Entwicklungszwang, der unerbittlich vorwärts treibt: Stillstand ist Rückgang. Die Einheit von religiöser Wahrheit und ethischer Forderung hat in den Gleichnissen ihren vollendetsten Ausdruck gefunden.

Jedes einzelne Gleichnis enthält die volle Wahrheit und stellt die höchste Forderung. Darin liegt das Wesen des religiösen Redners, daß er die Wahrheit nicht stückweise verkündet, sondern in jedem Augenblicke die Menschen vor das Ganze stellt. Einen Predigtzyklus oder einen Lehrkursus gibt es nicht auf dem Boden der lebendigen Religion; sie stellt in jedem Augenblick die volle Lebensfrage. Darum ist es ganz unmöglich, aus den Worten Jesu ein System zusammenzustellen. Ein Wort liegt im andern, weil jedes das Ganze hat. Darum sehen wir bei Jesus auch nicht den leisesten Ansatz, seine Jünger nach und nach mit den Einzelheiten seiner neuen Lehre vertraut zu machen. Ein Katechismus ist ganz undenkbar in seiner Religion, er würde ihre unbedingte Gültigkeit für jeden Augenblick und ihre alles auf einen Entscheidungspunkt sammelnde Einheitskraft aufheben. Wer in das zentrale Verständnis eines Wortes hineingedrungen ist, hat sie damit alle. Deshalb ist es auch ganz ohne Belang, wieviele der Worte Jesu in der lebendigen Erinnerung geblieben sind. Für die besorgten Schriftgelehrten, die die Stücke der Wahrheit ängstlich zusammenhalten und darüber wachen, daß kein Teil der Heilswahrheit verloren gehe, muß es zu großen

Bedenken Anlaß geben, daß wir offenbar nur Bruchstücke aus Jesu Verkündigung überliefert erhalten haben. Auch wenn kein Wort von ihm buchstäblich überliefert wäre, und es wäre nur der zentrale Lebenspunkt seiner Religion *) von seinen Jüngern erfaßt worden, so wäre das für die Existenz seiner lebendigen Wahrheit ganz ohne Belang. Sein größter Jünger Paulus ist für diesen Sachverhalt bis heute der lebendige Zeuge. Wer von dem „ganzen Christus“ oder von dem „ganzen Luther“ in der bekannten Gegensätzlichkeit gegen eine vermeintliche Beschneidung ihrer Lehre spricht, hat weder Christus noch Luther begriffen. Man kann das Wesen ihrer Sache nur ganz oder garnicht haben, nicht in einer Summierung von Stücken.

Auf noch einen Punkt in der Gleichniswelt Jesu müssen wir hinweisen, weil er das Wesen der religiösen Sprache und der religiösen Wahrheit beleuchtet: das häufige Zurückgreifen auf das Naturgeschehen. Gewiß hat hier die enge Berührung Jesu mit dem Naturboden seiner Heimat und die Naturhaftigkeit des Volkslebens um ihn herum Bedeutung gehabt. Bei Paulus, dem Schulzögling des Gesetzes, ist der Natursinn fast völlig entschwunden, er sieht nur die arbeitende und seufzende Kreatur der menschlichen Kulturwelt. Aber diese unbefangene Gleichstellung des Naturgeschehens mit dem Geschehen des Menschenlebens, wo es sich darum handelt, ewige Wahrheiten und unverbrüchliche Gesetze des Handelns in die Menschenseelen zu werfen, ist doch mehr als ein Zufallsspiel. Dahinter steht die große Einheit der gesamten Lebensentwicklung, die die religiöse Wahrheit beherrscht. Die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, der Sperling auf dem Dache, die Saat auf dem Felde und der Feigenbaum im Garten sind nicht nur Bilder für Wahrheiten, die für eine ganz andere geistige Welt gelten sollen, sondern lebendige Glieder der Welt, die die religiöse Wahrheit durchdringt. Durch die Schöpfung zieht *ein* Gesetz, dem sich alle Geschöpfe bis zum Menschen in gleicher Weise beugen müssen, wenn es sich auch *stufenweise* mit immer erhöhter Gültigkeits-

---

*) Wir müssen seine nähere Darlegung auf den folgenden Abschnitt verschieben.

wucht, Klarheit und Verantwortlichkeit verwirklicht. („Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?"). Dadurch gewinnt die religiöse Wahrheit erst ihre volle Einheit, ihre unbedingte Gültigkeit überall und für alle Zeiten, dadurch wird die Gegenwartsnotwendigkeit zum ewigen Gesetze. Gilt sie für die gegenwärtige Stunde, so gilt sie auch für die ganze Vergangenheit (sie ist ja das Ergebnis der Vergangenheit) und für die ganze Zukunft (diese entfaltet ja nur die Gegenwart) kraft des Entwicklungsgesetzes. Der Entwicklungsgedanke in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Tiefe gehört zum Wesen der religiösen Wahrheit, darum gehört das Naturgleichnis zum Wesen der religiösen Sprache. Eine Vergeistigung oder Versittlichung der religiösen Wahrheit im Platonischen oder Kantschen Sinne, d. h. eine Gegenüberstellung der sittlichen und natürlichen Welt, der auch die Kirche in ihrem Gegensatz von Natur und Gnade verfallen ist, widerspricht dem Wesen der religiösen Wahrheit. Sie will über alle Geschöpfe herrschen und in allen leben, wenn auch in stufenmäßiger Entwicklung. Der Gegensatz, den sie fordert, ist ein anderer als der von Natur und Gnade. Diesem Gegensatz gegenüber fordert sie sogar eine Rückkehr zur Natur. Die Forderungen der religiösen Wahrheit in der Großstadtwelt werden das noch überzeugender dartun.

Es ist keine Frage: die Gleichnissprache, die nicht zu verwechseln ist mit den mannigfachen Formen der Bildersprache, die als rein rhetorische Kunstformen entstanden sind, ist die Ursprache der Religion. Sie ist die Sprache des Lebens, nicht der gemalten Bilder, und bringt durch die Tatsachen des Lebens das ewige, es beherrschende Gesetz zur Wirkung auf die fortflutende Gegenwart. Die in der schaffenden Kunst unübertroffenen Bilder Homers wollen deuten und einen lebendigen Anschauungs- und Gefühlsreichtum wecken, die Gleichnisse Jesu wollen den lebendigen Gott und seine ewige Wahrheit vergegenwärtigen und das ewige Lebensgesetz zur lebendigen Wirkung bringen. Gegenüber allen Kunstformen sind sie etwas schlechthin Einzigartiges. Nur der religiös ergriffene Mensch kann sie schaffen, handhaben und verstehen. Für sie gilt immer das einschränkende und fordernde Wort: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Nun erhebt sich die Frage: Spricht die Religion nur in Gleichnissen? Grundsätzlich müssen wir sie bejahen. Denn die religiöse Wahrheit wird nicht anders wirksam und ist daher auch nicht anders zugänglich als in dem fortflutenden Geschehen des Lebens. Ein Begriffssystem, das mit verfestigten Vorstellungs- und Gedankeneinheiten arbeitet, kann die religiöse Wahrheit überhaupt nicht fassen. Von ruhenden Eigenschaften Gottes zu reden, ist ganz unmöglich. Der Systematiker bemüht sich ja auch bis heute vergeblich, sie miteinander in Einklang zu bringen. Der *lebendige* Gott kann nur als wirkende Kraft in die Wirklichkeit treten. Wenn Jesus sagt: „Niemand ist gut denn der einige Gott“, so ist diese Güte nichts anderes als das lebendige Gesetz seiner wirkenden Kraft. Darum ist jede Form begrifflicher Aufzählung religiöser Wahrheiten dem Wesen der Religion zuwider. Nur das lebendig fortlaufende Geschehen kann ihre Wahrheit fassen. Darum hat Jesus niemals über den letzten ruhenden Sinn der Welt, über das Seiende der Hellenen gesprochen. Man sucht vergeblich bei ihm nach einer Entstehungslehre der Welt oder nach einer Anthropologie oder nach einer Gotteslehre oder nach einer Lehre von den letzten Dingen oder gar nach einer Beschreibung seines eigenen Wesens in der Art, wie sie die Dogmatiker aufzustellen versuchen. Es ist alles Handlung und Leben, aus dem Augenblick geboren und für den Augenblick bestimmt. Die Dogmatik hat natürlich versucht, aus diesen lebendigen Worten „Seinsurteile“ abzuleiten, ist aber dadurch auf ein Gebiet geraten, das jenseits der lebendigen Religion liegt, ja diese selbst tötet, wie das sezierende Messer den Körper tötet oder schon mit einem toten Körper rechnet. Die Frage, was Gott an sich *ist*, wer Jesus an sich *ist*, was der Mensch an sich *ist*, liegt jenseits der Religion. Sie kennt nur die Frage: Was *will* Gott, was *fordert* Jesus, was *muß* der Mensch tun? Die Frage: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ ist eine Frage nach der *Wirkung* seines Lebens auf die Menschen. In der Antwort: „Der Christus, des lebendigen Gottes Sohn“ liegt alles andere als ein sogenanntes metaphysisches Seinsurteil, sondern das Urteil über die lebendige Wirkung, die ewig gültige Bedeutung, die fordernde Autorität seines Lebens

und seiner Botschaft. Darum ist auch das Echo dieses Urteils nicht ein Verweilen bei der Erkenntnistiefe, sondern ein andringendes Mahnwort, die fortzeugende Kraft dieses Urteils zu bewahren und anzuwenden.

Nun hat freilich Jesus neben dem Gleichnis auch noch andere Formen der Rede angewendet, nämlich den Sinnspruch und das fordernde Gebot. Es ist aber nicht Zufall, daß die Sprache seiner Zeit für Sinnspruch und Gleichnis ein und dasselbe Wort hat: παραβολή. Tatsächlich ist der Sinnspruch garnichts anderes als ein reduziertes Gleichnis, ein kurz geformtes lebendiges Gesetz, das aus dem Leben gewonnen und zur Beherrschung des Lebens bestimmt ist. „Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden." Das ist das gleiche Gesetz, das aus dem Gleichnis vom großen Schuldner herausleuchtet, nur hier viel andringender, weil es in das lebendige Geschehen hineingewirkt und darum auch viel lebendiger auf dies Geschehen zurückzuwirken imstande ist. Genau so ist das fordernde Gebot in seiner unbedingten Schärfe: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" nur die kurze Form desselben großen Lebensgesetzes, das er zur Herrschaft bringen will. Im Gleichnis aber finden Sinnspruch und Gebot ihre vollste, lebendigste und wirkungskräftigste Form, weil hier das Gesetz bereits als das lebenbeherrschende auftritt. Niemals hat Jesus eine „Lehre" im Sinne eines ruhenden Seinsurteils über Ursprung, Sinn, Erklärungsgründe, letzte Prinzipien der Welt ausgesprochen. Die Lehren der Dogmatik müssen immer erst aus seinen Worten herausgeklaubt werden, ertöten aber ihre lebendige Einheit und ihre wirkende Kraft. Weil die religiöse Wahrheit das lebendige Gesetz des Lebens ist, wird die Gleichnissprache immer die ursprüngliche und klassische Sprache der Religion bleiben.

Einen kurzen Blick müssen wir noch auf die Fortentwicklung der religiösen Sprache in der Geschichte des Christentums werfen. Die ursprüngliche Kraft der Gleichnissprache ist schnell verkümmert. Dem großen Apostel schon ist sie nicht mehr zugänglich gewesen. Eine weltfremde Jugend innerhalb der Mauern des Gesetzes hat ihm den Blick für das naturhafte Leben und die ewige Einheit alles Geschehens für immer verdunkelt. Das Bild des Wett-

läufers (1. Kor. 9) ist ein glücklicher Ansatz, den aber die allegorische Ausdeutung zunichte macht. Wie stark seine dialektische Art mit der Gleichnissprache im Kampf steht, kann man an der geradezu rohen Vergewaltigung des Bildes vom Oelbaum (Röm. 11) sehen. Daß die auf rein begriffliche Verknüpfung einzelner Züge bedachte Allegorie der späteren kirchlichen Ausdeutungskunst schon hier alles überwuchert hat, zeigt die dialektische Geschicklichkeit, mit der das Bild des Sauerteiges und des Opferlamms ausgedeutet wird (1. Kor. 5). In der Welt der logisch-begrifflichen Redeführung und des dialektischen Disputs hat das Gleichnis kein Heimatrecht mehr.

Aber dem Apostel gebührt das Verdienst, das Gleichnis der Gleichnisse vom Meister übernommen und in seiner alles beherrschenden Vielseitigkeit herausgestellt zu haben, das bis heute — mit Recht — innerhalb der christlichen Religion das Feld behauptet hat. Er hat das Leben Jesu selbst als das Gleichnis, das alle Wahrheit umfaßt und alles Leben beherrscht, hingestellt, indem er seinen unausschöpflichen Inhalt auf die alles beherrschende Grundtatsache zurückführt, auf den „Gekreuzigten und Auferstandenen“. Hier ist das Urgesetz der Welt in einem Geschehnis — denn Tod und Auferstehung ist bei Paulus eine lebendige, unzertrennliche Einheit — vergegenwärtigt. Dies Gleichnis *) hat alle anderen in den Hintergrund gerückt und die Herrschaft in der religiösen Verkündigung angetreten. Es ist in der Tat der einfachste und wirkungsvollste Ausdruck der letzten Lebenswahrheit und des höchsten Lebensgesetzes, das in seiner ersten Form bekanntlich auf Jesus selbst zurückgeht, der ihm im Abendmahl seine eindrucksvollste und bis heute lebendig fortwirkende Gestalt gegeben hat. Der Streit um das Abendmahl wäre wohl nicht entbrannt, wenn das Wesen und der Kern der religiösen Gleichnisrede immer lebendig geblieben wäre, daß in ihr eine ewig herrschende Wahrheit durch ein lebendiges Geschehnis

---

*) Natürlich muß hier noch einmal betont werden, daß ein Gleichnis im religiösen Sinne kein Bild im rhetorischen Sinne ist, sondern ein Geschehnis, das eine ewige Wahrheit verkörpert und lebendig vergegenwärtigen will.

zur gegenwärtigen Wirklichkeit und Wirksamkeit geführt wird. An diesem Gleichnis aller Gleichnisse dürfte auch noch einmal deutlich werden, daß die Wahrheit, die es in seinem Schoße trägt, eine ist, daß aber dieselbe Wahrheit so viele Seiten hat, wie das unausschöpfliche Leben.

Dies Gleichnis ist in der christlichen Kirche nicht verloren gegangen, weder in der ursprünglichen Gestalt des Abendmahls, noch in der mannigfaltigen Variation seines Apostels. Es hält gleichsam Anfang und Ende der christlichen Entwicklung zusammen. Daß es freilich seine Geschichte gehabt hat, ist bekannt. An seiner Formung in den verschiedenen Zeitaltern der Kirche kann man ihre Nähe und Ferne von der ursprünglichen Religion Jesu abmessen. Je schwieriger und komplizierter sein Verständnis wird, desto ferner rauscht der religiöse Lebensstrom.

Der Ideenwelt des Hellenismus war die lebendige Gleichniswelt des Orients nicht zugänglich. Schon Paulus kämpfte mit einer völligen Verständnislosigkeit gegenüber dem Abendmahl. Die innere Einheit von Natur und Geist ist dem Hellenismus immer fremd geblieben. Um so wunderbarer erscheint — noch einmal müssen wir darauf hinweisen — der Wurf des großen religiösen Denkers, dem wir das Johannesevangelium verdanken. Die volle Verschmelzung des hellenischen mit dem orientalischen religiösen Denken konnte an diesem Punkte allerdings nicht gelingen. Die griechische Logosidee läßt das volle Eingehen in die sichtbare Natur einfach nicht zu. Daß die Verschmelzung trotzdem soweit gelungen ist, bleibt immer ein Wunder. Aus dem Geschehnis, in dem schon verborgen und geheimnisvoll die Idee schillert, steigt unmerklich die Fülle ewiger Gedanken auf. Aus der Speisung in der Wüste wird die Spekulation über das Brot, das vom Himmel kommt, bis beides sich eint in dem für Juden und Hellenen gleich zugänglichen Satze: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Nur erlebt der orientalisch denkende Gläubige in diesem Satze das Gleichnis, das ihm vom Abendmahl her vertraut ist und ihm im lebendigen Geschehnis das ewige Gesetz vermittelt, der Hellene aber das Bild, das eine Idee veranschaulicht. Das Gleichnis wird hier zum Symbol für eine ruhende Wahrheit, für eine unkörperliche Idee. Darum fügt Johannes, um

beiden gerecht zu werden, dem eben erst hingestellten Satze „Mein Fleisch ist die rechte Speise“ die einschränkende Deutung hinzu, die sie den hellenisch konstruierten Hörern erst zugänglich macht: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze.“ Man sieht Schritt für Schritt im ganzen Evangelium, daß eine restlose Verschmelzung nicht möglich ist; der Bruch bleibt immer sichtbar, auch wenn die Nähte noch so fein sind. Der Hellene sucht immer das Seiende, für das das Körperliche ihm höchstens zum Bildnis wird, durch das es hindurchschimmert, niemals aber zum wirklichen Träger, denn das Körperliche ist eben das Vergängliche, Unbeständige. Der Orientale dagegen sieht gerade in der flutenden, nur scheinbar vergänglichen Entwicklung das ewige Gesetz, das nicht die Verfestigung der Idee, sondern nur die lebendige Einheit des Gleichnisses zuläßt.

Wie beides gegeneinandersteht, sieht man am deutlichsten in dem sogenannten Gleichnis vom Weinstock. Das ist nicht mehr die ursprüngliche Gleichnisrede Jesu — dazu fehlt ihr die Einheit des Geschehnisses, in dem das ewige Gesetz sich verwirklicht —, sondern es ist ein Bild, in dem das Zuständliche wichtiger ist als das Fließende, in dem die Züge ausgedeutet werden, um ein bleibendes geistiges Verhältnis zu veranschaulichen. Alles geschichtliche Geschehen ist bei Johannes im Grunde nur Veranschaulichung einer ewigen Idee. Dadurch verliert die Geschichte den Boden unter den Füßen, wächst aber hinauf in die Welt des ewig Seienden. Der johanneische Christus kennt daher nur das ruhende „Ich bin“, der wirkliche Jesus kannte nur das andringende „Du sollst“.

Trotzdem ist diesem einzigen Denker die Durchführung seines Satzes: „Das Wort ward Fleisch“ bis zu einem Grade gelungen, daß wir davor immer wie vor einem Geheimnis stehen werden. Er hat die ewige Idee behauptet und hat sie doch so innig und fest mit dem Lebensgesetz Jesu verbunden, daß wir heute nur staunend diese größte aller Missionstaten der Welt bewundern können; völlig erklären können wir sie nicht.

Freilich, die Einheit, die dem genialen Schöpfer gelungen ist, mußte unter den Händen geringerer Geister zuletzt doch wieder auseinanderfließen. Wie das antike Denken zuletzt doch der Tod

der religiösen Wahrheit geworden ist — noch heute stehen wir in dem harten Kampfe, die lebendige Wahrheit der Todesstarre der antiken Spekulation zu entreißen —, so hat auch die Sprache des Hellenismus das ewige Gesetz des Lebens auf die Dauer nicht fassen können. Sie war beweglich genug, sich ihm anzuschmiegen; es ganz in sich aufzunehmen, hat sie nicht vermocht. Die religiöse Welt des Orients, die durch die Bibel in das Abendland einströmte, der Idee unendlich überlegen durch die Macht des Willens, der Wirklichkeit und des flutenden Lebens, hat sie in jahrhundertelanger Arbeit sich zu assimilieren gesucht durch Deutung, durch unermüdliches Herauskristallisieren des dahinterliegenden Seienden, des letzten Sinnes. Hinter dem sogenannten dreifachen Schriftsinn steckt ein Kampf der Idee mit dem Werden, des Seienden mit dem lebendigen Gesetze, des Todes mit dem Leben, der zu den erschütterndsten Kämpfen der Geistesgeschichte gehört. Es ist der gleiche Kampf, den die hellenische Spekulation durchführte, um mit der Frage der Gottmenschheit fertig zu werden. Das antike Denken ist an diesem Kampf zerscheitert. Rom hat das letzte non liquet gelöst, indem es das starre Gesetz an die Stelle des lebendigen Gesetzes einführte. Da waren Idee und Lebensgesetz vereint — im Tode. Die Sprache der Religion und die Sprache der Spekulation wurden abgelöst durch die Sprache der Kirche. Sie ist, wie ihr äußeres Gewand, das Lateinische, eine tote Sprache bis auf den heutigen Tag, und zwar in allen Kirchen. Nur da, wo die Bibel und der lebendige Gottesgeist noch hineingewirkt haben in die immer neue Gegenwart, ist je und je wieder die Ursprache der Religion erwacht. Es wäre eine Aufgabe, des Schweißes der Theologen wert, eine Geschichte der lebendigen Sprache der Religion zu schreiben, freilich nicht nur eine Geschichte der Predigt — die ist auf weite Strecken die Geschichte einer toten Sprache —, sondern eine Geschichte des lebendigen Ausdrucks der ewig wirkenden Wahrheit, die unter Gelehrten und einfachen Geistern immer wieder ihre Ursprache gesucht und gefunden hat. So wenig die Geschichte für die Wahrheit die letzte Lehrmeisterin ist, für die Sprache ist sie es im wirklichen Sinne.

Uns fehlt Muße und Raum dazu, dieser Aufgabe hier nach-

zugehen. Wir fassen zusammen: Die Sprache der Religion ist die Sprache der Natur und des Lebens, wie sie vor uns liegen. Aber sie ist kein Plätschern in den Ereignissen der Oberfläche, sondern das Zurückführen jedes Augenblicks und jedes Ereignisses auf den lebendigen Mittelpunkt, von dem aus sie zu Ausstrahlungen eines ewigen Gesetzes werden. Ist dieser Mittelpunkt alles Lebens gewonnen, so wird von ihm aus alles Geschehen zur Offenbarung ewig gültiger Wahrheit und zur Forderung eines unverbrüchlichen Gesetzes. So lenken wir jetzt unser Auge von den theologischen Verkapselungen der religiösen Wahrheit wieder auf die lebendige Forderung der gegenwärtigen Stunde, die uns im zweiten Bande beschäftigte, um sie hier in ihrer unbedingten Gültigkeit zu erfassen und ihre lebendige Einheit wiederzufinden.



II. Das religiöse Urerlebnis in der Gegenwartswelt.

1. Stirb und werde.

Ist es möglich, die gegenwärtige Stunde zu erfassen? Wo immer wir zugreifen, ist alles Leben Bewegung, Veränderung, Wachstum, Entwicklung. Es gibt kein Verweilen, kein Ausruhen in dieser Welt. So ist das Wesen der Dinge uns überhaupt unzugänglich? Wenn sie uns nur als vorüberflutende begegnen, wo liegt dann ihr Kern, ihre Wahrheit? Ist nicht das Wesen der Wahrheit das unbedingt Zuverlässige, das nicht Wankende, das ewig Feststehende?

Eben in diesem unausweichlichen Entwicklungszwange, dem kein Geschöpf entrinnen kann, liegt der Kern, die Wahrheit, das Wesen der gegenwärtigen Stunde, liegt das nicht umzustoßende Muß ihrer Forderung. Leben heißt: Vorwärtsgeschoben werden, nicht weil man möchte, sondern weil man muß. Leben heißt: Zugreifen und handeln, nicht weil man will, sondern weil die Stunde es gebietet. Ueber dieses harte Muß des Entwicklungszwanges kann man sich wohl durch Phantasien über menschliche Freiheit hinwegtäuschen; in Zeiten des Abwärtsgleitens — die Zeiten der triumphierenden menschlichen Freiheit sind es immer — kann man es völlig vergessen; man kann sich vor ihm auf verzweifelter Flucht befinden — entrinnen kann man ihm nicht. Darin liegt die majestätische Größe des ewigen Schöpfers, der dieses Leben trägt: Er hat alles in seiner Lebensgewalt.

Diese Lebensgewalt geht ihren unerbittlichen Herrschaftsweg. Sie redet nicht, sie wirbt nicht, sie bittet nicht, sie überzeugt nicht, sondern sie *herrscht*. Unentrinnbar und furchtbar durchgreifend

sind ihre Herrschaftsmittel: Leben und Tod. Um Leben und Tod dreht sich alles in der Welt. Sie sind die Urmächte, denen alles gehorchen muß. Ehe man von „höchsten Gütern“, von „göttlichen Verheißungen“, ehe man von „ewigen Wahrheiten“ spricht, soll man das Auge der Menschen auf diese letzten Urmächte richten. Erst wenn sie diese in ihrer alles beherrschenden Größe sehen, ist ihr Auge überhaupt eingestellt auf die Wirklichkeit. Ohne diese Wirklichkeit bleibt alles Schein.

Leben und Tod — wo immer nur ein Funke von Religion aufgeglommen ist, hat er auf diese beiden Urmächte seinen Lichtstrahl geworfen. Die Bibel ist vom ersten bis zum letzten Blatt ein Buch über Leben und Tod. Aller heiße Kampf auf dieser Erde, alles mühselige Denken der Weisen, alle Sehnsucht nach Freiheit und Erlösung kreist um diese beiden Pole.

Leben und Tod — wie zwei haßerfüllte Gegner stehen sie einander gegenüber, sich bis aufs Aeußerste bekämpfend oder meidend, und sind doch aufeinander angewiesen wie zwei Brüder, die sich in die Hand arbeiten. Alles Lebendige ist aus einem Sterben hervorgegangen, und sein Leben besteht darin, daß es seine Kraft dem Tode hingibt; und alles Sterben ist doch nichts weiter als die Vorbereitung eines neuen Lebens; indem es dem Tode zum Siege verhilft, hebt es ihn auf.

Dieses Stirb und Werde ist in der Tat das letzte Geheimnis, das uns von allen Seiten umgibt. Es ist das Wesen der gegenwärtigen Stunde, die uns in ihrer Gewalt hält: die Gegenwart ist der geheimnisvolle Durchgangspunkt von der Vergangenheit in die Zukunft, vom Leben in das Sterben, vom Sterben in das Leben. Die Gegensätze, die als letzte, scheinbar ungelöste Spannung die Welt durchziehen, finden in diesem Durchgangspunkte ihre Verschmelzung und ihre Einheit.

Denn sie *sind* eine Einheit. Das Leben hat niemand in seiner Wirklichkeit erfaßt, der es ohne den Tod sieht, und den Tod hat niemand begriffen, der nicht seine Lebensquellen kennt. Versuche es, aus dem Leben den Tod wegzudenken, und es verliert seinen tiefsten Lebensdrang, die heiße Liebe zum kurzen Sonnentage, der ihm geschenkt wird, das unermüdliche Wirken, solange es Tag ist, den letzten Ansporn, *recht* zu leben. Der

Tod ist die Kraft der Konzentration für das Leben. Diese Kraft zieht durch die ganze Kreatur. Was wir Selbsterhaltungstrieb nennen, ist die durch den Tod geschaffene Lebensenergie. — Versuche es, den Tod ohne den schlummernden Lebensfunken zu denken, und er verliert sein Herrschaftsgebiet, das immer wieder neu wachsende Leben, an das er seine Sense setzen kann. Weil er herrschen will, darum muß er schaffen, schaffen, schaffen. Er würde sich selbst aufheben ohne diese lebenschaffende Kraft. Er dient dem Leben, indem er es abschlägt; er führt es weiter, bis es zur Vollendung reift, bis die Ernte endgültig gesichert ist. Wenn die Sense zum letzten Male schneidet, dann ist zugleich das höchste Leben vollendet: Gottes Frucht ist reif.

Der immer erneute Ansatz des Lebens, das ist das Werk des Todes. Warum läßt der Schöpfer immer wieder von vorn anfangen? Warum läßt er im Einzel-, im Völker-, im Menschheitsleben immer wieder sterben und eine neue Jugend nachwachsen? Wozu dieses Abgehackte, dieser grenzenlose Umweg des Lebensprozesses? Daß ein Werk herausgearbeitet werde, das alle Vollendung in sich schließt, an dem eine Unendlichkeit von mannigfaltigen Geschöpfen mitgewebt hat, das durch alle Irrtümer gelaufen ist, um alle Wahrheit zu erschließen.

Ein Jahrhundert der Anmaßung ist mit dem Anspruch aufgetreten, es habe den Entwicklungsgedanken „entdeckt". Wenn es nicht noch tausend andere Anzeichen gäbe, die seine Torheit und Verblendung an den Pranger stellen, dieser törichte Anspruch würde genügen, um seine Blindheit zu bezeugen. Die Entwicklung ist so alt wie das Leben, und der Entwicklungsgedanke so alt wie das Denken. Glücklicherweise gab es Zeiten tieferen Denkens als die dürren Zeiten des verflossenen Jahrhunderts. Wären wir für den Reichtum und die Tiefe des Entwicklungsgedankens auf die kümmerlichen Erkenntnisse des „naturwissenschaftlichen" Zeitalters angewiesen, wir müßten ihn in den Winkel werfen. Denn in der starren, leblosen, oberflächlichen Form, die ihm die Neuzeit gegeben hat, kann er das Leben nur ärmer machen, nicht aber deuten und bereichern. Der umfassende Kreis der Geschöpfe, auf den er angewandt worden ist, kann seine verlorene Qualität nicht wett machen, und die wenigen mechanischen Gesetze, die man in

ihm aufgewiesen hat, können den Verlust an lebendiger Tiefe in keiner Weise ausgleichen. Was man neu gefunden zu haben wähnt, stand längst, freilich nicht als „wissenschaftliches Ergebnis“, wohl aber — was wichtiger ist — als praktisches Gesetz des Menschenlebens fest. *)

Das Leben ist nicht ein Sein, sondern ein Werden. Ueberwältigend kündet jeder Tag es von Neuem. Geh' über das Ackerfeld: wo gestern das grüne Gras stand, da sproßt heute die Aehre, da wird morgen die Frucht reifen. Sieh dich um in dem Kreis der Menschen, in den du hineingestellt bist: aus den Augen des Kindes, das noch vor kurzem zu deinen Füßen spielte, grüßt dich schon heute der reifende Ernst des Jünglingsalters, wirst du bald die Tatkraft des Mannes leuchten sehen, und lange wird es

---

*) Wir wollen an einige der wichtigsten Gesetze und ihre bekanntesten Vergangenheitsformulierungen erinnern.

„Durch alles Leben zieht ein großer Entwicklungszusammenhang“. Für diese Wahrheit gibt es keine höhere und lebendigere Form als den Gottesgedanken der Vergangenheit. Schon die erste Seite der Bibel bringt ihn in einer unvergleichlich wuchtigen, wenn auch durchaus „unwissenschaftlichen“ Form zum Ausdruck. Die technischen Hilfsmittel der Erkenntnis wechseln, sie werden äußerlich reicher, innerlich dadurch meistens ärmer. Die Schöpfungsgeschichte bringt die stufenweise sich vollziehende Differenzierung des Lebens, in der sich doch eine Entwicklung zu immer höherer, geistigerer Einheit bis zum „Ebenbilde Gottes“ vollzieht, in einer klassisch einfachen, und eben dadurch allen komplizierten verstandesmäßig konstruierten Theorien unendlich überlegenen Gestalt zum Ausdruck.

Die ewige Einheit der Entwicklung findet auf dem Boden der christlichen Religion ihre bis heute unübertroffene Ausdrucksform in den Gleichnissen Jesu. Jesus stellt sich selbst mitten in sie hinein durch sein Wort: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zur Vollendung zu führen.“

Der Zusammenhang aller Kreatur in einem Entwicklungsdrange hat seine bis heute tiefste Formulierung gefunden in dem Worte Pauli von der seufzenden Kreatur.

Das Gesetz der Auslese kann praktisch nicht klarer formuliert werden als durch die Sätze: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ „Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch das genommen, was er hat.“ Auch hier ist der „Kampf ums Dasein“, aber man beachte seine ethische Höhenlage im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden! Man achte überhaupt

nicht währen, dann schaut aus ihnen Enttäuschung oder Abgeklärtheit des Alters. Schaue das Volk an, in dem du lebst: was in deinen Jugendjahren das Unüberbietbare, das glanzvoll Neue war, das ist heute das Altväterliche, das Ueberlebte. Blicke in das bunte Gewoge der Gedanken, die in den Hirnen der Menschen und Völker, der Menschheit leben: was gestern als das Erlösende und Befreiende erschien, wird heute wie eine lästige Fessel empfunden und fortgeworfen. Ueberschaue das Leben der Schöpfung bis in die Tiefen der Erdschichten: ein Schöpfungstag löst den andern ab. Alles fließt, aber es fließt nicht wirr durcheinander, sondern es baut sich auf, wie nach einem vorher entworfenen Plane. Tausende von Geschöpfen, die scheinbar ein unabhängiges Dasein führten, gehorchen in einem bestimmten Augenblick einem einheitlichen Gesetz, das sie sterben oder einen neuen Lebensansatz

---

darauf, wie alle diese „unwissenschaftlich“ formulierten Sätze ihre Ueberlegenheit dadurch beweisen, daß sie sich in eine scharfe ethische Forderung verwandeln, also unmittelbar praktisch werden, worum sich die „Naturwissenschaft“ heute recht krampfhaft bemüht.

Das Gesetz der Vererbung ist für das Menschenleben unendlich viel richtiger und lebenswahrer als alle experimentell „erwiesenen“ Vererbungstheorien der wissenschaftlichen Biologie in dem bekannten Schlußwort des Dekalogs zum Ausdruck gebracht, das von dem starken, eifrigen Gott spricht, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, das Gute aber fortwirken läßt bis ins tausendste Glied. Das ist nicht wissenschaftlich mit unzähligen Experimenten erwiesen, aber scharf und richtig beobachtet. Tatsächlich „bewahrt“ die Natur sehr sorglich das erworbene Gute, während sie das Untaugliche sehr schnell vernichtet. Man soll sich doch nicht dem Wahn hingeben, daß die wirklich wertvollen Erkenntnisse für den inneren Aufbau des Menschenlebens in demselben Maße zunähmen, wie die technische Vervollkommnung der Forschungsapparate! Um den menschlichen Körper vor tausend äußeren Vernichtungsgefahren zu schützen, dazu sind allerdings die rein technischen Erfindungen geeignet — freilich noch mehr dazu, tausend Vernichtungsgefahren neu zu schaffen, was der Krieg bewiesen haben dürfte —, aber um die tiefsten inneren Lebensgesetze zu finden, dazu gehört mehr als ein vollendetes Mikroskop und eine wissenschaftliche Forschungsmethode.

Was die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre an praktischen Gesetzen für das Menschenleben bisher herausgebracht hat, ist nichts als Bestätigung einiger längst dem praktischen Handeln dienstbar gemachter

bilden heißt, als ob eine „prästabilierte Harmonie“ in ihnen allen lebte. Nirgends ist ein Bruch zu entdecken, weder räumlich noch zeitlich, alles lebt auseinander und miteinander. Es wird viel gekämpft in der Welt — der Kampf ums Dasein ist eine Tatsache —, aber jeder Kampf stellt nur eine stärkere Herrschaftskraft heraus, die eine höhere Einheit schaffen will. Unzählige Geschöpfe sterben dahin — scheinbar sinnlos —, aber in dem Sterben wächst leise eine geistigere, gesammeltere Lebenskraft herauf, die den Tod durch ein höheres Leben überbietet. Alles Lebendige muß sich opfern, aber indem es sich opfert, dient es dem Aufstieg eines neuen Lebens. Das ist das Bild der großen Entwicklung, das Tag für Tag sich in neuen Formen dem Auge bietet, das tausendfach gezeichnet worden ist und tausendfach neu gezeichnet werden wird. Solange ein Menschenauge diese Welt schauen darf, wird es von Neuem erleben, was der alte Sänger aussprach: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!“

Gesetze. Sie hat freilich auch eine ganze Reihe wichtigster Gesetze, die längst im Erkenntnis- und Machtbereich des Menschenlebens lagen, wieder verdunkelt und verloren. Die Verarmung des Entwicklungsgedankens durch die rein mechanische Betrachtung wird heute schon weithin deutlich empfunden und durch geflissentliche Betonung der verloren gegangenen Teleologie wieder wett zu machen gesucht. Neben dem „Kampf ums Dasein“ wird heute wieder die Bedeutung der „Symbiose“ für die Aufwärtsentwicklung des Lebens stark betont. Langsam entdeckt man wieder den Reichtum des älteren Entwicklungsgedankens und kommt wieder zu den Entwicklungsgesetzen des „Reiches Gottes“ zurück, wie denn das Bemühen, die rein biologische Betrachtung durch die ethische zu krönen, namentlich in Erzieherkreisen allgemein ist. Die Welt entwickelt sich sehr viel langsamer und stetiger, als den Entwicklungstheoretikern der Neuzeit lieb ist.

Trotzdem ist es für jeden Theologen Pflicht, sich mit der Arbeit und den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen, zumal der biologischen Forschung vertraut zu machen, so wenig er geneigt sein wird, die Anmaßung mitzumachen, die sich mit dieser Forschung zu verbinden pflegt, weil er eben größere Zusammenhänge und weitere Lebensgebiete überschauen muß, als man mit dem Mikroskop überschauen kann. Er wird in der Durchforschung der Natur im Wesentlichen Bestätigung, oft aber auch Klärung der Lebenskenntnis finden, die die Religion in ihrem Schoße birgt.

Aber die große Entwicklung des Lebens hat noch eine andere Seite, die wir nicht nur als Bild mit dem Auge schauen, sondern die uns noch viel näher rückt. Jedes lebendige Geschöpf nimmt Teil an dieser Entwicklung und muß leidend und handelnd sich ihrem Zwange beugen. Da tut sich eine Innenseite auf, die wir nicht mit dem Blick des anbetenden Geistes allein betrachten können, sondern die nur in Not und Seligkeit der gegenwärtigen Stunde zu uns tritt. Sie zu zeichnen, ist schwer, denn sie kann nur mit Herzblut gezeichnet werden. Die Betrachtung des ruhenden Geistes kann ihr nicht Genüge leisten, nur der handelnde Mensch ist ihr gewachsen. Sie wird nicht empfunden und geschaut, sondern sie wird gelebt.

Diese Innenseite der großen Lebensentwicklung ist dem Zeitalter des modernen Entwicklungsgedankens so gut wie völlig entschwunden. Es ist den Spuren der Entwicklung nachgegangen in Natur und Geschichte, es hat glanzvolle Bilder der natürlichen Schöpfungsgeschichte und des historischen Werdens entworfen. Aber vor der Innenseite der Entwicklung, vor der furchtbaren Not der Stunde, vor den Wehen des Sterbens und der Geburt ist es geflüchtet. Wir kennen die Gründe: es war ein absteigendes Zeitalter, das betrachtende Künstler und forschende Wissenschaftler, aber nicht neuschaffende und notstarke Menschen hervorgebracht hat. Es hat den lebendigen Gott in ein Problem oder einen mystischen Besitz verwandelt, aber den Gehorsam gegen sein Lebensgesetz von sich geworfen. Es hat betrachtet und genossen, aber nicht gelebt.

Der äußerlich sichtbare Gang der Entwicklung kann garnicht über ihre letzten und tiefsten Gesetze entscheiden: etwa ob in ihr ein rein kausaler Zwang wirksam sei, oder ob in und mit diesem Zwange eine Zielstrebigkeit wirke — wer will das aus dem sogenannten objektiven, d. h. äußerlich sichtbaren Tatbestande des Entwicklungsganges ableiten? Das *kann* nur entschieden werden an dem Brennpunkt der Entwicklung, durch den ihr lebendiger Strom hindurchschießt. Dort ist es oder ist es nicht — darüber kann kein Forscher entscheiden, das kann nur erlebt und erhandelt werden.

Es gibt Zeiten, in denen weder das eine noch das andere

in zwingender Lebendigkeit vorhanden ist. Dann flutet der Entwicklungsstrom nicht durch diesen Lebenspunkt hindurch, er strömt gleichsam seitwärts ab in die Tiefe, er verebbt und versandet. Er kann dann noch sehr viele äußere Lebensblüten wecken — man nennt sie Kulturblüten —, aber zu einer neuen Lebensstufe drängt er nicht empor. Er muß durch dieses enge Tor strömen, um in eine neue Welt des Lebens zu gelangen. „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt." Wird er nicht gefunden, dann ruht die Entwicklung und geht ins Breite. Man hat dann wohl noch die „Kausalität", aber als ein totes, starres, äußerliches Gesetz, nicht als lebendigen, schaffenden, von innen her zwingenden Willen; man redet auch nur von ihr, um zu entschuldigen und zu entlasten, nicht um unwiderstehlich anzuspornen. Man hat auch noch die „Finalität" des menschlichen Handelns, aber man spricht von seinem Zweck und Nutzen für den Menschen, nicht für ein ewiges Reich, das über dem Menschen steht. Das „höchste Gut" ist ein rein menschliches Anliegen geworden. Kausalität und Finalität erscheinen nur in unauflöslicher, unbedingt herrschender Einheit, wenn der lebendige Gott durch das Innentor der Entwicklung schreitet. In dem Willen Gottes, der den inwendigen Menschen gepackt hat, ist unentrinnbar Ursächlichkeit und ewig gültiges Ziel völlig verschmolzen. In der „Herrschaft Gottes" ist beides als Urtatsache vereinigt, in der „Freiheit des Menschen" ist es auseinandergerissen und erstorben.

Nur an dem Innenpunkt der Entwicklung lebt die Religion, nur hier kann die Darstellung der religiösen Wahrheit ihren Ausgangspunkt finden. Denn hier ist die Wirkungsstätte der ewig lebendigen und zwingenden religiösen Wahrheit, hier ist sie in ihrer objektiven Wirklichkeit, in ihrer schaffenden Macht am Werke. In der Betrachtung der äußeren Lebensentwicklung in Natur und Geschichte sieht man wohl ihre Spuren, zu ihrer Gehorsam heischenden und ewig gültigen Macht dringt man dort nicht vor. Man kann dort wohl konstatieren, daß das Letzte der Religion eine „axiomatische Tat" sei, aber das Wesen dieser Tat bleibt ewig im Schoße der Geschichte verborgen. Es wird nur sichtbar am Durchgangspunkte des Lebens, auf der Scheide zwischen Vergangenheit und Zukunft, an dem Schnittpunkte von

Tod und Leben, in der Entscheidungsstunde des sittlichen Handelns.

Darin liegt das Wesen der gegenwärtigen Menschheitsstunde, in der wir stehen, daß der große Lebensstrom wieder auf das Innentor der Entwicklung hindrängt, nicht etwa, weil irgend ein menschlicher Verstand das für richtig hält oder „entdeckt“ hat, sondern weil ein höherer Lebenswille es will und erzwingt. Nach der ungeheuren äußeren Lebensentfaltung, die nichts anderes war als das Ausschwingen eines verflossenen Lebenstages, hat das große Sterben auf der ganzen Linie eingesetzt. Auf den Schlachtfeldern nahm es den Anfang, von hier aus warf es sich in die Gemüter und lähmte Schritt für Schritt alle Kräfte, aus denen der Vergangenheitstag aufgebaut war. Ein Zurück gibt es nicht mehr — der Tod hat die Brücken abgebrochen. Es bleibt nichts als der Gang durch das enge Tor, hinter dem ein neuer Lebenstag wartet. Aber der Gang durch das Innentor der Entwicklung bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das entschlossene Zuendesterben des Vergangenheitstages, ohne das es einen Aufstieg zu der neuen Lebensstufe nicht gibt. Er ist das bis in den innersten Punkt getriebene Sterben, damit an diesem innersten Punkte der Keim des neuen Lebens erwache. An diesem innersten Punkte liegt das Stirb und Werde ineinander, er ist der Durchbruchspunkt von einem alten zu einem neuen Zeitalter, des Lebens durch den Tod, er ist der Durchbruchspunkt der ewigen Wahrheit.

Nun wird erst völlig deutlich, warum wir, bevor wir eine Darstellung der religiösen Wahrheit zu geben versuchten, zuerst die Willensfrage — wir hätten auch sagen können: die Erlebnisfrage — des zweiten Bandes stellen mußten. Wen das Stirb und Werde der Gegenwart nicht gepackt hat, für den bleibt die religiöse Wahrheit ein toter Block, den man behauen, begutachten, in irgendein Schema einstellen kann, der aber nicht die Kraft des zwingenden und drängenden Lebens hinter sich hat. Wem aber die harte Gegenwart mit ihrem Sterben die Entscheidungsfrage in den Innenpunkt seines Lebens warf, dem ist der neu geschenkte Wille die Quelle aller Wahrheit. Er ist die Wahrheit. Von diesem Keimpunkte des neuen Lebens strömt das

Licht aus, das alles Dunkel erleuchtet; von ihm aus gestaltet sich die Welt zur werdenden Gottesherrschaft; durch ihn offenbaren sich in unendlicher Fülle immer neue Seiten der ewigen Wahrheit. Die ganze Gegenwart mit ihrem unerschöpflichen Reichtum des Geschehens will von diesem innersten Punkt aus zur Trägerin der ewigen Wahrheit, zum Gleichnis werden, das in immer neuen Seiten die eine Wahrheit enthüllt. Ja mehr als das! Von diesem zentralen Gegenwartserlebnis aus werden die Geister der Vergangenheit lebendig. Propheten und Apostel grüßen uns auf unserm Wege. Aus dunklen Kirchenvätern werden sie zu fackeltragenden Brüdern, die uns die Hand reichen in unserm Kampfe. In der Wahrheit der Gegenwart erwacht ihre Wahrheit zu neuem Leben. Wieder ist der Schriftgelehrte, zum Himmelreich gelehrt, dem Hausvater gleich, der aus seinem Schatz hervorholt Altes und Neues, weil Altes und Neues sich im gemeinsamen Lebensstrom, der nun wieder die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet, die Hand reichen.

Wir brauchen es nur auszusprechen, das Stirb und Werde, das heute wieder den innersten Lebenspunkt ergriffen hat, in der Form, die ihm unsere Gegenwart gegeben hat: „Der Ichwille muß sterben, der Gotteswille will leben“, siehe, da wird der Chor der Toten lebendig. Der Ruf des Nazareners, der uns oft so einsam am Anfange seiner Verkündigung zu stehen schien, grüßt zu uns herüber: „Aendert eure Willensrichtung, denn die Gottesherrschaft ist im Anbrechen.“ Des großen Apostels Lebenslosung steigt da wieder aus dem Wirrwarr seiner Schriftgelehrsamkeit heraus und offenbart den alles beherrschenden Grundzug, der seines Lebens Kraft und Geheimnis war: „Ich bin mit Christo gekreuzigt, ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ Das Urgleichnis alles Lebens, das er in die sterbende alte Welt hineintrug, wird wieder lebendig wie am ersten Tage. Wo immer Träger lebendiger Religion aus der Vergangenheit herübergrüßen, leuchtet uns hell das Lebensgesetz dieses Gleichnisses von ihrer Stirn entgegen: „Als die Sterbenden, und siehe wir leben“. Wir staunen nun nicht mehr, daß als erster Satz der Reformation uns dies Urgesetz der Religion entgegenklingt: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht:

Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! hat er gewollt, daß alles Leben der Gläubigen Buße sein soll."

Das sind nicht Einzelsätze ihrer Predigt, Fragmente ihrer Verkündigung, darin liegt die Grundwahrheit ihrer Religion, die Grundforderung ihres Lebens; darin liegt die Wahrheit. Sie ist das Urgesetz, der Keimpunkt, aus dem alle Einzelwahrheiten, wenn wir von solchen sprechen dürfen, herauswachsen. Für den, der diese Wahrheit nicht als lebendigste Gegenwart besitzt, bleibt sie mager und dürftig. Für den aber, den sie im innersten Lebenspunkte ergriff, ist sie die Quelle aller Erkenntnis. In einen Satz läßt sie sich fassen, in einem Gleichnis liegt sie beschlossen. Aber die unendliche Welt und das unübersehbare Geschehen der Geschichte genügt nicht, um sie auszuschöpfen.

Diese Wahrheit liegt nicht irgendwo fertig und abgeschlossen da, sie ist das überall lebendige Lebensgesetz, das herrschen will, die Notwendigkeit, die aus jedem Augenblick und jeder Lebensseite dir entgegenspringt. Nimm die Not des wirtschaftlichen und sozialen Lebens; aus aller Ratlosigkeit und Verfahrenheit schreit dies Gesetz heraus: Laßt den Ichwillen sterben, daß der Gesamtwille die Heilung bringe! Durchschreite die Eitelkeiten und das sinnlose Sichüberbieten der sogenannten gesellschaftlichen Sitte; aus aller Scheinkultur und Formensklaverei seufzt die Sehnsucht nach Gesundheit, Wahrheit, Befreiung: Stoßt das Ich vom Throne, daß ein neuer Gemeinsinn das Zusammenleben frei und fröhlich gestalte! Schaue in die unerträgliche Zerrissenheit des politischen und völkischen Lebens; aus Haß, Neid und Blutvergießen drängt eine neue Welt empor, in der ein gemeinsames Wollen das blinde Ichstreben ablöst und einer höheren Einheit zuführt. Nimm den Einzelmenschen in seiner furchtbaren Friedlosigkeit, in seinem Hin- und Hergerissenwerden von einem Genuß zum andern, von Ziel zu Ziel, von Sorge zu Sorge; darin liegt doch alle Not beschlossen, daß er „sich selber lieben muß". Wer die Seele befreit von sich selbst, von ihrer blöden Eigenbetrachtung und Eigenliebe, wer ihr die große Hingabe schenkt, der macht sie frei. Greife irgendwo hinein in den Strudel des Gegenwartsgeschehens, du stößt an jedem Punkte auf die gleiche Not und dieselbe Notwendigkeit, auf den furchtbaren Feind alles Lebens,

der sterben muß, auf das sich selbst wollende Ich, und auf den großen Erretter, der auferstehen will, den lebendigen Gott, der alle Ichnot aufhebt und zu neuer Lebenseinheit und -kraft führt.

Die höchste erlösende Wahrheit und die höchste bindende Forderung sind in diesem Lebensgesetz vereint. Du brauchst dafür keine Beweise und Stützen aus der Geschichte, der Idee, der Logik, das Leben zwingt sie dir auf. Du mußt ihr gehorchen, weil du dem Leben nicht entrinnen kannst.

Arbeit und Wahrheit — sie laufen hier scharf ineinander. Die Wahrheit, die du aussprichst, ist das praktische Lebensgesetz, das dich in seinen Gehorsam zieht. Das Wort ist nichts weiter als der Heroldsruf des Kommenden, es spricht nur aus und stellt lebendig vor dich hin, was die Forderung der Stunde ist. Die religiöse Verkündigung steht nun nicht mehr neben dem Leben, in kirchlicher Verkapselung und Erstarrung, sondern sie sucht das Leben, weil das Leben sie sucht und suchen muß. Das Wort ist nichts als das Schwert des Geistes, des ewigen Lebensgesetzes, das herrschen will. Es will „durchdringen, bis daß es scheide Seele und Geist, auch Mark und Bein und ein Richter werde der Gedanken und Sinne des Herzens." Dort, wo der Lebensstrom zögernd still stehen und versumpfen will, will es vorwärtstreiben, daß er das Tor der Entscheidung finde; dort, wo die Sehnsucht irrend umhersucht und die in ihr drängende Notwendigkeit noch nicht sieht, will es klären und lösen; dort, wo der verirrte Lebenswille sich sträubt, dem neuen Muß sich zu beugen, will es überwinden und zwingen: dort, wo sich stolz und verbissen die Verstockung erhebt, will es richten und zerschmettern; dort, wo die ersten zagenden Schritte auf der neuen Bahn in tastender Furcht zu erlahmen drohen, will es ermutigen und stärken.

Weil es der lebendige Träger der Wahrheit ist, trägt es in jedem Augenblicke und in jeder Form das „Stirb und Werde" in seinem Schoße. Es zerstört immer ein Altes und baut, indem es das tut, das Neue auf. Es ist in jedem Augenblicke der Bote von Tod und Leben, und zwar beides zugleich. Hier liegt sein innerstes Geheimnis, aber auch seine durchschlagende Kraft, die ihm den Sieg über die gegenwärtige Stunde, über den flutenden Lebensstrom sichert.

Dies lebendige Wort selbst sprechen zu lassen, das ist die köstliche Aufgabe des „Schriftgelehrten, zum Himmelreich gelehrt“, es ist die Aufgabe, die jede Stunde an den von der Wahrheit ergriffenen und ihr dienenden Menschen neu stellt. Es ist so mannigfaltig wie das Leben selbst. In diesem Buche stellen wir uns diese Aufgabe nicht, sondern begnügen uns mit der bescheideneren, die freilich nur aus dem Hintergrunde jener größeren hervorwachsen kann: die Gesetze zu suchen, denen die lebendige Verkündigung und Formung der Wahrheit folgen muß. Wo die lebendige Wahrheit ins Leben tritt, prägt sie diesem Charakterzüge, Grundformen ein, die ihren Weg kennzeichnen, in denen sich ihre wirkende Kraft ausprägt. So unmöglich ist es, die Wahrheit in einem logisch aufgebauten System gleichsam auf eine Ebene zu projizieren, so wichtig ist es, den Weg zu kennen, den sie durch die Welt schreitet, die Spuren zu verfolgen, die das wirkende Lebensgesetz in den Entwicklungsgang zieht, um an ihnen zu prüfen, ob das Leben auf dem Wege der Wahrheit ist.



2. Die beiden Wege.

Ein unbedingt sicheres und untrügliches Anzeichen dafür, wie nahe oder wie fern der Lebensstrom dem Innentor der Entwicklung ist, ist immer das mehr oder minder scharfe Auseinandertreten der „beiden Wege“ gewesen. Der Kenner der Religions- und Geistesgeschichte weiß, was damit gemeint ist. Die Wahrheit und die Forderung des „Stirb und Werde“ hat immer wieder die Form der Entscheidung zwischen zwei Wegen angenommen, von denen der eine in den Tod, der andere ins Leben führt. Die religiöse Ueberlieferung setzt schon ins Paradies den Baum des Lebens und den Baum des Todes. Durch Gesetz und Prophetismus des Judentums zieht der beherrschende Satz: „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse.“ „Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet“, so klingt es aus der Botschaft Jesu herüber, „und ihrer sind viele, die drauf wandeln; und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenig ist ihrer, die ihn finden.“ „Der Tod ist der Sünde Sold, die Gabe Gottes aber ist das ewige Leben“, das ist der Doppelweg, den Paulus durch die Menschheit ziehen sieht. „Die Welt vergehet mit ihrer Lust“, so sagt Johannes, der griechischen Anschauung von der Vergänglichkeit des Stofflichen damit entgegenkommend, aber er fügt dem orientalischen Denken entsprechend hinzu: „Wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.“ In klassisch zusammenfassender und ausfaltender Form finden sich die beiden Wege in der schlichten Schrift des Urchristentums, der Didache.

Auch das Griechentum kennt die beiden Wege. In dem Bilde „Herkules am Scheidewege“ verkörpert sich seine tiefste Lebensanschauung. Nur hat der auf das Seiende bedachte Geist

des Hellenentums dieser Lebensanschauung bald die Form des Gegensatzes zwischen Geist und Stoff gegeben, wodurch sie hoffnungslos dem Schicksal der Erstarrung anheimfiel.

Mit dieser Form der religiösen Wahrheit, auf die auch im gegenwärtigen Entwicklungspunkte das Leben mit aller Schärfe hindrängt, müssen wir uns zunächst ihrem inneren Wesen nach etwas genauer beschäftigen, um sie dann mit aller Andringlichkeit ins Gegenwartsleben selbst einzustellen.

Sie bringt zuerst zum Ausdruck, daß sich die religiöse Wahrheit in keiner Weise mit dem praktischen Monismus verträgt. Diese Lebensanschauung zieht aus der richtigen Grundauffassung, daß die Wahrheit eine einheitliche Größe ist, die Folgerung, daß durch das Leben gleichsam eine festgelegte Gerade zieht, auf der es entlangläuft und unausweichlich entlanglaufen muß. Sie scheidet dadurch die Wahl, die Entscheidung, die Umkehr aus dem Lebensprozeß aus. An diesem Punkte offenbart es sich, daß der Entwicklungsgedanke seine letzte Tiefe verliert, wenn man die große Entwicklung des Lebens nur von außen sieht und ihr Innentor ausschaltet. Jeder lebendige Augenblick straft jenen praktischen Monismus Lügen, denn er stellt eine Wegkreuzung dar, einen Punkt, an dem sich ein Altes und ein Neues scheiden, ein Durchgangstor zwischen Tod und Leben. Darin besteht eben die Einheit des Lebens, daß es immer und überall das „Stirb und Werde“ in seinem Schoße trägt. Es ist das Wesen der alles beherrschenden Entwicklung, daß sie nur lebendige Durchgangspunkte kennt, nirgends eine tote, erstarrte Linie. Wo wirklich Entwicklung ist, da steht das Leben immer am Scheidewege, da liegen die „beiden Wege“, der des Todes und der des Lebens, immer vor ihm.

Nun hat freilich jener Monismus in seinem Kampfe gegen den Dualismus nicht so unrecht, wenn er sein Auge auf den großen Irrweg der dualistischen Lebensbetrachtung wirft, daß nämlich diese, anstatt bei ihrem Lebenspunkte, dem Innentor der Entwicklung, zu bleiben, sich krampfhaft bemüht, ihre „beiden Wege“ als Wege der äußeren Entwicklung darzustellen. Dadurch stößt sie sich selbst in die große Veräußerlichung der Lebensbetrachtung hinein, der die lebendige religiöse Wahrheit immer

von Neuem zum Opfer gefallen ist, von der auch der Monismus Zeugnis ablegt. Die beiden Wege erweisen sich nämlich bei genauerer Betrachtung keineswegs als gebahnte Heerstraßen, die vom Anfang bis zum Ende des äußeren Entwicklungsbildes laufen, sondern als Richtungspunkte, die das innere Auge des lebendig Handelnden in jedem Augenblicke vor sich auftauchen sieht. Das Bild, das der betrachtende und anbetende Geist am Schlusse eines Entwicklungsabschnittes gewinnt, ist ein völlig anderes als die Notwendigkeit, die sich dem handelnden Menschen im Brennpunkt der Entwicklung selbst aufdrängt. Es ist ein anderes, vom Gipfel des Berges auf den zurückgelegten Weg zurückzuschauen, als im Aufstieg sich Schritt für Schritt zu entscheiden, wo man hintreten soll. Man hat sich oft darüber gewundert, daß die scharf dualistische Betrachtungsweise des Paulus von einer großartigen teleologischen Einheitsbetrachtung überbaut sei. Wer die Innen- und die Außenseite des Lebens kennt, wundert sich darüber nicht. Nur für den Systematiker, der sich anmaßt, die Fülle des Lebens auf eine Ebene zu bringen, ist das ein „Widerspruch“, für den Kenner des Lebens ist es höchste Klarheit. Die wirklichen Geheimnisse des Lebens liegen ganz anderswo, als in den Antinomien des Verstandes. Diese sind erst aufgetreten, als die Einheit des Lebens auseinandergetreten und seine Wahrheit zerflossen war.

Von hier aus wird noch einmal deutlich, wie sachwidrig, gefährlich und tödlich es ist, die religiöse Wahrheit von dem Innenpunkt der Entwicklung, zu dessen Beherrschung sie berufen ist, zu trennen und in eine Summe von Seinsurteilen zu verwandeln, die für den äußeren Entwicklungsgang von der Schöpfung bis zum jüngsten Tage gelten sollen. In dieser Außenwelt löst sie sich tatsächlich in eine Summe von Antinomien auf, die der Logiker, nachdem er sich eine Zeitlang mit ihnen pflichtgemäß abgequält hat, schließlich als unauflöslich erklärt, hier liege eben das Geheimnis, die Paradoxie aller Religion. Merkwürdig, daß beispielsweise Jesus diese Art der Paradoxie nirgend gesehen hat! Sie ist nichts anderes als das allgemeine Symptom der geistigen Erkrankung, die der Welt von dem Augenblicke anhaftet, in dem der Ichmensch sich von seiner Quelle ge-

löst hat und nun sich sein System baut, durch das er die Welt beherrschen möchte. Wir müssen hier noch einmal auf das verweisen, was wir im zweiten Bande über die technische Erstarrung gesagt haben. Alle gedankliche Erstarrung ist Auflösung, nicht Aufbau.

Die beiden Wege treten in ihrer vollen Klarheit und Schärfe nur an dem Innenpunkt der Entwicklung auf,*) hier die Entscheidung fordernd zwischen Leben und Tod, zwischen Gut und Böse. Aber hier tritt nun eine zweite Frage uns entgegen. Was hat die sittliche Entscheidung zwischen Gut und Böse mit der Entscheidung zwischen Leben und Tod zu tun? Das ist die uralte crux der systematischen Denker und der religiösen Zweifler gewesen, dies Verhältnis der lebendigen Entwicklung zu ihrem inneren Gesetz. Wir suchen sie freilich vergeblich bei den ursprünglichen religiösen Geistern; bei ihnen ist der Weg des Guten immer derselbe wie der des Lebens, Sünde und Tod erscheinen hier in völliger Verschlungenheit. Aber in der Epoche des individualistischen und gesetzlich erstarrten Judentums tritt die Klage auf: Warum muß der Gerechte so viel leiden, ja untergehen, während der Sünder triumphiert und sich seines Lebens freut? Dieser Klageton zieht sich durch alle Epochen des Niederganges bis hin zu Kant, den auch die Unausgeglichenheit zwischen sittlicher Haltung und Lebensglück einen Ausgleich in einer andern Welt postulieren läßt.

Hier offenbart sich noch deutlicher, wohin die Loslösung der religiösen Wahrheit von ihrem eigentlichen Lebenspunkte führt. Sobald man das sittliche Streben und den Lebenswillen von der Außenseite des Lebens her zu erfassen sucht, d. h. das erstere als eine Summe von Taten oder als eine abstrakte Gesinnungsrichtung, den letzteren als Willen zum Lebenserfolg, geraten sie hoffnungslos miteinander in Widerstreit. Der sittlich gute Mensch ist, von außen gesehen, keineswegs immer der erfolgreiche und glückliche, sondern meistens, ja in der Regel — denn das ist eine innere

---

*) Wir werden bei der inhaltlichen Darstellung der beiden Wege noch deutlicher sehen, daß es garkeine Möglichkeit gibt, sie in der Außenentwicklung auseinanderzuhalten.

Notwendigkeit — der äußerlich Unterliegende. Vor dieser niederschmetternden Tatsache flüchtet sich die religiöse Außen- resp. Scheinbetrachtung der Dinge in eine „jenseitige Welt", die das Geheimnis enträtseln und den Ausgleich herbeiführen soll. Es ist durchaus nicht Zufall, daß gerade an diesem Punkte die allerschärfste Kritik der religiösen Lebensanschauung einsetzt — mit vollem Recht! Denn wenn der Zusammenklang der religiösen Wahrheit mit dem ursprünglichen Lebenswillen nur durch eine Hintertür gerettet werden kann, dann hat sie jede Lebensberechtigung verloren. Lebensdrang und sittliche Forderung, das Leben und das Gute, der Tod und das Böse müssen unbedingt ineinander liegen, sonst ist alles hoffnungslos verloren. Diese Einheit ist aber nur möglich, ja auch völlig verwirklicht an dem lebendigen Innenpunkte der Entwicklung. Was sich hier als sittliche Forderung dem Menschen aufdrängt, ist garnichts anderes als stärkster Lebensdrang, der in der Stunde der Entscheidung vor nichts anderem zittert als davor, „das Leben zu verlieren." Hier liegt ein wirkliches Geheimnis, aber es tritt so elementar auf, daß es Tatsächlichkeit im stärksten Sinne ist. Hier wird nämlich deutlich, daß das „Leben", das man zu verlieren fürchtet oder zu gewinnen hoff, garnicht das individuelle Dasein mit seinem Erfolge ist, sondern eine Lebenswirklichkeit, die unendlich viel höher steht und weiter reicht als das Eintagsdasein des Einzelmenschen. Hier wird deutlich, daß das Gewissen nicht etwa, wie eine verirrte Ichspekulation angenommen hat, die „persönliche" Freiheit und Würde konstituiert, sondern diese vielmehr radikal aufhebt und den Menschen in eine höhere Lebenswirklichkeit hineinrückt. D a s Leben will sich durchsetzen in solchen Entscheidungsstunden, d. h. das Leben, in dessen ewigem Strom das Einzeldasein nur ein Pünktchen ist, das erst im wahren Sinne Leben genannt zu werden verdient. Der Soldat, der in der höchsten Not des Kampfes seinen verwundeten Führer rettet, der ihn vorher bis aufs Blut gequält und ungerecht behandelt hat, und unmittelbar neben ihm seinen schwerverwundeten persönlichen Freund liegen läßt,*) gehorcht nur diesem innersten Lebensdrange,

*) Es ist dies ein wirkliches Lebensbeispiel.

der nach dem verantwortungsvolleren und darum weitergreifenden Leben faßt, auch wenn sein Träger ein persönlicher Feind und minderwertiger Mensch ist. Die Lebensgewißheit und überragende Willenskraft, die ein Sokrates, ein Jesus von Nazareth, ein Luther vor ihren Richtern und Todfeinden bekunden, hat garnichts zu tun mit persönlichem Lebensdrange und persönlicher Würde, sondern ist die Offenbarung des Lebensdranges, der weit über das eigene Dasein hinausgreift.

Diese Lebensgewißheit, die mit der Erfüllung des Sittengesetzes unmittelbar verbunden ist, kann auf keine Weise aus dem äußeren Entwicklungsgange des Lebens abgeleitet oder durch ihn gestützt werden. Die Lehre von einem Ausgleich und einer Bestätigung in einer „andern Welt" ist ein kümmerlicher nachhinkender Bote, der kaum die Glocken aus der Ferne hat läuten hören. Nur an dem Innenpunkt der Entwicklung ist diese Einheit da, dort aber auch in unbedingter Gültigkeit.

Der ganze Bankrott der individualistisch orientierten Religion tritt hier noch einmal ins Licht. Die Erfolglosigkeit, der Untergang des sittlich guten Menschen soll ein „Anstoß" für die Frömmigkeit sein? Er ist es doch erst dann, wenn der Ichmensch sich oder richtiger noch: sein kümmerliches Lebensglück für Sinn und Ziel der Lebensentwicklung hält. Diesem Ichmenschen gönnen wir soviele Anstöße, daß er sich die Haare rauft. Er hat sie redlich verdient. Das persönliche Dasein gewinnt erst Sinn und Leben in dem Maße, wie es sich einem höheren Leben opfert. Der Tod des Ichmenschen ist das Leben. Darum ist auch alle sittliche Entscheidung garnichts anderes als eine Loslösung vom Ich und eine Hingabe an den über ihm stehenden Lebenswillen. Die beiden Wege, die in jedem Augenblick vor uns liegen und nur in dem Strom gleichförmiger Arbeit in ihrer Entscheidung heischenden Bedeutung zu verschwinden scheinen, an den Uebergängen der Entwicklung aber um so heller aufleuchten, sind ja garnichts anderes als das Spiegelbild des großen „Stirb und Werde" in dem vor uns liegenden Lebensabschnitt. Alles Leben ist ein Sichlosringen vom Eigenen und eine Hingabe an eine höhere Lebenswirklichkeit. Es fordert in jedem Augenblick dies Beides, das doch Eines ist, das Sterben, um zu leben. Nur

wird diese Forderung keinesfalls immer im einzelnen erfüllt. Im Gegenteil: Es gibt ganze Jahrhunderte, die sie in den Wind schlagen. Das sind die Jahrhunderte des großen Sterbens, das identisch ist mit einem beispiellosen äußeren Lebensaufschwung, in dem aber je länger desto deutlicher fürchterlich würgende Kräfte des Todes und der Auflösung, der seelischen und der sozialen Zersplitterung sichtbar werden, die schließlich zur Katastrophe führen. Aber in der Katastrophe selbst springt schon wieder der neue, gesunde Lebenswille auf, der unter jenen würgenden Todesmächten nur schlummerte und durch sie hindurch, ja mit ihrer Hülfe sich in neuem Ansatz durchsetzt. Dem großen „Stirb und Werde“ kann selbst der glänzendste äußere Lebenstag nicht entrinnen. Der Triumph des Gottlosen ist nur elendiger äußerer Schein, der dem Auge dessen, der das Leben wirklich hat, nie entgeht, sondern sich ihm in der fürchterlichen inneren Zerrissenheit, Unsicherheit und Angst offenbart, die aller dem Tode zustrebenden Entwicklung innewohnt. Warum hat die Welt ihre großen Lebensträger immer getötet? Doch nur aus Furcht! Wer vor dem großen Völkerkriege Augen hatte, zu sehen, der hat unter aller Scheinhülle eines kräftigen, glanzvollen Lebens diese Todesmächte wahrhaft erschreckend genug am Werke gesehen.

Der sittliche Wille, das heißt der durch Gott gebundene Wille, ist uneingeschränkt der Lebenswille an sich, er ist das Leben. Darum ist alle Entscheidung zwischen Gut und Böse unbedingt gleichbedeutend mit der Entscheidung zwischen Leben und Tod. Sie hofft nicht erst auf diese Entscheidung in einem jenseitigen, gänzlich undefinierbaren Dasein, sondern sie vollzieht diese Entscheidung unmittelbar. Das „ewige Leben“ ist nicht etwa ein Leben „nach dem zeitlichen Tode,“ sondern es ist unabhängig von ihm da und flutet durch ihn hindurch, ja springt aus ihm auf wie aus jeder sittlichen Entscheidung, wenn er selbst als sittliche Tat auftritt.*) Die Unterscheidung zwischen zeitlichem, geistlichem und ewigem Tode gehört nicht in das Gebiet der religiösen Wahrheit. Diese kennt nur e i n Leben und nur e i n e n Tod; beide

*) Auf die in der religiösen Wahrheit schlummernde Hoffnung kommen wir ausführlich im 4. Abschnitt des nächsten Kapitels.

aber treten nur an den Innenpunkt der Lebensentwicklung deutlich und scharf in die Wirklichkeit. Der von außen gesehene Lebenstag und der leibliche Tod sind als äußere Lebenserscheinungen gänzlich indifferent gegen das wirkliche Leben und den wirklichen Tod und können nur zu Gleichnissen für die tiefere Wirklichkeit werden.*) Wo die Hingabe ist an den höchsten Lebenswillen, der nur den lebendigen Innenpunkt der Entwicklung anfaßt, da ist das Leben, wo die Loslösung von ihm ist, da ist der Tod.

Noch eine Abirrung, die sich an die Ausprägung der religiösen Wahrheit in den „beiden Wegen" geheftet hat, müssen wir besonders ins Auge fassen, obwohl ihre Zurückweisung im Bisherigen schon enthalten ist. Die beiden Wege haben in der Geschichte der religiösen Verkündigung auf weite Strecken die Form des Gegensatzes zwischen „Geist und Fleisch" angenommen. Wo, wie bei Paulus, der Geist das Leben (im religiösen Sinne), das Fleisch aber den Tod, das Verfallende, darstellt, ist dagegen nichts einzuwenden. Wo aber dieser Gegensatz, wie in der platonischen Philosophie, das Geistige und Körperliche, das Unsichtbare und das Sichtbare, die Seele und den Leib im Auge hat, unterliegt diese Formung den stärksten Bedenken. Sie ist nichts anderes als eine besondere Form der Projizierung einer nur am Innenpunkt des Lebens sich stetig vollziehenden Scheidung in die Außenseite des Daseins, eine Verfestigung und Erstarrung der beiden Wege. Seele und Leib, Geistiges und Körperliches, Unsichtbares und Sichtbares „existieren" nirgend in abgeschlossener Weise unabhängig voneinander. Sie liegen vielmehr völlig ineinander. Die religiöse Wahrheit als wirksames Lebensgesetz hat ein großes Interesse daran, sich von diesen „Seinsspekulationen" der Philosophie loszusagen. Sie schieben die lebendige Verkündigung, die in jedem Augenblicke die volle Lebenseinheit, Geistiges und Körperliches in organischer Verschlungenheit beherrschen will, auf ein totes Gleis. Der sittliche Gegensatz zwischen Gut und Böse,

*) Wir weisen hier noch einmal darauf hin, daß auch der Kreuzestod Jesu nur als Gleichnis für die tiefere Lebenswirklichkeit das Leben wirklich in sich trägt, nicht als rein äußeres Faktum. Nur als Träger des Lebensgesetzes der großen Hingabe deutet, bezwingt und befreit er das Leben, nicht als opus operatum.

der religiöse Gegensatz zwischen Leben und Tod — was ja beides dasselbe ist — hat garnichts mit irgendwelchen spekulativen Gegensätzen zwischen ψύχη und ὕλη und ihren Ablegern zu tun. Wir werden, wenn wir uns jetzt der inhaltlichen Formung der „beiden Wege" im großstädtischen Gegenwartsleben zuwenden, sogar sehen, wie die von der Philosophie so vielgeschmähte sichtbare Natur in den Dienst des sittlich Guten, des recht verstandenen „Geistes" und Lebens tritt.

Ueber Nacht ist die Welt, die sich in der Großstadt ihren machtvollen Körper geschaffen hat, wieder vor die große Entscheidungsfrage gestellt worden: Leben oder Tod. Wieder bohrt sich die scharfe Scheidelinie der „beiden Wege" in dies Chaos hinein. Es will sogar scheinen, als ob sie schon äußerlich in ihrem Lebensgetriebe ganz deutlich sichtbar werden wolle. In dem Gegensatz „Jugend und Alter" scheint sie scharf herausspringen zu wollen. Aber es wäre verkehrt, sie irgendwo in der äußeren Entwicklung festlegen zu wollen. Denn die Jugend ist keine feststehende Größe: das Leben selbst sorgt dafür, daß sie morgen schon die Spuren des Alters an sich trägt. An der Innenseite des Lebens allein offenbart sich die scheidende Kraft. In der Jugend sehen wir sie darum am deutlichsten aufblitzen, weil sie noch entscheidungsfähig ist, während das Alter heute diese Fähigkeit im blinden Sichtreibenlassen weithin verloren hat. Deutlich treten an dem Innenpunkte der wirbelnden Lebensflut wieder Kräftepole einander gegenüber, die abstoßend oder anziehend wirken. Wir wollen ihre wichtigsten Formungen an uns vorüberziehen lassen.

Kultur und Natur heißt die erste. Sie trägt eine unerschöpfliche Fülle von Einzelentscheidungen in ihrem Schoße, die doch alle im Ganzen der Lebensentscheidung wurzeln und das Ganze in sich tragen. Aber diese Gegenüberstellung offenbart schon auf den ersten Blick, daß sie nicht eine äußere Gebietsscheidung, etwa zwischen Stadt und Land, zwischen komplizierter und primitiver Lebensgestaltung bedeutet, wie man sie im Rousseauzeitalter, natürlich ohne Erfolg, zu verwirklichen versuchte. In ihr prägt sich vielmehr eine unendliche Fülle organisch miteinander zusammenhängender Entscheidungen aus, die vom Innenpunkt des Lebens

ausgehen und von hier aus das Leben zu durchdringen und neu zu gestalten suchen, dabei keineswegs die „beiden Wege“ als sichtbare Gebietsabgrenzungen darstellend. Wir wollen den Sinn dieser Scheidung auf einigen Linien verfolgen.

Die Kultur sucht die Außenseite des Lebens zu gestalten, die Natur schafft von innen her. Das Gebiet der Kultur ist das Außenwerk, der Ausdruck, die Machtfülle, der sichtbare Schein, die gesellschaftliche Form, das Staatsgesetz, die politische Gruppierung, der wissenschaftliche Fortschritt, die technische Lebensbeherrschung; das Wesen der Natur ist die schöpferische Innenkraft, der Schaffensdrang, das stille Wachstum, die organische Einfachheit, der schweigende Dienst, das Sichselbstgenügen. Die Kultur überbietet sich in rastlosem Streben, die Natur strebt nicht, sie wächst. Die Kultur ist von ständiger Angst um ihren Bestand erfüllt, sie sammelt und hütet ängstlich, weil sie den Keim der Vergänglichkeit in sich fühlt; die Natur kennt keine Furcht, sie lebt und stirbt, weil es ihr Gesetz ist, und weil sie unerschöpfliches Leben in sich weiß. Sie sorgt nicht um den Schein. Was sie an Schönheitsformen gestaltet, fällt ihr zu und fällt eben so schnell von ihr ab, ohne Stolz und ohne Klage. Die Kultur sucht fieberhaft den Reichtum, die Natur trägt ihn in sich selbst. Die Lilien auf dem Felde und die goldgestickten Kleider, die Sperlinge unter dem Himmel und die angstvoll angefüllten Scheuern, der Reichtum des Herzens und der Mammon stehen sich hier gegenüber. Das Wesen der Kultur liegt in der Fülle, das der Natur in der Einfachheit. Die Kultur sucht die Treibhausschwüle, die Natur Sturm und Sonnenbrand. Die Kultur ist durch und durch individualistisch, die Natur ist die Welt des Gemeinsinns und des Zusammenklangs. Durch die Kultur zieht das lauernde Mißtrauen und der zehrende Neid, die Natur ist trotz aller Feindschaft, die sie durchzieht, von einem geheimen Vertrauen auf eine letzte Notwendigkeit und eine letzte Gemeinsamkeit durchseelt. Die Natur ist rein und stark in ihren Trieben, die Kultur lüstern, versteckt und aufreizend. Die Kultur sucht die Anreizungsmittel, die Natur lebt aus einem unerschöpflichen Born. Die Natur ist treu, unermüdlich, beständig, arbeitsam bis zur Erschöpfung, die Kultur trotz ihrer Hast in ihrer Tiefe träge, unzuverlässig, schein-

eifrig. Die Natur gehorcht ewigen und unverbrüchlichen Gesetzen, die Kultur schafft täglich neue Gesetze, weil die alten nicht genügen.

Man kann diese Gegenüberstellungen bis ins Unendliche fortsetzen. Jedem Großstädter, der bis zu dem Durchbruchspunkt des „Stirb und Werde" gelangt ist, drängen sie sich täglich neu auf. Wer das „Stirb und Werde" nicht hat, sieht sie überhaupt nicht. Denn es sind nicht „objektive" Gegensätze in dem Sinne, daß sie durch das Außengebiet des Lebens für jedermann sichtbar hindurchziehen. Wer auf der andern Seite des Lebens steht, wird immer genau so „objektiv" sagen können, daß die Natur die Grundzüge der Kultur in noch viel ungebrochenerer und ursprünglicherer Form in sich trägt als diese selbst. Denn Kultur und Natur sind garkeine „objektiven" Gegensätze im Sinne jener Seinsbetrachtung. Trotzdem liegt hinter diesen Gegensätzen eine viel stärkere Wirklichkeit, als alle sogenannten „objektiven" Betrachtungen sie überhaupt in ihrer Hand haben. Hinter ihnen liegt der allmächtig andringende neue Lebenswille, der nur die Form sucht, um sich durchzusetzen, der von dem ewigen Lebenszusammenhang wieder gepackt worden ist, den er fühlt in den Urgründen der Natur.

Dieser neu aufsteigende Lebenswille findet und formt sich selbst an diesen Urgründen. Darum wird alle religiöse Wahrheitsverkündigung unermüdlich auf diesen Urquell zurückgreifen müssen. In immer neuen Formen wird sie aus ihm das Naturgleichnis — nicht nur das Naturbild! — herausholen und es deutend, befreiend, zwingend in die Gegenwart werfen. In den zuckenden Blitzen, den brausenden Stürmen, den wogenden Aehrenfeldern, den lebendigen Keimkräften der Natur wohnen die ewigen Gesetze des Lebens, die heute wieder die Herrschaft antreten wollen. Beides wird hier unzertrennlich zusammengehen: die Verkündigung der Wahrheit aus der Natur und die praktische Verwirklichung naturhaften Lebens. Der neue Natursinn trägt religiöse Bindung und sittliche Forderung als Einheit in sich. Er wirft sich als der Träger des „Lebens" dem Todestanz der Großstadt entgegen. Das Leben, das er am Busen der Natur wiedergefunden hat, ist nicht nur physische Lebensgesundheit — obwohl diese eine Seite

des neuen Lebens ist — sondern die Gewißheit, das Lebensgesetz, den unvergänglichen Lebensstrom, die Wahrheit wieder erfaßt zu haben, die Anfang und Ende des Lebens miteinander verbinden. Dadurch unterscheidet sich dieser Natursinn, der die ganze Schärfe des Gegensatzes in sich trägt, auch von der Naturschwärmerei der Schönheitssucher. Er ist sehr viel ernster, fordernder, unbedingter. Er will Lebenswahrheit, -reinheit, -kraft; er will unvergängliches Leben.

Freilich liegt in diesem Punkte, wie alle wissen, noch die Unabgeklärtheit des großstädtischen Natursinns. Er bleibt nur zu oft in einer äußerlichen Formen-, Kraft- und Gefühlsschwärmerei stecken und hat nur an wenigen Innenpunkten die volle sittliche Tiefe gefunden. Jenes heilige Feuer, das der Gesetzgeber des Alten Bundes aus dem Busch der Wüste heraussprühen sah, das doch nicht verzehrte, wird noch keineswegs überall geschaut. Aber es ist im Aufflammen begriffen in diesem Gegensatz „Kultur und Natur“. Die Natur als Geistträgerin und Willensmacht, als Gesetzgeberin und Botin des lebendigen Gottes tritt langsam wieder in ihrer ursprünglichen Macht der zerfallenden Großstadtkultur entgegen, sie zermalmend, bezwingend, durchdringend und neu aufbauend.

Dazu muß freilich in diese erste Formung der „beiden Wege“ eine zweite, innerlichere, geistigere hineintreten, sie ergänzend, klärend, versittlichend. Sie tritt nicht etwa in Gegensatz zu ihr, sondern sie erwacht und erkeimt in ihrem Innern wie ein neuer Ring, der auch das Ganze der religiösen Wahrheit zu umfassen sucht. Es ist die Fassung der „beiden Wege“, die wir auf dem Boden des neuen Testaments als „Geist und Fleisch“ finden. Wir müssen leider diese sehr anschauliche Formung, die wir schon bei Jesus finden („der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“) solange mit Vorsicht gebrauchen, wie die Gefahr besteht, daß sie platonisch vermaterialisiert wird und dadurch lebensfeindlich und erstarrend wirken kann. Wir setzen eine andere Form an ihre Stelle, deren Verständnis der Gegenwart nahe genug liegen wird: „Wille und Trieb.“ Dabei müssen wir freilich sofort erklärend hinzufügen, daß wir unter Willen nicht etwa den sog. „freien Willen“ verstehen — den es nicht gibt —, und daß der

Trieb nicht etwa kurzerhand gleichgesetzt werden darf mit „Naturtrieb“ — die Natur ist keineswegs die Wucherstätte der Triebe, sondern die Wirkungsstätte eines sehr starken Willens. Was die Welt den „freien Willen“ nennt, steht der Triebkultur viel näher als die Natur. *) Wille ist wirkende Kraft, die nach oben und nach innen gebunden ist, Trieb ist versprühende Kraft, die nach unten und nach außen zerfließt. Alle Entwicklung ist ja vorwärtsdrängende Lebenskraft. Sie trägt aber in jedem Augenblick diese Entscheidung in ihrem Schoße: entweder nach oben, einem über dem gegenwärtigen Entwicklungsstande stehenden Ziele zu, oder nach unten, zu einem schwungvollen Versprühen ins Tal; entweder nach innen zu immer stärkerer Sammlung der Kraft und größerer Intensität der Wirkung, oder nach außen zu immer breiterer und flacherer Entfaltung. Der schmale und der breite Weg Jesu finden in dieser Formung „Wille oder Trieb“ ihren heute gültigsten Ausdruck.

Alle Entwicklung der hinter uns liegenden Epoche war ja garnichts anderes als eine Ausfaltung der Kräfte, ein tosendes Stürzen der Wasser zu Tal, ein Erschöpfungsprozeß bis zum Erschöpfungskrieg, eine Loslösung vom Innenpunkt und ein wildes Streben nach Außenwirkung, ein jauchzendes Sichtreibenlassen, eine Verschwendung der Vergangenheitskräfte des Körpers und der Seele.

Alle Zukunftsentwicklung muß das Gegenteil sein: eine Verinnerlichung und Sammlung der Kräfte, ein Emporstreben zum Gipfel, ein Neuschöpfungsprozeß der inneren Energien, eine harte Bindung an den beherrschenden Innenwillen alles Lebens, ein Verzicht auf den kurzen Genuß eines versprühenden Feuerwerks, ein langsames Aufglimmenlassen des Geistes, eine in der Entsagung gestählte Kraft des Körpers und der Seele.

Jede Stunde, jede Handlung, jedes neu angegriffene Werk fordert diese Entscheidung, die Tod und Leben voneinander trennt. Denn der Tod ist Auflösung des Lebenskörpers in seine Bestandteile, das Leben ist Bindung des Einzelwillens an eine höhere und weitergreifende Lebensmacht. Der Tod nagt stündlich weiter,

*) Vergl. den II. Band, 2. Kapitel.

oft unbemerkt im Fluß der Zeit, das Leben aber will stündlich weiterwachsen und neu sich binden. In dieser Formung „Wille oder Trieb“ wird jedem, der in die Tiefe der Lebensentwicklung schauen kann, die durch das ganze Dasein laufende Scheidelinie sichtbar. Das „tägliche Sterben“ und das „tägliche Auferstehen“ wird hier deutlich.

Eben darum ist aber auch notwendig, daß die religiöse Verkündigung diese Formung der „beiden Wege“ bis in die seelischen Tiefen herausarbeitet. Wir wollen einige wichtige Gesichtspunkte herausheben.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß der Trieb sich keineswegs äußerlich auf den ersten Blick vom Willen unterscheiden läßt. Hier sieht man wieder deutlich, daß die Projizierung der „beiden Wege“ in die Außenwelt gänzlich irreführt. Nur am Innenpunkt des Lebens, in der Entscheidung der Stunde ist die Scheidung klar zu vollziehen. Das Zeitalter der abwärtsstürmenden Triebkultur hat sich mit größter Vorliebe als Zeitalter des Aufschwungs und der Willensenergie gebärdet. Der stramme Optimismus, das wagemutige Unternehmen, die rastlose Arbeitswut, der harte Herrscherwille, die schneidige Tat waren sein Kennzeichen und sein Stolz. Alles dies, was *äußerlich* nach Willen aussieht, ist doch in Wirklichkeit sein Gegenteil. Das ergibt sich aus folgenden Symptomen, die freilich nur ein scharfes, auf den Innenpunkt der Entwicklung eingestelltes Auge sieht.

Dieser Scheinwille hält die unermüdlich geradlinig fortlaufende Bewegung für Willen. Das Ausnutzen der Chancen, das Mitlaufen mit den Dingen, das Sichabhetzen und Dahinstürmen soll Aeußerung der Willenskraft sein, während dies alles tatsächlich das Gegenteil ist: ein Sichtreibenlassen, ein Nachlaufen, ein Zutalstürmen. Das Wesen des Willens liegt in der *Entscheidung*. Diese aber ist immer eine mit der *Abkehr* verbundene Entschlossenheit. Sie duldet darum nicht das Dahinstürmen, sondern verträgt sich nur mit dem ruhigen Schritt des Bergsteigers. Wille ohne Ruhe ist ein Unding. Die großen Willenstaten in der Geschichte sind immer in der Wüste geboren worden und haben immer aus der Versenkung ihre Kraft und ihre unbedingte Entschlossenheit geholt. Das Unentwegte, das

Impulsive, das ruhelos Vorwärtsdrängende ist nicht nur das Anzeichen eines gestörten Nervensystems und einer überbeschleunigten Herztätigkeit, sondern auch einer sittlichen Haltlosigkeit und Schwäche. Der Wille muß Zeit haben, bis „seine Stunde gekommen ist". Ist sie aber da, dann greift er furchtlos und ohne Zögern durch, während der Scheinwille gerade in der Stunde des Zupackens die Angst nicht los wird. Denn dieser vorwärtsstürmende Trieb ist im schlimmsten Sinne abhängig von den Dingen und ihrem Lauf, die er ängstlich beobachtet, anstatt sie mit sicherem Griff zu beherrschen. Es gibt nirgends soviel Feigheit und Aberglauben, wie in der ruhelosen Welt der unentwegten Geschäftigkeit. In dem wirklichen Strom der gegenwärtigen Welt, den Schiller allerdings noch nicht kannte, hat sich noch nie ein Charakter gebildet, sondern höchstens ein Talent, das seine Unsicherheit und Unabgeschlossenheit durch eine geschickte Routine verbirgt. Die Abkehr von dem Strom der Dinge, die erst den wahren Herrscherwillen kennzeichnet, fehlt der sich in seelischer Abhängigkeit von den Dingen bewegenden Scheinenergie, der unermüdlichen Unternehmungskraft vollständig.

Dazu kommt ein zweites Symptom, das mit dem ersten zusammenhängt. Der Wille wird um so sicherer und fester, je häufiger er zupackt und je größer die Schwierigkeiten sind, die sich ihm entgegenstellen. Er ist immer wachsende Lebensenergie. Der triebhafte Scheinwille dagegen nutzt sich ab und schöpft sich aus, je länger er den Dingen in scheinbarer Beherrschung nachläuft. Die verbrauchten und abgenutzten Menschen des Großstadtzeitalters offenbaren das wahre Wesen des Willens, den es zu besitzen wähnt. In jedem aufwärtssteigenden Leben ist selbst das körperlich abgezehrte Alter noch konzentrierter Wille. Man sollte die Gefangenschaftsbriefe des großen Apostels einmal unter diesem Gesichtspunkt lesen. Das einzige Wort, das der hundertjährige Johannes noch sprach, während er nur noch in die Gemeinde getragen werden konnte, ist konzentrierte Lebensweisheit und Höhenkraft. Man muß solchen Gestalten einmal die kümmerlichen Genußgreise der Großstadt entgegenhalten. Der wirkliche Wille ist immer sich langsam sammelnde geistige Energie und darum zunehmende Lebensbeherrschung, der Trieb dagegen ist sich

immer tiefer ins rein Körperliche verstrickende Scheinenergie, die sich langsam, aber sicher austobt und in elende und abhängige Schwäche verflüchtigt. Darum trifft der Gegensatz „Geist und Fleisch“, wenn er lebendig gefaßt wird, durchaus die Sache. Der Geist ist der Auftrieb, die unvergängliche Lebenskraft, deren Wesen in der Sammlung und der Allbeherrschung liegt, das Fleisch dagegen das abwärts ziehende Schwergewicht, das Zerfallende, Nachgiebige, Sterbende.

Noch ein drittes Symptom offenbart die Unfähigkeit des triebhaften Scheinwillens, wirkliche Willenskraft zu entfalten: sein gänzliches Versagen in der Bildung sozialer Kräfte. Scheinbar entwickelt er eine starke soziale Anziehungskraft. Das abwärts stürmende Triebleben haftet so gut wie nie am einzelnen, sondern stets an Massen. Es sucht den Anschluß. Der Alkoholiker, der Genießer in jeder Form, der unruhige Betriebsgeist erträgt nie auf die Dauer das Alleinstehen. Er zwingt oft brutal andere in seinen Sinnenrausch hinein und erfindet immer wieder neue Zwangsmittel des Spottes, der Scheinüberlegenheit, der liebenswürdigen Anziehung, der gesellschaftlichen Sitte, nur um nicht allein zu stehen — aus Feigheit. Man hat diesen Anschlußtrieb des sinnlichkeitsgebundenen Menschen oft, nach dem Beispiel des Naturlebens, Herdentrieb genannt. Nun ist freilich der Herdentrieb der Tiere etwas völlig anderes als dieses Anschlußbedürfnis des dahintreibenden „Kulturmenschen.“ Der Kulturmensch sucht den Anschluß aus innerer Unsicherheit, aus Feigheit, aus instinktiver Angst vor dem Abgrund, vor dem er sich anseilen möchte, möglichst sogar an sittlich überlegene und reinere Menschen, die er zu seiner eigenen Beruhigung mitziehen möchte; darum erträgt eine alkoholische oder sonstwie einem starken Triebleben fröhnende Gesellschaft nur mit äußerstem Widerwillen einen Menschen, der nicht mitmacht. Das Tier dagegen sucht den Anschluß, um sich an eine höhere und stärkere Gemeinschaft zu binden und in ihr Halt und Schutz zu finden. Es fügt sich ein, um im Sicheinfügen eine höhere Lebensbindung zu gewinnen. In der ganzen Natur lebt dieser Auftrieb, der Wille, der zusammenfügen und aufwärtswachsen will. Ausgeschlossen wird hier der, der sich diesem Auftrieb nicht gewachsen zeigt. In der Triebkultur ist

das gerade umgekehrt: sie will den überlegenen Willen, den lebendigen Auftrieb mit hinabziehen. In der Natur herrscht trotz aller scheinbaren Triebhaftigkeit ein geheimer Wille, in der Sphäre des „Triebes“ ist es gerade dieser Wille, der ausgeschlossen wird. Die Welt der haltlosen Triebkultur durchzieht eine furchtbare Geheimverschwörung mit einer brutalen Energie des Handelns gegen alles, was „Wille“ ist. Sie klebt zusammen wie Pech und Schwefel, ohne doch sozial bindend zu sein. Die Kraft des wirklichen Willens bewährt sich dieser Welt gegenüber zuerst im Alleinstehen und wirkt dann durch die in ihm wohnende höhere Lebensbindung wirklich gemeinschaftbildend. Es zieht die Geister an sich, die aufwärts wollen, und bildet mit ihnen ein Willenszentrum, dessen Kraft in der Entscheidungsforderung liegt, nicht im äußeren Zwange, der nur den Willen markiert.

Noch einen Blick müssen wir auf die neuzeitlichen Versuche richten, den Trieb durch systematische Bekämpfung einzelner seiner gefährlichsten und sichtbarsten Aeußerungen zu überwinden. Die Bekämpfung des Alkoholismus steht hier an erster Stelle. So gewiß die stetig wachsenden Bemühungen nach dieser Richtung das deutlichste Symptom dafür sind, daß wir in der Lebensentwicklung an der Durchbruchsstelle vom Trieb zum Willen angelangt sind, so gewiß haftet ihrer Form ein doppelter psychologischer Irrtum an, der allerdings in steigendem Maße erkannt und überwunden zu werden scheint. Es wurde und wird zum Teil noch übersehen, daß die hilflose Triebhaftigkeit ein Gesamthabitus des Lebens ist, von dem der Mißbrauch des Alkohols nur ein Symptom ist. Ohne die Ueberwindung der Grundrichtung des Lebens bleiben alle Einzelerfolge durch Isolierung, äußere Bindung, Gelübde, Zwangsprozesse Scheinerfolge. Erst wo der Umschlag der Lebensrichtung vom Trieb zum Willen im Ganzen vollzogen ist, ist überhaupt etwas erreicht. Daß man das in den Temperenzbestrebungen deutlicher und deutlicher sieht, offenbart sich darin, daß ihre Arbeit mehr und mehr das Gesamtleben in allen seinen persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zu erfassen und so eine durchgreifende Willensbildung und -bindung zu erreichen sucht. So hat sich die abstinente Jugendarbeit heute schon immer weiter zur universalen Jugendarbeit

entwickelt. Der zweite, allerdings auch in der Ueberwindung begriffene, Irrtum bezieht sich auf die einseitig negative Fassung des Kampfes gegen den Trieb. Es ist ein völlig unzulängliches Verfahren, wenn man den Trieb dadurch zu überwinden meint, daß man ihn unterbindet, abschneidet, aushungert, ohne den positiven Willen, der an seine Stelle treten soll, in den Vordergrund zu schieben. Man darf nie vergessen, daß sowohl der Trieb wie der Wille herauswachsen aus dem einen Lebensdrange, der alles beherrscht, daß sie nur das Auseinandergehen dieses Lebensdranges an dem Entscheidungspunkt bedeuten, der auf der einen Seite in den Verfall und Tod, auf der andern Seite in die höhere Bindung und das Leben hinüberführt. Darum ist entweder das Eine oder das Andere vorhanden, einen indifferenten Zwischenzustand gibt es nicht. Ein „Stirb“ ohne ein „Werde“ ist in der Lebensentwicklung nirgend vorhanden. Das Auge muß aber immer auf das „Werde“ gerichtet sein, denn auch im inneren Leben schaut das Auge nach vorn. Hier liegt noch die große Lücke der Abstinenzbewegung, die sie erst langsam zu sehen und auszufüllen beginnt. Die negative Johannespredigt muß durch die positive Verkündigung des Evangeliums abgelöst werden. Nur wo der neue Lebenswille in beherrschender Größe erwacht, wird der alte wirklich überwunden. *)

Man sieht, wie notwendig es ist, daß die religiöse Verkündigung diese Form der „beiden Wege“ bis in ihre letzten seelischen Zusammenhänge herausarbeitet. Nur von dem Innenpunkt der Entwicklung her ist das möglich. Jede Veräußerlichung der „beiden Wege“ führt zu Verkümmerungen und Entstellungen. Den Willen faßt man niemals an der Außenseite der Dinge. Was sich dort als Wille gebärdet, ist nur zu oft verkappter Trieb, der, eben weil er die Maske des Willens trägt, diesen wenigstens für den Augenblick aus dem Felde schlägt. Man weiß, in wie hohem Grade der allzeit geschäftige Jesuitismus in

---

*) Hier schon müssen wir auf ein allgemein gültiges Gesetz hinweisen, das nur zu oft übersehen worden ist, besonders von der Kirche, daß nämlich alle religiöse Verkündigung vorherrschend positiv, der neuen Zukunft zugewandt sein muß. Wir kommen im nächsten Abschnitt ausführlich darauf zurück.

der Außenwelt aller innerlich gebundenen Sittlichkeit überlegen gewesen ist. Er war immer glanzvoller Scheinwille, dem die „Welt" unbedingt zufiel, und entpuppte sich noch stets als organisierter Trieb, der, wo immer er seelische und soziale Macht gewonnen hatte, zu Zuchtlosigkeit und Zusammenbruch führte. So ist auch unser heutiger Staatswille, so sehr man ihn als beherrschenden Willen rühmt, nichts als organisierte Triebkultur. Den ungeheuren Triebmächten der menschlichen Natur gegenüber hat er sich wahrlich als der Nachtwächterstaat bewiesen. Nur von innen her scheiden sich die beiden Wege „Wille und Trieb" klar und durchgreifend. An jede Handlung sind drei Maßstäbe zu legen, die über ihren Charakter entscheiden. Sie liegen ineinander und entscheiden über das Ganze. Wir wollen sie in drei Fragen formulieren. Die erste lautet: Ist deine Handlung ein Nachgeben oder eine Hingabe? Die andere lautet: Dient sie der Sammlung oder der Zerstreuung der Kraft? Die dritte lautet: Ist sie aus Feigheit vor den Menschen oder aus Verantwortungsgefühl für die Menschen geboren? Hat sie diese dreifache Probe bestanden, dann erst liegt sie sicher auf dem Wege der Wahrheit. Dies mag kompliziert erscheinen, ist es aber in der Praxis des Lebens nicht. Tatsächlich liegen ja diese drei Fragen ineinander, und es gibt eine Nordnadel, einen geheimen Lebenstrieb im Menschen, der sie bereits in der Sphäre des Unbewußten entscheidet. Das Dämonische des Sokrates ist in irgendeiner Form und irgendeinem Grade wenigstens als Potenz in jedem Menschen vorhanden. Wir nennen es gemeinhin Gewissen. Das ist kein besonderes Organ, sei es rein formaler Art oder eines qualitativ-inhaltlichen Empfindungsvermögens, sondern es ist der immer und überall wirksame Lebenswille, der die Entscheidung zum Höheren fordert. Es ist das, was den Menschen aus seiner eigenen Sphäre herausrückt, was ihn an den Lebensstrom bindet. Wenn das Gewissen nicht mehr anschlägt, so ist das keineswegs nur ein Anzeichen dafür, daß ein menschliches „Organ" verkümmert ist, sondern es ist etwas viel Ernsteres und Weitergreifendes, nämlich ein Zeichen dafür, daß an diesem Punkte der Lebensstrom überhaupt versiegt ist und das große Sterben eingesetzt hat, es ist bereits das Gericht. Hier liegt der Ernst des Lebens, aber auch — die Möglichkeit

der Erlösung. Ein Organ von höchster Differenziertheit und Empfindlichkeit zu ersetzen, ist in der Welt des Lebens nicht möglich — hier soll man die Biologen hören —, aber der Lebensstrom kann in jedem Augenblicke wieder in voller Kraft einsetzen, und er tut es, wie das Leben lehrt, selbst noch nach dem furchtbarsten Triebleben. Wir kommen auf diesen Punkt in dem Abschnitt über „Schuld und Erlösung“ zurück.

Das, was wir Gewissen nennen, kann nicht ertötet werden oder verkümmern, weil der lebendige Gott nicht ertötet werden oder verkümmern kann. Er kann zurücktreten, und er tut es in jedem Augenblick, wo die Entscheidung zu Gunsten des Triebes getroffen wird. Denn in dieser Entscheidung liegt nun noch ein Letztes und Tiefstes. Es tritt hervor als ein letzter Innenring innerhalb der religiösen Wahrheit, der in der höchsten und durchschlagendsten Formung der „beiden Wege“ vor uns liegt: „Gott oder das Ich.“

Es mag auffallend sein und sofort Widerspruch wecken, daß die letzte Wirklichkeit, mit der alle Religion, ja alles Leben steht und fällt, Gott, hier gebunden wird an den Innenpunkt der Entwicklung, ja mehr als das, damit auch an den Gegensatz des Stirb und Werde, an die Scheidung der beiden Wege. Ist es nicht das Wesen Gottes, daß er der Fürsichseiende, der Unabhängige, der Absolute ist? Ist das nicht eine ganz unmögliche Verschlingung seiner unbedingten Majestät in den großen Entwicklungsprozeß des Lebens, wenn er an diesen selbst und seinen Innenpunkt gekettet wird, anstatt unabhängig über ihm zu stehen?

So spricht nur der, der hoffnungslos in die Seinsspekulation der Philosophie hinabgesunken ist und darum das Bedürfnis, ja die Anmaßung hat, Gott sich „objektiv“ gegenüberzustellen. Darin liegt gerade die Herrenmajestät Gottes, daß er immer und überall, wo er in die Wirklichkeit tritt, Entscheidung fordert. Ueber das „Dasein Gottes“ Betrachtungen, Beweise, Gründe aufzustellen, ist schon Gottlosigkeit, ist schon die Loslösung von seiner Wirklichkeit. Ihn „an sich“ zu denken, ist schon Auflehnung des Geschöpfes gegen ihn. Er „ist“ für das Geschöpf, weil er es in seiner Gewalt hält, und er „ist“ für es in um so höherem Maße, je stärker er es gefaßt hat. Wirklichkeit Gottes ohne die Herrsch-

gewalt am Innenpunkte des Lebens ist nur Scheinwirklichkeit, mit der die Theologen allerdings seit Jahrtausenden einen schlimmen Unfug getrieben haben, indem sie sie aus der Schrift, der Natur, der Vernunft und anderen Vergänglichkeiten zu erweisen suchten. Die Wirklichkeit Gottes tritt immer und überall ganz allein auf als die das Ich bezwingende, überwältigende Lebensmacht, die im gegenwärtigen Augenblick den unbedingten Gehorsam fordert. „Gott oder das Ich", in keiner andern Form ist er je dem Geschöpf nahegetreten. Ihm gegenüber gibt es nur Entscheidung und Gehorsam, kein Betrachten und Begutachten. Selbst der Lobpreis Gottes ist Gehorsam, kein Anerkennen vor irgend einem menschlichen Forum. Gott tritt in die Welt des Menschen immer als der eine Weg, neben dem lockend oder drohend — je nach dem Charakter der Stunde — der andere liegt: das Ich. Die Losung lautet nicht: Gott und die Seele — lautet sie so, dann folgt die gottlose Fortsetzung sofort auf dem Fuße: die Seele und ihr Gott —, sondern sie lautet: Gott oder die Seele. Nur wo die „Seele" verloren wird, restlos bis in ihre innersten Wünsche, Ansprüche und Hoffnungen, da wird das Leben, nämlich Gott, gewonnen. Darin liegt die furchtbare und doch so unendlich gütige Größe Gottes, daß er den Menschen ganz sich selbst entreißt und ganz in sich hineinzieht: „Du oder Ich." Jeder Kompromiß, der hier der „Persönlichkeit", der „menschlichen Freiheit und Würde" noch einen letzten Rest belassen will, tötet den Ernst und die erlösende Kraft der Religion.

Aber ist nicht die Entscheidung an dem Innenpunkte der Entwicklung ein Akt „persönlicher Freiheit"? Mit nichten! Gott ist es, der da wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Auch liegt nicht in der Entscheidung das letzte Geheimnis, sondern darin liegt es, daß die Entscheidungsfrage überhaupt gestellt wird. Sie tritt an den Menschen heran, zuerst leise bohrend, dann immer klarer und unentrinnbarer sich öffnend, bis er an ihrem Scheidewege steht: Leben oder Tod. Garnichts hat er in seiner Macht, um diese Frage aufzutun, garnichts, um ihrer unausweichlichen Forderung zu entrinnen, garnichts, sie nach seinem Belieben zu beantworten. Das Leben geht seinen Weg, und der Mensch hört nur seine

Stimme: „Folge mir nach!" Er fühlt in sich die Macht, die sich gegen dies „Folge mir nach!" sträubt, den Ichwillen, der aber eben so furchtbar geheimnisvoll ist wie der fordernde Gotteswille. Er muß den Kampf der beiden Willensmächte durchkämpfen, bis er elend am Boden liegt und keine Entschlußkraft mehr in ihm ist. Er kann garnichts daran machen, ihn abzukürzen, ihm zu entrinnen. Es ist wie eine Krankheit, die durch die Krisis hindurchmuß, bis die Stunde der Genesung schlägt.

Der Mensch kann nur sagen, wie es ist. Warum es so ist? Wer darf gegenüber den Wirklichkeiten, die uns umklammern, nach dem Warum fragen? Wer will sagen, warum er geboren wurde? Wer will erklären, warum er wiedergeboren wurde? Spricht auch der Ton zu seinem Töpfer: Was machst du? Wer will darüber eine Erklärung abgeben, daß wir heute den Durchbruch des neuen Lebens an tausend Punkten erleben, daß es wie aus unzähligen Quellen aus der Tiefe bricht? Wer hat sie geheißen, zu gleicher Zeit das Gestein zu verlassen? Wer will dazu etwas sagen, daß vor diesem Durchbruch ein durch die Jahrhunderte gehender Bankrott sich vollzog? Wer hat die Katastrophe heraufbeschworen, die ihn vollendete? Wer hat den Mut zu sagen, da sei irgendwo menschliche Freiheit? Es ist das Leben, das uns in seinem Entwicklungsbann hält, es ist der lebendige Gott, der sein Werk schafft. Wir können von außen nur seinen Spuren nachgehen, von innen müssen wir gehorchen. Jetzt ist die Entscheidungsstunde da, die wieder die Frage nach Leben und Tod stellt. Daß sie vor 50 Jahren nicht da war, sondern das Ich damals das Maß aller Dinge war, wer will darüber richten? Und wer will uns davor retten, daß *wir* jene Zeit als in Sünde und Irrtum verstrickt sehen *müssen*, weil die gegenwärtige Stunde uns darüber die Augen geöffnet hat? Wer will das Lebensgesetz rechtfertigen: „Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme"?

Es gibt Zeiten, in denen der unvergängliche Lebensstrom zu schlummern scheint, wie die Natur im Winter. In Wirklichkeit schlummert er nicht, sondern er arbeitet im Stillen für den neuen Lebensansatz. Aber der lebendige Gott scheint fern gerückt zu sein, und nur die Sehnsucht und Hoffnung geht ihm träumend

nach. Die Welt aber zieht tobend und lärmend durch künstlich erleuchtete Säle und tanzt um das goldene Kalb, während im Dunkel der Wolke neue Gesetze entstehen. Dann aber tritt er plötzlich wieder unter sie, zornglühend und ihnen alles zerschmetternd vor die Füße werfend. Es gibt ein rhythmisches Auf- und Absteigen des großen Entwicklungsstromes und dementsprechend ein Verdunkeltwerden und helles Wiederaufleuchten der religiösen Wahrheit. Auch die Religion ist ein wachstümliches Gebilde und muß warten, bis „ihre Zeit erfüllet ist“. Nach Jahrhunderten, in denen die Prophetenstimme schweigt, kommen wieder Zeiten, in denen der „Geist ausgegossen wird auf alles Fleisch“, in denen „das Himmelreich mit Gewalt gestürmt wird.“ In diesem Entwicklungszwange irgendetwas in die „Freiheit des Menschen“ zu schieben, ist Torheit und Verkennung der Allgewalt des Schöpfers, in dessen Hand das Geschöpf steht. Das Zwingende des Gewissens hat nichts zu tun mit der Freiheit des Menschen. Gerade dann, wenn er sich frei wähnt, schlummert es, und es erwacht in dem Augenblick, wo die Flut des Lebens wieder zu steigen beginnt. Das es „gewissenlose“ Zeiten gibt, das haben wir wahrlich erschütternd genug erlebt, als die Welt vorgab, für die „Freiheit“ zu kämpfen. Das neu erwachende Gewissen in unsern Tagen ist alles andere als eine Reaktion menschlicher Freiheit, es ist nichts als ein Geschenk, das aus der Tiefe stammt. Was die Menschen in dürren Zeiten Kantischer Spekulation „persönliches Gewissen“ nennen, ist ein Nachklingen der großen, allbeherrschenden Lebenswahrheit in der Einsamkeit, aber doch nur ein gebrochener Ton aus einer zerschmetterten Trompete.

Die wirkliche Stimme des Gewissens weiß nichts von menschlicher Würde und menschlicher Freiheit. Sie ruft aus einer höheren Sphäre ihre Entscheidungsforderung in die Welt hinein: Gott *oder* das Ich.

Das ist die Aufgabe *aller* religiösen Verkündung, im Dienst des höheren Lebenswillen diese Entscheidungsfrage in die Welt zu hämmern. Sie soll nicht verteidigen, nicht ihre Berechtigung erweisen, nicht begründen, sondern dienen und fordern. Es war die höchste Torheit und Verblendung langer Generationen von Predigern, an das „persönliche Interesse“ zu appellieren, es bis

zum Ueberdruß zu wiederholen: Tua res agitur. Dadurch haben sie nicht nur den Kern der religiösen Wahrheit herausgeschnitten, die dem höchsten Leben dienen will und keinem noch so geistig und geistlich gefaßten „persönlichen Interesse" und Heilsverlangen, sondern auch die Wirkungskraft der religiösen Wahrheit auf den Nullpunkt gebracht. Das „Tua res agitur" soll die Gewissen wecken? Ganz im Gegenteil! Es zerstört hoffnungslos die zwingende Macht des Gewissens. Wo es sich um die schwersten Lebensentscheidungen handelt, wird der Blick auf die Folgen für das *persönliche* Leben nie durchschlagende Wirkung haben. Wenn das Pflichtbewußtsein der Soldaten im Kugelregen nur das „tua res agitur" gekannt hätte, wäre es bald zusammengebrochen. Nur das unbedingte Muß des Schicksals schlug durch. Je unabhängiger eine Autorität dem Menschen gegenübertritt, desto tiefer schlägt sie hinein in den Innenpunkt des Lebens, je objektiver der Wille, desto subjektiver ist die Wirkung. Der Kompagnieführer, der die stärkste in sich ruhende, unabhängige Form der Führung beherrscht, hat die Soldaten am festesten in der Hand. Der Erzieher, der unbedingt befehlen kann, wirkt am tiefsten auf seine Zöglinge ein. Nur das unabhängige, ganz für sich bestehende Muß schafft wahrhaft innerliche Hingabe. Je unabhängiger die Verkündigung der religiösen Wahrheit auftritt, desto tiefer dringt sie in die Seelen. Alles Locken schafft nur Lockerung, allein die gebietende Wahrheit schafft feste Bindung. Der unabhängigste Prediger, der sich nicht scheut, schroff die Wahrheit in die Welt zu werfen, wird immer die anhänglichsten Hörer und willigsten Täter haben.

„Gott oder das Ich, Leben oder Tod": mit unerbittlicher Schärfe muß diese Entscheidungsforderung durch die Großstadtwelt schallen. Alle Schätze, die ihr auftürmtet, alle Kultur, die ihr schufet, alle Häusermassen, die ihr zusammenballtet, alle Organisationen, die ihr ausspanntet, alle Technik, die ihr ersannet, alle Maschinen, die ihr rastlos laufen ließet, alle Wohlfahrtsbestrebungen, die ihr ins Leben riefet, tragen den Todeskeim in ihrem Schoße, weil sie *nur* dem Ich dienen sollen. Nichts kann dies aufgetürmte Scheinleben retten, es ist hoffnungslos der in den Abgrund führenden Lebensrichtung verfallen. Nur die radikale Um-

kehr kann die Trümmer des Kolosses wieder einem neuen Leben einfügen. Nur der höhere Wille, der alle bindet, kann eine Neuschöpfung bringen. Erst das völlige Zuendesterben des alten Willens, erst der entschlossene Umschwung am Innenpunkt der Entwicklung kann die Tore der Zukunft öffnen. Auf diesen letzten Punkt müssen alle Nöte des persönlichen, des sozialen, des kulturellen, des wirtschaftlichen, des politischen Lebens zurückgeführt werden. Ohne das „Stirb und Werde“ an diesem Innenpunkt bleiben alle Gesetze, die ihr schafft, alle Reformen, die ihr einführt, alle rastlosen Arbeitstage, die ihr bewältigt, ein Schöpfen in ein Sisyphusfaß. Allem Ichstreben steht unerbittlich auf die Stirn geschrieben: Vergebliche Arbeit! Alle Hingabe an den großen Schöpferwillen aber trägt die Verheißung in ihrem Schoße: Eine neue Zukunft! Mögen Tausende sich noch opfern müssen, um die Umstellung des Lebens in dem furchtbar abwärtssausenden Strom der Entwicklung zu erwirken, über ihrem Opfer steht die Gewißheit eines neuen Lebenstages.

Unerbittlich muß die Fackel der Vergänglichkeitspredigt in die morschen Bauten der Großstadtkultur hineingeworfen werden. Zündend und verzehrend muß das Kriegsfeuer bis in die letzten Winkel der Seelen, die noch am Eigenen haften, hineinfallen. Die Erbarmungslosigkeit gegen den Ichwillen ist höchstes Erbarmen. Nur den Tod nicht fliehen oder hinwegdrapieren wie in den Tagen des journalistischen Scheinoptimismus während des Krieges, sondern seine T a t s a c h e n aufweisen im äußeren Zusammenbruch und in der inneren Hoffnungslosigkeit! Aber über allem Dahinsinken und Sterben muß die große emporreißende Forderung der Hoffnung stehen: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!“ Verkündige und schaffe! Denn der Tod ist nur der Durchbruchspunkt des Lebens. Auf dem Trümmerfeld der Ichkultur reckt sich allgewaltig empor der ewige Gott, den wir nicht nur mit „suchender Seele“ ahnen, sondern der uns nun wieder gepackt hat mit allmächtigem Willen.

Wer will die Botschaft vom l e b e n d i g e n Gott ausschöpfen? Wer ihn sieht, der muß sterben, so lehrte die Religion des Alten Bundes. Diese Lehre besteht noch heute zu Recht.

Aber sie gilt nun in der höheren Fassung, die Christus ihr gab: Wer stirbt, bis in sein innerstes Ich stirbt, der wird ihn sehen. Was für eine Aufgabe, dies Feuer des lebendigen Gottes, das verzehrt und doch belebt, in die Gemüter zu tragen! Jedes Sterben des Eigenwillens, jeder Verzicht auf sich selbst, jedes Opfer des blinden Ichstrebens öffnet eine neue Welt des Lebens, ein Auferstehen von Kraft, Vertrauen und Lebensgewißheit, eine Sphäre des freien Atmens im Licht, eine Fülle von schaffender Arbeit und freudiger Hingabe. Hinter dem Todestore des Ichwillens wohnt die Freiheit im Gehorsam gegen den einen allgewaltigen Willen, von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind.

Die Botschaft vom Tode der Großstadt ist Frohbotschaft für die Großstadt. Auf den Tag ihrer Verkündigung hat sie gewartet mit heißester Sehnsucht. Alles Aechzen und Stöhnen ihrer Arbeit, alles Kreischen ihrer Maschinen, alles gereizte Gellen ihrer Sirenen, alles wirre Rollen ihrer Räder, alle ihre wilden Anklagen und Flüche, ja all ihr jauchzendes Genießen war ja nichts anderes als der Todesschrei der Sehnsucht nach dem neuen Leben, das aus ihrem Schoße geboren werden sollte. Nun bricht es hervor. „Tröstet, tröstet mein Volk!“ spricht euer Gott; „redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missetat ist vergeben.“

Ihre Missetat ist vergeben! Hier nun öffnet sich eine neue Seite der religiösen Wahrheit. In scharfem Gegensatz und unerbittlicher Entscheidungsforderung hat sie die „beiden Wege“ vor uns hingestellt, zwischen denen sie die Wahl erzwingen will. Wie aber vollzieht sich diese Wahl? Darauf müssen wir jetzt unser Auge richten.

∇

3. Schuld und Erlösung.

Die Wahl zwischen den beiden Wegen ist ein Sterben und ein Auferstehen. Dieser ihr höchster Entscheidungscharakter gibt ihr die einzigartige Stellung im Lebensprozeß und prägt ihr Wesenszüge ein, die für das religiöse Leben schlechterdings bezeichnend und bestimmend sind. Man hat die Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Leben und Tod nur zu oft mit jener „Wahlfreiheit" in Parallele, ja gleichgesetzt, die sich an der Oberfläche des Lebens in dem Aussuchen der nützlichsten, bequemsten oder einleuchtendsten Bedingungen des Daseins täglich vollzieht. Die wählende Betätigung etwa der Hausfrau, die beim Kaufmann sich die ihr passende Ware aussucht, oder des Wanderers, der sich für den sichersten Weg auf einen Berg entschließt, oder des jungen Menschen, der den geeignetsten und aussichtsreichsten Beruf ergreift, reicht, wenn nicht ganz besondere Schicksalsumstände hinzutreten, garnicht in die Sphäre dieser Wahl im religiösen Sinne hinein. Diese ist ein Vorgang in der inneren Lebensentwicklung, der wohl in einer einzelnen Handlung seinen Kulminations- und Durchbruchspunkt finden kann, aber seinem eigentlichen Wesen nach ein wachstümlicher Prozeß ist, der gänzlich unter der Schwelle des Bewußtseins sich anbahnt und heranreift und auch dann noch, wenn er jäh ins Bewußtsein tritt, jede „Willensfreiheit" schlechterdings ausschließt, vielmehr als ein unausweichliches Ueberwältigtwerden erlebt wird. Wieweit in jenem oberflächlichen Tageserleben das Bewußtsein der Wahlfreiheit Berechtigung und Bedeutung hat, interessiert uns hier garnicht. Wohl aber müssen wir an diesem Punkte die Grundthese des individualistischen Zeitalters, die Willensfreiheit im religiösen Sinne, auf das Unbedingteste noch einmal ablehnen und, indem wir sie jetzt bis in ihr Innerstes verfolgen, endgültig erschüttern und überwinden.

Die Wahl zwischen Leben und Tod im höchsten Sinne vollzieht sich nämlich immer und unentrinnbar unter der Wucht des Schuldgefühls. Jenes furchtbare Erschrecken vor dem Abgrund, das in der Entscheidungsstunde zwischen Gut und Böse, an der Durchbruchsstelle des Stirb und Werde auffährt, ist immer verknüpft mit der schwersten Selbstanklage, die sich vernichtend auf den Innenpunkt des persönlichen Ich wirft. Dieses „Du bist der Mann, du hättest anders handeln müssen, du bist verantwortlich für die irrige Entwicklung, deren zerstörende Wirkung vor dir liegt“ ist das höchste Argument für jene Grundthese von der „Freiheit der Persönlichkeit“ geworden, und ist doch in Wirklichkeit nichts anderes als ihr Todesurteil.

Freilich müssen wir jene Beweisführung, die aus dem Schuldgefühl die Freiheit der Persönlichkeit ableiten will, sofort gegen die sogenannte deterministische Betrachtung in Schutz nehmen, die alle jene elementaren Erscheinungen des Innenlebens, Verantwortungsgefühl, Schuldbewußtsein, Reue, Sühnebedürfnis, Vergebungssehnsucht, Erlösungsfrieden, zu „Täuschungen der Natur“ oder „Reflexerscheinungen des Bewußtseins“ stempeln will. Es ist einfach Torheit und schlimmste sittliche Verirrung, diese furchtbaren Realitäten des Menschenlebens zugunsten einer „wissenschaftlichen“ mechanisch-kausalen Entwicklungsauffassung auszuschalten und für Reflexwirkungen ohne realen Untergrund zu erklären. Wir müssen auch hier wieder darauf hinweisen, daß jene mechanisch-kausale Betrachtung des Lebens im Geheimen das sehr reale Interesse verfolgt, den Ichwillen vollends zu entlasten und zu befreien. Sie ist alles andere als wirklich deterministisch. Am deutlichsten wird das in ihrer Anwendung auf die Strafgesetzgebung. In Wirklichkeit sucht sie hier das Individuum zu entlasten, anstatt es, wie aller echte Determinismus, zu belasten. Sie ist das Auseinanderfallen der wirklichen Lebensbindung in ein verantwortungsloses „freigesprochenes“ Individuum und eine tote Maschinerie, in die die übriggebliebene „Natur“ hineingesteckt wird.

Aber die Torheit und die sittliche Verirrung ist nicht minder groß, wenn nun aus jenen Realitäten des Innenlebens der Schluß gezogen wird, daß sie die Freiheit des Individuums stabilierten.

Dieser Schluß stellt die in ihnen herrschende Wirklichkeit einfach auf den Kopf.

Schon die von uns im letzten Abschnitt berührte Tatsache zeigt das, daß nämlich die „beiden Wege“, die die Entscheidung fordern, einfach als Zwang vor dem Menschen auftauchen, plötzlich, unerwartet, aus geheimnisvollen Tiefen, mit erschreckender Unausweichlichkeit. Auf den letzten ausschlaggebenden schöpferischen Grund aller sittlichen Handlungen gesehen, gibt es also garkeine „Wahlfreiheit“, sondern nur einen Wahlzwang. Das Menschenleben muß durch dieses furchtbare Nacheinander immer neuer Wegkreuzungen hindurch. Wer die Tragik dieses Zwanges nicht sieht, kennt das Leben nicht. Ohne die große Ehrfurcht, ja Furcht und Sorge, die dieser immer neu empordrängende Entscheidungszwang einflößt, bleibt alle Lebensbetrachtung an der Oberfläche. Nicht umsonst hat der große Lebenskenner, der selber diesen Zwang in einer sich immer noch überbietenden Härte erlebt hat, in das Gebet aller Gebete die Bitte aufgenommen: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Das ist nicht Feigheit vor dem Leben, das ist erst recht nicht aus dem Bewußtsein der Willensfreiheit geflossen, sondern das ist ein demütiges Sichbeugen vor dem furchtbaren Entwicklungsernst des Lebens, der in jedem Augenblicke dem Menschen seine eigene Ohnmacht durch immer neue Entscheidungsnotwendigkeiten zu Gemüte führen kann. Das ist ein Gebet nicht um Willenskraft, sondern um Willens- und Lebensführung. Angesichts dieser Grundtatsache der Lebensentwicklung ist das Axiom der persönlichen Willensfreiheit im Grunde schon erledigt. Wer sie bis in die Tiefe durchdenkt, weiß, daß das Leben nicht abhängt von „jemandes Wollen oder Laufen“, sondern allein von „Gottes Erbarmen.“

Aber die Ichspekulation richtet auch — charakteristischerweise — ihr Augenmerk garnicht auf diesen letzten Grund aller Entscheidungsforderungen, sondern sie verweilt bei dem Augenblick der Entscheidung selbst. In diesem Augenblick, so schließt sie, muß das Ich eine in sich ruhende, irgendwie unabhängige Größe sein, sonst ist das Verantwortungsgefühl vor der Entscheidung und das Schuldbewußtsein nach der Entscheidung schlechterdings nicht zu erklären oder verliert seine unbedingt durchschlagende

Kraft. Im Verantwortungsgefühl weiß das Ich sich als den entscheidenden Faktor, der den Fortgang der Entwicklung in der Hand hat; im Schuldbewußtsein klagt das Ich sich an, daß es anders hätte handeln können und müssen.

Diese Schlußfolgerung ist in der Tat eine große „Täuschung des Bewußtseins" oder richtiger eine sittliche Verirrung, die sich in dem Augenblicke, wo das Ich tatsächlich überwunden wird, weigert, die Macht anzuerkennen, in deren Hände es im Aufspringen des Verantwortungsgefühls und des Schuldbewußtseins geraten ist. Das Ich stellt sich garnicht als den entscheidenden Faktor hin, sondern es wird dazu gemacht; es klagt sich garnicht an, sondern es wird angeklagt. Beide Erscheinungen des Innenlebens sind ja, genauer betrachtet, garnichts anderes als die Wirkung des Anpackens jenes geheimnisvollen höheren Lebenswillens, der das Ich ergreift und sich in ihm in seiner unbedingten Macht zur Geltung bringt. Daher die Angst, die Erregung, die Verzweiflung, welche nur erklärlich wird aus dem elementaren Gefühl, von einem höheren Lebenswillen überwältigt zu sein. „Du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist", das ist die klassische Abwehrstellung des Verantwortungsgefühls. Nicht das persönliche Dasein wird als auf dem Spiele stehend empfunden, sondern eine höhere Lebenswirklichkeit, die garnicht nach dem persönlichen Dasein fragt. Der entscheidende Faktor in der Entscheidungsstunde ist nicht das Ich, sondern der höhere Wille, dem sich das Ich zu unbedingtem Gehorsam beugt. Die Verantwortlichkeit ist gerade das Gegenteil von der Verselbständigung des Individuums, sie ist seine völlige Bindung bis zur Selbstauflösung. Was die Ichspekulation für die Geburtsstunde der persönlichen Freiheit hält, ist gerade ihre Sterbestunde, und eben das Sterben des Ich im Aufspringen des Verantwortungsgefühls erklärt jene „Täuschung des Bewußtseins", als ob das Ich in jener Stunde der entscheidende, sich seiner Bedeutung bewußt werdende, sich in seiner Würde hoch aufrichtende Faktor wäre. Tatsächlich richtet sich allerdings in der Stunde des lebendig wirksamen Verantwortungsgefühls das Ich hoch auf wie alles Leben in der Sterbestunde. Es sind die letzten Zuckungen vor der endgültigen Ueberwindung. Das „Du bist verantwortlich" ist das gezückte Schwert

der höheren Macht, das das Ich auf sich gerichtet sieht. Eben diese auf das Ich gerichtete Spitze des Vernichtungsschwertes läßt den Träger dieses Schwertes vergessen und alle Aufmerksamkeit auf das sterbende Ich richten. Daher die Täuschung des Bewußtseins, die nur klar durchschaut sein will. Wer wirklich Stunden schwerster Verantwortung durchgemacht hat, der hat diese Täuschung längst durchschaut, der weiß, wie in ihnen alle „persönliche Würde" jämmerlich zu Grunde geht, um im Dienst einer höheren Notwendigkeit etwas ganz anderes zu finden: Demut, Hingabe, Selbstvergessenheit.

Dieser Wirklichkeitsbestand wird aber noch deutlicher beim Blick auf die seelischen Tatsachen des Schuldgefühls. Es taucht dann auf, wenn nach einer Handlung oder nach einem durch ungezählte Handlungen gekennzeichneten Lebenszustand ein höherer Wille sich anzubahnen und durchzusetzen beginnt. Oft schon lange, bevor der Widerspruch zwischen diesem höheren Willen und der Tat oder dem Lebenszustand deutlich ins Bewußtsein tritt, ist das Schuldgefühl als Zustand des Unbehagens und eines unerklärlichen Unbefriedigtseins vorhanden. Es wächst sich aus, bis es eines Tages in seiner vollen zerschmetternden Klarheit vor dem Bewußtsein steht. Eine ganze verfehlte Jugend kann einem Menschen in einem Augenblicke als furchtbare Schuld erscheinen, auch wenn er sich ganz klar darüber ist, daß seine Jugendentwicklung garnicht anders sein konnte, als sie war. Ja, gerade der unentrinnbare Zwang dieser Entwicklung erhöht die Furchtbarkeit und Eindringlichkeit des Schuldgefühls. Das klassische Beispiel dafür ist Paulus. Seine ganze Jugend voll des heiligsten Eifers um das Gesetz erscheint ihm von dem Augenblicke an, in dem ein höherer Wille ihn ergriffen hat, als eine einzige ungeheure Schuld, nicht etwa weil er sich in ihr „frei" dem Bösen hingegeben hat, sondern obwohl und weil er in ihr einem dämonischen „Gesetz der Sünde und des Todes" gehorchte und gehorchen mußte. Es gibt wohl keinen, der den Zwang der Sünde ergreifender dargestellt hat als dieser Mann, bei dem der „freie Wille" bis in die letzten Wurzeln vernichtet erscheint; und kaum je ist diese unerbittliche Notwendigkeit so tief als Schuld empfunden worden wie bei ihm. Wie kommt es, daß die Theologen der Neuzeit,

die eine Schuld ohne freien Willen für ein Unding halten, dem Geheimnis dieses Lebens so wenig nachgegangen sind? Entspricht es dem Ernst der christlichen Religion, zu behaupten, der Mensch sei nur insoweit schuldig, als er persönlich frei handle? Schon die Antike dachte über diesen Punkt sehr viel lebenswahrer, ernster und klarer. In dem Drama aller Dramen, dem Oedipus des Sophokles, hat sie das wirkliche Schuldgefühl, das hier aus einem furchtbaren Schicksalszwange erwächst, so erschütternd und lebenswahr dargestellt, daß die Theologen aller Zeiten daran die Wirklichkeit studieren könnten. *) Aber man braucht nicht erst in die Geschichte zurückzugreifen. Das Leben führt es uns täglich wieder vor. Wie oft steht der Seelsorger vor dem tiefen Schuldgefühl von Menschen, die nachweislich und nachrechenbar in garkeinem persönlichen Willenszusammenhange mit irgend einem sie schmerzlich niederdrückenden Ereignis stehen! Er bemüht sich, sie dadurch innerlich zu beruhigen, daß er ihnen Punkt für Punkt klarlegt, daß es „garnicht anders hätte kommen können", daß garkein Zusammenhang zwischen dem Willen des Schuldbewußten und dem Ereignis bestehe. Alles vergeblich, bis er den einen Weg findet, den das Leben fordert, bis er das Schuldgefühl bejaht und den Weg der Tat, d. h. den Weg des neuen ans Licht drängenden Lebens weist. Was ist das Schuldgefühl denn anderes als das Symptom des großen Sterbens im Menschen, das einen neuen Willen zur Herrschaft bringen will? Es fragt garnicht darnach, ob die Tat, an die es sich heftet, vom Selbstbewußtsein und der Selbstverfügung des Menschen begleitet und getragen war. Oft genug wird der Reaktionswille erst lange Zeit nach der vollbrachten Handlung lebendig, wenn längst das Bewußtsein davon entschwunden ist, ob die Handlung frei oder gezwungen stattgefunden hat. **) Allerdings tritt es immer —

*) Auch das Bemühen einer neueren, durch die Autorität von Wilamowitz getragenen Auffassung, in der antiken Tragödie die Freiheit zu retten, kann an dem unentrinnbaren Zwange der in ihr dargestellten Entwicklung nichts ändern.

**) Selbst in der „seufzenden Kreatur", der niemand bisher den „freien Willen" zugesprochen hat, spielt das Schuldgefühl oft eine ergreifende Rolle, so gewiß es hier nur in dunklen Vorstufen des höchsten menschlichen Schuldgefühls auftritt.

das ist die Wurzel jener „Täuschung des Bewußtseins“, die die Schuld an das Freiheitsbewußtsein des Ich ketten will — als Selbstanklage im streitenden Wechsel mit Selbstentschuldigung auf, weil die Spitze des neuen Willens sich gerade gegen den Ichwillen richtet, der sich nun noch einmal in seinem letzten Lebensdrange emporrichtet. Das eben ist das Merkzeichen aller Neugeburt in der Lebensentwicklung, daß sie immer als Ueberwindung einer losgelösten Lebensstufe durch eine höhere Lebensbindung auftritt, daß in ihr stets ein Eigenwille, der sich erst im Augenblicke seiner Niederwerfung voll als solchen erkennt, durch einen weitergreifenden Willen gebrochen wird. Darum ist das Freiheitsgefühl nichts als ein Durchgangsgefühl, das erst im Augenblick der höheren Bindung aufspringt und durch diese geschaffen wird, um aber sofort endgültig niedergeworfen zu werden. Der Akt der Selbstverurteilung ist bereits ein Akt der neuen Bindung. Wird aber das Selbstgefühl, das in statu moriendi lebendig wird, zum Dauerbewußtsein erhoben, dann hat der höhere Wille sein Ziel nicht erreicht und ist nun ausgeschaltet. Dadurch ist der status moriendi zum Dauerzustand erhoben, der sich naturnotwendig bis zur vollen Auflösung oder — was dasselbe ist — bis zur höchsten Entfaltung des Ichgefühls entwickelt. *) Das bis zu Ende getriebene und wirklich durchstoßende Schuldgefühl löst alles Selbstgefühl auf: „An dir allein habe ich gesündigt und Uebel vor dir getan.“ Solange das Ich noch fragt, ob es

---

*) Das Selbstbewußtsein, jene rätselhafte Erscheinung des Menschenlebens, die man als die Wurzel seiner „Würde“ bezeichnet und verehrt, tritt tatsächlich um so energischer auf, je mehr der Mensch der Auflösung anheimfällt. Man spricht von krankhafter Selbstbespiegelung, Empfindlichkeit, egozentrischer Anlage, von überspanntem Selbst- und Ehrgefühl. Aber man gibt nur selten zu, daß jede Form des Selbstgefühls ein Zeichen des Verfalls und krankhafter Auflösung ist. Ueber die zunehmende Auflösung des Lebens, verbunden mit zunehmendem Ichbewußtsein, kann nicht nur der Mediziner, sondern auch der Historiker dicke Bücher schreiben. Die Geschichte von Cartesius bis Nietzsche, und nicht nur diese, ist eine große Krankheitsgeschichte. Es ist wohl nicht Zufall, daß das Alter ganz besonders auf die „Würde“ pocht, und daß der große Arzt aus Nazareth seinen Jüngern anbefahl: „Werdet wie die Kinder!“

anders hätte handeln können, ist das Schuldgefühl nicht vollendet, weil der Freiheits- und Selbstbehauptungsdrang sich darin noch eine letzte Hintertür offen hält. Erst wenn es uneingeschränkt sich unter die Wahrheit beugt, daß es anders hätte handeln müssen, ganz einerlei, ob das möglich war oder nicht, ist es zu Ende geführt, weil dann der neue Wille die unbedingte Herrschaft gewonnen hat. Dann wird eben der status moriendi unmittelbar zum status nascendi. Das Stirb und Werde ist vollzogen, die Schuld ist durch die Erlösung überwunden.

Das Letzte und Tiefste alles Lebens, das große Stirb und Werde der Schöpfung, der Durchbruch der sich ewig vollziehenden Neugeburt schaltet alle persönliche Freiheit aus, ja besteht gerade in ihrer völligen Ueberwindung. Noch von einer andern Seite der religiösen Wahrheit her, die uns später ausführlich beschäftigen wird, wird das deutlich. Alles wirkliche Schuldgefühl, das dem Aufstieg und der Neugeburt des Lebens dient, beschränkt sich keineswegs auf die Handlungen und Zustände des persönlichen Lebens. Schon das heiß aufsteigende Schamgefühl, das den gesund empfindenden Menschen beim Anblick fremder Verschuldung packt, beweist das. Jenes schamlose: „Das geht mich nichts an" findet sich nur in auseinanderfallenden sozialen Zuständen. In der modernen Großstadt ist es allerdings so gut wie allgemein. Darin liegt eben ihr individualistischer Verfall. Ihre „persönliche Freiheit" hat das soziale wie alles andere Schuldgefühl gründlich beseitigt. Zu den Voraussetzungen alles gesunden sozialen Lebens gehört das gemeinsame und stellvertretende Schuldbewußtsein, wie andererseits dieses am stärksten durch die soziale Bindung wirksam wird. Von welcher Seite man das Schuldgefühl auch ansieht, es ist der stärkste Gegenpol des Axioms des individualistischen Zeitalters: es begründet nicht nur nicht die Willensfreiheit, sondern es schließt sie aus und überwindet sie.

An dem furchtbaren Zwange, der alle Lebensentwicklung durch die Schuld hindurchgehen heißt, hat nun freilich der logische Verstand, jene charakteristische Verteidigungswaffe des Ichwillens, von Urzeiten her den schwersten Anstoß genommen und sich mit allen Mitteln gegen ihn gewehrt. Allerdings, erschreckend und

niederdrückend genug ist auch die Wahrheit von dem Sündigenmüssen, auch darum, weil sie oft genug oder meistens erst nachträglich, nachdem das Muß der Sünde sich durchgesetzt hat, sichtbar wird. Bevor die Schlange, die alles Leben umringelt, aus dem Laubwerk heraustritt, leuchtet aus ihm die lockende, süße Frucht hervor, die alles andere ahnen läßt als den furchtbarsten Lebenszwang, den sie hinter sich verbirgt. Auf Schauern der Wonne gleitet der Mensch in sein Schicksal hinab, das sich nach ewigen Gesetzen vollzieht, wie sie das Schriftwort zeichnet: „Wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.“ Um die Anerkennung dieses Zwanges ist noch kein aufrichtiges Menschenleben herumgekommen. Keine Spekulation des Verstandes hat die Zwangsherrschaft der Sünde beseitigen können. Sie hat die „Freiheit“ des Menschen dadurch retten wollen, daß sie die erste Sünde für eine freie Tat erklärte, während alle andern aus dieser Erstlingstat geboren seien, immer freilich mit einer kleinen ersten „persönlichen“ Zutat des angeblich freien Menschen. Was sollen aber diese Restbestände der Freiheit am Anfang der Entwicklung, die eine an den Endpunkten des Lebens umherirrende Seinsspekulation noch zu retten sucht, wenn sie an dem gegenwärtigen Mittelpunkt des Lebens doch nichts an den harten Tatsachen ändern? Auch jener Satz, daß dies Sündigenmüssen der Heiligkeit Gottes widersprechen solle, ist doch nichts als eine jener bekannten Antinomien der spekulativen Theologie, die an der Außenseite des Lebens konstruiert werden, seine Innenseite aber nicht deuten und enträtseln können. Hier an der Innenseite herrscht das Gesetz der Sünde und des Todes, durch das alles Leben hindurchmuß, wenn es seinem Aufwärtsdrange nicht entfliehen will. Hier steht es fest: Gott will die Sünde, weil er will, daß die Menschen ihm ganz dienen. Die volle Hingabe an den immer neu die Welt zu sich emporziehenden Schöpfer ist im großen Entwicklungsprozeß des Lebens unausweichlich geknüpft an die vorhergegangene Loslösung von Gott. Die Sünde muß mächtig werden, damit die Gnade um so mächtiger werde. Daß das nicht mit „letzten Prinzipien“, mit dem „Wesen Gottes und seinen Eigenschaften“ zu vereinbaren ist, ist nur ein Beweis dafür,

daß die „letzten Prinzipien“ und die „Eigenschaften Gottes“ nicht in die Wahrheit über das Leben hineingehören, sondern auch Produkte der Zwangssünde, des Ichwillens sind. Jesus hat hierüber klarer gesehen als alle spekulativen Theologen. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn wird nicht erklärt und nicht verurteilt, daß der Sohn das Seinige forderte, erhielt und damit in die Ferne zog, um er selbst zu sein! Es wird nur gesagt, daß es so war. So werden auch wir nur sagen können, daß es so war, daß es so ist, und daß es so sein wird. Dieser Sohn gewinnt die volle Gemeinschaft mit dem Vater, die volle Selbstlosigkeit des Lebens, die in der höchsten Gebundenheit die höchste Freiheit besitzt; der andere verliert sie in demselben Augenblicke, wo er meint, sie sicher in Händen zu haben. Er hat sie, kraft der Zwangsverbindung aller derer, die Menschenantlitz tragen, schon verloren, als sein Bruder in die Ferne zog. Die Schuld des einen verwandelt sich nach ewigen Gesetzen unmittelbar in die Schuld des andern. Der absprechende Neid in der Stunde der Rückkehr seines Bruders macht nur nach außen sichtbar, was sich längst in seinem Innern vollzog, die Loslösung vom Bruder und mit ihm vom Vater. Auch er muß hinein in den todbringenden Ichwillen, in die Sünde, und wird, wie sein Bruder, nicht eher wieder aus ihr herauskommen, bis er sie bis in ihre Tiefen durchgekostet und dann das neue Vaterhaus gefunden hat. Das ist das Gesetz der Sünde. Es spottet aller Willensfreiheit.

Aber mit diesem Sündigenmüssen, dem kein Menschenleben entrinnt, ist das Gesetz der Sünde noch nicht erschöpft. Viel erschütternder noch als die allgemeine Herrschaft der Sünde ist die Notwendigkeit, daß die Sünde zu Ende gesündigt werden muß. Es gibt kein Zurück auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Sünde, sondern nur ein Vorwärts bis zu ihrer vollen Auswirkung und bis zu ihrem gänzlichen Bankrott.*) Wir haben

*) Unter allen Lehrbüchern der Dogmatik der Gegenwart hat keines so klar diesen Entwicklungszwang im Denkprozeß der Neuzeit aufgewiesen wie dasjenige von Heim. Er vertritt überzeugend die These, daß alles Denken der letzten Jahrhunderte, zu Ende gedacht, zum Bankrott führt und aus dieser höchsten Not eine neue Synthese einfach fordert.

das an einem ganzen Zeitalter in dem furchtbarsten aller Kriege erlebt. Es bewahrheitet sich aber auch immer wieder im Einzelleben. Wie erschütternd lebenswahr ist das stufenweise sich vollziehende Abwärtssteigen in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn gezeichnet! Es gibt kein Halten, keine Umkehr des auf sich selbst geworfenen Ichwillens, bis er bei den Trebern der Schweine angelangt ist, die ihm keiner mehr gibt, bis er völlig isoliert ist. Diese letzte Vereinsamung im Elend ist das Zwangsziel aller Sünde, ist die letzte Vollendung der „persönlichen Freiheit." Nur an diesem äußersten Durchgangspunkte kann der neue Lebensansatz aufspringen, wird die neue, tiefere Bindung möglich. Nur wer als ausgestoßener und zerlumpter Tagelöhner heimkehrt, kann im vollen Sinne Sohn werden. Hier erst offenbart das große Lebensgesetz des Stirb und Werde seine letzte, furchtbare Tiefe. Daß dieser Entwicklungszwang nicht von jedem Einzelleben bewußt bis in die letzte Tiefe durchlebt wird, ist kein Beweis gegen seine Wahrheit und Notwendigkeit. Der Mensch kommt im großen Lebensprozeß garnicht als Einzelwesen in Betracht. Die letzte Tiefe des Stirb und Werde, des Sündenzwanges und Schuldgefühls, der Neuschöpfung des Lebens tritt nur an den Kernpunkten der Entwicklung auf, die sich im einzelnen, in Gemeinschaften, in Völkern verkörpern können.

Das ist der wirkliche, der lebendige Determinismus des Lebens, gegen den sich allerdings der Verstand mit allen Mitteln zu wehren sucht. Er sagt — von seinem vom Ichwillen bestimmten Standpunkt sehr richtig —, solcher Determinismus müsse unweigerlich die Spannkraft des Handelns lähmen. Wenn der freie Wille so radikal ausgeschaltet sei, dann bleibe nur noch das dumpfe Sichgehenlassen des Fatalismus. Für ihn bleibt allerdings nur dieser, denn er kennt nur die tote Kausalität oder die blinde Schicksalsmacht, nicht aber den lebendigen Willen, mit dem der echte Determinismus rechnet. Für diesen ist der große Wille, der den Menschen ergriffen hat, höchste Kraft des Handelns. Für ihn ist das „Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen" der stärkste Ansporn „mit Furcht und Zittern" zu schaffen für eine unvergängliche Welt. Für ihn ist das „die Liebe Christi

dringet mich also“ lebendigste Quelle unermüdlichen und freudigen Strebens. Der Ichwille kennt diese Welt des zwingenden Gotteswillens nicht. Als es in der höchsten Not des Vaterlandes galt, die Landwirtschaft zur höchsten Leistungsfähigkeit im Kriege zu bringen, da sagten in deutschen Parlamenten die Politiker: „Man muß die Produktionsfreudigkeit der Landwirtschaft durch „persönliche“ Vorteile erhöhen, damit sie daran persönliches Interesse gewinne.“ Hier wirkte allerdings der Determinismus, d. h. in diesem Falle die Bestimmtheit des Handelns durch den höheren Willen des Vaterlandes, nur lähmend. Aber man wird uns nicht zumuten, daß wir diesem Einwande des Ichwillens, der nur den Determinismus des laisser faire, laisser passer, kennt, auch nur noch eine Zeile widmen.

Ernster scheint der Einwand zu sein, der in der Geschichte des kirchlichen Denkens eine Rolle spielt, daß die unentrinnbare Auslieferung an den Zwang der Sünde Gleichgültigkeit oder Verzweiflung, ja Verstocktheit zur Folge haben müsse. Es ist dies der bekannte Einwand gegen die „Prädestination zum Verderben.“ Gegen diese Form der Lehre, die aus einer lebendigen Entwicklungstatsache eine verfestigte metaphysische Bestimmung macht, gelten dieselben Gründe wie gegen alle erstarrten Seinsurteile, die sich an den Grenzen des Lebens bewegen. Der Zwang zur Sünde kann nur am flutenden Mittelpunkt des Lebens erfaßt und recht beurteilt werden. Dort gilt er unverbrüchlich in dem Stadium der Entwicklung, das ihm gehört. Er wirkt sich bis zum Ende, bis zum Durchbruchspunkt des neuen Lebens aus. In diesem seinem Herrschaftsgebiet läuft er freilich nicht Gefahr, jene lähmenden seelischen Zustände hervorzurufen, die ihm der lebensfremde systematisierende Verstand zuschieben möchte. Solange das Leben unter der Macht des sich auswirkenden Ichwillens steht, fühlt es — man möchte fast sagen, leider, aber es ist das die weise Oekonomie des Schöpfers — garnichts von dem Zwange der Sünde, unter dem es steht. Es fühlt sich nur allzu frei, von einem glücklichen Optimismus getragen, die Macht der Sünde, unter der es steht, überhaupt nicht spürend. Den Stimmungen der oberflächlichen Aufklärung und Selbsterlösung kann die Verzweiflung unter dem furchtbaren Zwange der Sünde

leider garnichts anhaben. Von dem Augenblick an aber, in dem die selbstquälerischen Gedanken, daß man rettungslos dem „Gesetz der Sünde“ ausgeliefert ist, einsetzen, greift der große erlösende Wille an, der nun sein Werk bis zur vollen Vernichtung und Verzweiflung des Ich durchführt, um durch die Vernichtung die Neugeburt zu schaffen. Der volle Determinismus wird erst da ergriffen, wo die „Prädestination zum Heile“ oder richtiger: der erlösende Wille Gottes zur Wirkung gekommen ist. Man braucht sich also nicht zu sorgen, daß der Zwang der Sünde, der immer erst rückschauend ganz erkannt wird, lähmende Stimmungen wecken könne. Wo der volle Zwang, der das Leben trägt, begriffen ist, da wirkt er nur noch vorwärtstreibend, belebend, beglückend, beseligend. „Der Mensch ist dann gerettet, wenn er aufgehört hat, an seine eigene Errettung zu glauben“ (Robertson).

Der wirkliche, lebendige, durchgreifende Determinismus, der alle wahrhaft religiösen Naturen kennzeichnet, ist Lebenswahrheit und Lebenskraft im höchsten Sinne. Diese Ueberbietung und Gesundung des kümmerlichen mechanisch-kausalen Determinismus eines entarteten Geschlechts gibt der Religion erst die beherrschende und gesicherte Stellung, die ihr zukommt. Denn es kann garkeinem Zweifel unterliegen, daß in der Fassung der Kausalität der Zentralpunkt aller Auseinandersetzungen zwischen Religion und „Wissenschaft“ liegt. Daß hier die lebendige gegen die tote Kausalität, die Entwicklung des vollen Lebens gegen die starre Linie eines ausgehöhlten Daseins steht, darin faßt sich der ganze Streit zwischen den beiden Welten zusammen, dadurch wird er entschieden. Die Religion denkt nicht daran, die Entwicklungsgebundenheit alles Lebens zu leugnen. Sie stellt sie vielmehr als das zentrale Gesetz auf. Aber es ist für sie ein lebendiges Gesetz, das zum Handeln zwingt und zum Leben fortreißt. Darum treibt sie auch keine Apologetik, sondern Energetik. Sie verteidigt sich nicht, sie will herrschen. Der ewige, allbeherrschende Gotteswille, der sich im unentrinnbaren Stirb und Werde verwirklicht, ist Anfang und Ende alles Handelns und Denkens, ist die wirkende Wahrheit.

Wie kümmerlich erweist sich dagegen der Versuch, auf den alle „Apologetik“ letztlich zurückgeworfen wird, die menschliche

„Freiheit und Würde“ gegenüber der starren Kausalität der „Naturwissenschaft“ zu verteidigen und sicher zu stellen! Ein Jahrhundert hindurch ist der Kantische „kategorische Imperativ“, die moralische Freiheit des Ichmenschen, die letzte Zuflucht der Theologen gewesen, um ihre Welt zu retten. Gegenüber der unleugbaren Naturgebundenheit hat man die persönliche Freiheit als einen kleinen Punkt, ein zusammengeschrumpftes Restgebiet des Geistes festzuhalten gesucht und nicht gesehen, in was für eine traurige „Verteidigungsstellung“ die Religion dadurch geraten ist. Man hat die Naturwissenschaft, die garkein Hehl daraus machte, daß sie gegen den lebendigen Gott zu Felde ziehen wollte, mit dem Hute in der Hand und höflichen Kratzfüßen darauf aufmerksam gemacht, daß sie „ihr Gebiet ein wenig überschreite“, daß sie „mit ihren Mitteln nicht ganz in die Welt des Geistes hinreiche“, für die man wenigstens ein kleines Restgebiet noch beanspruchen könne, und man hat nie darauf hingewiesen, daß nur die Religion die wirkliche, volle, lebendige Gebundenheit des Lebens kennt, in der kein Platz mehr ist für Sondergebiete des Wissens, daß diese Königin des Lebens keine Grenzen ihrer Wahrheit zugeben darf, sondern alle andern umschließt. Der „freie Wille“, die „persönliche Würde“ ist die Sklavenkette und der Hungerturm der religiösen Wahrheit geworden, der ewig wirkende Gotteswille muß sie wieder herausschlagen.

Es ist kein Zweifel: das große Entweder-Oder der „beiden Wege“, das in der Tiefe des Lebens schlummert, aus ihr erwacht und in ihr sich durchsetzt, hat garnichts mit der persönlichen Freiheit zu tun. Es ist Entwicklungsprodukt und Entwicklungsferment zugleich. Durch es hindurch vollzieht sich die große Zwangsentwicklung des Lebens. Es liegt keineswegs in jedem Augenblick der Entwicklung in fertiger Vollendung da, sondern es wächst aus ganz leisen, noch völlig in der Sphäre des Unbewußten traumhaft wogenden Schwingungen herauf, bis es deutlicher und deutlicher auseinandertritt, sich in Zuständen des Unbehagens und des wilden Sträubens immer mehr verratend, bis es eines Tages zur vollen Klarheit und Unausweichlichkeit herangereift ist — im Schuldgefühl, das keine Unklarheit und kein Zurück mehr zuläßt. Diese wachstümlich und stufenweise sich

vollziehende Durchsetzung des „Stirb und Werde“ wird uns in dem Kapitel über die „Verwirklichungsstufen der religiösen Wahrheit“ noch ausführlich beschäftigen.

Nun aber müssen wir uns dem entscheidenden Punkt zuwenden, daß in dem zu Ende getriebenen Schuldgefühl bereits die Erlösung liegt, daß das vollzogene Sterben schon die Neugeburt bedeutet. Es ist dies der zentrale Punkt des religiösen Erlebnisses, den wir sehr genau ins Auge fassen müssen, zumal da er in der Geschichte des religiösen Denkens oft genug unklar geblieben und gerade an ihm die religiöse Wahrheit auseinandergerissen und entstellt worden ist. Besonders das Schema des kirchlichen Denkens, das den einheitlichen Lebensprozeß in seine vermeintlichen Bestandteile aufgelöst und diese wiederum versteinert hat, hat an diesem Punkte geradezu zerstörend gewirkt. Man braucht nur an die alte kirchliche Bußpraxis und ihre älteren und jüngeren gedanklichen Verknöcherungen zu denken (contritio cordis, confessio oris, satisfactio operis) oder sich den ordo salutis der altprotestantischen Dogmatiker zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß hier eine den wirklichen Vorgängen des Lebens nachgehende psychologische Klarheit und Vereinfachung wichtigstes Anliegen ist. Hier muß eine Jahrtausende alte Erstarrung zerschlagen werden, damit an diesem seinem lebendigsten Innenpunkte das wirkliche Leben wieder zu seinem Rechte kommt.

Wir haben — man wolle darauf achten — an einem bestimmten Punkte unserer Darstellung des Schuldgefühls den Begriff der Sünde eingeführt. Er ist ein Hilfsbegriff, der dazu dient, das, was sich in der flutenden Entwicklung lebendig vollzieht, für die ruhende Betrachtung zu fixieren. Das Ursprüngliche im Lebensprozeß ist nicht das Erkennen der Sünde, sondern das Gefühl der Schuld. Das ist nicht dasselbe. Ganz abgesehen davon, daß das Schuldgefühl viel früher einsetzen und wirksam sein kann, als die Sünde als solche erkannt ist, was nach dem bisher Gesagten nicht auffallend sein kann, trägt auch das Schuldgefühl einen viel aktiveren, lebendigeren, vorwärtsdrängenderen Charakter als die Erkenntnis der Sünde, von der die Theologen sprechen. Die Theologen haben diesem Gegensatz dadurch Rechnung getragen, daß sie die Sünde als die der objektiven sittlichen Norm wider-

sprechende Handlung oder Zuständlichkeit auffaßten, ganz einerlei, wie der Mensch zu ihr steht oder bewußt an ihr beteiligt ist, während man nur bei bewußter, freier Beteiligung des Menschen von Schuld sprechen könne. Sünde kann man nach dieser Auffassung tun, auch wenn man garnicht weiß, daß die betreffende Handlung Sünde ist, zur Schuld wird sie erst, wenn der freie, bewußte Wille hinzutritt. Eine Erbsünde könne es danach geben, aber keine Erbschuld.

Diese Art der Unterscheidung zwischen Sünde und Schuld widerspricht durchaus den Tatsachen der Wirklichkeit. Die Schuld macht sich in ihrer ganzen Wucht geltend, auch wenn der Mensch nachweisbar und bewußt in garkeinem freien Willenszusammenhange mit der Handlung oder dem Zustande steht, an die sich das Schuldgefühl heftet. Wohl aber setzt sie immer den lebendig anpackenden, auf Ueberwindung drängenden höheren Willen voraus, der nicht als tote, ruhende Norm, sondern nur als anklagende, vernichtende, zur Umkehr zwingende lebendige Macht gedacht werden kann. Der König, der mit seinen Knechten Rechnung hält, gehört zur Schuld, zur Sünde gehört das Sittengesetz. Demnach ist die Schuld der lebendige Begriff, dem die höchste Ruhelosigkeit und die stärkste Aktivität innewohnt, während die Sünde zum mindesten immer die Tendenz zur Erstarrung und zum Gesetzlichen in sich trägt. Von der Schuld kann man nicht überführt werden, ohne auf das Tiefste innerlich bewegt, erschüttert, zur unmittelbaren Auseinandersetzung mit ihr gezwungen zu werden; von der Sünde kann man, wie die kirchliche Praxis zeigt, geradezu gewohnheitsmäßig reden, als wäre sie ein unvermeidlicher Zustand. Das liegt daran, daß die Sünde das aus dem Schuldgefühl, das immer nur im lebendigen Augenblick gegenwärtig und wirksam wird, abgeleitete Sachlich-Allgemeine ist, die quantitativ und „objektiv“ zu bestimmende Abweichung der Handlungen von einer feststehenden Norm für das sittliche Handeln. Dieses Sachlich-Allgemeine ist notwendig für das praktische Leben, das immer ein gewisses Maß von Gesetzlichkeit für seinen äußeren Bestand braucht. Je stärker daher die Veräußerlichung und die Gesetzlichkeit das Leben beherrscht, desto ausgiebiger wird von der Sünde gesprochen. Das ist leicht aus den gesetzlichen Epochen der Reli-

gionsgeschichte aufzuweisen. Wo aber der lebendig wirkende Gotteswille, die vorwärtsdrängende Lebensentwicklung ist, tritt die Sünde zurück und das lebendig angreifende Schuldgefühl tritt in den Vordergrund. Das ist besonders deutlich in der Verkündigung Jesu, innerhalb deren man die Fälle zählen kann, in denen Jesus, dem Sprachgebrauch des gesetzlichen Judentums folgend, von der Sünde spricht. Dagegen zieht die Schuldanklage wie ein glühender Feuerstrom durch seine Bußpredigt, wie denn auch das Gebet der Gebete nur die Schuld, nicht die Sünde kennt.

Wir sprachen in unserer bisherigen Darstellung vom Zwange der Sünde, um, von außen gesehen, ein allgemeines Entwicklungsgesetz festzustellen. Bei der Innenbetrachtung des Lebens sollte man sachgemäß nur von Schuld sprechen. Wird hier, nach dem leider nur allzu weit verbreiteten kirchlichen Sprachgebrauch, vorwiegend von Sünde gesprochen, so ist das ein untrügliches Kennzeichen der Veräußerlichung und der Erstarrung. Die Sündenprediger sind erfahrungsgemäß die schlechtesten Bußprediger, weil sie sich durchweg in Allgemeinheiten bewegen und bei aller Bereitwilligkeit, Sünden zu bekennen und zu strafen, sehr sorgfältig um den lebendigen Innenpunkt, an dem der an die konkrete Gegenwart gebundene Mensch allein herumgeworfen werden kann, herumgehen. Je mehr Sündhaftigkeit, desto weniger Buße, desto weniger neues Leben. An die Sünde und ihr Bekenntnis kann man sich so sehr gewöhnen, daß man in einem gewissen regelmäßigen Turnus zur Beichte geht, um sich wieder von ihr zu reinigen, *) und Sonntag für Sonntag das gleiche Sündenbekenntnis ablegt. An die Schuld und ihr Bekenntnis kann man sich nie gewöhnen. Sie ist wie der Feuerbrand, der sich ausbrennen muß. Sie flackert wohl immer neu auf, aber um sich immer neu zu verzehren. Sünde und Erlösung gehören gedankenmäßig, dogmatisch, in mechanisch festgehaltener Zusammenkettung zueinander — Schuld und Erlösung liegen zwangsweise ineinander. Die Sünde kann man aufzählen; in den Beichtreden und Beichtspiegeln gibt es ganze Kataloge von Sünden. Die Schuld tritt immer ganz

---

*) Man sagt in gewissen Gegenden dementsprechend auch von der schmutzigen Wäsche: „Sie muß zum Pfarrer.“

konkret als ein Anklagepunkt auf, der sich so energisch in den Vordergrund schiebt, daß alles andere, besonders alles Allgemeine, davor verschwindet. Darum steht im Mittelpunkt der lebendigen Religion immer die Schuld. Die Sünde hat nur für die Außenbetrachtung der Dinge, die auch die Religion kennt, *) ihre Berechtigung in der religiösen Gedankenwelt.

Diese allgemeinen Erwägungen über das Verhältnis von Sünde und Schuld zueinander mußten wir vorausschicken, um es ganz deutlich werden zu lassen, was für eine ungeheure umwandelnde Kraft und positive Lebensquelle im Schuldgefühl — nicht in der Sündenerkenntnis — wohnt. Während Luthers Seele zum Himmel schrie: „O mea culpa, mea maxima culpa!" fand der ganz in der alten Sündenbetrachtung lebende Staupitz nur „Humpelwerk und Puppensünden" und ahnte nicht, daß in des zerknirschten Mönches Seele ein ganz neues Leben ans Licht drängte, von dem aus allerdings die ganze Vergangenheit mit allen ihren scheinbar so frommen und werkeifrigen Lebensäußerungen als eine einzige ungeheure Schuld erscheinen mußte. Die höchste Bereitwilligkeit, Sünden und Sündhaftigkeit nach einem gesetzlichen Maßstabe zu erkennen, zu bekennen und zu bereuen, kann nicht das ersetzen und daran hinanreichen, was die im Schuldgefühl sich vollziehende Neugeburt einer höheren Willensherrschaft bedeutet. Das radikale Schuldgefühl kann garnicht von dem Tatbestand der vollzogenen Handlungen aus begriffen werden, erst recht ist es nicht das Ergebnis eines überreizten und überzarten Gewissens — das dann als „Organ" betrachtet würde —, sondern es wird nur aus dem sich emporringenden neuen Willen deutlich und erklärlich. Das Schuldgefühl ist die Offenbarung einer in die Zukunft drängenden Kraft, die über die ganze Vergangenheit das Todesurteil spricht. Dies Todesurteil ist die erste vollgültige Urkunde des neuen Lebens. Nur durch das „Stirb" zieht das „Werde" in die Welt ein.

Von hier aus wird nun erst vollends deutlich, warum im Bewußtsein der Schuld eine so viel stärkere Lebensenergie steckt als in der Erkenntnis der Sünde. Im Schuldbewußtsein liegt

*) Vergl. beispielsweise Seite 77.

alles Gewicht auf dem, was sein sollte, in der Sündenerkenntnis auf dem, was nicht sein sollte.*) Hinter dem Schuldgefühl steht der positive höhere Wille, der um die Herrschaft kämpft, vor dessen Größe und Fülle die Handlung oder der Zustand und von da aus das ganze Leben sich als hohl, nichtig und leer erweisen und darum durch einen neuen Lebenswillen ausgefüllt, verdrängt sein wollen. Hinter der Sündenerkenntnis aber steht ein anklagendes Gesetz, das rückschauend den Finger auf die Größe der Abweichung von seiner Forderung legt, geflissentlich den Blick auf die Tat lenkt und darauf drängt, daß diese beseitigt wird. Gelingt es, durch irgend ein Sühne- oder Genugtuungsverfahren die Tat aus der Welt zu schaffen, dann ist das Gesetz befriedigt. Weiter reicht sein Anspruch im Sündenbewußtsein nicht. Tatsächlich begnügt sich der Beichtstuhl der katholischen Kirche damit, tabula rasa mit den Vergangenheitssünden zu machen, und leider hat sich die Beicht- und Abendmahlspraxis der evangelischen Kirche dem mehr und mehr angeschlossen, wie auch die ganze Sühne- und Genugtuungslehre der Kirche vorwiegend in die Vergangenheit schaut und Taten beseitigen, nicht Willenskräfte wecken will.

Wie ganz anders ist das Schuldgefühl orientiert! Es verabscheut die Vergangenheit nicht wegen ihres positiven, sondern wegen ihres negativen Inhalts. Sein Grauen vor der Schuld ist das Grauen vor der Leere. Es will nichts beiseite schaffen, sondern es will heranschaffen, um das Manko auszufüllen. Es sieht nicht auf das, was getan, sondern auf das, was nicht getan worden ist. Hinter allen Taten, die das Gewissen anklagen, sieht es ein letztes großes Versäumnis, einen mißachteten Willen, eine verkannte Liebe. Es drängt darum mit allen aktiven Fasern in die Zukunft, um, was es schuldig blieb, zu erfüllen. Aus der Einsamkeit des unbefriedigten, ausgehöhlten Daseins strebt es mit allen

*) Es ist der gleiche Unterschied, der zwischen der volkstümlichen Form der goldenen Regel: „Was du nicht willst, daß dir geschieht, das tu auch keinem andern nicht" und der Formung Jesu besteht: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch."

Mitteln in die Fülle des neu gebundenen Lebens, aus der Loslösung in die völlige Bindung. Es will auch „Genugtuung", aber in einem gänzlich andern Sinne, nicht zur Beseitigung einer Vergangenheitstat, sondern zur Ueberwindung einer Vergangenheitslücke und eines versprühenden Vergangenheitswillens. Es will nicht Sühne, sondern Versöhnung.

Ein Mensch der sich sündig weiß, gleicht einem kranken Manne, der sein Auge auf die Eiterbeulen seines Körpers gerichtet hält und nur einen Wunsch hat: daß diese herausgeschnitten werden. Ein Mensch der sich schuldig fühlt, gleicht demselben kranken Manne, der aber durch das Fenster seines Krankenzimmers auf den Arbeitsplatz des gesunden Lebens schaut und von dem dort herrschenden Arbeitswillen aus erst erkennt, wie elend er ist, aber auch von dort aus die Genesungskraft empfängt, indem der Arbeitswille draußen sich für ihn in Gesundungssehnsucht und Gesundungswillen verwandelt, der nun von innen her die Heilung vollzieht. Die religiöse Betonung der Sünde und der Sündhaftigkeit führt nur zu oft zu einer gefährlichen Selbstbetrachtung — sie ist das charakteristische Kennzeichen des individualistischen Pietismus — und einem fast wohlgefälligen Wühlen in der eigenen Verderbtheit. Die religiöse Betonung der Schuld lenkt den Blick erlösend von dem Eigenen ab und auf die Erfüllung eines höheren Lebenswillens hin. Nicht umsonst „fand" Luther in seinen kritischen Jahren den Augustin und die Bibel. Weil das Schuldgefühl sucht, darum findet es.

Von hier aus ergibt sich nun ein Grundsatz von größter Tragweite für die Verkündigung der umschaffenden religiösen Wahrheit, auf den wir schon früher im Vorübergehen hinwiesen. Sie muß durch und durch positiv, vorwärtsschauend gehalten sein. Das Schuldgefühl entsteht und wächst mit der aufsteigenden Ahnung und dem sich klärenden Blick für den Zukunftswillen, auf den das Leben hindrängt. Wer Buße predigen will, muß predigen, daß das Himmelreich vor der Tür steht. Das sind die zerschmetternden Propheten, die um einen Schritt weiter in den Nebel der Zukunft schauen. Die Zukunftsbilder der alten Propheten sind die geheime Quelle ihrer erschütternden Bußpredigt. Ein Mensch, der der Vollendung des Lebens um einen Grad

näher gerückt ist, läßt die Tausende derer, die ihn sehen und hören, tiefer erblassen als alle Sündenprediger, die nur gegenwärtige Zustände nach alten Maßstäben geißeln. Jesus von Nazareth war trotz seiner bezwingenden Güte bald ein unendlich viel gefürchteterer Feind der Pharisäer und Schriftgelehrten als der mit Keulen dreinschlagende Täufer Johannes. Verkündige und verwirkliche, was dir an neuer, höherer Lebensbindung geschenkt wurde, und du lässest die Welt tiefer erschrecken als du es durch erschütternde Laster- und Sündenregister vermöchtest. Laß den Willen wirken, der dein Leben bezwang, und die Schuld steigt riesengroß empor in den Gemütern, ehe du auch nur ein Wort der Anklage fandest. „Saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ In diesen schlichten Taten, die von einer höheren Lebensbindung Zeugnis ablegen, liegt mehr „heiliger Geist und verzehrendes Feuer“, als in den kühnsten eschatologischen Phantasiebildern des Wüstenpredigers.

Gib dem Menschen eine Ahnung davon, was sein muß und werden will, und der alte Wille beugt sich sterbend vor dem heraufdrängenden neuen. Die Erlösnng im vollen Sinne ist das Geschenk eines neuen Lebens, das ein altes ablöst. Wie hat die Kirche des Menschheitserlösers das vergessen! Der große Gegner des Christentums hat so Recht mit seiner bitteren Kritik: „Erlöster müßten mir ihre Jünger aussehen!“ Laßt alle Sündenbekenntnisse getrost unter den Tisch fallen, aber weckt das umschaffende Schuldgefühl durch das lebendige Zeugnis von einem neuen Lebenswillen, der befreiend, erlösend, vorwärtsdrängend, umschaffend in die Welt greift! Ach, die Kirche hat sich nur zu deutlich immer auf der Seite des alten Willens befunden!

An diesem Punkte wird sichtbar, wie ungenügend die Kirche der vollen Heilsbotschaft gerecht geworden ist, wenn sie diese fast ausschließlich auf die „Vergebung der Sünden“ beschränkte. Der Katholizismus ist Vergangenheitsreligion, die garnicht den inneren Lebenstrieb hat, neue Stufen der Gottesherrschaft zu erklimmen. Seine Heilsbotschaft begnügt sich daher mit der Vergebung ver-

gangener Sünden, d. h. der Verfehlungen des einzelnen, die sich gegen das ein für alle Mal feststehende äußere Moralgesetz richteten, und mit der Zusicherung eines ewigen Lebens, das in keinem Zusammenhange mit einer im Zeitlichen sich anbahnenden Vollendung des Gottesreiches steht, sondern rein individualistisch als die jenseitige Seligkeit des einzelnen gedacht ist. Aber im Protestantismus ist es Verfall zu nennen, wenn er meint, mit der Verkündigung der Sündenvergebung das Wesentliche der Heilsbotschaft Gottes ausgeschöpft zu haben. Das Werden der Gottesherrschaft, das sich durch den einzelnen als Glied der ganzen Lebenseinheit mit vollzieht, der Zukunftscharakter des Gottesreiches fordert von ihm den Blick auf einen sich anbahnenden und immer klarer und reiner heraustretenden Zukunftswillen, der ihm das auf eine positive Neuschöpfung drängende Schuldgefühl immer wieder aufzwingt. Hier ist die Vergebung der Sünden, d. h. einzelner Verfehlungen gegen das Sittengesetz, als ein sich bis ans Lebensende mechanisch wiederholender Akt durchaus ungenügend. Die Gemeinschaft mit dem neuen Willen, nicht die Beseitigung alter Willensäußerungen, ist das Ziel der religiösen Entwicklung. Erst durch das Positive gewinnt das Negative seinen Sinn. Erst in der durch eine sehr aktive neue Betätigung sich bewährenden Versöhnung findet die Sündenvergebung ihr Ziel. Die Lebensgesundung ist wichtiger als die Krankheitsbeseitigung. Daher der Luthersche Dreiklang: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit! Die neue, schöpferische „Freiheit des Christenmenschen“ ist das Wesentliche in der Kirche der Reformation. Alle Sündenvergebung findet erst ihren entscheidenden Wert und ihre Vollgültigkeit in den neuen, vorwärtsdrängenden Kräften, die sie auslöst. *)

Für die Befreiung dieser neuen Willenskräfte ist allerdings die Gewißheit der Vergebung der ihnen entgegenstehenden Lebensrichtung — also weniger der einzelnen sündigen Taten als des gottwidrigen Willens — von entscheidender Bedeutung. Erst wenn diese Gewißheit da ist, hat der neue Wille freie Bahn und volle Wirkungskraft. Aber — das ist nun ein grundlegender

*) Vergl. die Heilung des Gichtbrüchigen.

Punkt — erst der neue Wille, der sich wirklich durchgesetzt hat, schafft diese Gewißheit, nicht umgekehrt. Die Versicherung der Sündenvergebung mit einer einwandfreien dogmatischen Begründung — Christus ist für die Sünden gestorben — hat Luther auch während der Zeit seiner schweren Zweifel und Kämpfe vielfach gehört, aber sie verfehlte ihre Wirkung. Erst als der Durchbruch des neuen Willens — der Gnade — erfolgt war, gewann sie Leben und Wirklichkeit. Die Vergebung der alten Willensrichtung wird erst zur Tatsache, wenn die neue Willensrichtung gesiegt hat, d. h. durch den Glauben, der nichts anderes als Willenshingabe ist. Eine noch so eifrige Zusicherung und eine noch so einleuchtende dogmatische Begründung kann ihr nicht zum Leben verhelfen, wenn Gott es nicht tut durch seinen Schöpfungsakt, der den inneren Menschen an seinen Willen kettet. Die Sündenvergebungspredigt ist nur zu oft ein in die Luft gebautes hohles Schema. Sie gewinnt erst Sinn und Bedeutung in dem Stadium des großen Umschwungs der alten in die neue Willensrichtung. Hier ist sie freilich die erlösende Befreierin von der Vergangenheit, die die furchtbare Zwangsvorstellung, daß der neue Wille nur vernichtend wirke, in die Gewißheit umwandelt, daß er der lebenschaffende Wille ist. Die Vergebung ist das Zauberwort, das die feindliche Willensmacht als ihr Gegenteil erkennen läßt. Sie ist das Aufblitzen des großen Erkennens über den wahren Charakter des zerstörenden Willens, der tatsächlich bauender Wille ist. Der zürnende Gotteswille ist tatsächlich derselbe wie der gnädige Gotteswille, nur offenbart er sich in den beiden verschiedenen Entwicklungsstadien des Stirb und Werde nach verschiedenen Seiten, dort als Zerstörer eines alten Willens, hier als Schöpfer eines neuen Lebens. Der Umschwung dieses Werdeprozesses wird erlebt als Vergebung nach der einen und Versöhnung nach der andern Seite. Eine Heilsverkündigung, die mit der Vergebung abschließt, bleibt immer unvollständig, die Versöhnung und die Gemeinschaft behalten das letzte und das entscheidende Wort. Immer aber sollte von Sündenvergebung nur dann gesprochen werden, wenn der Durchbruchspunkt erreicht ist, wenn die Stunde der Geburt des neuen Willens sich unmißverständlich ankündigt, das heißt also: sehr selten!

Wie selten hat Jesus die Sündenvergebung ausgesprochen! Wenn alle Priester der Welt sich solche Beschränkung auferlegt hätten, wie dieser Meister, der die Vollmacht hatte, Sünden zu vergeben! Darum hatte er die Vollmacht, weil sein scharfes Auge der Liebe den Augenblick erkannte, an dem die Zusicherung der Vergebung durchstoßend, klärend, befreiend wirken mußte. *) Immer hat er die Sündenvergebung als Bestätigung und Auslösung einer vorhandenen Lebensnotwendigkeit ausgesprochen: „Dir sind deine Sünden vergeben“, „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“ **) Dieser größte und demütigste Erdgeborene denkt garnicht daran, zu sagen: „Ich vergebe dir deine Sünden.“ Weil Gott die Stunde hat schlagen lassen, darum bestätigt er und spricht es erlösend und befreiend aus: „Dir ist vergeben.“ Was diese Bestätigung durch den Bruder, den Verkündiger des Gotteswillens — nicht den Erfüller der Vorbedingungen der Sündenvergebung durch ein sogenanntes Versöhnungswerk —, überhaupt durch die menschliche Gemeinschaft für die Auslösung der Gewißheit der Vergebung bedeutet, wird uns bei der Betrachtung der sozialen Seite der religiösen Entwicklung noch beschäftigen. Schon hier müssen wir sagen, daß diese Gewißheit in keiner Weise geknüpft ist an irgend eine äußere Genugtuung, die sie juristisch oder logisch oder sonstwie erst ermöglichen soll. Sie ist der Ausdruck eines Tatbestandes der inneren Entwicklung, des vollzogenen Umschwunges. Welche Bedeutung das stellvertretende Leiden für diesen Umschwung — nicht für die Ermöglichung der Sündenvergebung — hat, wird in einem andern Zusammenhange deutlich werden.

In dem Augenblicke, wo der überwältigende neue Wille den Ichwillen ganz niedergeworfen und in sich hineingezogen hat

---

*) Wie wunderbar zeigt sich das in den Geschichten vom Gichtbrüchigen, von der großen Sünderin, vom Schächer am Kreuz.

**) Diese Stelle, die den protestantischen Auslegern wahre Qual bereitet hat, läßt tiefer in das Wesen der Sündenvergebung hineinschauen als alle dogmatischen Begründungen der Möglichkeit der Sündenvergebung. Weil der Tatbestand des neuen, durch Gott geschaffenen Willens unverkennbar sich ankündigt, darum allein kann die Sündenvergebung ausgesprochen werden.

— die Mittel und Wege, die zu diesem Ziele führen, werden uns später beschäftigen —, muß die erlösende Gewißheit aufspringen, daß die alte Willensrichtung endgültig überwunden, d. h. vergeben ist. Die vollkommenste Ueberwindung des einen Willens durch den andern ist nur möglich in der Form der Vergebung. Es gibt gewiß andere Formen der Unterwerfung. Im Leben der Menschen und der Völker glaubt man oft nur da eine völlige Unterwerfung zu sehen, wo die eine Seite niedergerungen ist und sich nun zähneknirschend dem Sieger beugt. Die tiefste Lebensentwicklung begnügt sich nicht mit dieser Form der Unterwerfung: Sie will nach der Ueberwältigung und durch die Ueberwältigung völlige Hingabe, ungebrochene Anerkennung, willigen Dienst. Sie will eine bleibende Willensumstellung: Du hast Recht, und ich habe Unrecht. Diese kann nur dadurch geschaffen werden, daß der unterworfene Wille den gegen ihn gerichteten höheren Willen als den Willen für ihn erkennt und anerkennt. Das ist das große Wunder, das sich in dem Durchbruchspunkt des Stirb und Werde vollzieht, daß in ihm diese unerhörte Erkenntnis aufblitzt. Sie kommt zum Ausdruck in der Gewißheit der Vergebung, d. h. der völligen Vereinigung nach der Ueberwindung. Es gibt keine tiefere und unlösbarere Gemeinschaft als die durch ein Verzeihen geschaffene. Sich verzeihen zu lassen ist das größte Opfer, das ein Mensch bringen, aber auch die größte Wohltat, die ihm widerfahren kann. Sie ist kein einmaliger Vorgang, der einen Lebensabschnitt oder eine Handlung abschließt, sondern sie begründet ein dauerndes Verhältnis, in dem das Bewußtsein des überwundenen Willens als Kraft des Gehorsams und der Verpflichtung weiterlebt und als bleibende Spannung fortwirkt. Darum muß jedes Menschenleben durch vergebene Schuld gehen und von ihrem dauernden Bewußtsein getragen sein, wenn es ganz an den göttlichen Willen gebunden werden soll.

Gerade dieses Ziel der tiefsten Bindung macht erst deutlich, wie wenig die Kirche mit ihrer dogmatischen Begründung der Sündenvergebung den letzten Absichten des göttlichen Willens gerecht geworden ist. Sünde und Schuld sind nicht etwa durch ein satisfaktorisches oder forensisches Verfahren beseitigt. Ganz im Gegenteil! Sie bleiben auch und gerade im neuen Lebensstande,

von dem aus sie erst in ihrer ganzen Größe sichtbar werden, in ihrer ganzen Wucht bestehen. Kein Mensch hat Tatsachen der Vergangenheit oder ihre Gültigkeit aus der Welt geschafft, erst recht nicht der lebendige Gott, der aus der Vergangenheit die Zukunft schafft. Das kann gegenüber allen mechanischen Erlösungs- und Genugtuungstheorien garnicht scharf genug betont werden. Wie der ewige Gott kein Atom im Weltall verschwinden läßt, so erst recht nicht eine Handlung oder eine Schuld des Lebens. Er braucht sie alle als Bausteine für das Kommende. Ist etwa die ungeheure Schuld, die sich in der Kreuzigung Christi verwirklichte, durch eben diese Kreuzigung, die man als satisfaktorische Tat aufgefaßt hat, beseitigt? Mit nichten! Sie schreit bis heute zum Himmel empor wie am ersten Tage. Die Vergebung hat garnichts zu tun mit einem Beseitigungsverfahren, sie wächst weder aus einem solchen heraus noch schafft sie selbst ein solches. Ebenso wenig aber hat sie zu tun mit einem seelischen Vergessen, mit einer Beseitigung der anklagenden Schuld aus dem Bewußtsein. Wirkliche Schuld kann nicht vergessen werden und wird nicht vergessen. Dem Menschen, der sie zu vergessen sucht, steigt sie doch wieder empor, wenn nicht anders, so in den Träumen der Nacht. Was überwunden ist, ist die Willensrichtung, die sich gegen die Anerkennung der Schuld sträubte, die den alten Willen nicht sterben lassen wollte. Die Bejahung des neuen Willens fordert die uneingeschränkte und nie aufhörendr Anerkennung der vollen Lebensschuld. Erst dann ist der Ichwille wirklich überwunden und der neue Wille ganz in sein Recht getreten. Von dem Augenblicke an ändert aber die Schuld ihren Sinn. Sie wird zur stärksten Bindung an den göttlichen Willen. Wo das ganze Leben als Schuld begriffen ist, da wird es zur bedingungslosen Auslieferung und zur vollen Hingabe gedrängt. Das ist das Ziel der Entwicklung. Das „Ich bin schuldig“ hat seinen Sinn und seine Bedeutung geändert; aus der Anklage gegen einen sich sträubenden Willen wird es zum höchsten Motiv für den neuen Willen, das ganze Leben, das Gott geschuldet wird, in seinen Dienst zu stellen. Der Blick auf das, was nicht getan worden ist, wird zum höchsten Ansporn für das, was getan werden muß. Ist das nicht der Fall, dann ist alle Sünden-

vergebung, so einwandfrei und vollgültig sie auch ausgesprochen und begründet worden ist, **ungültig**, wie denn auch im Gleichnis vom Schalksknecht die Vergebung der Schuld uneingeschränkt zurückgenommen wird, als sich erweist, daß der neue Wille, der nichts als „Sündenstimmung“ war, gegenüber dem Mitknechte versagt. Erst durch die neu gewonnene Zukunft wird der Sinn der Vergangenheit bestimmt, erst durch den Sieg des neuen Willens wird die Sündenvergebung ermöglicht und besiegelt, nicht umgekehrt. Nicht umsonst enthält die fünfte Bitte des Vaterunsers den Nachsatz, der keine Begründung, wohl aber die Vorbedingung, den Ermöglichungsgrund aller Vergebung ausspricht: „**Wie** wir vergeben haben unsern Schuldigern.“

Wann freilich aus dem Schuldgefühl der Erlösungsfriede emporsteigt, das kann kein Mensch sagen. Auch der Arzt kann nicht sagen, wann der Auflösungsprozeß eines Körpers beendet sein wird. Vollends im innern Erleben liegt die Stunde des Todes und der Geburt allein in Gottes Händen. Die Dinge müssen hier ausreifen, sie können nicht durch künstlichen Zwang weiter gebracht werden. Im religiösen Leben sind alle Treibhauskulturen, wie sie namentlich die heißen Bekehrungsbemühungen der Sekten gezeitigt haben, Scheinkulturen, die bald dahinsinken. Wer hier nicht warten kann, soll seine Hand von der Arbeit des Säemanns und Gärtners lassen. Die Kunst religiöser Führung ist die schwerste Kunst, die es gibt, deren Geheimnisse nur der höchsten selbstlosen Liebe aufgehen. Dem Fanatiker und Treiber fehlt die Berufung zum Seelsorger. *)

Der Umschwung aus dem tiefsten Schuldgefühl in den Erlösungsfrieden ist das letzte Geheimnis alles Lebens. Nur die Ehrfurcht darf von ihm reden. Es vollzieht sich auch nicht plötzlich, am wenigsten nach einem dogmatischen Schema. Es zieht sich oft durch Jahre hin, in denen die Angst des verfehlten Lebens und das Gefühl der Ratlosigkeit und Vereinsamung bis zum

---

*) Ein wenig beachtetes, aber klassisches Beispiel für die seelsorgerliche Größe Jesu ist das Wort an den „vernünftig antwortenden“ Schriftgelehrten: „Du bist nicht ferne von dem Reiche Gottes.“ In diesem Wort liegt auch nicht eine leise Aufdringlichkeit, sondern nur eine Feststellung, in der trotzdem der stärkste Ansporn liegt, weiterzudringen.

völligen Zusammenbruch sich auswirken. Bis zu dem Augenblicke, wo der sich mit steigender Erbitterung und Erregtheit wehrende und sträubende Schwille dem schärfer und schärfer zugreifenden Gotteswillen sich ergibt, sind alle Skalen seelischer Stimmungen und Zustände möglich. Tiefste Depressionen wechseln mit völligem Vergessen im heiteren Strom der Welt. Verschlossenheit und Unzugänglichkeit können die Außenseite des Kampfes für andere unerträglich machen, sich aber auch hinter einer sicheren und sorglosen Miene, die peinlich gewahrt wird, verbergen. Und wiederum können Unsicherheit und Aengstlichkeit dem Leben, das tatsächlich zur höchsten Kraft empordrängt, das Gepräge weibischer Schwäche geben. In solchen Uebergangsstadien schlummern alle Rätsel der Seele und alle Ueberraschungen des Lebens. Nur der wirkliche Kenner der Menschenseele, das heißt der durch wahre Hingabe Geweihte, kann hier durchschauen und unbemerkt führen und helfen; und nur die vorwärtsschauende, hoffende und hoffnungweckende Liebe darf hier helfen. Zu ihr allein drängt sich auch das suchende und tastende Leben hin als zu dem Kraftpol, den es braucht. Nur wer sein Leben verlor durch die große Hingabe, kann Menschenleben retten und gewinnen.

Das eine freilich bleibt merkwürdig: der Spürsinn des um die höhere Bindung ringenden Lebens. Irgendwo findet es die befreiende Kraft und die erlösende Wahrheit. Aus einem Wust von Büchern findet es diejenigen mit unheimlicher Treffsicherheit heraus, die es weiterführen können. Aus einem Chaos von Menschen findet es seinen Führer. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Bibel findet es seine Bekehrungsstelle. Dieses „Finden" ist derartig überraschend und erweist sich immer mehr als ein Hingestoßenwerden, daß eines Tages die Erkenntnis aufdämmern muß: Du wirst gesucht, ein geheimer Wille verfolgt dich. *) Dieses Erkennen ist der große Umschwung, oft ein plötzliches Erschrecken wie bei Paulus, der, selbst sich als den Verfolger wähnend, entdecken muß, daß er der Verfolgte ist, nicht selten aber auch ein allmähliches Innewerden einer höheren Führung. Die Passivität,

*) Hier liegt die Wurzel des Erwählungsgedankens, der allen religiösen Naturen gemeinsam ist.

die mit der sich langsam vollziehenden Zerstörung und Erschöpfung eines alten Lebenswillens wächst, führt hier ganz von selbst zu einem Uebergangszustande des willenlosen Sichtragenlassens, der keineswegs das Endziel des Umstellungsprozesses ist, aber dem höheren Willen die Bahn bereitet. So gleitet das Leben gleichsam durch den Nullpunkt des eigenen Wollens allmählich in die aufwärtssteigende Kurve eines neuen Willens hinüber: aus der Passivität erwächst die Aktivität einer aus der Tiefe emporsteigenden neuen Willensrichtung, deren Wurzel in dem Hinnehmen und deren Kraft in der Hingabe liegt. Die Religion nennt diesen neuen Zustand des Innenlebens Glauben. „Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten. Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott und tötet den alten Adam, machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut und Sinn und allen Kräften und bringt den heiligen Geist mit sich. O, es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht sollte ohn Unterlaß Gutes wirken. Er fragt nicht, ob gute Werke zu tun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie getan und ist immer im Tun. Wer aber nicht solche Werke tut, der ist ein glaubensloser Mensch, weiß weder, was Glaube, noch was gute Werke sind. Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade machet fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen, welches der heilige Geist tut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu tun, zu dienen und allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lobe, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben zu scheiden, ganz so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden.“ (Luther in der Vorrede zum Römerbrief.) *)

---

*) Der Glaube, der nicht durch das Schuldgefühl hindurchgegangen ist, hat kein Recht anf diesen Namen. Denn nur das Schuldgefühl schafft die letzte und tiefste Bindung an den Willen, dem der Mensch schuldig ward und dauernd schuldig bleibt. Das Gottvertrauen im stoischen Sinne, das der Führung des Lebens durch eine höhere Macht gewiß ist, ohne

Auf dieser positiven Seite des religiösen Entwicklungsprozesses zeigt sich erst ganz deutlich, daß die Religion mit dem lebendigen Determinismus steht und fällt. Das Schuldgefühl ist die negative, gegen den Ichwillen gerichtete, der Glaube, die Lebensgewißheit, der Friede, der sieghafte Tätigkeitsdrang, das Vertrauen, die Fröhlichkeit die positive, auf Gott gerichtete, Seite dieses Determinismus. Die planmäßig wirkende Macht, die sich im Schuldgefühl Stufe für Stufe durchsetzt, erzwingt die Kapitulation des Ichwillens, der bis zu diesem äußersten Punkte seine „Freiheit" bis zur Wildheit verteidigt, schafft aber auf der andern Seite jenes unerschütterliche Kraftgefühl, das das Kennzeichen aller wahren Religion ist. Durch beide Entwicklungsstadien zieht der gleiche Wille, durch das eine als kämpfender und zerstörender' durch das andere als schaffender und belebender, beide unlösbar zusammenkettend als vergebender. **)

Daß es sich um einen Prozeß handelt, der sich nur auf diese zwiefache Weise offenbart, zeigt sich nun auch darin, daß man beide Stadien niemals ganz reinlich von einander scheiden kann. Jene immer wiederkehrende Versuche in der Geschichte der christlichen Kirche, den „Stand der Gnade" scharf von dem „Stande der Sünde" zu scheiden, sind in ihrer Tiefe unwahr und wirklichkeitsfremd und daher stets schnell zusammengebrochen. Sie sind tatsächlich schwärmerisch, phantastisch, kurzsichtig, das Erlebnis des Augenblicks mit seinem vorschlagenden Accent verallgemeinernd und verfestigend. In Wahrheit wirkt auch schon

---

durch den Lebensbruch des Stirb und Werde hindurchgegangen zu sein, ist entweder Vorstufe oder Restbestand der wirklichen religiösen Bindung, die Glaube genannt wird. Die Kluft zwischen der neuzeitlichen Religion des Gottvertrauens und der Religion des Glaubens zeigt sich am deutlichsten darin, daß jene immer individualistisch, diese das Gegenteil ist. Dort ist der Glaube die Hilfskraft der Selbstbehauptung, hier die Kraft der Selbstzerstörung und Gottesbehauptung.

**) Von einer Umstimmung Gottes vom zornigen zum gnädigen Gott oder von einer Befriedigung des heiligen und gerechten Gottes vor der Erweisung seiner Gnade kann garnicht die Rede sein. Diese Antinomien der göttlichen Eigenschaften gibt es nur in der verfestigten Seinsspekulation, nicht in der Betrachtung des lebendigen Innenpunktes der Entwicklung.

im Stadium des Schuldgefühls die Gnade, und im Stande der Gnade wirkt nicht nur das Schuldgefühl in der Erinnerung noch dauernd nach, ja bleibt geradezu der unentbehrliche Hintergrund des gegenwärtigen neuen Willens, sondern es tritt auch tatsächlich in immer neuen Wellen auf und beherrscht das ganze Leben. Das Gefühl des Schuldigseins wird an immer neuen Handlungen und Versäumnissen lebendig, ja wächst an Tiefe und Feinheit mit der wachsenden Ergriffenheit durch den neuen Willen. Nur kennt der auf der positiven Seite der Entwicklung Stehende den Sinn dieses Schuldigseins und findet mit immer klarerer und stärkerer Energie die Bindung, auf die es hindrängt. Jede neue Schuld wird zu einer kräftigeren Bindung an den göttlichen Willen, während im negativen Stadium der Entwicklung jede Schuld ein stärkeres Sträuben auslöst. Die eine entscheidende, den ganzen Menschen umfassende innere Gehorsamstat des Lebens scheidet die beiden Stadien voneinander. Wer den Weg durch das enge Tor einmal fand, muß ihn immer wieder finden; die einmal vollzogene Bindung muß sich immer neu und immer entschlossener vollziehen. Für den einmal Erlösten gibt es keinen Rückfall in den Lebenszustand des hoffnungslosen Sichsträubens. Das ist der Sinn der „Prädestination zum Heile“, der Berufung, die endgültig ist. Sie ist kein Zustand der Sünd- und Schuldlosigkeit, sondern der Ausdruck dafür, daß ein einmal erreichtes Stadium in der Lebensentwicklung nicht zurückgebildet werden kann, so stark auch noch die Strebungen, Anlagen und Bewegungen der früheren Entwicklungsstufe nachwirken und immer wieder aufschwellen.

Das ist tatsächlich der Fall. Das religiöse Urerlebnis ändert nicht die Natur, die Anlagen, die Schwächen, den Charakter des Menschen; es erfaßt das alles nur mit einer neuen Willensrichtung und bildet es langsam zu einer neuen Einheit um. Den „Pfahl im Fleisch“ wird auch der Wiedergeborene nicht los, nur kennt er seinen letzten und tiefsten Sinn; die in die Gegenwart schmerzlich nachwirkende Last der Vergangenheit wird zum stärksten Bande an den neuen Willen, dessen erlösende und vollendende Absichten gerade gegen diesen stärksten Widerstand zu behaupten und festzuhalten sind. Der unermüdliche und leidenschaftliche

Kampf Pauli gegen das Gesetz mitten in einer Umgebung, der dies Gesetz sehr fern lag, *) ist ein ergreifender Beweis dieses unaufhörlichen Ringens mit der nachwirkenden Vergangenheit, um die einmal gewonnene Erlösung festzuhalten. Die Auseinandersetzung mit der Schuld der Vergangenheit dauert so lange, wie der Lebenskampf überhaupt dauert, ja sie wird je länger desto mehr zur immer festeren Bindung an den Willen, der sich im Schuldgefühl durchsetzte. Die „Konfessionen“ Augustins sind keine Lebenserinnerungen eines Mannes, der sich seiner gewonnenen Position freuen will, sondern fortdauernde Lebenskämpfe, deren harter Zwang bis ins Alter nachwirkt. Ihre plötzlich ausbrechenden Selbstanklagen sind keine rhetorischen Phrasen, sondern aus der Vergangenheit nachschwingende Schmerzen der Gegenwart; ihr überquellender Dank ist die immer wieder erneute Vergewisserung überwundener Not des Sträubens. Die immer gleichen Grundakkorde, die Luthers zahllose Schriften und Predigten durchziehen, sind nicht Anzeichen einer senilen Wiederholungssucht, sondern ein immer neues Durchleben der Jugendkämpfe. Ja, diese Gebundenheit des Standes der Wiedergeburt an die Vergangenheit geht noch weiter: die Gedankenformen, in denen das neue Leben einen Ausdruck sucht, werden der überwundenen Entwicklungsstufe entnommen. Diese rückwärtsschauenden Ausdrucksmittel der neuen Lebenswirklichkeit sind mehr als einmal zum tragischen Verhängnis für die Zukunftsentwicklung der religiösen Wahrheit geworden und haben diese nicht selten auf die alte Stufe zurückgedrückt.

Das ist besonders deutlich und verhängnisvoll geworden in der Kirche der Reformation. Wie hat man sich in der evangelischen Kirche bemüht, der Rechtfertigungslehre, durch die das religiöse Urerlebnis in Luthers Gedankenwelt seinen Ausdruck fand, zu neuem Sinn und Leben zu verhelfen, und hat garnicht bemerkt, daß durch eben diese Lehre im Laufe der Jahrhunderte das letzte religiöse Erlebnis geradezu verdeckt und unverständlich geworden ist, weil die Voraussetzungen des Erlebnisses andere geworden waren! Wo die Erlösung, wie bei Paulus und Luther,

*) Vergl. den Römerbrief.

aus der Knechtschaft eines erstarrten religiösen Gesetzes herauswächst, muß es sich ganz von selbst in den Begriffen und Anschauungen formen, die dies Gesetz an die Hand gibt. Das ganze erstarrte Gesetzesjudentum schaut uns noch aus Pauli Gedankenführungen entgegen, und in Luthers Formulierungen schattet sich noch das ganze Mittelalter ab. Kein Mensch kann dem Schatten seiner Vergangenheit entrinnen, auch und erst recht nicht der erlöste Mensch, der so furchtbar mit seiner Vergangenheit kämpfen mußte. Gerade das, was das Gesetz suchte, aber nicht gewährte, ist für Paulus wie für Luther der Ausdruck für das geworden, was der neue Wille schenkt: die Gerechtigkeit. Wohl weiß Paulus, daß Christus des Gesetzes Ende ist, wohl weiß Luther, daß der Glaube aller Gesetzesgerechtigkeit ein Ende macht (die Rechtfertigung aus dem Glauben schenkt eben eine ganz neue, spezifisch andere „Gerechtigkeit", sie hebt die Werke und alles eigene Wollen und damit auch den Begriff der Gerechtigkeit auf), wie aber haben beide darum gerungen, das alte Gedankenschema mit dem neuen Inhalt zu füllen! Die qualvollen Gedankengänge paulinischer Logik und der nie zur vollen Lösung gekommene Streit um die Werke in der Reformation sind doch nur tragische Beweise dafür, daß man jungen Most nicht in alte Schläuche fassen kann. *) Die Folge dieser Verschlingung des Neuen in das Gedankengestrüpp der Vergangenheit war für die Zukunft oft genug ein immer stärkeres Zurücksinken in die alte Sklaverei oder der volle Verlust der neu gefundenen religiösen Wahrheit, die in dem alten gedanklichen Gewande überhaupt nicht mehr verstanden wurde. Wie will man einem Menschen die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Rechtfertigung zumuten und aufdrängen, der sie nie in seinem Leben gesucht hat und suchen konnte, weil sein ganzes Leben sich

*) An diesem Punkte zeigt sich wieder die überragende Geistesgröße Jesu. Keiner hat so scharf gegen das erstarrte Gesetz gekämpft, und keiner hat sich so unabhängig von allen seinen Gedankenführungen gemacht. Seine Worte stammen aus einer ganz neuen, freien, lichten Welt, aus der jeder Schatten der Vergangenheit geschwunden ist. Hier ist der vollkommene Sieger über die Schriftgelehrten und Pharisäer. Wie weit das mit der Eigenart seiner Lebensentwicklung zusammenhängt, müssen wir später besprechen.

in andern Aufgaben und Anschauungsformen bewegte! Man hatte das Gesetz in seiner beherrschenden religiösen Gültigkeit abgeschafft, verkündete die religiöse Wahrheit aber immer noch in den Grundbegriffen und -anschauungen, die das Gesetz geschaffen hatte (dazu gehört neben den Begriffen Gerechtigkeit und Rechtfertigung auch die gesetzlich-mechanische Auffassung der Sünde, der Sühne, der Genugtuung, des einmal vollzogenen Versöhnungswerkes, das als opus operatum die Wurzel der immer neu zugesprochenen Sündenvergebung ist, des Gerichtes u. s. f.). Hier liegt einer der Gründe dafür, *) daß die neu geschenkte Wahrheit schnell das Verständnis und ihre bindende Kraft einbüßte, so daß das nun von Gesetz und Evangelium befreite Leben alle Zügel verlor und sich in den hoffnungslosen Individualismus der Neuzeit auflöste. Das ist wahrlich Warnung genug, uns im Augenblicke einer neu sich anbahnenden Wiedergeburt zu hüten vor dem „Sauerteig der Schriftgelehrten und Pharisäer“ und uns nicht „wiederum in das knechtische Joch“ fangen zu lassen.

Ein Blick in den Anschauungs- und Lebensreichtum der Bibel zeigt auch, wie verschieden auf ihrem Boden das gleiche religiöse Urerlebnis geformt worden ist. Will etwa ein Theologe im Ernst behaupten, Erlösung, Rechtfertigung, Versöhnung, Wiedergeburt, Errettung, Erneuerung, Bekehrung seien sachlich verschiedene Vorgänge? Wann endlich wird der elende Trieb der spekulativen Degeneration aufhören, diese Begriffe nebeneinander zu stellen, um sie in ein System zu schachteln, anstatt sie ineinander zu sehen als wechselnde Ausdrucksformen des gleichen Urerlebnisses, das nur von verschiedenen Voraussetzungen erlebt und von verschiedenen Seiten gesehen worden ist? Das Erlebnis selbst ist so einfach und eindeutig, so ewig wiederkehrend, aber darum auch so mannigfaltig und reich, daß es nicht nur zuläßt, sondern sogar fordert, in immer neuen Anschauungsformen vergegenwärtigt zu werden; und zwar hat jede Zeit die Pflicht, die spezifische Form ihres Erlebnisses in den ihr zugänglichen und für es verständlichen, wirksamen und zwingenden Anschauungen zum

---

*) Es gibt deren auch noch andere. Auf den tiefsten kommen wir im folgenden Abschnitt.

Ausdruck zu bringen. Welche der älteren Anschauungsformen der Gegenwart besonders nahe steht, wird sich in der Darstellung der gegenwärtigen Aufgabe, die religiöse Wahrheit als Predigt von Schuld und Erlösung in die Welt werfen, zeigen müssen.

Das ist allerdings die zentrale Aufgabe aller religiösen Verkündigung in der Gegenwart, das große Stirb und Werde, an dessen Pforten wir stehen, durch die Predigt von der großen Schuld und der sie überwindenden Erlösung der Zeit ins Bewußtsein zu hämmern. Alle Verkündigung der „Vaterliebe Gottes“ oder der „schöpferischen Kraft der Religion“, alle Predigt von Gottvertrauen und Weltüberwindung bewegt sich hoffnungslos an der Oberfläche der Dinge, wo dieser Umschwung im Mittelpunkte umgangen wird. Daß ganze Generationen von Predigern, die sich bemühten, an ihre Zeit und ihre Grundstimmungen heranzukommen, ihn umgangen oder nur anhangsweise gebracht haben, dürfte bekannt sein. Festgehalten wurde die Schuld- und Erlösungspredigt aus Gründen der Tradition so gut wie ausschließlich nur von solchen, die darauf verzichteten, in das volle Leben der Zeit hineinzugreifen. Das war nicht Zufall. Denn es ist das Kennzeichen der Epoche, die hinter uns liegt, und wird, solange ihre Grundkräfte noch nachwirken, das Kennzeichen der Zeit bleiben, daß sie sich mit allen ihren Fasern gegen diese zentrale Verkündigung sträubt. Einen überwältigenderen Beweis für unsere These, daß Schuldgefühl und „persönliche Freiheit“ nicht nur nichts miteinander zu tun haben, sondern sich wie Feuer und Wasser zueinander verhalten, kann es nicht geben als diese Tatsache, die vor aller Augen liegt. In dem gleichen Maße, wie das Persönlichkeitsbewußtsein stieg, sank das Schuldbewußtsein. Das ist für den nicht auffällig, der weiß, daß alle Persönlichkeitspflege bis hinauf zu ihren höchsten und geistigsten Formen in ihrem tiefsten Beweggrund Auflehnung gegen Gott ist, während alles Schuldgefühl mit dem wachsenden Gehorsam gegen den überwindenden göttlichen Willen sich entwickelt und durchsetzt.

Wir sind uns dessen bewußt, daß wir gegen die ganze Zeit stehen, wenn wir sagen, daß sie schuldig ist. Schaue, wohin du willst, du siehst ringsum nichts, nichts, nichts als ein Blut-

meer von Schuld. Es ist das nicht irgendwelche Einzelschuld, die sich aus den Blutströmen des Krieges hier und da erschreckend emporreckt, es ist ein unübersehbares, anfang- und endloses Meer von Schuld, in dem alle einzelnen und alles einzelne versinkt. Es gibt in den Völkern der Gegenwart, die dieser Kriegsbrand durchraste, keinen, der dieser Sintflut entrinnen kann. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollten. Sie haben alle teilgenommen an dem gott- und sinnwidrigen Ichwillen, aus dem dies Völkermorden als letzte Konsequenz erwuchs. Und die Eiterbeulen, in denen der sündige Wille der Menschheit ausschwärte, waren — die Großstädte. Dorthin zog sich der sündige Drang des Ichwillens zusammen, um Orgien der „Selbstbehauptung", der „Entfaltung", der Mammonsgier und der Genußsucht zu feiern. Dorthin traf die Geißel des lebendigen Gottes am schärfsten, als er die Menschen, die dort im Freiheitsdrang des losgelösten Ichwillens ihr „Glück" gesucht hatten, bis zur Abzehrung hungern ließ. Da ward das Wetterleuchten des unbefriedigten Lebens, das schon vor dem Kriege leise aufblitzte, zu den zuckenden Blitzen des lebendigen Gottes, der eine zum Untergange reife Welt mit seinem Vernichtungsschwert traf. Hei, wie sie sich sträubten! Wie sie in patriotischen Reden ihre Unschuld beteuerten, wie sie mit Fingern auf den „andern" wiesen, den sie außerhalb oder innerhalb des Volkes zu finden wähnten! Wie sie Sündenregister der feindlichen Völker, der andern Klassen, der lieben Nachbarn aufstellten! Wie sie es alle wußten, was anders werden müsse — beim andern! Wie sie die „Verantwortungen" zu schieben verstanden!

Sträubt euch nur immer! Die Stunde wird kommen, wo das Vernichtungsschwert unerbittlich auf jeden Einzelpunkt, der ihm noch entfliehen oder die Augen vor ihm verschließen will, gerichtet erscheinen wird, nicht, um ihn in seiner „Würde" herauszustellen, sondern um ihn hinabzuschleudern in das große Blutmeer der Gesamtschuld. Das unentrinnbare „Du hast die Schuld" wird wieder durch die Welt ziehen, bis aus tausend einzelnen, die seinen gellenden Ruf vernahmen, die Schar derer wird, die den Buß- und Erneuerungstag der Welt heraufführen werden.

Um bis ans Ufer dieses neuen Kontinents zu gelangen, muß freilich das Lebensschiff in den Vorfrühlingsstürmen noch durch die furchtbare Brandung, die die Sintflut von dem neuen Lebensboden trennt, in der die Anerkennung der furchtbarsten Schuld, die je auf einem Zeitalter lastete, einen wilden Kampf kämpft gegen ein wahnsinniges Sichsträuben. Unter allen Seiten der religiösen Wahrheitsverkündigung ist die Predigt der Schuld die schwerste und gefahrvollste.

Denn durch sie muß ein Wille gebrochen werden, der durch die Jahrhunderte gewachsen ist — riesengroß! Der Stolz der Nationen, der wirtschaftliche Machtdrang, der von Hochmut und Neid gepeitschte Konkurrenzkampf, der bis zur Gluthitze gesteigerte Sinnlichkeitstrieb, das Adelsgefühl der „Persönlichkeit" bis hinauf zum empfindlichsten Hochgefühl der Künstlereitelkeit — nimm alle die tausend Formen des Ichwillens, die die letzten Jahrhunderte bis zur höchsten Kraftentfaltung gezüchtet haben! Sie alle sollen gebrochen werden durch diese eine Verkündigung: Du bist *schuldig*, schuldig an aller Not des Leibes und der Seele, die im Kriege ihren Gipfelpunkt fand, *schuldig* an aller Zerstörung, die den Erdball verwüstete, schuldig an allen Flüchen, die sich aus gequälten Menschenseelen herausrangen, schuldig an dem fürchterlichen Blutstrom, der die Erde tränkte, schuldig an der verbluteten Jugend, die nun die Feindeserde deckt, schuldig an allen Witwen und Waisen, die anklagend zum Himmel emporrufen, schuldig an allem verschleuderten Erbgut der Väter, schuldig an der Vernichtung alles dessen, was dem Menschenleben an heiligen Werten geschenkt worden ist! Unausdenklich furchtbar ist diese Verkündigung, und unausdenklich furchtbar wird auch das Sträuben gegen sie sein. Du brauchtest nur ganz, ganz leise an das *Recht* dieses tausendköpfigen Ichwillens zu stoßen, nur eben andeutend die innere Berechtigung einer nationalen Selbstüberhebung, des individualistischen Machtdranges im Wirtschaftsleben, des Sinnlichkeitstriebes, der dreimal geheiligten „Persönlichkeit" in Zweifel zu ziehen, und eine fauchende Bestie sprang dir entgegen, die an ihrem empfindlichsten Punkte getroffen war, an dem schon das Schuldgefühl bohrte. Nun aber sollst du ihr entgegentreten mit dem unerbittlichen Vernichtungsurteil: „Schuldig!" Diesen Kampf

kann kein Mensch aus eigener Kraft wagen. Er kann nur in seine Arena hinabsteigen, wenn ein höherer Wille, der als Kraft aus ewigen Tiefen heraufsteigt, ihn dazu zwingt.

Aber dieser höhere Wille ist da. Der „Keltertreter von Edom her" erschien wieder auf der Erde, der „die Völker zertrat in seinem Zorn und sie trunken machte in seinem Grimm und ihr Blut auf die Erde schüttete." Den höchsten Zorn der Bestie hat er herausgeholt, daß das Blut unter seinem Schwertstreich um so hitziger quoll. Das Schuldurteil ist vollzogen, ehe seine Kunde den Mund eines Sterblichen verließ. Nun kann seine Verkündigung stiller und sanfter daherfahren, denn sie spricht nur noch zu einem Willen, dessen letzte Kraft gebrochen ist.

Die Haare derer, die im Aufschwungszeitalter den Ichwillen zum vollen Siege geführt haben, sind grau und weiß geworden. Fast will es grausam erscheinen, diesem Geschlecht, das so bitter hart die Konsequenzen seines verirrten Lebenswillens erfahren mußte, die Wahrheit über sein Leben auszusprechen und das Todesurteil zu eröffnen. Und doch ist es Barmherzigkeit, ihm den Sinn der Katastrophe, die es erlebte, zu deuten. Ach, wenn es ihn noch erfassen, wenn es noch umdenken könnte! Es könnte wenigstens mit Frieden und der Hoffnung in die Grube fahren, daß sein innerer Bankrott das Durchgangsstadium zu einem neuen Leben ist, das einem heranwachsenden Geschlecht geschenkt werden soll!

Aber es kann nicht mehr Buße tun. Ihm bleibt nichts als die Nikodemusklage: „Wie kann ein Mensch neu geboren werden, wenn er alt ist?" Das ist ja die Tragik des Ichwillens, daß er sich selbst in eiserne Ketten schlug, daß, wie sein Handeln zwischen den Schienen der technischen Erstarrung entlanglief, so auch sein Denken zwischen starren Mauern dahingezwungen wird, die keine Umkehr zulassen. *) Die Sünde muß zu Ende gesündigt werden. „Der Tod ist der Sünde Sold." Dies Geschlecht muß diese erste Hälfte des religiösen Lebensgesetzes in seiner ganzen Bitterkeit erleben, ohne seinen tiefsten Sinn, der in der zweiten Hälfte offenbar wird: „Die Gabe Gottes aber ist das

*) Vergl. 2. Band, Seite 67 ff.

ewige Leben" auch nur zu ahnen. Wie es im Leben unentwegt vorwärts stürmte, so muß es im Tode unrettbar rückwärts schauen und kann keinen Lichtstrahl der neu aus dem Tode heraufsteigenden Welt mehr in sich aufnehmen. Das Geschlecht des „Optimismus um jeden Preis" ist das Geschlecht ohne alle Hoffnung geworden. Das ist eine furchtbare Tragik, die auch der Nazarener gekannt hat, als er im Gleichnis vom reichen Manne und armen Lazarus von der „großen Kluft" sprach, die nicht überschritten werden kann.

Hier hat alle erlösende Schuldpredigt ihre Kraft und ihr Recht verloren. Sie kann nur dort einsetzen, wo noch der Lebensfunke glimmt. Sie muß vorwärtsschauen. Dem jungen Geschlecht gilt vor allem die Predigt von der Schuld der Väter. Dies Geschlecht wird es an seinem eigenen Leibe spüren, daß Schuld nicht etwas in „persönlicher Freiheit" Erworbenes ist, sondern daß es wirklich und wahrhaftig eine Erbschuld gibt. Dies Geschlecht wird es noch für lange Zeit wissen, daß die Sünde der Väter nicht nur die gesunden äußeren Lebensbedingungen, sondern auch die Kraft des Körpers und der Seele verschleudert hat. Und es wird diese Schuld der Väter nicht anklagend und sich selbst rechtfertigend von sich weisen, sondern es wird sie tragen als seine Schuld. Es wird wieder die großen Zusammenhänge kennen, die alles Leben durchziehen, weil es sie erlebt. Den Zwang der Sünde und die Tragik der Schuld wird es klar durchschauen, wie die alten Väter sie durchschauten. Wahrhaftig, es wird nicht vergessen — wie könnte es diese Weltkatastrophe vergessen! Sie wird durch die Jahrhunderte nachzittern — und nicht nur in der Dichtung und im Glorienschein, sondern in Augustinischer Erinnerung, die die Schmerzen der Vergangenheit als Schmerzen der Gegenwart erlebt. Dies Geschlecht wird es wissen, daß nur die volle Anerkennung der Schuld erlösen kann.

Darum wird es sie anerkennen und seinen Willen ganz unter sie beugen, weil es wissen wird, daß in dieser furchtbaren Katastrophe sich ein neuer Wille anbahnen wollte. Diesen Willen wird es suchen mit allen Fasern seiner Seele. Die „persönliche Freiheit" ist für dies Geschlecht erledigt — wer darf gegenüber

dem furchtbaren Muß, das im Weltkriege sich offenbarte, noch von Freiheit reden! Aber dieses Muß, dem es sich zu beugen hat, ohne daß es gefragt wird, wird zur Quelle seiner neuen Freiheit werden. Ein neuer, lebendiger, zwingender Wille wird aus diesem Muß heraufsteigen, und indem es ihm sich willig beugt, wird es die Vergebung alter Schuld erleben. Der Wille der Väter wird überwunden sein in den Kindern, die einem neuen Willen dienen werden. Die große Schuld wird in den kommenden Geschlechtern einen neuen, heiligen Sinn gewinnen. Für Jahrhunderte wird sie die große Warnungstafel am Wege der Lebensentwicklung sein: Nie wieder zurück in solche Bahnen! Ja, mehr als das! Sie wird der Ansporn werden, der als bleibende Spannung in den Gemütern fortwirkt, den Weg des Lebens zu gehen und zu erfüllen, was die Väter versäumten. Das verschleuderte Gut, das im Kriegsfeuer verbrannte, wird zur Feuerkraft werden, die Güter der Erde r e ch t zu verwenden. Aus dem höchsten Wahnsinn wird der höchste Sinn emporsteigen. Das ist das große Wunder, an dessen Pforten wir stehen, das noch lange wird kämpfen müssen, ehe es aus der brandenden Flut der Uebergangsgegensätze in vollem Glanze heraufgestiegen sein wird. Aber aus dem Blutmeer der Schuld wird die Sonne aufgehen, und eines Tages wird das erstaunte Auge erkennen, daß der rote Blutschimmer die Strahlen eines neuen Morgenrots sind, das sich in kristallklarer Flut spiegelt. Aus der rasenden Wut eines verirrten Geschlechts wird der Friede einer neuen Menschheit heraufsteigen, aus wilder Ungerechtigkeit und Lüge die Wahrheit und der gute Wille, aus der sinnlosesten Zügellosigkeit die tiefste Bindung. Der zerlumpte Tagelöhner, der aus dem Zeitalter des Aufschwungs zurückblieb, wird der Sohn eines neuen Vaterhauses sein.

Laßt uns nur den Willen verkündigen, der im schrecklichen Geschehen des Weltkrieges sich durchsetzte! Er ist eitel erlösende Liebe und Güte. Er trieb die Menschheit hinein in die letzten Konsequenzen der „Freiheit", um sie tiefer als je an sich zu binden. Die furchtbarste Schuld ist in ihrer letzten Absicht nichts als Erlösung. Sieh, da kommt er wieder zu uns, der Dienst des Schöpfers, dem wir alle s ch u l d i g wurden. Jetzt, wo wir

ihn nach so furchtbarer Ferne von ihm wiederfanden, können wir ihn nicht wieder verlieren. Nun muß jedes Zurückgleiten in den alten Eigenwillen den Schmerz wieder wecken, den wir in der Stunde der völligsten Trennung durchlebten, und muß sich in um so glühendere Liebe wandeln.

Diesem neuen Lebenstag muß alle Verkündigung zugewandt sein; der Weckung des neuen Willens muß alle Bußpredigt dienen. Die Tiefe des Schuldgefühls muß wachsen mit der Kraft des neuen Lebens. Die tausendfältige Schuld der Vergangenheit kann keine Sündenpredigt ausschöpfen; nur unter dem Hoffnungsbilde der neuen Zukunft wird sie ganz sichtbar. Ein neues Leben, das war der Sinn des großen Sterbens. Das Leben suchte der hinter uns liegende Tag der Weltgeschichte. Er fand den Tod. Aber in dem Tode ging ihm erst das wahre Leben auf. In dieser Urform ist das religiöse Erlebnis in unsern Tagen zu uns gekommen. An ihr werden alle Formungen der religiösen Verkündigung, denen die Kraft der Wirklichkeit innewohnen soll, zu messen sein. Daß sie uralt ist, zeigt ein Blick in die Bibel, das „Buch des Lebens“. Was ihr dient, ist aus der Vergangenheit herauszuholen, was ihr nicht dient, ist für die Gegenwart wirkungslos und darum zurückzustellen. Die biologische, nicht die juristische Formung des religiösen Gedankens ist die für die Gegenwart notwendige und darum richtige.

Es ist wahr, daß damit auch für uns der Schatten der Vergangenheit mit in die Zukunft läuft. Aber wir kommen ebenso wenig von ihm los wie alle andern Erdgeborenen, die durch das Stirb und Werde gingen. Gefahren genug schlummern allerdings in diesem Schatten der Vergangenheit. Die ganze gottwidrige „Lebensstimmung“ des vergangenen Geschichtstages lauert hinter ihm. Der ganze sogenannte „schöpferische“ Eigenwille, die sinnlose Triebkultur, die Entfaltungssucht, das Sichtreibenlassen, die volle Ungebundenheit eines versprühenden Daseins wird versuchen, sich mit diesem Schatten in die Zukunft zu drängen. Man muß sich nur klar machen, was für satanische Kräfte sich in der Aufschwungsperiode unter dem „Willen zum Leben“ verbargen. *)

*) Wir stellen hier einige Schlagwörter zusammen, deren Zeitsinn

Trotzdem kommen wir von dieser Formung des religiösen Gedankens nicht los. Wie Paulus und Luther von der Sklaverei des Gesetzes erlöst waren und darum das Neue als „Gerechtigkeit" erlebten, so sind wir von einem verirrten Lebensdrange erlöst und sehen das Neue als das „wahre Leben" oder den „gesunden Lebenswillen". Alle anderen Anschauungen greifen nicht in die Räder unserer Zeit hinein. Darauf kommt aber in einer religiösen Verkündigung, die wirken will, alles an. Kraft für die Gegenwart ist wichtiger als Sorge um die Zukunft. Je kräftiger das religiöse Erlebnis in die Gegenwart greift, desto weniger bedeutet die Sorge, daß es in Zukunft wieder auf die alte Lebensstufe zurücksinken werde. Trotzdem sagen wir es im Blick auf die Zukunft: „Hütet euch vor dem alten Sauerteig!"

Und wir haben gleichsam eine Rückversicherung, die einen Schutz vor dem Rückfall in die alte Lebensstimmung darstellt: die Bibel. Sie ist das lebendige Buch, in dem alles um die Pole Leben und Tod kreist. Hier ist die Anschauung vom Leben immer wieder in ungetrübter Reinheit und Klarheit zu finden, zumal im Neuen Testament. Auf ihre Formungen werden wir daher zu allererst zurückgreifen müssen.

In ihr tritt uns denn auch das Anschauungsbild entgegen, das den großen Umschwung im Lebensprozeß wohl am treffendsten und umfassendsten wiederzugeben geeignet ist: die Wiedergeburt. Das heilige, zentrale Geheimnis alles Lebens, das so alt ist, wie das Leben selbst und dennoch ewig neu in seiner ehrfurchtgebietenden Undurchdringlichkeit, ist allein imstande, das Gleichnis für den tiefsten Prozeß in der Menschheitsentwicklung zu werden. Es ist ja auch im Grunde das gleiche Ereignis, nur auf eine höhere, geistigere, innerlichere Lebensstufe gehoben. Es ist auch durchaus dem Wesen der Sache entsprechend, daß von diesem letzten Geheimnis alles Lebens nur mit Zurückhaltung gesprochen werden kann. Auch von dem großen inneren Um-

---

man sich vergegenwärtigen möge, um zu sehen, wie er dem „neuen Leben", das wir meinen, entgegensteht. „Leben und leben lassen!" „Man will doch leben!" „Lebenskunst", „Es lebe das Leben!" „Religion als Schöpfung", „Der Platz an der Sonne", „Genieße das Leben!" „Sich ausleben", „Natürliche Lebensauffassung", „Das Recht auf Leben."

schwunge aller Entwicklung darf nur zurückhaltende Ehrfurcht sprechen. Für die theologische Begriffsspekulation ist es eine wohltuende Schranke, daß sie gezwungen wird, auf die Zerklaubung ins Einzelne zu verzichten. Von der Geburt spricht man wohl in Andeutungen, die das Wesentliche, das Erschütternde, das Wunderbare unter einem Schleier zeigen. So auch soll man in der religiösen Verkündigung von der Wiedergeburt sprechen. Sie ist, wie jene, ein Schöpfungsakt, sich nach ewigen Gesetzen vollziehend, vom menschlichen Willen nicht beherrscht, sondern ihn beherrschend. Sie ist eine erzwungene Hingabe von Lebenskraft, ein Sterben, das sich unter schmerzlichen Wehen vollzieht, aber auf der andern Seite ein Aufjubeln, eine Quelle der Hoffnung und des Lebensgefühls. Das schmerzliche Opfer, das in ihr liegt, wird zur Wurzel der tiefsten Liebe und Hingabe, aus der höchsten Selbstsucht schafft sie die größte Selbstlosigkeit. Es bedarf hier keiner ausführlichen Ausdeutung. Das reife Menschenleben kennt die Dinge. Wo der Kenner des Lebens von dem großen Stirb und Werde, das sich an der Innenseite des Lebens vollzieht, spricht, wo er die Tiefen des Schuldgefühls und die Seligkeit der Erlösung anrührt, da wird er von denen verstanden, die unter der Macht dieses tiefsten Lebensgesetzes stehen. Von den andern braucht er nicht verstanden zu werden. Die Stunde wird auch für sie kommen, in der sie aufhorchen werden, wenn diese tiefsten Saiten anklingen.

Die Kirche freilich wird sich sträuben, diese biologische Formung des religiösen Erlebnisses in ihre „Lehre“ aufzunehmen, obwohl sie auch in der Bibel, wenn nicht räumlich, so doch sachlich die beherrschende Stellung einnimmt. *) Das wichtigste Anliegen der Kirche ist es immer gewesen, den religiösen Lebensprozeß in ein Rechenexempel, eine juristische Frage, ein logisches Problem zu verwandeln. Die Verkündigung wird dann wohl äußerlich komplizierter — das ist aber für die Schriftgelehrten und Priester aus Herrschaftsgründen sehr willkommen —, innerlich aber sehr viel einfacher, weil sie den lebendigen Innenpunkt vermeidet — das ist den Schriftgelehrten und Priestern noch will-

*) Das gilt sogar von der Verkündigung des Apostels Paulus.

kommener. Das große Geheimnis des inneren Umschwunges umgeht die Kirche gern, weil nur innere Berufung ihm nahen darf. Es ist leichter, den großen Erlösungsprozeß in einem himmlischen Drama sich juristisch und logisch einwandfrei abwickeln zu lassen. Wenn dies Drama sich nur immer wieder, sei es in der Messe, sei es im Predigtgottesdienst, vor den Augen der Menschen möglichst „wirksam" vollzieht, dann ist genug geschehen.

Alle lebendige religiöse Verkündigung wird aber auf den ewig gegenwärtigen Innenpunkt des göttlichen Erlösungswerkes drängen und dort, wo das neue Leben aus Gott geboren werden will, helfen, deuten, klären, weiterführen. Sie wird nicht in juristische und logische Klarheit auflösen wollen, was sich im wirklichen Leben immer als geheimnisvolles Werden vollzieht. Sie wird für den berechnenden Verstand oft in Rätseln sprechen, während sie in das kämpfende Herz Licht und Klarheit trägt. Sie wird an dem entscheidenden Punkte immer in Paradoxien reden, weil das Leben selbst an seinem Innenpunkte eine Paradoxie ist. „Wer sein Leben verliert, der wird es finden". „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!" „Wer herrschen will, der diene!" „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark." In solchen widerspruchsvollen Worten liegt für das kämpfende Menschenherz mehr erlösende Klarheit als in den mit allen Mitteln logischer Technik aufgebauten Erlösungssystemen. Das Weizenkorn, das in die Erde fällt und dort erstirbt, um viel Frucht zu bringen, spricht eine deutlichere Sprache als dicke Bände über „Rechtfertigung und Versöhnung." Die ganze Fülle der Polaritäten, die das Leben selbst dem Menschen Tag für Tag vors Auge führt, deutet ihm sein tiefstes Erleben klarer und zwingender, gütiger und wirkungsvoller als alle Theologensysteme. Was das Werden und Vergehen in der weiten Natur, was Sommer und Winter, Licht und Finsternis ihm künden, spricht deutlicher von dem großen umschaffenden Willen, der aus Verzweiflung der Schuld zur Seligkeit der Erlösung führt, als alle „Ermöglichungsgründe" der Erlösung, die Theologenweisheit ausfindig gemacht hat. Hier wird von Neuem deutlich, daß die auf die Vergangenheit festgelegte Heilstatsachentheologie — die weniger Tatsachen als ihre verstandesmäßige Ausdeutung und Systematisierung bringt —

die religiöse Wahrheit nicht nur ferngerückt und ihrer Wirkungskraft beraubt, sondern auch verdunkelt und verwirrt hat. Sie ist sehr viel einfacher und doch in ihrer Tiefe sehr viel geheimnisvoller und unausdeutbarer, als die Theologenweisheit es sich träumen läßt.



4. Glaube und Werke.

Das religiöse Urerlebnis ist das Innerlichste, was die Welt kennt, so innerlich, daß die Mittel menschlicher Erkenntnis nicht ausreichen, es an dem letzten Umschwungspunkt ganz zu erfassen, wie auch der letzte Keimpunkt alles wachsenden Lebens nicht gefaßt werden kann. Das bedeutet aber noch lange nicht, daß es in jenem hergebrachten individualistischen Sinne ein „subjektives Erlebnis" sei. Vielmehr deutet alles, was an ihm beobachtet werden kann, auf das Gegenteil hin. Es vollzieht sich nicht nur völlig außerhalb des Machtbereichs des „Subjekts", sondern gliedert dieses sogar in einen über ihm liegenden Lebensprozeß ein, sodaß es höchstens als Durchgangspunkt, oft auch nur als an der Grenze liegender Teildurchgangspunkt in Betracht kommt. Das religiöse Erlebnis, das einer „Zeit" geschenkt wird, schwingt oft nur ganz leise in das einzelne Subjekt hinein, wie die Welle, die ein Sandkorn am Ufer streift. Der Lebensstrom flutet auf und ab, freilich am Innenpunkt der Entwicklung, der aber keineswegs identisch ist mit dem Selbstbewußtsein des einzelnen, dieses vielmehr in demselben Grade, wie der einzelne dem wirklichen Innenpunkte näherrückt, ausschaltet. Sein Ziel ist nicht die „Seligkeit" oder die „Vollendung" des einzelnen, sondern die Herrschaft Gottes, die nur rückwirkend ihre Kraft dem einzelnen in demselben Maße, wie er ihr Werkzeug wird, mitteilt.

Diesen Tatbestand müssen wir im Auge behalten, wenn wir uns nun der Frage nach dem Verhältnis des Innenumschwunges zu der äußerlich sichtbaren Lebensgestaltung zuwenden. Die wirkliche Religion kennt freilich diese Frage nicht. Für sie liegen „Glaube" und „Tat" völlig ineinander. Der Glaube *ist* Tat, nur auf ihre schöpferische Wurzel gesehen, und die Tat *ist* Glaube, nur auf seine wirkende Kraft hin betrachtet. Für Jesus gibt es

die Frage nach dem Verhältnis zwischen Glauben und Werken in seiner positiven Verkündigung überhaupt nicht. Nur in der Abwehrstellung gegen die Bekenner und Hörer, die doch nichts tun, kennt er sie. Die Worte, die hier in Betracht kommen, sind so scharf, daß man ihnen anfühlt, daß er dort, wo auch nur die Frage auftaucht, schon den Verfall sieht. *) Auch Luther kennt das Ineinanderliegen von Glauben und Werken, wie jenes oben angezogene Wort und viele andere zeigen. Aber sein wie des Paulus Schicksal war es, daß sie im Kampf gegen die Vergangenheit und in der bleibenden Abhängigkeit von ihr den Glauben als die allein wirksam umschaffende Macht gegen die Werke als Aeußerungen des selbstwilligen Gesetzessystems verteidigen mußten. Aber die Gegenüberstellung „Glaube und Werke“ bedeutet bei beiden doch noch mehr als eine begriffliche Nachwirkung einer überwundenen Lebensstufe. In ihr liegt vielmehr — das wurde zum Verhängnis für ihr Lebenswerk — ein positiver Grundschade ihres Neuwurfs, die wurmstichige Stelle an ihrer Lebensfrucht.

Darum nämlich, weil durch diese Gegenüberstellung „Glaube und Werke“ der neue Lebensstand als aus einer subjektiven Haltung des Menschen hervorwachsend vorgestellt wurde. Die Gerechtigkeit „aus dem Glauben“ stand der Gerechtigkeit „aus des Gesetzes Werken“ gegenüber. Der Glaube erschien hier bedenklich auf einer Linie mit den Werken, die er als Vehikel der Gerechtigkeit abgelöst hatte, und geriet dadurch in die Gefahr, selbst ein „Werk“ zu werden. Diese Gefahr war von der Stunde an zur vollen Wirklichkeit geworden, als es hieß: „Du mußt den rechten Glauben haben, um selig zu werden.“ Da war das, was nur eine lebendige Schöpfung Gottes sein kann, zum Gesetzeswerk geworden, um das sich der Mensch peinlich strebend bemühen, das man von dem Menschen als persönliche Leistung fordern muß. Unter der Sklaverei dieses Gesetzeswerkes steht die evangelische Kirche bis auf den heutigen Tag. Der Intellektualismus des

*) Man vergleiche die Worte von dem Baum und seinen Früchten, die er bringen muß, von dem „Herr-Herr-Sagen“, von dem Haus, das auf den Felsen, und dem Haus, das auf den Sand gebaut ist, von den ungleichen Söhnen. Es sind das alles Gerichtsworte.

Glaubens ist nicht etwa ein Fremdkörper, der in einer bestimmten Stunde von außen her in die evangelische Kirche eingedrungen ist, sondern er ist die folgerechte Auswirkung ihres ersten Wurfes, der in der Gegenüberstellung „Glaube und Werke“ ihn schon in nuce enthielt, so kräftig die klassische Zeit der Reformation sich auch noch gegen ihn gewehrt hat. Er stellt sich überall dort ein, wo dem Eigenwollen des Menschen noch ein letzter Rest, wenn auch bloß formell, gewahrt wird. Die Gerechtigkeit „aus dem Glauben“ ist der Tod des Glaubens geworden.

Luther ist in dieser Verschiebung des Glaubens ins Subjektive noch einen Schritt weiter gegangen als Paulus. Bei diesem ist der beherrschende Oberbegriff die Gottesgerechtigkeit, die Gott schenkt, die aber nur vom Glauben ergriffen werden kann. Luther hat sie, auch in der Uebersetzung, verwandelt in die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, indem er sie dem Glauben anrechnet. Das ἐκ πίστεως, das bei Paulus nur formell dem ἐκ νόμου gegenübersteht und sofort durch den klassischen Zusatz εἰς πίστιν ungefährlich gemacht wird, hat bei Luther eine viel größere Selbständigkeit erlangt. Das bedeutet für Luther noch kein Zurückgleiten in die alte Gesetzesfrömmigkeit. Dazu war in seinem Erlebnis der Glaube zu rein ein Ueberwältigtwerden von dem Gotteswillen, ein Ergriffensein, das zum bedingungslosen Vertrauen geworden war. Aber für die, denen dies Erlebnis nicht in der gleichen Urkraft zuteil geworden war, war Luthers Formulierung die größte Gefahr. Für sie mußte je länger desto mehr der Glaube zur Leistung des Subjekts werden, die die Vorbedingung der Rechtfertigung ist.

Und doch liegt auch schon in Luthers Erlebnis selbst eine letzte Schranke, die er nicht überwunden hat. Sein harter Jugendkampf unter der Macht der Gesetzeskirche, in der alles religiöse Leben ein sehr egoistisches Streben nach der persönlichen Seligkeit ist, ist nie ganz überwunden worden. Zuletzt war das, was der große Bruch im Kloster ihm geschenkt hatte, doch noch die „persönliche Seligkeit“, wenn sie auch auf ganz anderm Wege zu ihm gekommen war und einen ganz neuen Inhalt — das ruhende Vertrauen und das freudige Schaffen — gewonnen hatte. Die erste Frage des Heidelberger Katechismus: „Was ist dein einiger

Trost im Leben und im Sterben?“ blieb doch auch die erste und letzte Frage in Luthers Leben und in seiner Kirche. *)

Hier liegt die tiefste Wurzel der tragischen Entwicklung zum völlig auseinanderfließenden Individualismus in seiner Kirche und der von ihr befruchteten neuzeitlichen Welt. Luther war noch kein Pietist, aber der Keim zum Pietismus lag schon in seinem Erlebnis verborgen. Zu der letzten Selbstlosigkeit des Lebens, die nichts als den bedingungslosen Dienst des Höchsten, der den Ichmenschen völlig überwand, kennt, ist er nicht hindurchgedrungen. Sein Glaube war ein Gotteswerk und blieb es doch nur halb. Zwischen ihm als dem inneren Erlebnis aus Gott und dem inneren Zwang zum heiligen Schaffen für Gott blieb ein letzter Hiatus. Der Glaube hat die Werke nicht völlig verschlungen, aus dem Gegensatz wurde nicht die restlose Einschmelzung. Der Glaube als Seligkeitsgrund hat den Glauben als Tätigkeitskraft nur halb zur Entfaltung kommen lassen.

Wie schmerzlich tritt das in der klassischen Schrift über den neuen Lebensstand „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ zu Tage! Hier ist die Einheit von innerem Erlebnis und tätiger Hingabe in den unübertroffenen Sätzen ausgesprochen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Wie ungenügend ist aber an den entscheidenden Punkten diese Einheit vermittelt und vollzogen! Wohl wird hier die allein durchgreifende Umwandlung des Menschen am Innenpunkt durch den Glauben, der die Seele mit Gott eins, fromm, frei, gerecht, selig (das klingt auch hier vor) macht, unübertrefflich beschrieben, wohl werden hier die „Werke“, d. h. das in ihnen sich verbergende Eigenwollen des Menschen, in ihrer kraftlosen Aeußerlichkeit getroffen, aber an dem Punkte, wo nun

*) Uebrigens ist auch Paulus von dieser Grundfrage des Individualismus nicht völlig losgekommen, wenngleich bei ihm das große, alles Eigenstreben zur Hingabe wandelnde: „Die Liebe Christi dringet mich also“ alles Schauen auf den persönlichen Besitz fast ganz verschlungen hat. Auch er ist nicht ganz von dem „Rühmen“ eigener Seligkeiten frei geworden, wenn er es auch stets als „menschlich geredet“ sofort brandmarkt.

der „leibliche Mensch" — wie gänzlich ungenügend ist diese Unterscheidung „geistlich-leiblich" für die Vermittlung der hinnehmenden und hingebenden Seite des Glaubens! — gleichsam anhangsweise in den Kreis der Betrachtung tritt, weil er leider nun mal da ist und „seinen eigenen Leib regieren und mit Leuten umgehen muß", da bricht mit einem Schlage die große Einheit, die der Mensch im Glauben gefunden hat, auseinander und zerkrümelt sich in Werke zur Kasteiung des Fleisches, das der Seele gefügig und Gott wohlgefällig gemacht werden soll, und in Werke gegen andere Menschen, mit denen er nun einmal zusammenlebt („er muß doch mit ihnen zu reden und zu schaffen haben!"). Wo bleibt hier die große Einheit des fortreißenden oder richtiger fortgerissenen Schaffens für Gott, das alles Ergriffenseins durch Gott letzte Abzweckung ist! Das Handeln aus Dankbarkeit für empfangene Seligkeit ist doch nur ein schwacher Abglanz des „Wirkenmüssens, solange es Tag ist". Gerade in dem Wirkenmüssen liegt doch das große Erlebnis des dem neuen Willen unterworfenen Menschen. Wo bleibt das Reich Gottes, dessen ewige Ziele im Glauben zu schauen und in heißester Hingabe mitzuverwirklichen doch erst Leben und Seligkeit ist! Die Tat der Liebe, so schön sie auch im einzelnen — aber nur im einzelnen! — geschildert ist, bleibt doch nur ein kümmerliches Anhängsel, das schließlich auch fehlen könnte; denn im Grunde hat der Glaube an sich selbst genug, nämlich die Seligkeit.

Hier liegt die große Lücke in Luthers Lebenswerk, die mit aller Offenheit und Schärfe herausgestellt werden muß. Freilich die Ansätze zu ihrer Ueberwindung finden wir durchaus bei ihm. Am Schlusse der „Freiheit eines Christenmenschen" finden sich Sätze, die fast an die Verkündigung Jesu vom Reiche heranreichen. Auch Luther hat sich nicht der gewaltigen nach außen drängenden Kraft des religiösen Erlebnisses entziehen können. Von dem Augenblicke an, wo seine Seele von Gott gepackt war, vollzog sich auch in ihm die große Wendung zur Arbeit in der Welt. Freilich ist die Freudigkeit zur Arbeit in der Welt niemals zum unwiderstehlichen Drange zur Arbeit an der Welt geworden, wie er noch bei Paulus sich als glühender Missionseifer findet. Paulus ward von innen her in die Welt hinein-

getrieben, um sie zu bekehren, Luther mehr von außen her in die Welt hineingestoßen, weil „die Gegner nicht schwiegen.“ Luther wollte sich selbst und das reine Evangelium behaupten, Paulus es der Welt bringen. Luther wollte die Betätigung des erlösten Menschen in der Welt, Paulus die Erlösung der Welt durch rastlose Betätigung. Das ist ein großer Unterschied in der Grundstimmung, der Luther noch stärker von Jesus als von Paulus trennt.

Wohl hat Luther die Menschen aus der abgeschlossenen Selbstbetrachtung hinausgewiesen in die Arbeit im Strom des Lebens. Aber er hat sie nur an das gewiesen, was er vorfand, in die Familie, den Beruf, den Staat, auch nicht, weil in diesen weltlichen Ständen ein ewiges Ziel durchzusetzen und zu verwirklichen ist, sondern lediglich, damit der erlöste Mensch eine Abflußmöglichkeit seiner überschüssigen Kraft, ein Betätigungsfeld seiner neuen Freudigkeit habe. Ein überragendes Gesamtziel wie der Nazarener hat er nicht aufgestellt. Wo er sozial neuschöpferische Gedanken zu haben schien, wie auf dem Gebiet der Schule, lagen sie in seinem Interesse an der „Lehre“, nicht in übergreifenden Erziehungszielen begründet. Seine Stellung zur Welt ist scheinbar viel positiver als die stark kritische Stellung des Neuen Testaments, die die Theologen weltflüchtig oder eschatologisch genannt haben. Tatsächlich ist sie viel matter und gleichgültiger. Denn die kritische, weltflüchtige Stellung des Neuen Testaments beruht auf einem sehr positiven Ideal, das über der Welt liegt, und vor dem zunächst die ganze Welt zusammenzusinken scheint, das aber gegen die Welt und im Kampfe mit ihr durchzusetzen ist, tatsächlich also sehr stark in die Welt hineinwirkt. Jesus ging nach Jerusalem, weil seine Berufung ihn drängte, Luther ging nach Worms, weil er zitiert war.

Im Grunde ließ Luther die Welt, wie sie war, wenn nur die Seele gerettet wurde. Seine indifferenten und zum Teil pessimistischen Gedanken über den Zustand der „Welt“ stimmen nicht zu der Glut der Reichsgottespredigt Jesu. So hat denn auch seine Kirche mit der Welt, zumal mit dem Staate, recht trübe Erfahrungen gemacht. Sie hat diese Dinge ja auch nie mit zielsicherer Kraft angegriffen, sondern sie gehen lassen, wie sie

gingen, bis sie vollends ihren Händen entglitten und in der neuzeitlichen Entwicklung sie selbst in den Winkel setzten, wo sie nach wie vor über die „Seligkeit“ des Einzelmenschen und die Rechtfertigung aus dem Glauben nachdenkt, dafür aber kaum noch Verständnis findet. Die Ansätze sind verpufft, weil hinter ihnen die zwingende Kraft einer aus dem Glauben geborenen Zielstrebigkeit fehlte. Selbst die Geschichte der evangelischen Liebestätigkeit ist eine Geschichte verpuffter Ansätze, eines plan- und ziellosen Wirkens nach außen. Das Schicksal der neuzeitlichen Welt im 20. Jahrhundert, das den Zusammenbruch brachte, weil es an der Gesamtbindung des Lebens, an einem überragenden Gesamtziel fehlte, lag bereits in dem Ansatz des Reformationsjahrhunderts beschlossen.

Diese Entwicklung ist um so tragischer, weil die Reformation des 16. Jahrhunderts eine Rücklenkung auf das Evangelium Jesu sein *wollte*, es aber in diesem entscheidenden Punkte *nicht war*. Denn die Verkündigung Jesu läßt auch nicht einen leisen Zweifel daran zu, daß sie nicht die Beseligung des einzelnen als Endzweck, sondern die Verwirklichung der Gottesherrschaft wollte. Trotz der Seligpreisungen, durch die der Verkündiger der Gottesherrschaft die Menschen lockt und ruft, ist er herbe und unerbittlich in der Objektivität seiner Zielsetzung.

Er will keine Beseligung, er will Dienst. Er will die Menschen für Gott gewinnen und sie unter seinen Willen zwingen. Seine Predigt von Gottes Güte ist wahrlich kein Beruhigungs- und Trostmittel, sondern höchste Verpflichtung für die Menschen: „Darum *sollt ihr* vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, ist weniger der liebevolle Vater als der fordernde Herr: „Darum *sollt ihr* nicht sorgen!“ Der Vater im Gleichnis schließt den verlorenen Sohn in die Arme und läßt ihm ein Kalb schlachten, nicht, um ihn „selig zu machen“, sondern weil er ihn wieder hat. Es ist auch keineswegs so, daß das „Gott für uns“ dem „wir für Gott“ die Wage hält und als gleichberechtigt neben ihm steht, sondern ganz beherrschend steht über seiner Verkündigung die Wahrheit, daß Gott

nicht für die Menschen, sondern uneingeschränkt die Menschen für Gott da sind. Der Begriff der sich herablassenden Gnade — bei Paulus sowohl wie bei Luther ein ganz offenkundiger Rest der individualistischen Frömmigkeit — liegt seiner Verkündigung völlig fern; er kennt nur den herum- und emporreißenden Willen. *) Er selbst war nicht nur dem Scheine nach ein Diener, sondern er war es wirklich bis in das Innerste seines Bewußtseins hinein. Er wollte nicht Gott den Menschen bringen, sondern die Menschen zu Gott bringen. Seine Gottesoffenbarung war eine fordernde Botschaft, kein Erkenntnisgeschenk zur Bereicherung der menschlichen Seele. Sein Sohnesbewußtsein war das des verantwortlichen Bevollmächtigten, nicht das des Schätze bringenden Boten. Seine heilende Hand wollte den Satan binden, der Gottes Herrschaft Widerstand leistet, nicht Menschenseelen beglücken. **) Er war überhaupt kein Menschheitsbeglücker, sondern ein Kämpfer für Gottes Sache. Wohl „jammert ihn des Volks", aber nicht, weil es unglücklich ist, sondern weil es „keinen Hirten hat". Er bittet nicht um Kraft, seine Leiden zu mildern, wohl aber darum, daß „der Herr der Ernte Arbeiter in seine Ernte sende."

Wie überwältigend ist diese dem menschlichen Eigenwillen auch nicht einen kleinen Finger gebende Objektivität seines Wollens, die aus jedem seiner Worte herausleuchtet! Wer diese Worte einmal in bewußter Losreißung von der alten Gnadentheologie durchliest, ist überrascht davon, daß für jene Theologie der sich aus der Ewigkeit herablassenden Liebe, die die Menschen selig machen will, kaum noch ein kleiner Anhaltspunkt bleibt. Wohl weiß er die Töne lockender Güte zu finden, aber sie sind das stärkste Bindemittel an den Willen, dem alles dienen soll. „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott

---

*) Das Wort „Gnade" gibt es bei ihm überhaupt nicht.

**) Die Krankheit war für ihn wie für jede wirklich religiöse Betrachtung keineswegs ein rein menschliches Leid, sondern eine sehr gottwidrige Sache. Wir kommen später darauf zurück.

schauen." *) Selbst der Heilandsruf an die Mühseligen und Beladenen ist doch nichts als der Lockruf, sein Joch zu tragen und seine Last auf sich zu nehmen. Kein Mittel heißen Werbens, sei es der Verheißung, sei es der Drohung, läßt er ungenützt. Aber über allem steht das eine Ziel, das alle menschlichen Ansprüche niederwirft: „Gott allein!" Die Grundfrage, die er bei den Menschen voraussetzt, und die er in die Menschenseelen hineinwirft, ist keineswegs die Grundfrage Luthers: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?", sondern die viel höher liegende und weitergreifende Frage: „Wie wird Gott wieder in sein Recht und seine Herrschaft eingesetzt?" „Geheiligt werde dein Name!" Das ist das Allererste, was ihm auf der Seele brennt. Wenn man mich recht verstehen will, so ist es die Not Gottes, die ihn von Ort zu Ort bis hin in die Todesstadt treibt, nicht die Not der Menschen. Er steht Gott viel näher als den Menschen. Aber eben darum hat keiner den Menschen so nahe gestanden wie er. Denn gerade darum greift er hinab bis in die letzten Höhlen versinkenden und verkommenden Menschentums, weil alles Gott gehört und ihm um jeden Preis erhalten werden muß. Er sucht das Verlorene, nicht, um das Einsame selig zu machen, sondern weil „Freude ist im Himmel über jeden Sünder der Buße tut." Gerade der bis zur Einseitigkeit leidenschaftliche Wille, Gott zu dienen, macht ihn erst zum wirklichen Menschheitsdiener. Denn das Elend der Menschheit ist eben, daß sie sich selbst sucht wie die Herde ohne Hirten, daß sie von Gott losgelöst ist. Ist Gott wieder in seine Herrschaft eingesetzt, dann ist alles Elend vorbei. Die herbe Loslösung von dem Sichselbstwollen ist eben die Erlösung. Das ist Gesundheit, das ist Seligkeit, das ist Kraftgefühl, ganz sich selbst zu verlieren an den alles beherrschenden Gotteswillen. **) Indem der Mensch sein eigenes Seligkeitsstreben auf-

*) Selbst hinter den Seligpreisungen, die scheinbar ganz individualistisch klingen (Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden usw.) steht doch das Reich, das allen Trost, alle Gerechtigkeit und alle Barmherzigkeit in sich birgt.

**) Das ist auch der Sinn des Wortes: „Doch darin freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind," d. h. daß ihr Diener und Arbeiter Gottes seid.

gibt, wird er erst selig. *) Des Menschen Seligkeit ist nicht Selbstzweck, sondern ungesuchtes Geschenk. Die Freiheit kommt erst durch die höchste Bindung.

Wir stehen hier an dem innersten Punkte des religiösen Erlebnisses Jesu, das hier ganz entscheidend von dem Erlebnis seines Apostels, mehr aber noch von dem Erlebnis Luthers abweicht. Oder kann man bei Jesus überhaupt nicht von einem religiösen Erlebnis sprechen? Ist bei ihm alles ruhende und fertige „Natur", nicht ein in lebendiger Entwicklung gewachsenes Wollen? Die bis heute nachwirkende Christologie der hellenistischen Epoche behauptet das erstere. Wir verzichten darauf, uns hier von neuem mit dieser alles Lebendige in die Todesstarre hinüberführenden Lebensanschauung der sterbenden Antike, die weder der christlichen Religion als Gesamtanschauung noch der Christusfrage in ihrer schematischen Zweinaturenlehre gewachsen gewesen ist, auseinanderzusetzen. Was unsere Frage anlangt, so beweist das Zeugnis Jesu selbst, daß er durch ein Erlebnis hindurchgegangen und durch dieses auf seinen Messiasweg geworfen worden ist. Bei näherem Zuschauen erweist sich, daß dieses Erlebnis das stärkste und tiefgreifendste gewesen ist, das je durch ein Einzelleben hindurchgeflutet ist, selbstverständlich als unbedingt aufgezwungenes und alle Freiheit ausschaltendes. **) Der Vergleich mit anderen religiösen Erlebnissen, besonders mit denen des Paulus, des Augustin, Luthers, hat zu der allgemein verbreiteten, auch aus angeblich theologischen Gründen festgehaltenen Anschauung geführt, daß es sich in diesem Erlebnis nicht um einen Bruch mit der Vergangenheit, sondern nur um eine gradlinig aus der Vergangenheit hervorwachsende Offenbarung und Berufung handle. Man weist auf die Tatsache hin, an der allerdings kein Zweifel ist, daß sich in seiner Verkündigung und in seinem Lebenswerk auch kein leises Nachzittern eines überwundenen Lebenszustandes aufweisen lasse, wie das bei Paulus, Augustin und Luther der

---

*) Vergl. Carlyle: Des Menschen einzige und höchste Seligkeit ist, daß er arbeitet und sein Arbeitsfeld kennt.

**) Jesus sagt es selbst — denn dieser Bericht kann nur auf eigene Mitteilungen zurückgehen —, daß er nach der Johannestaufe „vom Geist" in die Wüste geführt sei.

Fall sei. Es ist alles völlig in sich ruhend, fertig und abgeklärt. Besonders aber hat die Theologie, zumal die an Anselm irgendwie orientierte, nur auf diese Weise das Dogma von der Sündlosigkeit Jesu einwandfrei behaupten zu können geglaubt.

Was den zweiten Einwand anlangt, so kann natürlich die Notwendigkeit einer mehr oder weniger an gesetzlichen Normen gemessenen Sündlosigkeit für ein mehr oder weniger juristisch-mechanisch gefaßtes Erlösungssystem, das ein einmal vollzogenes Versöhnungswerk braucht, für uns nicht in die Wagschale fallen, zumal da dieses dem inneren Wesen der lebendigen Religion Jesu widerspricht. Wohl aber ist gegenüber der auch abgesehen davon von den Theologen allgemein festgehaltenen Lehre von der *persönlichen* Sündlosigkeit Jesu zu sagen, daß sie allerdings nicht dem von uns zu durchschauenden Tatbestande des Lebens, wohl aber der Grundanschauung Jesu, mit der seine Religion steht und fällt, radikal widerspricht. Denn in seiner Religion gibt es weder eine *persönliche* Sündhaftigkeit noch eine *persönliche* Sündlosigkeit, sondern nur eine Schuld — in verfestigter Betrachtung „Sünde“ — die *auf allen*, am schwersten aber gerade auf den „persönlich“ Reinsten — wenn man davon sprechen darf *) — lastet. Ja, wir müssen noch weiter gehen. *Dies Erleben der Gesamtschuld — das ist das grundlegende Erlebnis, das durch Jesus erstmalig und in nie wieder erreichter Tiefe und Schwere in die Welt flutete.*

Es ist merkwürdig, was für Schwierigkeiten den Theologen schon von den Evangelisten an die Taufe Jesu durch Johannes gemacht hat. Es ist ganz töricht, anzunehmen, daß Jesus diese

*) Jesus selbst lehnt das ab. „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.“ Dieses Wort beweist nicht, daß Jesus sich etwa in irgendeiner Weise einer Abweichung vom Wege des Guten bewußt gewesen ist, wohl aber, daß er es für ungehörig hält, von persönlicher Güte zu reden. Das Wort des Johannesevangeliums: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ ist in seinem Munde ganz unmöglich! Es würde die Reinheit und Güte seines Lebens, die er von *Gott* hat, direkt aufheben. Denn nur die volle Demut und Selbstlosigkeit ist wirkliche Reinheit.

Taufe einfach nur als Zeichen äußerer „Gerechtigkeit“ mitgemacht habe. Er hat sich ihr selbstverständlich unterzogen, wie Johannes sie dachte und wollte, und wie alles Volk sich ihr unterzog. Seine „persönlichen Voraussetzungen“ kamen hier garnicht in Betracht. Er wollte mit seinem Volke und als Kind seines Volkes „Buße tun“, weil er mindestens wie alle andern, jedenfalls unendlich viel tiefer als alle andern fühlte, daß eine alte Welt sterben und eine neue auferstehen müsse. Die Schuld der Zeit muß in seiner Seele in ihrer furchtbarsten Wucht lebendig gewesen sein, denn sie war hier bis zu einem Durchbruchspunkt herangereift, der ein Erlebnis von einer seither nicht wieder wirklich gewordenen erschütternden Größe und geheimnisvollen Tiefe zeitigte. Das Selbstbewußtsein, das ihm hier aufgezwungen wurde, ist nur erklärlich, wenn eine Welt in ihm zusammensank, der er als „Sohn“ eine neue Welt entgegenzusetzen berufen ward. *)

Das, was nun folgt, trägt derartig die unverkennbaren, wenn auch zu gigantischen Maßen herangewachsenen Spuren dessen an sich, was die Menschheit, soweit menschliche Kunde reicht, als Schuldkampf erlebt hat, daß kein Zweifel daran sein kann, daß der vierte Evangelist psychologisch die richtige Erinnerung aufbewahrt hat, wenn er den Täufer (!) das merkwürdige Wort aussprechen läßt: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Den Schuldkampf für die Menschheit hat Jesus in der Wüste, nicht erst am Kreuz, durchgekämpft. Dieses Hungern bis zur Erschöpfung, dieses Fortgerissenwerden in die Königsstadt auf die Zinnen des Tempels,

---

*) Man vergißt sehr oft, daß das „Selbstbewußtsein Jesu“ garnichts, aber auch garnichts mit dem Ichbewußtsein neuzeitlicher „Freiheit“ und Anmaßung zu tun hat. Gerade das ist das Wesen seines Selbstbewußtseins, daß es völlig vom Ich gelöst, daß es ganz und gar innerlich erzwungen war. Der Ausdruck „Selbstbewußtsein“ trifft überhaupt nicht die Sache. Wir werden ihn daher am besten grundsätzlich vermeiden und durch Gottesbewußtsein oder Sohnesbewußtsein ersetzen. Die Versuchungsgeschichte ist nichts anderes als die Geschichte der Klärung dieses Sohnesbewußtseins. In ihr sinkt tatsächlich eine ungeheure Welt zusammen, um einer neuen Welt ewiger Größe Platz zu machen.

dieses Schauen der Herrlichkeit der Welt von schwindelnder Höhe, mit andern Worten: dieses Gequältwerden von anklagenden und lockenden Vorstellungen, die sich bis zu Wahnideen steigern, dieses Hin- und Herpendeln zwischen Höhe und Tiefe, ist nur denkbar auf der Grenzscheide zwischen zwei Welten, die miteinander auf Leben und Tod ringen. In ihm und durch ihn hindurch ist hier die Schuld der Menschheit bis zum letzten einsamen Elend durchgekämpft worden, bis die Erlösungsstunde schlug und die „Engel zu ihm traten und ihm dienten."

Und zwar — das ist das Entscheidende — ist dieser Kampf nicht als persönlicher Kampf, sondern ganz und gar als Kampf für die Menschheit durchgerungen worden. Dieser Kampf mit der dämonischen Macht der Sinnlichkeit in vierzigtägigem Fasten, wer will es wagen, zu behaupten, das sei ein Kampf gegen persönlichen Sinnlichkeitsdrang gewesen! Diese Versuchungsstimme: „Sprich, daß diese Steine Brot werden" war die Stimme, die, nach Brot und Stillung sinnlichen Dranges schreiend, von den Urzeiten her aus den Tiefen der Menschheit heraufgedrungen ist, die noch aus der Bußpredigt des Sozialreformers Johannes gewaltig andringend herausgeklungen war; und das erlösende: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht" war wahrlich nicht nur eine persönlich befreiende Lebenserkenntnis, sondern das neue Gesetz für die Menschheit, es war die Berufung zu einer ganz neuen Botschaft an und für die Menschheit.

Wer will es wagen, zu behaupten, der Zimmermannssohn aus Nazareth sei „persönlich" von dem Drange befallen worden, in der Königsstädt sich durch die verwegene Tat und den blendenden Schein durchzusetzen? Wer sieht hier nicht die furchtbare Knechtschaft der Menschheit unter den Schein der Oberfläche und die weithin leuchtende Blendfarbe, wer hört hier nicht den Schrei des „Volkes" nach „starken Männern" und beweisenden Zeichen? Der Mann, der sich hier entschloß, „Gott, den Herrn, nicht zu versuchen", um als ein Großer zu erscheinen, sondern das Zimmermannsgewand weiter zu tragen, wie er es bis dahin getragen hatte, auch nicht, wie Johannes, das weithin schimmernde Wüstengewand anzulegen, sondern von innen her der Wahrheit den

Weg zu bahnen, hatte wahrlich keine „persönlichen“ Anwandlungen des Ehrgeizes zu überwinden, sondern um den Weg der Erlösung für die Menschheit zu kämpfen.

Wer will weiter behaupten, dieser selbe Zimmermann habe je im Ernst „persönlich“ Alexanderpläne mit sich herumgetragen und von einer alles umfassenden Weltherrschaft geträumt? Es war nichts anderes als die dämonische Fata Morgana, die seit den Tagen des Turmbaus von Babel in der Menschheit spukt, der teuflische „Imperialismus“, der sein Haupt immer wieder erhebt, der noch in der Johannespredigt wiedergekehrt war als der mit Feuer die Welt verzehrende und richtende König, der hier niedergerungen wird für die Menschheit. Das alles hat garnichts mit „Persönlichem“ zu tun. Es war der „Geist“, der ihn in die weiten Gefilde des Allebens entrückt hatte, bis er hier den Satan vom Himmel fallen sah „wie einen Blitz“ und die Erlösung der Menschheit ihm aufging in dem alles beherrschenden Gesetz für alle: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“

Als dieser Kampf vollendet ist, da fällt kein Wort von der unbeschreiblichen Freude und Seligkeit, die die neue Wahrheit umstrahlt haben muß. Nur ganz leise klingt sie hindurch durch den Satz: „Da traten die Engel zu ihm und dienten ihm“, und hin und wieder schimmert ihre keusche Schönheit auch später wieder auf in der Verklärungsgeschichte oder in Worten wie diesen: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Nach außen hin wird dies Erlebnis zu nichts anderm als zum unermüdlichen Wirken, solange es Tag ist, zum glühenden Werberuf: Tut Buße, denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen!

Es kann keinem Zweifel unterliegen: hier liegt ein Bruch von einer Tiefe und Gewalt vor, gegen den der Bruch in dem Leben eines Paulus, eines Augustin, eines Luther klein und

„persönlich“ erscheint. Wohl spiegelt sich auch in ihrer Lebensentwicklung ihre Zeit; sie sind Typen und werden daher bis zu einem gewissen Grade zu Vertretern und Führern ihres Zeitalters. Aber sie bleiben Einzelmenschen, die letztlich nur ihren eigenen Kampf durchkämpfen und in der Kraft dieses Eigenkampfes zu Helfern und Deutern für andere werden. Der Kampf Jesu geht viel tiefer und reicht daher in seinen Wirkungen viel weiter. In ihm spiegelt sich nicht nur der Kampf seines Volkes, er ist das Schicksal seines Volkes. Er ist nicht bloß Typus, er ist der Träger und Vollender. Er hat ganz aufgehört, in eigener Sache zu handeln und zu erleben. Er trägt die Schuld der Menschheit und erlebt die Erlösung der Menschheit. Ihm „persönliche“ Schuldlosigkeit zuzuschreiben, ist bereits Rückfall in den Individualismus, den sein Kampf endgültig überwunden hat. *) Er ist der im höchsten Sinne Schuldige und darum der im höchsten Sinne Reine. Er erlebt den vollen Gotteswillen sowohl als vernichtenden wie als belebenden — beides ist ganz untrennbar —; in ihm vollzieht sich im tiefsten Sinne das Stirb und Werde der Menschheit.

Von hier aus erklärt sich erst die heiße Leidenschaftlichkeit — wie will man sie ohne Bruch verstehen! — und die volle Abgeklärtheit seines Lebens, die das Alte bis in seine letzten seelischen Tiefen kennt — dieses Durchschauen in die letzten Falten der selbstsüchtigen Seele ist der Schrecken seiner Gegner gewesen — und doch völlig mit ihm fertig geworden ist. So zittert das Alte nur noch in der Leidenschaft des dem Neuen zugewandten Wollens nach. Weil er einmal ganz überwunden hat, ist sein Auge ganz nach vorn gerichtet. Das Alte ist bis in die feinste Gedankenführung und ins sprachliche Gewand hinein abgestreift. Aus der völligen Gebundenheit ist die vollendete Freiheit emporgestiegen, die wohl noch kämpfen muß, aber nun auch unbedingt sieghaft kämpfen kann. Keine Unsicherheit zittert mehr hinein

*) Es ist ganz selbstverständlich, daß, wie das ganze Vaterunser sein Gebet ist, wie das der andern, so auch die fünfte Bitte für ihn wie für alle andern Gültigkeit hat. Sein ganzes Leben ist eine große Schuldzahlung an Gott. Aber er kennt nur „unsere“ Schuld, nicht „meine“ Schuld.

in seinen Kampf, weil er den Dingen bis auf den Grund gekommen ist. Sein Kampf in Gethsemane und sein Zagen am Kreuze sind nicht aus der Unsicherheit des Willens geboren, sondern Reflexe des furchtbaren Schicksals in einer fühlenden Seele. Das „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“ steht sieghaft über allen Abgründen menschlicher Schwäche.

In diesem Charakter des Erlebnisses Jesu, das alles Persönliche auslöscht und nur als völliges Ergriffenwerden von einem höheren Willen und unbedingtes Aufgehen in den Kampf der Menschheit begriffen werden kann, liegt es begründet, daß es für ihn die Frage: „Glaube und Werke“ nicht gibt. Der Glaube als die Hingabe an den ergreifenden Gotteswillen ist hier garnichts anderes als das Hingerissenwerden in das Gotteswerk oder richtiger in das Gotteswirken. Passivität und Aktivität, Quelle und Ziel des Lebens liegen hier im Durchbruchspunkt des Neuen ineinander. Die langen Auseinandersetzungen sowohl des Paulus wie Luthers über das Verhältnis der Werke zum Glauben sind nur ein Beweis dafür, daß sie das richtige Verhältnis, nämlich ihre völlige Einheit, nicht gefunden haben. „Werke“ gibt es überhaupt nicht mehr, sondern nur ein von innen her wachsendes Wirken. Es ist ein strömender Lebenssaft, der den Baum und die Frucht miteinander verbindet. Der Baum ohne die Frucht und die Frucht ohne den Baum und seine Wurzel sind tot. Das Leben ist nur da, wo beides vorhanden ist in unauflöslicher Kreiseinheit. Der Mensch wird darum gerichtet nach seinen Werken oder nach seinem Glauben. Daß man im Gerichtsgedanken beide als in einer Spannung zu einander stehend empfunden hat, ist nur ein Beweis dafür, daß man beide nicht begriffen hat. Das Erlebnis Luthers erscheint von hier aus gebrochen und unvollendet, weil es als Letztes die persönliche Seligkeit sucht und daraus erst das Motiv für die Lebensbetätigung sekundär ableiten muß, was nur gebrochen gelingt, da sich zwischen Gott und die Tat das Ich mit seinen Ansprüchen schiebt. Jesu letzter Lebensdrang sucht Gott und sein Werk, garnichts anderes. Die Seligkeit in Gott ist nur ein mitschwingender Ton, ein Gefühl des Lebens, das selbst unendlich viel höher steht als alle Gefühle. Dies Leben ist der Werdestrom Gottes, an den er

sich in unermüdlichem Schaffen verliert. Das kommende Reich Gottes ist Inhalt und Ziel des Lebens. Aller Glaube wird zum Dienst, und aller Dienst ist ein Glauben.

Von hier aus wird auch erst deutlich, warum Luther die innere Einheit der „Werke“ nicht gefunden hat, sondern sie immer noch in der Art der Gesetzesreligion als Einzeltaten sieht. Die Unterscheidung von Werken zur Kasteiung des Fleisches und zum Dienst des Nächsten ist auf dem Boden der Religion Jesu ganz unmöglich. Es muß alles dem Reiche Gottes, d. h. dem an Gott zu bindenden Nächsten dienen. Jesus kennt selbstverständlich die Askese, aber nur als ein Tüchtigmachen zum Dienst. Gebet und Fasten sind das Schärfen des Messers, mit dem man schneiden will, die Sammlung der Kraft, die wirken soll. Als selbständige „Werke“ gedacht, sind sie selbstverständlich wertlos und schädlich, weil von der Sache ablenkend und nicht aus dem Glauben stammend, sondern nur der „Seligkeit“ des Ich dienend. Er will Barmherzigkeit und nicht Opfer. Sein Erlebnis ist ein Erlebnis für die Menschheit und in unauflöslichem Zusammenhang mit ihr gewesen, darum ist sein Wirken garnichts anderes als Gemeinschaftswirken. Er will durch jede Tat an die Gemeinschaft binden, nicht irgend welchen „persönlichen Wert“ herausstellen. Gottesliebe und Nächstenliebe liegen unauflöslich ineinander.

Wir sind so ausführlich auf das Erlebnis Jesu eingegangen, weil in ihm das aus der Gegenwart neu heraufsteigende religiöse Erlebnis seine Deutung und Klärung findet. Fern muß dabei der Gedanke liegen, daß dies Erlebnis in solcher Tiefe, Reinheit und Gewalt je wieder heraufsteigen könnte wie damals, als es zum ersten Mal erwachte. Es gibt viele Gründe — natürlich nicht kirchlich-dogmatische —, die das ausschließen. Aber der Charakter dieses Erlebnisses wird uns heute wieder aufgezwungen.

Es ist eine Tatsache, das sich das Schuldgefühl der lutherischen Kirche schon seit Jahrhunderten mit wachsendem Unbehagen auf die Lücke gerichtet hat, die wir oben in dem Lebenswerk Luthers aufwiesen. Man hat sich in der Kirche des Wortes mit steigender Angst auf die praktische Tat geworfen, sei es in der Liebestätigkeit, sei es in der äußeren und inneren Mission,

sei es in der Gemeindearbeit, sei es im Aufbau kirchlicher Verfassungen, sei es in der Betrachtung sozialer Fragen. Dabei hat sich herausgestellt, was uns im 2. Bande ausführlich beschäftigt hat, daß das alles Notstandsarbeit war, die den Stempel der Unsicherheit und des bösen Gewissens an sich trug. Was im Ansatz versäumt ist, läßt sich später nicht äußerlich anbauen. Der Bankrott war unvermeidlich. Die Geschichte hat ihn schneller und grausamer heraufgeführt, als Menschen es ahnen konnten. Die Kirche hat wohl nie ihre Schwäche und ihre Hoffnungslosigkeit, je wieder entscheidend in das Rad der Zeit zu greifen, so bitter und tief empfunden wie im Weltkriege — trotz des Reformationsjubiläums. Immerhin ist es ein Trost und ein Zeichen der Hoffnung für die Kirche des „reinen Evangeliums", daß der von ihr geforderte Neuansatz nichts anderes ist als ein Zurückgehen auf das „reinere Evangelium", auf den Ansatz des Lebenswerkes Jesu.

Einerlei auch, wie sich die Kirche zu solchem Neuansatz stellen wird — das Erlebnis der Zeit bedeutet mehr als alle traditionellen Gefühle. *Nach diesem Weltkriege kann das religiöse Erlebnis, wenn es überhaupt kommen und sich durchsetzen wird, nicht mehr als „persönliches" Erlebnis zum Menschen kommen, sondern nur noch als an der Gesamtheit orientiertes Erlebnis.* Mag der einzelne noch in tausend Fällen in seiner Klosterzelle *seine* Seligkeit suchen, der ewige Gott ist als Richter zum Ganzen der Welt gekommen und hat ihre Gesamtschuld aufgedeckt. So wird auch die Erlösung nur als eine „Erlösung für viele" kommen können.

Nur die Miterlebenden können die Träger der Zukunft sein. Diese ungeheure Zwangsverkettung, in die das Schicksal die Menschheit hineinschlug, kann nicht wieder aufgelöst werden. Eine Flucht vor der Blutsgemeinschaft, die alle Menschen verbindet, gibt es jetzt nicht mehr. Auch die „Neutralen" mußten in die Katastrophe des Weltkrieges hinein, und von den Lasten, die er hinterließ, gibt es keine Drückebergerei. Die Beteuerung, daß man an dem Wahnsinn des Krieges schuldlos sei, daß man an den wilden Ichkräften, die sich in ihm austobten, keinen

Anteil habe, daß man „ihn nicht gewollt habe“, kann garnichts nützen. Die Menschen sind jetzt auf Tod und Leben aneinander geschmiedet. Was keine Organisation vermochte, das hat die heilige Not des Sterbens, der furchtbar dahinrauschende Blutstrom fertig gebracht. Es gibt keine Einzelwesen mehr. Sie sind jetzt alle zu Trägern des Gesamtschicksals oder richtiger der Gesamtschuld geworden. Und die „persönlich“ Reinsten — wenn wir heute noch wagen dürfen, davon zu sprechen — sind die Bereitwilligsten, diese Schuld anzuerkennen und sich unter sie zu beugen. In furchtbaren Visionen zuckten durch ihre Seele die dämonischen Mächte, die diese Welt beherrschen. Unter dem Wahnsinn der Weltkatastrophe mußten sie am schwersten leiden. Während die bestialischen Triebe der Welt, ihr nach Geltung und Ruhm gierender Ehrgeiz, ihre imperialistischen Gelüste sich in wilden Orgien austobten, irrten sie in der Wüste umher und mußten das alles in seinen letzten Konsequenzen durchschauen und in unergründliche Abgründe blicken. Während die Welt noch Töne des Jubels und des frivolen Genusses fand, war ihr Los das einsame Elend.

Aber während sie das Elend der Gesamtschuld am tiefsten erlebten, ging ihnen auch zuerst ihr letzter Sinn auf. Hinter dem allen sahen sie den Weg der Heilung, sahen sie das Morgenrot einer neuen Zeit aufleuchten. Nicht für sich persönlich! Wer darf jetzt noch von persönlichen Lebenszielen, von persönlichem Glück, von persönlichem Wollen reden! Wie sie im Ganzen untergingen, so können sie nur im Ganzen und für das Ganze wieder auferstehen. Eben in der ungebrochenen Hingabe an das Ganze liegt die neue Freiheit, die ihnen geschenkt wurde. Die dämonischen Mächte, die im Weltkrieg sich bis zur Erschöpfung austobten, sind von ihnen auch als innerlich überwunden erlebt, und diese Deutung der Geschehnisse auf ihren inneren Sinn, dieses Werben um die neue Welt, die ihnen zur Gewißheit ward, ist nun der alles beherrschende Drang ihres Lebens geworden. Einem Gesamtgeschehen, das sie überwältigte, beugten sie sich, einer Gesamtentwicklung gilt nun auch ihre Arbeit. Ihr Glaube war ein Ueberwältigtwerden von dem Herrn der Welt, so muß er ganz von selbst zu einem Schaffen für diesen Herrn der Welt

werden. Die heilige Freude über die neue Gewißheit, die das neue Werden wie die Strahlen der aufgehenden Sonne umspielt, ist wahrlich kein Grund, um davon zu reden, wohl aber Ansporn, freudig zu handeln. Dem neuen Werden vom Trieb zum geistigen Willen, vom hohlen Schein zum Schaffen von innen her, vom Ichwillen zum alles beherrschenden Gotteswillen zu dienen und die Bahn zu bereiten, ist ihr einziges Anliegen. Immer weitere Kreise in das Erlebnis der Schuld und der aus ihr heraufsteigenden Erlösung hineinzuziehen, ist ihre Lebensaufgabe. Vom kommenden Reich werden sie sprechen, von nichts anderem. Sie werden die Träger der Hoffnung in einer hoffnungslos zusammenbrechenden Welt sein.

Die Zellen eines neuen Lebens in den verfallenden Körper einer verflossenen Lebensepoche hineinzutragen, das ist die ihnen gestellte Aufgabe. Die neue Gemeinde zu schaffen, die die Trägerin der Zukunftskräfte werden soll, wird ihr Tagewerk sein. Die Hingabe ist ihre Kraft, und der hoffende Glaube ihr Flügel. Sie werden zu ihnen kommen, die Menschen, die noch einen letzten Funken Zukunftskraft in sich tragen, und wenn die Alten nicht mehr können und wollen, die Jungen werden sich um so bereitwilliger um sie scharen. Die Jugend wird sich mit ihnen verbünden, weil in ihr nach unverbrüchlichen Gesetzen der Entwicklung das Neue durchbrechen muß. Die Jugend wird dazu zwingen, der Welt wieder ein überragendes Ziel zu geben, das eine ganze Lebensepoche verloren hatte. Die Zukunftsgemeinde wird Arbeits- und Erziehungsgemeinde sein. In ihr wird man nicht mehr sprechen von Glauben und Werken, sondern ihr Glaube wird ein Wirken, und ihre Werke werden ein Glauben sein.



III. Das religiöse Urerlebnis in seinen Beziehungen zum Lebensganzen.

1. Das Leiden.

Das religiöse Urerlebnis ist allumfassend. Es beherrscht nicht nur abgegrenzte Zeiträume und bestimmte Gebiete des Lebens, sondern es ist der Kulminationspunkt des ganzen Lebensprozesses. Auf diesen Punkt drängt alles hin, auch das scheinbar gleichgültigste und gottesfernste Dahindämmern des Daseins; von diesem Punkt geht wiederum alles aus, auch das äußerlich selbständigste und irreligiöseste Handeln. Es gelingt nicht, irgend einen Punkt der Lebensentwicklung von ihm unabhängig zu machen. Man kann höchstens unterscheiden, wie nahe oder wie fern ein bestimmtes Stadium dem Durchbruchspunkt liegt. Auch liegt in jedem Stadium, das nicht im Kulminationspunkt des Urerlebnisses selbst liegt, bereits ein Fortschwingen vom alten und ein Hinstreben auf einen neuen Kulminationspunkt beschlossen. Es gibt Zeiten, in denen das erstere vorwiegt, und es gibt Zeiten, in denen das letztere die Entwicklung beherrscht. Alles Leben ist eine Wellenbewegung, ein Auf- und Abfluten der Lebensenergie, auch und erst recht das religiöse Leben. Darum geht es nicht an, die Religion als eine Provinz des Geisteslebens abzugrenzen. Die religiöse Frage beherrscht und durchdringt alles. Auch hinter der rein äußerlich-technischen Lebensarbeit, auch hinter der sog. objektiven wissenschaftlichen Forschung wirkt in der Tiefe der religiöse Lebensprozeß, dem alles dienen muß. Man kann

letztlich auch nicht religiöse und irreligiöse Menschen und Zeitläufte unterscheiden. Auch der Spötter und der Gleichgültige haben ihren Platz in dem religiösen Entwicklungsprozeß. Wo Höhenpunkte sind, müssen auch Tiefpunkte sein, und das Gleiten durch die Tiefe ist das Durchgleiten zur Höhe. Freilich erst von der Höhe sieht man das, das Stadium der Tiefe selbst ist blind, eigenwillig und in sich abgeschlossen, bis eine höhere Macht es hinaufreißt.

Darum ist es auch verkehrt, von religiösen Einzelfragen zu sprechen, die für sich besonders zu einer Lösung gebracht werden könnten. Es gibt keine religiöse Frage, die nicht ganz fest und unablösbar mit dem Urerlebnis verflochten wäre. In diesem Urerlebnis selbst haben alle ihren Platz und finden alle ihre Lösung. In ihnen strahlt es nur nach verschiedenen Seiten aus, oder durch sie hindurch findet es seine Verwirklichung. Sucht man etwa der Frage nach dem zukünftigen Leben unabhängig von dem zentralen religiösen Erlebnis beizukommen — wie hundertfältig ist das versucht worden! —, so ist sie schon auf den toten Strang geschoben und kommt nie über Unsicherheit und Zweifel hinaus. Wie eng die Fragen des sozialen Lebens mit dem religiösen Urerlebnis zusammenhängen, brauchen wir nach dem Bisherigen kaum zu betonen. Aber auch das Rätsel, das allen lebendigen Geschöpfen als erstes und elementarstes entgegentritt, das Rätsel des Leidens, steht in ganz unlösbarer Verquickung mit dem religiösen Lebensprozeß. Ihm wollen wir uns zuerst zuwenden, da es auch für die Gegenwart das brennendste und schmerzlichste ist.

Wozu das Leiden? Wozu der Schmerz? Wozu die Krankheit? Wozu das Sterben? Das Woher? und Wozu? des Lebens tritt in seiner geheimnisvollen und drohenden Größe dem Menschen erst im Erlebnis der schmerzlichen Zerstörung des eigenen Daseins wirklich entgegen. Was vorhergeht, sind mehr oder weniger neugierige Kinderfragen. Hier aber wird es erstmalig zur qualvollen Frage: „Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen?“

Schon diese Tatsache, daß das Leiden den Menschen zwingt, den Tiefen des Lebens nachzugehen, rückt es in die Sphäre der Religion. Die Religion ist darum von ihren Anfängen her ganz fest mit diesem ihrem ältesten Heiligtum verknüpft gewesen. Es

gibt keine Religion, in der nicht dem Schmerz der älteste Platz zukäme. Selbst die lebensfreudigen Hellenen opferten den Göttern. Freilich ist schon das Opfer ein Ablenkungsmittel für das Leiden, eine Flucht vor der grauenvollen Tiefe des Lebens, ein Uebertragen dessen, wovor der Mensch selbst zittert, auf ein anderes Wesen. Diese Versuche, des Leidens durch Ablenkung Herr zu werden, reichen bis in die modernsten Laboratorien der Mediziner und die neuesten Systeme der Erlösungstheoretiker. Bis in die Gegenwart hinein ist die Religion oft genug nichts anderes gewesen als das Ablenkungsmittel für das Leiden des Lebens, die große Trösterin, die durch Opfer, Sakramente, Riten, Stellvertretungslehren den Menschen das Leiden abnehmen soll.

Freilich sind alle diese Versuche, dem Leiden durch die Flucht zu entrinnen, mißlungen. Keine der „ästhetischen Erlösungsreligionen“ trägt Unvergänglichkeitskraft in ihrem Schoße. Der Vorwurf der Heuchelei, der die Religion immer wieder getroffen hat, richtet sich letztlich gegen diesen sich immer wieder vordrängenden Anspruch, etwas zu leisten, was keinem Sterblichen gegeben ist, das Leiden aus der Welt zu beseitigen.

Das Leiden will nicht beseitigt und abgelenkt, es will überwunden werden. Es hat seinen festen Platz in der Geschichte des Lebens, und keinem Sterblichen wird es gelingen, ihm den Platz streitig zu machen, den ihm der Schöpfer anwies. Aber diesen Platz zu erkennen, sich dort unter die Macht des Leidens beugen zu lehren, bis es seinen Auftrag vollzogen hat und dadurch überwunden ist, das ist allerdings ein wichtiges Anliegen der Religion.

Das Leiden steht an der Pforte der Religion. Keiner dringt in ihr Innenland, der am Eingange an ihm vorüberschlich. Er wird doch wieder hinausgewiesen als der, der „kein hochzeitlich Kleid“ anhat. Dieser „religiösen Weihe“ entrinnt keiner, der den letzten Tiefen des Lebens zustrebt. Selbst das Weltkind kennt diese Wahrheit:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Freilich das Weltkind flieht sie auch. Es weicht dem Leiden aus, wo immer es kann. Das ist die erste seelische Tatsache, die allem Leiden gegenüber aufspringt: Das Grauen und die Flucht vor ihm. Darum hat die Religion für jedes naive Weltkind, das aus dem Sonnenschein des Lebens in das ernste Halbdunkel ihres Tempels tritt, immer etwas Furchterregendes und Zurückschreckendes. Es gibt keine Religion, die sich völlig mit der Weltfreude vereinigen ließe. Selbst durch die Tempel des klassischen Altertums zog der Dunst von blutigen Opfern und der herbe Geisteshauch schicksalsschwerer Mythen, und je reiner der religiöse Gedanke heraustritt, desto schärfer werden die Züge der Leidensgestalt, die vor den Toren der Religion die Wache hält. Das tiefste Symbol des Christentums, das Kreuz, scheucht Tausende schon an seinen Toren zurück, ehe sie überhaupt den Versuch gemacht haben, sich mit seinen Lebensgedanken zu beschäftigen. Freiwillig oder den an der Oberfläche liegenden Trieben der Natur folgend hat noch keiner die Schwelle der Religion überschritten. Erst wo der Zwang des Lebens das Leiden zur Tatsache werden ließ, vor der es kein Entrinnen gibt, wurde auch das Angstgefühl vor der Leidensgestalt am Eingange des Heiligtums überwunden und wandelte sich zur Ahnung, daß dahinter die Güte thront. Auch von dieser Seite zeigt sich wieder, daß das religiöse Leben mit dem Determinismus steht und fällt.

Hier offenbart sich aber auch von neuem, daß die wirkende Kraft der Religion sich vom ersten Augenblicke an gegen den Ichwillen wendet. Jenes Angstgefühl des Weltkindes vor dem Leiden ist garnichts anderes als das Sichsträuben der ungebändigten Ichkraft vor der Auflösung und Bindung. Der natürliche Selbsterhaltungstrieb ist die Wurzel jenes Grauengefühls. Es wird viel zu wenig darauf geachtet, daß die Frage nach dem Sinn des Leidens in der Welt sich niemals zuerst gegen die Sinnlosigkeit des Leidens *an sich* richtet. Erst in einem ganz späten Stadium nimmt die Frage diese tiefste Allgemeinform an. Der natürliche Ichmensch kann tausendfaches Leiden neben sich mit kühlem Herzen und klarem Verstande sehen, ohne die Frage überhaupt zu empfinden, bis das Leiden in irgendeiner Form sich *gegen ihn selbst* richtet. Nicht nur das Kind ist oft empfindungslos bis

zur Grausamkeit gegen fremdes Leiden, das nicht irgendwie naturhaft mit dem eigenen Leben in Verbindung steht, sondern ganze Generationen der naiven Ichkultur gehen an tausendfältigen Qualen vorüber, ohne auch nur leise die Frage zu spüren, die darin schlummert. Wen hätte das nicht im Zeitalter der Großstadt und des Weltkrieges bis ins Innerste erschüttert! Es ist psychologisch ungemein fein und richtig beobachtet, daß der Vorwurf Hiobs gegen seine weisen Freunde sich weniger gegen ihre Lehren als gegen ihren Mangel an Mitempfinden richtet. Sie sitzen eben draußen und philosophieren vom sicheren Standort aus, während Hiob drinnen sitzt und sich mit der qualvollen Sache auseinandersetzen muß.

Darum nimmt die Frage nach dem Sinn des Leidens immer zuerst die Form an: „Warum muß ich solches leiden?“ Das Merkwürdige dieser Tatsache muß man sich einmal ganz klar machen. Während man alles tausendfältige Leiden in der Welt hinnimmt mit derselben Selbstverständlichkeit wie die stumme Kreatur, während man in der eigenen Selbstbehauptung täglich andere Geschöpfe, auch Menschen der nächsten Umgebung, schwer leiden läßt, stößt die Anwendung dieses sonst so willig anerkannten Leidensgesetzes sofort auf eine harte Schranke, sobald es sich um das eigene Leben handelt. Da wird das Leiden plötzlich zur Frage. Der sich bisher naiv und unbewußt auswirkende Ichwille tritt mit einem Schlage in seiner ganzen Nacktheit heraus, so nackt, daß er es noch ganz geflissentlich betont: „Warum gerade ich?“ Jeder Seelsorger kennt diese verblüffende Tatsache; und hält er dieser verwunderten Frage die nicht minder verwunderte entgegen: „Warum gerade du nicht?“, dann erst offenbart der fragende Ichwille sein tiefstes Wesen, indem er die typische Antwort gibt: „Womit habe ich das verdient?“ Dieser Gedankengang ist so allgemeim, daß selbst Menschen, die längst mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes fertig sind oder fertig zu sein glauben, immer wieder auf diese Frageform kommen, durch die sie sich einem ganz persönlichen Richter gegenüberstellen. Und an diese vorwurfsvolle Frage schließen sich oft genug lange, kluge, in vielen Nächten durchdachte Rechtfertigungsreden an, gegen die die Reden Hiobs kurz und klar zu nennen sind.

Es springt sofort in die Augen, in was für einer engen Beziehung dieser durch das Leiden ausgelöste Prozeß zu der in dem Abschnitt „Schuld und Erlösung" dargestellten seelischen Entwicklung steht. Wie dort der angreifende, auf Durchsetzung drängende höhere Wille den Ichwillen bis zur Wildheit herauszerrt und zum äußersten Sichsträuben zwingt, wie dieser dort in statu moriendi sich seiner Freiheit und Selbstherrlichkeit erst voll bewußt zu werden meint, so wird hier durch das anpackende Leiden ganz der gleiche seelische Prozeß ausgelöst: ein wild aufspringender Selbstbehauptungstrieb sucht sich in vorwurfsvollen Fragen gegen die zerstörende Macht des Leidens zu wehren. Ja, mehr als das! Er sieht in und hinter dem Leiden einen gegen ihn gerichteten sittlichen Willen, den er ins Unrecht zu setzen sucht!

Diese merkwürdige Erscheinung, die übrigens allgemein menschlich ist, hat man in Theologenkreisen wohl gesehen, aber man hat nicht anders mit ihr fertig werden können als durch den unermüdlich von neuem erbrachten Nachweis, daß hier eine irrtümliche Auffassung des Leidens vorliege. Das Leiden hat, so hat man immer wieder betont — sogar unter Berufung auf Jesus —, an sich garnichts mit der Schuld zu tun. Es kann wohl hier und da mit der Schuld des Menschen zusammenhängen, aber das generell zu behaupten, ist zum mindesten kurzsichtig, meist sogar grausam. Es gibt hundertfältiges Leiden, das einfach als Schicksal über den Menschen kommt. Wieviel offenkundig schuldloses Leiden gibt es in der Welt! Es ist daher Aufgabe des Seelsorgers, die Menschen von der Wahnidee zu befreien, hinter dem Leiden stehe immer eine Verschuldung. Das Leiden als solches ist sittlich indifferent. Es ist eine unvollkommene und daher zu überwindende Vorstellung der jüdischen Gesetzesreligion, daß das Leiden eine Strafe sei. Das Leiden ist wohl Erziehungsmittel, aber keine Schuldauswirkung.

Merkwürdig nur, daß man eine sittlich indifferente Sache als Erziehungsmittel anspricht! Was ist Erziehung denn anderes als Willensbildung? Glaubt man einen Willen bilden, umbilden zu können ohne einen Willen? Und die willensumbildende Macht des Leidens dürfte doch wohl außer Zweifel stehen.

Merkwürdiger noch, daß diese der jüdischen Gesetzesreligion zugeschriebene angeblich kurzsichtige Auffassung sich so zäh in den Gemütern hält, daß sie täglich wieder aus dem Leben geboren wird, und zwar in Zeitläuften und Menschenkreisen, denen irgendwelche mechanische Gesetzlichkeit so fern wie möglich liegt. Sollte hier nicht ein tieferer, in der Natur der Dinge liegender Zwang wirksam sein? Sollte sich hier nicht von Neuem bestätigen, daß eben die „persönliche“ Auffassung der Schuld, die allerdings auch dem gesetzlichen Judentum das Leiden zu einem qualvoll unlösbaren Rätsel machte, eine grundsätzliche Verirrung ist?

Am merkwürdigsten aber, daß der Nazarener, der diese kurzsichtige Auffassung angeblich überwunden haben soll, sie nicht nur nicht überwunden, sondern so vertieft und verallgemeinert hat, daß sie zu einem Fundament seiner Lebensauffassung und Lebensarbeit geworden ist!

Oder übersieht man die Tatsache, daß sein Kampf gegen Krankheit und Leiden, dem er offenbar ein großes Stück seiner Kraft gewidmet hat, von ihm als ein Feldzug gegen den Satan, das heißt doch: gegen den gottwidrigen Willen, geführt worden ist? (Marc. 3. 22 ff.) Man hat doch oft darauf hingewiesen, daß die Uebersetzung der siebenten Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel!“ (sachlich durchaus richtig) geschichtlich zutreffender lauten würde: „Erlöse uns von dem Bösen!“ Wenn es richtig ist, daß unsere Mittel, der Krankheit beizukommen, andere geworden sind als diejenigen seines Zeitalters, dem weniger Wissen und Technik, aber mehr Willenskraft zur Verfügung stand, ist darum auch seine Auffassung des Uebels und der Krankheit als „zeitgeschichtliche Vorstellung“ überwunden? Zeichen zu tun zur Beglaubigung seiner Botschaft, lag ihm seit dem Erlebnis auf den Zinnen des Tempels sehr fern, und er hat diesen Mißbrauch seiner Kraft wahrlich häufig und scharf genug von sich gewiesen. Warum schiebt man ihm in der Heilung des Gichtbrüchigen wieder ein solches Zeichen unter, das seine Berechtigung, die Sünden zu vergeben, erweisen solle? Warum sträubt man sich gegen die Vorstellung, daß Schuld- und Krankheitsüberwindung innerlich und sachlich miteinander zusammenhängen? Hier ist die Heilung garnichts anderes als die Bestätigung und Verwirklichung der

Ueberwindung des Schuldgefühls. Warum vergißt man, daß alle Heilungen Jesu einen überwundenen Willen voraussetzen? Wo auch nur eine Spur eines sich überhebenden und abschließenden Eigenwillens war, wie in Nazareth, da konnte er „nicht eine einige Tat tun“. Nur die „geistlich Armen“, die ganz den Eigenwillen — das ist doch der gottwidrige Wille! — verloren haben, sind sein Machtgebiet. Der Glaube ist überwundener, gehorsamer Wille *), wie ihn der römische Hauptmann unübertrefflich beschreibt (Matth. 8 Vers 9), so daß selbst Jesus staunt. Für Jesus steht beides in unauflöslicher Verknüpfung: die Schuld des Ichwillens und das Leiden, der Erlösung bringende gehorsame Wille und die Heilung. Sein Feldzug gegen die Krankheit war ein Feldzug gegen einen in der Krankheit von ihm gewitterten — und oft genug auch durch ihn herausgelockten **) — widerstrebenden Lebenswillen. Dabei ist ihm wohl bekannt gewesen, daß dieser widerstrebende Wille keineswegs immer in dem einzelnen Kranken selbst zu fassen ist. Er wußte sehr wohl, daß er einem „Reich des Satans“ gegenüberstand, einem Gesamtwillen, den man wohl hier und da im einzelnen packen, der aber erst im langsamen Voranschreiten als ganzer getroffen werden kann. Darum ist ihm der Aufruf zum Gesamtkampf immer wichtiger gewesen als einzelne Schläge, deren Grenzen er sicherlich auch erlebt hat. (Vergl. Marc. 1. 38—39). ***)

*) Im „Vertrauen“, zumal im modernen Sinne, liegt oft genug noch sehr viel Eigenwille.

**) Vergl. Marc. 1. 24.

***) Daß übrigens diese Auffassung der Krankheit so stark den neuzeitlichen Erkenntnissen widersprechen solle, ist nicht einzusehen. Daß die Krankheit kein passiver Zustand, kein „Leiden“ im Sinne der fatalistischen Auffassung sei, dürfte die moderne medizinische Wissenschaft überraschend genug erwiesen haben. Die Krankheit ist danach ein sehr aktiver Kampfprozeß, eine heiße Auseinandersetzung zwischen höheren und niederen Lebensenergien. Die moderne Bakterienforschung dürfte jene Auffassung von den „Dämonen, die in der Luft herrschen“, — die natürlich nur ein Fühlen und Ahnen zum Ausdruck bringt — nicht mehr als so phantastisch erscheinen lassen. Der lebensfeindliche „Wille“ hat nur etwas bestimmtere, freilich auch heute noch leider oft genug unfaßbare Formen angenommen. Der höhere, stärkere Wille, auf den die Entwicklung hindrängt, kann sich nur im Kampf mit einem dauernd an-

Aber ein Wort glaubt man doch in Jesu Munde gefunden zu haben, das die „jüdische“ Auffassung, daß jedes Leiden — hier im weitesten Sinne — auf eine Schuld zurückweise, endgültig aufheben soll: Das Wort über die ermordeten Galiläer und die Achtzehn, die der Turm von Siloah erschlug (Luc. 13. 2—5). „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein! Sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Nur beweist dies Wort das Gegenteil, ja bringt in klassischer Form die Vertiefung und Vollendung jener „jüdischen“ Auffassung zum Ausdruck. Denn nicht nur wird hier nicht gesagt, daß das Schicksal der Galiläer in keinem Zusammenhange mit der Schuld steht — sie sind nur offenkundig in keiner Weise mehr an ihr beteiligt als alle anderen, sodaß zu pharisäischem Richten wahrhaftig kein Anlaß vorliegt —, sondern es wird nun auch positiv die große Deutung alles Leidens gegeben: es ist Bußpredigt für alle, weil es zurückweist auf die große Schuld, die auf allen lastet.

Hier enthüllt sich wieder die alles überragende Lebensauffassung des Nazareners. Er kennt im Grunde keine „persönliche“ Schuld, er kennt nur die große Schuld, die alle tragen, und jedes Leiden, d. h. jede Zerstörung des gesunden Lebens, einerlei, ob durch sog. Zufall oder durch bösen Willen der Menschen hervorgerufen, ist eine Auswirkung des widerstrebenden Lebenswillens, der auflösend und zersetzend durch Gottes Schöpfung zieht, der überwunden werden muß.

Wie lebendig und geschlossen ist diese Lebensanschauung! Wie kümmerlich erscheint ihr gegenüber jenes berechnende individualistische Abwägen der Menschen, das zurückschauend bei jedem

---

greifenden zersetzenden, auflösenden und zerstörenden niederen Willen behaupten und durchsetzen. Schließlich sind alle neueren Heilmethoden ein Unterstützen des höheren Lebenswillens gegen den niederen, in ihrem Wesen ganz dasselbe, was man in früheren Zeiten machte, wo man das gefährdete Leben auf andere Weise stützte. Auch heute erscheint der Gesamtkampf gegen die Krankheit als mindestens ebenso wichtig wie der Einzelkampf. Auch heute ist die Hebung der Lebensenergie ein ebenso dringendes Anliegen geworden wie die Bekämpfung der lebensfeindlichen Energien.

Leiden nach der „persönlichen“ Schuld und bei jedem Unglück nach dem „verantwortlichen“ Sündenbock sucht, um sich zu beruhigen, wenn die Berechnung so oder so abgeschlossen ist! Wie gewaltig und unerbittlich fortreißend ist dagegen diese Lebensauffassung, die vorwärtsschauend hinter jedem Leiden die große Schuld sieht, die überwunden und ausgefüllt sein will, die aus jedem Schmerzensschrei heraus das heilige Gebot hört, das in jeder wirklich erlebten Schuld schlummert: „Handle! Handle! Handle!“ Allerdings in der jämmerlichen Auffassung der Schuld im individualistischen Zeitalter ist die gewaltige Auffassung der Gesamtschuld, die der Nazarener in die Welt getragen hat, verblaßt. Wer nur die „persönliche“ Schuld kennt, dem bleibt es ewig ein Rätsel, wie man hinter dem furchtbaren Leiden, das durch die Schöpfung zieht, eine unermüdlich vorwärts treibende Schuldanklage sehen kann, der wird immer sagen, daß die Betrachtung, die hinter jeder Krankheit, hinter jedem Menschenleid die Schuld sucht, grausam und lähmend sei. Wer aber den tiefen, heiligen Sinn der Schuld als der stärksten vorwärts treibenden Macht erkannt hat, der wird die mahnende Stimme nicht überhören, die aus jedem Schrei des Leides und der Qual herausklingt: „Hier muß etwas anders werden!“ *) Was der barmherzige Samariter empfand, als er den zerschlagenen Menschen am Wege liegen sah, das war Schuldgefühl, freilich nicht das Schuldgefühl, das juristisch danach fragt: „Wieweit bist du an dem vor dir liegenden Mordanschlag persönlich beteiligt?“, sondern das unmittelbar weiß, daß es an der Not der Menschheit mitschuldig und darum zu ihrer Beseitigung unbedingt verpflichtet ist. Es ist der eine zersetzende, zerstörende Wille, der in aller Not an der Menschheit nagt, und es ist das eine Anliegen aller, gegen diesen Willen zu kämpfen und ihn niederzuringen, wo immer er sein Haupt erhebt.

Von hier aus wird auch erst vollends deutlich, warum man bei Jesus vergeblich nach einer Theodicee sucht. Das Leiden ist für ihn gar kein ruhender Zustand, keine unabänderliche Tatsache,

*) Auch hier muß wieder betont werden, daß das wirkliche Schuldgefühl niemals aus den Taten der Vergangenheit, sondern immer nur aus dem auf Durchsetzung drängenden Zukunftswillen begriffen werden kann.

kein totes Schicksal, dem man einen „Sinn“ abgewinnen, das man in die Liebesabsichten Gottes einreihen muß, wobei die Leidenstheoretiker freilich immer mehr an die Anstöße des Ichmenschen als an den objektiven Sinn des Leidens gedacht haben. *) Er denkt garnicht daran, dem Menschen das Leiden sinnvoller und annehmbarer zu machen, wie die Leidens- und Vorsehungsprediger des individualistischen Zeitalters. Er sieht vielmehr hinter dem Leiden einen gottwidrigen Zersetzungs- und Zerstörungswillen, der einfach bekämpft und überwunden werden muß. Der abgesplitterte Ichwille im sozialen Leben und die Zersetzungsenergie, die in der Krankheit wirksam ist, liegen für ihn auf einer Linie. Der Jahrhunderte hindurch schleichende, zuletzt aber in eine furchtbar akute Krisis übergehende individualistische Auflösungswille, dessen Wirkungen wir am Menschheitskörper gesehen haben, dürfte uns heute die Augen darüber geöffnet haben, daß diese Betrachtung noch keineswegs überholt ist. Im sozialen wie im Einzelleben vollzieht sich ganz der gleiche Prozeß. Jesus wollte beide durch den neuen, zusammenfügenden, gesundenden, belebenden Gotteswillen heilen. Der unbedingte Gehorsam unter den Gotteswillen, der den sich sträubenden Zersetzungswillen bändigt, bringt allein die Erlösung und Heilung. Mögen uns auch manche Zusammenhänge in den Heilungstaten Jesu undurchdringlich bleiben, weil die geschichtliche Kunde darüber zu unsicher ist, soviel schimmert doch durch alle sog. Wunderberichte durch, daß sein überragender Wille in die typischen Krankheiten eines sich zersetzenden Zeitalters hineingriff. Der Nervenarzt unserer Tage, der heute diesen Erscheinungen am häufigsten gegenübersteht, wird von diesem Arzt noch manches lernen können, wenn auch nicht die Technik, so doch den entscheidenden Willen, auf den alles ankommt. Die große gesundende Kraft alles Lebens ist der heilsame Gehorsam. Das dürfte in dem großen Leiden unserer Tage, im Weltkriege, in mehr als einer Beziehung deutlich geworden sein.

Bei Jesus gibt es daher auch gar kein Reden und Jammern über das Leiden. Eben dieses Reden und Jammern gibt dem zersetzenden Ichwillen nach, der gerade durch das Leiden in die

---

*) Vergl. Band II, Seite 51.

Welt des Gehorsams hinübergeführt werden soll. In seine Welt gehören die Klageweiber und Leidenstheoretiker nicht hinein. Er will Beugung unter den Willen, der im Leiden sein Messer ansetzt, weil nur aus der Beugung der gesundende Glaube kommen kann. Nur dem innerlich Hülflosen kann der neue Wille helfen. Nur dem wirklich Gebrochenen erwächst die Kraft des Glaubens.

Dabei ist selbstverständlich, daß Jesus keineswegs alle Arten von organischen Erkrankungen hat heilen können und wollen. Es gibt Zersetzungen, die nur noch ausreifen können. Auch war ihm der Weg zur allgemeinen Lebensgesundung wichtiger als Einzelheilungen. Diesen Weg freilich hat er für alle Zeiten durchschlagend gewiesen. Auch für uns führt der Weg aus der allgemeinen körperlichen und sozialen Zersetzung, aus der Epoche der Nervenerkrankungen, des Geburtenrückgangs und des Völkerhasses einzig durch das Tor des sittlichen Gehorsams.

Dieser Weg aber wird heute wie damals nur gefunden werden, wenn das ungeheure Leiden, das durch die Zeit hindurchzieht, zu einer einzigen Botschaft von der Gesamtschuld wird, zu einer erschütternden Erinnerung an den gottwidrigen Willen, der hinter aller Not der Witwen und Waisen, der Armut, der Jugend, der Krankenhäuser und der Volksseuchen steht. Es gibt keinen, der an dieser Schuld nicht beteiligt wäre, keinen, den nicht jeder zuckende Schmerz, den er selbst in seinem Körper spürt, und jeder Schrei der Qual, der von außen an sein Ohr dringt, erinnern müßte an den furchtbar zersetzenden Ichwillen, dem unser Zeitalter verfiel; es gibt keinen, der es nicht Gott schuldig wäre, mit beiden Händen zuzugreifen, wo immer am Wege ein Menschenleben hülflos verblutet.

Nun erst sehen wir deutlich die tiefe innere Beziehung des Leidens zu dem religiösen Ursrerlebnis. Der Prozeß des Leidens und die Auseinandersetzung mit ihm ist vollkommen in dies Erlebnis verflochten. Es gibt kein Leiden, durch das nicht irgendwie das Schuldgefühl hindurchzittert. Warum verbirgt sich das Leiden der ganzen Kreatur instinktiv vor fremden Augen? Warum wurde es in vergangenen Zeiten in die Wüste hinausgestoßen, und warum wird es heute mit doppelter Liebe umhegt? Es sind das nur verschiedene Aeußerungen des gleichen Grundgefühls.

Die gleichen Stadien finden wir wieder bei der Leidensentwicklung wie beim Schuldprozeß: Das erste Unbehagen, das wilde Sichsträuben des Ichwillens, die langsame Zersetzung dieses Willens bis hin zum gehorsamen Glauben: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

Aber auch von der andern Seite her sehen wir nun deutlich diesen Zusammenhang. Auch die fortlaufende Entwicklung des Schuldprozesses, den wir früher ohne diesen Zusammenhang beschrieben, ist unauflöslich verknüpft mit dem Leiden. Jenes erste vorlaufende Unbehagen, durch das sich das aufschwellende Schuldgefühl ankündigt, ist bereits ein Leiden. Entweder ist es begleitet oder hervorgerufen durch ein Schmerzgefühl, das von innen, aus organischer Störung, oder von außen, aus Schicksalseinflüssen, stammen kann. Die ersten Wehen der Wiedergeburt sind immer zugleich mit einer Störung des bis dahin unbewußt dahinlaufenden Lebensprozesses verbunden. Der Schuldkampf Luthers war keineswegs so „innerlich", wie ihn die Theologen oft darzustellen belieben. Es waren äußere erschütternde Ereignisse und innere organische Entwicklungsstörungen, mit denen er einsetzte. Wie Ichwille und Triebkultur für den Menschen ganz fest ineinanderhängen, so auch Schuld und Leiden.

Aber diese Beziehungen gehen nun weiter. Nicht nur geht das steigende Schuldgefühl mit einer wachsenden Lebenszerstörung einher, sondern auch das schärfer zufassende Leiden *) holt mit wachsender Energie den sich sträubenden Ichmenschen heraus. Die Selbstbetrachtung, hin- und herschwankend zwischen Selbstanklage und Selbstrechtfertigung, wird bis zur höchsten Krankhaftigkeit gesteigert. Die Fragen: „Warum gerade ich?" „Was soll mir das Leben?" „Warum richtet sich alles gegen mich?" werden durch das Leiden erst ganz herausgezerrt. Es gibt kein Leiden, das nicht von schwersten Selbstvorwürfen oder auch von schwersten Anklagen gegen das Schicksal, die aber der Selbstrechtfertigung dienen sollen, begleitet ist. Das letzte Schuldstadium im Gleichnis vom verlorenen Sohn ist auch zugleich das letzte Stadium äußersten

---

*) das natürlich alle Formen annehmen kann, von körperlicher Krankheit bis zu zerstörten Lebenshoffnungen.

körperlichen Elends. Sollte es ein Irrtum sein, anzunehmen, daß eben dies äußerste körperliche Elend erst das volle Schuldgefühl ausgelöst hat?

Aber die Beziehungen reichen noch weiter. Der Schuldkampf ist ein Auflösungsprozeß, der schließlich durch den Nullpunkt des Ichwillens in eine neue Willensbindung hinüberführt. Das große Leiden, das durch die Welt zieht, ist garnichts anderes. Aller Schmerz deutet einen Zersetzungsprozeß an. Alle Krankheit ist eine durch den Kampf der Organismen hervorgerufene Zersetzung und Erschöpfung. Aber diese ist nicht das Endziel des Kampfes. Dieses liegt vielmehr in der Herausholung einer stärkeren, gesicherteren, geschlosseneren Lebensenergie. Was die Naturforscher Auslese nennen, ist dies Herausholen höherer Lebenspotenzen durch den Kampf. Im religiösen Leben spricht man vom Gold, das durchs Feuer geläutert wird. Im Schuldkampf wird ein niederer Wille zersetzt, vollends losgelöst, überwunden, abgestoßen, um einem höheren Willen Platz zu machen. Die im Kampfe aufgebotene Energie geht als positive Zukunftskraft in das neue Lebensstadium mit hinüber, daher das Gefühl der Genesung, der Befreiung, der Freudigkeit, wenn diese Kraft, vom Ueberwindungskampf mehr und mehr losgelöst, ganz nach vorwärts wirken kann. Ueberwundene Schuld ist trotz der Narben, die sie hinterläßt, immer vom Gesundheitsgefühl begleitet, das keineswegs nur die Seele, sondern auch den Körper durchflutet. Ueberstandene Krankheit und überwundenes Schicksal sind immer mit dem Gefühl des Wirkenmüssens für ein neues Ziel, des Gebundenseins an eine neue Aufgabe, der vorwärtsschauenden Verpflichtung verbunden. Jede Genesung ist geweiht durch einen neuen Gehorsam und durchdrungen von einer neuen Kraft.

Schuld und Leiden, Leiden und Schuld hängen viel enger ineinander als eine Kantisch-weltferne Spekulation das zugeben will. Hier liegt auch der tiefste Grund dafür, daß jede erkannte oder gefühlte Schuld ihre Sühne im Leiden sucht und jede noch nicht zugegebene Schuld allein durch das Leiden zur Erkenntnis geführt wird. *) Das sind Naturzusammenhänge, die weder der

---

*) Natürlich nicht durch ein mechanisch herangebrachtes, sondern

Jurist voll begründen kann — man kann sie nicht durch eine logisch-mechanische Betrachtung begründen — noch der Philosoph je beseitigen wird. Sie sind da, und das Leben schafft sie immer von neuem.

Von hier aus wird aber auch erst die große Wahrheit verständlich, die durch alle Religionen dunkler und klarer hindurchzittert, daß es keine Erlösung von der Schuld ohne Leiden gibt. Die ihre Haut blutig ritzenden Derwische und das Opferblut des großen Versöhnungstages, das Opfer der Iphigenie und der gekreuzigte Gottessohn zeugen alle von dieser Wahrheit, von der die Menschheit bisher nicht losgekommen ist, und von der sie, solange sie ihren mühsamen Weg aufwärts gehen muß, nicht loskommen wird. Es gibt keine Bindung an den ewigen Schöpfer ohne den Schmerz der Selbstauflösung, es gibt kein Eingehen in das Gottesreich ohne „viel Leiden und Trübsal", es gibt kein Leben ohne den Tod.

Unübertrefflich ist der sich durch das Leiden vollziehende Erlösungsprozeß in der berühmten Skala des Paulus (Röm. 5) beschrieben: Aus der Trübsal wächst das Sichgedulden, aus der Geduld die Bewährung, aus der Bewährung die Hoffnung, aus der Hoffnung der gewisse Besitz. Aus dem sich sträubenden Ichwillen wird unter der Hand des Leidens langsam der sich beugende Wille, aber die müde und willenlose Passivität und Resignation wandelt sich allmählich in die aktive Kraft einer neuen inneren Sammlung und Festigkeit, und aus ihr wird in der geheimnisvollen Stunde des Umschwunges eine neue, vorwärtsdrängende Kraft geboren, die im Dienst eines neuen Willens eine heilige Welt der Hoffnung findet. Was vorher als lebensfeindliche Macht angesehen ward, wird nun zur stärksten Bindung an den höheren Willen, der schon in der Zersetzung des Ichwillens durch das Leiden wirksam war, wie nun rückschauend erkannt wird. So öffnen sich die Tore zu einem ganz neuen Sinne des Leidens.

---

nur durch ein aus dem Leben herausgewachsenes Leiden. Die Folter des Mittelalters ist eine völlig verzerrte, wenn auch die Ahnung der Wahrheit noch verratende, Spur dieses Zusammenhangs. Aber ist im modernen Strafprozeß dieser Zusammenhang nicht auch oft bis zur Verzerrung entstellt?

Der hinter ihm wirksame Zerstörungswille erweist sich nach vollendeter Zersetzungsarbeit als ein neuer, lebenschaffender Wille. Indem er den Menschen unter Schmerzen unter die höhere Willensmacht zwingt: „Laß dir an meiner Gnade genügen!“, schenkt er ihm die beglückende Teilnahme an einer höheren Lebensfülle: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“ Immer bleiben Narben dieses Kampfes nach, oft genug äußerlich hoffnungslose Brüche. Aber eben sie werden mit ihren dauernd nachwirkenden Schmerzen zur stärksten Bindung an die tiefere, gesammeltere Innenkraft, der das Leiden die Bahn bereitete. „Ob auch der äußere Mensch verdirbt, so wird doch der innere von Tage zu Tage erneuert.“ So wächst aus dem Leiden heraus die letzte Lebensgewißheit als fester Besitz: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Ist einmal die durch das Leiden sich durchsetzende höhere Bindung vollzogen, dann kann sie nicht wieder rückgängig gemacht werden. Sie muß sich immer wieder neu und tiefer vollziehen. Nicht umsonst tritt der paulinische Erwählungsgedanke am klarsten in dem Kapitel auf (Röm. 8), das von „dieser Zeit Leiden“ spricht.

Nur diese völlige Verschmelzung des Leidens mit dem Schuldprozeß wird der Wahrheit des Lebens gerecht. Es gibt keine Erlösung vom Leiden ohne die Erlösung von der Schuld, und es gibt keine Erlösung von der Schuld ohne Leiden. Alle Erlösung kommt nur durch den Bruch eines Willens und die Durchsetzung eines höheren Willens zustande. Wer dieses zentrale Erlebnis umgeht, kommt nie zu einer wahren Lösung der Lebensfragen und -rätsel. Ohne das große Stirb und Werde am Innenpunkt der Entwicklung bleibt alle Wahrheit Schein. „Gott oder das Ich,“ diese eine Frage steht auch im Leiden zur Entscheidung. Wie hinter dem Ichwillen die versprühende Triebkultur dahertobt, so steigt aus der sammelnden Kraft des Leidens (Bewährung) der heilige Gotteswille empor. Die Sphäre der Welt ist die losgelöste „Lust“, die Sphäre Gottes das bindende Leiden. *)

---

*) Wir brauchen wohl kaum noch darauf hinzuweisen, daß, wie für das Verhältnis von der Schuld zum Leiden die juristische, mit dem mechanischen Vergeltungsgedanken arbeitende, Betrachtung gänzlich unzu-

Hier liegt eine große Aufgabe der religiösen Verkündigung, diese, und **nur** diese Deutung des Leidens in die Welt zu tragen. Hinweg mit allen schwächlichen Deutungen, die das Leiden erträglicher, annehmbarer, den menschlichen Interessen dienlicher machen, die es mit einer nur allzu menschlich gedachten „Liebe Gottes“ „vereinbaren“ wollen! Gott braucht keine Rechtfertigung für das Leiden, das er durch die Welt ziehen läßt. Es ist da, und er will es, weil er seinen Willen gegen den Ichwillen durchsetzen will. Der Mensch aber soll nicht beruhigt werden über das Leiden und sich mit ihm abfinden. Er soll bis ins Innerste dadurch aufgepeitscht werden, daß er die **Schuld** empfinde, die hinter allem Leiden liegt. Er soll nicht rechnen, wie weit der einzelne „persönlich“ schuldig ist — das ist ja nur ein Mittel der Selbstrechtfertigung oder der bequemen Ablehnung fremden Leidens —, sondern er soll seinen Nacken unter alles Leiden beugen, das in seinen Gesichtskreis tritt, damit es ihn zum Handeln und zur Umkehr, zur Erkenntnis und Ueberwindung des gottwidrigen Willens zwinge, der durch alles Leiden offenbar wird und niedergeworfen werden soll.

Das Leiden selbst ist Schuldpredigt, und darum muß alle Predigt über das Leiden zuerst Verkündigung der Schuld sein. Unerbittlich muß aus dem ungeheuren Leiden, das die durch den Ichwillen heraufgeführte Katastrophe über die Welt brachte, die große Gesamtschuld aufgewiesen werden, an der jeder beteiligt ist. Wie auffallend war das, daß im Weltkriege die Schuldfrage nicht zur Ruhe kommen konnte, sondern immer wieder heiß und leidenschaftlich aufwallte! Theologen waren es, ausgerechnet Theologen, die diese nicht ruhende Schuldanklage für eine Verirrung des menschlichen Geistes hielten. Ihr treibt Realpolitik

länglich ist, so auch für das Verhältnis von Erlösung und Leiden diese Art der Betrachtung dem Leben nicht gerecht werden kann. Nur wer den biologischen Zusammenhang sieht, sieht die Sache. Die juristischen Erlösungstheorien, die die Sünde durch ein abgewogenes Aequivalent von Leiden **beseitigen** (nicht überwinden) wollen, werfen für die lebendigen Zusammenhänge der Lebensentwicklung nichts ab und können nur in verknöcherten Epochen als fossile Restbestände älterer lebenswahrer Anschauungen sich behaupten. Im nächsten Abschnitt müssen wir noch einmal darauf zurückkommen.

und verfechtet das Recht der Persönlichkeit, aber die ewigen Gesetze der menschlichen Natur kennt ihr nicht mehr, und die Aufgabe, die Gott euch in die Hände legte, verwarfet ihr! Wenn die Theologen schweigen, dann werden die Steine schreien! Schreien werden sie von der ungeheuren Schuld, die die Menschheit auf ihre Schultern lud, als ihr verirrter Wille sie in dies wahnsinnige Morden hineinstieß, das den Körper der lebendigen Schöpfung Gottes bis in die Eingeweide zerriß.

Freilich die wirkliche Schuldpredigt wird eine andere sein als die des sich sträubenden Ichwillens, der nur an sein persönliches Leiden dachte und darum krampfhaft den andern für schuldig erklärte. Die Sündenböcke zogen in Scharen über die Bühne der Weltgeschichte, bis man sie nicht mehr übersehen konnte. Was für eine Gerechtigkeit lag in dieser wachsenden Verwirrung und Unübersehbarkeit der Schuldfrage! Der Ichwille, der immer nach dem einen sucht, auf den er die Verantwortung abwälzen kann, damit er dann auf dem Ruhekissen der eigenen Gerechtigkeit ausruhen könne, fand diesen einen nicht mehr. Denn die Zahl der Schuldigen wuchs wie die Köpfe der Hydra, bis hinter dieser unüberhsehbaren Zahl die eine große Gesamtschuld sichtbar wurde, der man nun gezwungen ins Auge sehen mußte.

Als das große Blutvergießen zu Ende war, da war auch die Kraft des sich sträubenden Ichwillens weithin gebrochen, und die ermattet am Boden liegende Resignation begann die große Gesamtschuld zu ahnen, die hinter dem furchtbaren Geschehen lag. Wohl vollzieht sich diese Umstellung des Willens und die in ihr schlummernde Erkenntnis sehr, sehr langsam. Organische Prozesse wollen Zeit haben. Tausende hat es gegeben und wird es geben, die ihren Ichwillen bis zur völligen Verbitterung und Verstockung behaupten, die bis in die Phantasien des Todeskampfes von der Schuld der andern reden werden.

Aber mitten unter ihnen werden die Menschen erwachen, die die große Willensbeugung finden, auf die alles Leiden letztlich hindrängt. Mit der Erkenntnis der großen Schuld wird ihnen auch die Kraft geschenkt werden, sie anzuerkennen und sie zu tragen. Es wird zunächst eine stille, gesammelte Kraft sein, die sich im ruhigen, anerkennenden Urteil und in der Bereitschaft, zu

tragen, bewährt. Schon das wird Heilung sein, diese Ruhe und dieser sich beugende Wille gegenüber dem Geschehen. Wenn das Fieber der Leidenschaft nachläßt, ist die Kraft der Gesundung im Anzuge. Und diese neue Kraft wird aufsteigen, langsam und unmerklich, die Genesung wird sich anbahnen und wird heller und heller ein neues Land der Hoffnung aufschimmern lassen, bis eines Tages die alles überstrahlende Wahrheit aufleuchten wird: Alles Leiden war nur ein Durchgang in ein neues Leben, in eine neue Willensbindung, in eine neue Welt des Aufstieges. Da wird die Kraft emporsteigen, die stärker, gesammelter, sicherer, unüberwindlicher die neue Zukunft schaffen wird.

Alles Leiden ist zuletzt Erlösung. In diese Frohbotschaft muß alle Leidenspredigt ausklingen. Sie ist die einzig berechtigte, aber auch die wirklich durchschlagende Theodicee. Einen alten Willen will es brechen, einem neuen will es den Weg bereiten. Indem es zerstört, will es bauen; indem es zersetzt, will es sammeln. Leiden, Schmerz, Krankheit, Tod — diese harten Feinde des Lebens sind doch zuletzt die stärksten Mächte des Fortschrittes. Alle Entwicklung, die wirklich aufwärts führt, geht durch Leiden. Wenn die Menschen gesagt haben, der Krieg habe eine friedliche Entwicklung zu einer glücklichen Zivilisation der Menschen unterbrochen, so haben sie etwas Kurzsichtiges und Falsches gesagt. Der Krieg hat erst die wirkliche Weiterentwicklung der Welt ermöglicht und begründet, indem er einen alten Willen, den der Zersetzung und des Todes, brach, und durch seine Zerstörung einem neuen Willen den Weg bereitete: dem allein schöpferischen, dem alles durchdringenden und tragenden Gotteswillen.

Es ist die königliche Aufgabe der Religion, diese Wahrheit nicht nur zu verkündigen, sondern praktisch in die Welt zu tragen. Sie muß im einzelnen die Schuld als anklagende und vernichtende Macht in die Schuld als fordernde und schaffende Kraft verwandeln. Diese ungeheure Gesamtschuld, die die Menschheit auf sich lud, kann nicht anders überwunden werden als durch den bleibenden Willensdrang, bindend, heilend, sammelnd, gesundend zu wirken. Alles juristische Gerede von Wiederherstellung, Wiedergutmachung, äußeren Bürgschaften, alle rückwärtsschauenden Sühnetheorien können die Schuld nicht beseitigen. Sie will überhaupt

nicht beseitigt, sie will überwunden werden durch einen neuen Willen. Dieser Krieg muß eine neue Lebensrichtung der Völker und der einzelnen zeitigen, erst dadurch gewinnt er seinen Sinn, gewinnt er den allein berechtigten Sinn. Was für eine Wohltat, daß der Krieg so tief griff, daß seine furchtbaren Leiden nicht vergessen werden können, sondern über die Jahrhunderte nachwirken müssen! Erst dadurch wird das Leiden, das er über die Menschheit brachte, zum bleibenden Ansporn, zur wirklichen Erlösung. Nun wird jedes Leiden, das irgendwo im Wege sich krümmt, zur Erinnerung an die Gesamtschuld, zur zwingenden Kraft, zu helfen und zu heilen. Die Not, die in den Großstädten sich an einzelnen Punkten sammelte, mußte erst zur Gesamtnot werden, um den Gesamtwillen zu wecken, sie anzupacken. Sonst waren es einzelne, die in dieses Meer von Not sich hinabwagten, die andern stürmten in wildem Genußdrange dahin, ohne sich darum zu kümmern. Jetzt muß das Gesamtleben sich auf diese Not einstellen. Nun kann keiner mehr ihrer Forderung entrinnen. Nun kann die Not wirklich geheilt werden. Sie hat aufgehört, ihren hoffnungslosen Charakter zu verlieren, seitdem sie zur Angelegenheit der Gesamtheit wurde. Die Not ist die Erlöserin der Not geworden.

Die Menschen, die die Religion um ihre Wahrheit sammelt, müssen durch die Not und ihre furchtbare Schuldanklage hindurchgegangen sein, um aus ihr die bleibende Kraft des Helfens und Heilens zu ziehen. Religiöse Gemeinschaften, die nur Sünden- und Erlösungsgefühle wecken und über das Leiden hinwegtrösten, haben kein Recht auf diesen Namen. Nur wo die Schuldpredigt unmittelbar zur schaffenden Tat der Heilung, Sammlung, Willensbindung wird, ist die Stätte der Religion. Die wirkliche Kreuzgemeinde ist immer eine Helfergemeinde gewesen. Nur das Leiden und seine unerbittliche Schuldanklage schafft soziale Bindung. Alle andern sozialen Bindungen — Interessengemeinschaft, Volksgemeinschaft, Kultgemeinschaft — haben nicht den letzten Kitt gefunden, wenn ihnen die Not und die daraus erwachende Verpflichtung fehlt. Nur das vergossene Blut und das zum Himmel emporrufende Leiden bindet, alles andere zerstreut. Nur durch das Leiden kommt auch im sozialen Leben die Erlösung. Darauf müssen wir jetzt noch ausführlicher eingehen.

---

2. Stellvertretendes Leiden.

Die Gewißheit der erlösenden Kraft des Leidens hat immer im Mittelpunkte der christlichen Kirche gestanden. Auch darin hat diese die Wahrheit treulich gehütet, daß sie bis auf verschwindende Epochen ihrer Geschichte, die in hoffnungslosen Individualismus versunken waren, die tiefste und im eigentlichen Sinne erlösende Kraft dem stellvertretenden Leiden zuschrieb. Das Gefühl dafür, daß das 53. Kapitel des zweiten Jesaia der Kulminationspunkt der Religion des alten Testamentes sei, und die zentrale Stellung des Kreuzes Christi sind ihr nie ganz verloren gegangen. Um diesen Mittelpunkt hat sich wohl immer wieder dichtes Gewölk herumgelagert, Gedankengespinste, die die einfache Klarheit der innersten Wahrheit verdeckten, Herrschaftsgelüste, die aus ihr an Stelle der Kraft des selbstlosen Dienstes die weltlichsten Ansprüche ableiteten, Oberflächenornamentik, die ihre herbe, lebenumschaffende Kraft in schwebende Gefühle auflöste. Aber durch die dichtesten Wolken schimmert doch die einmal aufgegangene Wahrheit immer noch hindurch. Das Wort vom Kreuz, so viel es auch entstellt und mißbraucht worden ist, hat bis heute nicht sterben können.

Das war darum so wichtig, weil dadurch die individualistische Betrachtung des Leidens, die allen Degenerationsepochen des religiösen Lebens eigentümlich ist, ein mehr oder minder wirksames Gegengewicht erhielt. Die Theodiceeversuche, in deren Hintergrunde immer die Frage stehen bleibt: „Warum muß ich leiden?", die nicht zur Anerkennung der Schuld und der Gesamtschuld hindurchdringen, die sich höchstens zu einer das Leiden als sog. Erziehungs- und Läuterungsmittel für den einzelnen betrachtenden Anschauung emporschwingen, wirken durchweg noch stärker individualisierend als die Frage schon war, von der sie

ausgingen. Schließlich geht aus ihnen immer etwas wie stoische Resignation, Unnahbarkeit und Würde hervor, die sich selbst sehr wichtig vorkommt, aber für die Menschheit nichts abwirft. Wer kennte nicht die durch das Leiden „gereiften“ Naturen, die „mit der Welt fertig sind“, weil sie in seelischer Selbstbetrachtung und himmlischen Hoffnungen den Ersatz fanden für das, was ihnen das Leben versagte! Sie verlangen nichts mehr vom Leben — nur daß man sie gelegentlich bewundernd oder bemitleidend betrachtet und ihre „innere Größe“ anerkennt —, aber sie haben auch nichts mehr für das Leben übrig. Diese Einsiedler der Wüste, die es immer so einzurichten wissen, daß sie doch noch von Pilgern „gefunden“ werden, hat es natürlich auf dem Boden der christlichen Kirche bis in die neueste Zeit massenhaft gegeben, weil es in ihr immer wiederkehrende Epochen individualistischen Verfalls gab. Sie waren auch „Kreuzträger“, aber sie trugen das Kreuz ihres eigenen Ich, das nicht sterben wollte, nicht das des Menschensohnes, der gerade für diese Ichnaturen gestorben war, um auch sie in seinen Erlösungstod hineinzuziehen.

Diese Naturen treten da besonders häufig auf, wo das Wort vom Kreuz, d. h. vom stellvertretenden Erlösungsleiden, in die Erstarrung übergegangen ist und darum seine lebendige Wirkungskraft verloren hat. Der ganze Bau der katholischen Kirche ist im Grunde nichts anderes als die zur Salzsäule erstarrte Wahrheit vom Kreuze. Darum verfolgen sie diese in hoffnungslose Selbstbetrachtung versunkenen Leidensnaturen wie eine schleichende Krankheit. Der erstarrte Heilsapparat und die individualistische Klosterstimmung gehören zueinander wie der Ichwille und die technische Erstarrung. Die evangelischen Kirchen haben die Erstarrung des Wortes vom Kreuz ein wenig gelöst und ins Geistige hinübergeführt, aber die „Heilstatsache“ auch noch nicht in ein lebendiges Gesetz verwandelt. Darum schleichen auch in ihr die auf sich selbst zurückgezogenen Vertreter des „Leidens Christi“ umher wie die Gespenster der Finsternis. Die wirklich erlösende Kraft des Leidens tritt nur als unermüdlich schaffende, sich selbst im Handeln verzehrende Tat für andere in die Wirklichkeit. *)

*) Daß sich die Religion der „Heilstatsachen“ um diese wirklich

Das wirklich erlösende Leiden schafft nämlich Bindung, nicht Loslösung und Vereinsamung. Es will den Ichwillen brechen und eingliedern, nicht bloß in himmlische Sphären erheben. Es will dem Gottesreich die Bahn bereiten, nicht einem vergeistigten Egoismus. Führt es nur zum getrösteten und beseligten Eigenwillen, dann ist es auf halbem Wege stehen geblieben und vor dem entscheidenden Umschwungspunkte ausgebogen. Es will den Menschen durch das enge Tor des Stirb und Werde stoßen. Es will aus dem sterbenden Eigenwillen den lebenschaffenden Willen für andere machen. Es will aus der Hülflosigkeit die Kraft des Helfens herausholen. Das aber kann das Leiden nie, wenn es als „Problem der Einzelseele" auftritt. Als schmerzvolles Rätsel des persönlichen Lebens bleibt es ewig unfruchtbar. Aus diesem Stadium muß es weiter geführt werden zu dem anklagenden Schuldgefühl. Aus der Selbstbehauptung der „Seele" gegen das Leiden muß die Vernichtung des Ichmenschen durch das Leiden werden. Hinter ihm muß erst die vernichtende und vorwärtstreibende Gesamtschuld sichtbar werden. Hier gewinnt das Gesetz des stellvertretenden Leidens seine ewig gültige Bedeutung. Denn tatsächlich kann das Leiden garnicht in der Sphäre des Einzellebens begriffen werden. Hier bleibt es ewig ein Rätsel, und alle Hiobsreden und Theodiceespekulationen können ihm hier keinen „Sinn" verschaffen. Die Sinnlosigkeit im Einzelleben ist aber der stärkste Hinweis auf seinen Sinn für das Gesamtleben. Da ist es erst in seiner richtigen Sphäre. Alles Leiden, das durch die Welt zieht, weist unerbittlich über den Individualismus in den sozialen Zusammenhang hinaus, vielleicht der stärkste, jedenfalls der fühlbarste und unausweichlichste Beweis für die Unhaltbarkeit der individualistischen Lebensanschauung.

Es ist notwendig, das Gesetz des stellvertretenden Leidens in dem großen Zusammenhange zu sehen, der alle Lebensentwicklung durchzieht. Soweit das Leben reicht, herrscht das zwingende

erlösende Kraft des Leidens sehr geschickt herumgedrückt hat, indem sie in der Vergangenheit als einmal vollzogen vorstellte, was nur in der lebendigen Gegenwart wirksam sein kann, hat uns schon früher beschäftigt. Die „Aneignung durch den Glauben" hat leider nur recht sekundäre und individualistische Wirkungen gezeitigt.

Miteinander, Auseinander und Füreinander. Es gibt in der Schöpfung Gottes kein isoliertes, in sich abgeschlossenes Dasein. Wie das Gesetz der Ursache und Wirkung die — scheinbar — tote sog. anorganische Welt durchzieht, sodaß es sich überall nur um eine Verwandlung von Energien, um ein Ineinanderübergehen oder Füreinandereintreten handelt, so beherrscht erst recht dies Gesetz die ursprünglichere sog. organische Welt, von der jene im Grunde nur einen Ableger, eine scheinbar abgestoßene, in einen gewissen verfestigten Ruhezustand übergegangene Seite darstellt. Alles organische Leben ist ein einziges großes Auseinanderwerden, ein Entwicklungsprozeß, in dem wachstümlich das Neue aus dem Alten hervorgeht und das Alte sich sterbend einem neuen Werden hingibt. In diesem Prozeß muß das Eine sich dem Andern opfern, muß das Leben sich selbst verlieren, um in einem Neuen wiederaufzuerstehen. Das Gesetz des Opfers ist ein Gesetz des Lebens, dem kein Einzelglied entrinnt, auch wenn es sich noch so sehr sträubt. Wie die sogenannte anorganische Materie zur Nahrung für die Pflanze wird, so wird diese wieder der Nährstoff für das höhere animalische Leben, so muß dieses wieder einer weiter aufsteigenden Entwicklung dienen bis hinauf zum Menschen, der wiederum gezwungen ist, sich einem höheren Werden, dem Gottesreich, zu opfern. Ueberschauen wir das Ganze der Entwicklung, so sehen wir, daß dies Gesetz einem sich langsam vollziehenden Aufstieg dient. So grausam es im einzelnen auftritt, so gütig und göttlich ist sein letzter Sinn. Indem ein Geschöpf dem andern sterbend dient, dient es zugleich dem Schöpfer und seinem höheren Lebensziele.

Von diesem Gesetz des Füreinanderlebens der Geschöpfe ist das stellvertretende Leiden nur eine besondere Seite, die allerdings merkwürdig genug ist, um sie zunächst von dem Urgesetz scharf zu unterscheiden. Tatsächlich bringt sie auch den Gedanken des Opfers des einen Geschöpfes für das andere zum Ausdruck, aber zunächst nur in einer abgeschwächten Gestalt, die sich bei näherem Zusehen sogar als eine Flucht vor dem Urgesetz erweist. Die Flucht vor dem Gesetz des Opfers beherrscht weithin das Leben. Die unbewußte Natur gehorcht ihm schweigend. Sie ist fertig mit dem Kampf, den auch sie gegen und um dies Gesetz hat durch-

kämpfen müssen. Nur hier und da blitzen noch die Spuren dieses Kampfes deutlich auf. *) Je höher man hinaufsteigt auf der Stufenleiter des Werdens, desto stärker setzt das Sichsträuben gegen dies Grundgesetz ein. Die höhere Natur ist eben noch im Kampfe, im Werden. Der „Kampf ums Dasein“ der seufzenden Kreatur ist die erschütternde Außenseite dieses schmerzlichen Sich-beugens unter das Grundgesetz des Lebens. Wie sträubt sich der durch alles Lebendige hindurchzitternde Ichwille gegen dies Geopfertwerden! Am stärksten aber sträubt sich gegen dies Gesetz der Mensch. Er will er selbst sein. Er hält sich für die Krone der Schöpfung und ist es auch, wenn er auf die Gesamtheit der übrigen Geschöpfe sieht. Sie alle müssen dienend für sein Leben leiden. Aber er selbst ist doch auch nicht Krone, sondern nur ein Stein in ihr, der behauen und geschliffen wird. Auch ihm wird das Sichselbstverlieren nicht erspart, denn auch über ihm steht ein höherer Wille, dem er dienen muß als Opfer. Aber er steht noch am Anfange der Auseinandersetzung mit diesem Gesetz. Er sucht ihm, wo er kann, zu entrinnen. Er sieht noch nicht seinen letzten göttlichen Sinn. Er fühlt das alles gewiß, aber er hat sich selbst noch nicht endgültig darunter gebeugt; er versucht ihm noch durch Ablenkung und Abzahlung zu entgehen.

Darum hat er dem Gesetz des Opfers eine abgeschwächte, für ihn selbst leichtere Form gegeben. Er hat es durch den Stellvertretungsgedanken entlastet. Für ihn, an seiner Stelle tritt ein anderes Leben ein, das dem großen Gesetz, dessen zur Herrschaft drängende Kraft er fühlt, Genüge leisten soll. Wo immer in den Religionen das Opfer, das der Mensch der Gottheit darbringt, auftritt, hat es zunächst diesen Sinn. **) Es ist eine Flucht

*) Noch zittert durch jeden chemischen Umwandlungsprozeß die sich sträubende und dann plötzlich in das Neue hinüberschießende Anfangsspannung hindurch. Die Erscheinungen des status nascendi sind eine geheimnisvolle Welt für sich. Noch krümmt sich und knirscht das gefällte Holz, wenn es der Flamme anheimfällt. Wer die „tote“ Natur mit lebendigen Augen ansieht, der fühlt auch in ihr noch das „Seufzen“ der Kreatur.

**) Das ist gegen Ritschl und alle seine Schüler, die dem Opfer, zumal im Alten Testament, eine abgeschwächte Bedeutung unterschieben wollen, festzuhalten.

vor dem ewigen Gesetze, indem es ihm teilweise gehorcht. Der Mensch hat nicht gespart mit seinen Hekatomben, um den Willen der Gottheit zufrieden zu stellen. Er hat seine Kriegsbeute, seine Herdentiere, seine Feldfrüchte, seine eigenen Kinder hingegeben, um das von ihm erschreckend geahnte Gesetz zu erfüllen. Die Geschichte dieses Versuchs, dem göttlichen Gesetz gerecht zu werden, ist eine große Tragödie, die darum so schmerzlich war, weil sie nie zum Ziele führen konnte. Alle Opferreligionen — zu denen wir auch die zum stellvertretenden Opfer im obigen Sinne zurückgreifenden Formen des Christentums rechnen müssen — sind durchzittert von einer unüberwundenen Angst, weil sie über den letzten Abgrund nicht hinübergekommen sind. Erst als der Eine kam, der die unbedingte Hingabe nicht nur lehrte,*) sondern sich auch selbst willig dem Gesetze beugte „bis zum Tode", da war die Angst überwunden, die alle andern Religionen kennzeichnet. Nicht umsonst steht im Mittelpunkt der Frömmigkeit des jungen Christentums die seelische Tatsache, daß das Opfer Christi die Furcht überwunden habe. In der Tat waren durch dies eine Opfer alle andern entwertet und überholt, weil es klar und unmißverständlich das eine Gesetz erfüllt hatte, das alle andern zu erfüllen und dem sie doch zu entfliehen suchten. Die Betrachtung des Hebräerbriefes, obwohl hellenistisch-doktrinär, trifft doch den Kernpunkt der Sache.

Freilich ist mit diesem erstmaligen vollen Gehorsam das Gesetz keineswegs schon endgültig zur Herrschaft gelangt. Nach der Generation, die noch bewußt und freudig mit Christo starb, kamen bald ungezählte Generationen, die ihn im stellvertretenden Sinne der alten Opferreligionen für sich, d. h. an ihrer Stelle gestorben sein ließen, um selbst diesem herben Gesetze zu entrinnen und doch das Gefühl zu haben, ihm gerecht geworden zu sein. Für die Jahrtausende ist diese erste Gehorsamstat zum Zufluchtsort für den noch lange nicht überwundenen, nach Stellvertretung ausschauenden flüchtenden Ichwillen geworden. Aus der wirk-

*) Wie sie schon im Alten Testament gelehrt worden war. „Barmherzigkeit — das ist doch die innerste Selbsthingabe — will ich, und nicht Opfer." Die Fassung Samuels: „Gehorsam ist besser denn Opfer" trifft dieselbe Sache.

lichen Kreuzgemeinde, die noch Paulus, der „mit Christo Gekreuzigte“, zu schaffen gesucht hatte, wurde bald die Kreuzgemeinde, die das „Wort vom Kreuze“ in immer höheren Tönen verkündete, es in kultischen Formen darstellte, die eine Gehorsamstat sogar immer vor den Augen der Menschen wiederholte, aber nicht mehr die Kraft hatte, sie nachzuleben. Sie lebte nicht mehr in ihr, sondern nur noch von ihr, d. h. auf ihre Kosten.

Die Entwicklung zum täglich wiederholten unblutigen Opfer in der Messe, das stellvertretend neben das Leben trat, bis hin zu dem vollen System der vom Stellvertretungsgedanken beherrschten Werkfrömmigkeit, die schließlich dem Menschen für Geld alles abnahm, ist bekannt. Mit dem alten heidnischen Stellvertretungsgedanken steht und fällt die ganze römische Kirche.

Luther hat sein alles überwucherndes Gerank zurückgeschnitten. Er ließ nur noch einen stellvertretenden Mittler zwischen Gott und den Menschen gelten: Christus. Aber das alte Schema lag ihm doch zu tief von der Vergangenheit her im Blute, als das er es endgültig hätte überwinden können. Die Gehorsamstat Christi war und blieb auch für ihn die Leistung, die er an Stelle der Menschen vollbracht hatte. Der Glaube getröstet sich dieser Leistung, deren in sich hineinzwingende Kraft er nur halb zu ihrem Rechte kommen ließ. *) Dem „für euch“ blieb auch bei ihm die letzte Tiefe verschlossen. Er hat die in ihm schlummernde zur Hingabe fortreißende Kraft wohl gefühlt und hier und da wirklich zur Geltung gebracht, aber beherrschend blieb ihm gegenüber der rein hinnehmende Glaube, der dadurch selig werden wollte. Es forderte bei ihm wohl „eitel gläubige Herzen“, das glühend willige Herz blieb im Hintergrunde.

Es ist bekannt, wie diese Auffassung des stellvertretenden Leidens Christi in der evangelischen Kirche die herrschende geblieben ist. Die Gehorsamstat Christi blieb die Leistung, die ersetzen sollte, was die Menschen nicht leisten können und wollen. Darum ist die evangelische Kirche immer die Kirche des passiven, beseligenden Glaubens gewesen und zur schaffenden Tat nicht hindurchgedrungen, weil ihr die vorwärts drängende,

---

*) Vergl. den Abschnitt: „Glaube und Werke.“

schöpferische Seite des stellvertretenden Leidens nie ganz aufgegangen ist.

Hier muß nun mit aller Schärfe gesagt werden, daß der alte Stellvertretungsgedanke, der dem Menschen irgend etwas abnehmen will, der ihm die Beugung unter das letzte große Lebensgesetz des unbedingten Opfers für einen höheren Lebenswillen ersparen oder erleichtern möchte, schlechterdings zu verwerfen und zu bekämpfen ist. Solange das „für dich" den Sinn behält: „an deiner Stelle", wirft es die Religion immer auf die Stufe der alten Opferreligionen zurück. Die Grundstimmung der Furcht und Unsicherheit ist noch nirgend überwunden worden, wo die Menschen auf irgendeine noch so feine Weise dem Lebensgesetz der völligen Hingabe zu entrinnen suchten. Nur die völlige Liebe (d. h. Hingabe) treibt die Furcht aus. Was für Früchte das Abschieben dieses Gesetzes auf Christus zeitigen kann, ist schon früher von uns berührt worden. *) Die Kreuzgemeinde, die Christus für sich leiden läßt, um in Seligkeitsgefühlen zu schwelgen, dabei aber alle Anzeichen eines hochmütig sich abschließenden Individualismus bis hin zum krassesten Egoismus an sich trägt, kann als unchristlich nicht scharf genug gegeißelt werden. Nicht die Werke zeigen die Erlösung an, wohl aber der umgeschaffene Wille. Wo aber der alte Stellvertretungsgedanke noch irgendwie nachwirkt, ist noch niemals ein ungebrochener Wille sozialer Hingabe zu finden gewesen. Noch heute kauft man seine die innerste Hingabe fordernde soziale Verpflichtung mit einmaligen möglichst bequemen „Opfern" los. Noch heute stellt man Sekretäre und Geschäftsführer an, die eine christliche Sache „vertreten" sollen, und glaubt in ihren Händen die Sache gut aufgehoben. Wo immer dieser Gedanke der Stellvertretung in die christliche Religion hineinspielt, wird man ihn unerbittlich aufs Haupt schlagen müssen.**)

Denn es kann auch keinem leisen Zweifel unterliegen, daß

---

*) Vergl. Seite 37.

**) Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß dieser alte Stellvertretungsgedanke, der den Interessen des sich sträubenden Ichwillens dient, immer gesetzlich-juristische Formen angenommen hat. Die einander würdigen Geschwister, Ichwille und gesetzliche Erstarrung, finden sich eben immer zusammen.

er mit Jesu Lebensanschauung unbedingt unvereinbar ist. Jesus hat durch sein Leben und Sterben alles andere wollen, als „an Stelle“ der Menschen etwas leisten. Aus jedem seiner Worte leuchtet so unbedingt die allen geltende Forderung der Hingabe heraus, daß es hieße, ihren andringenden Ernst brechen, wenn man ihm eine doppelte Sittlichkeit zuschreiben wollte, und wäre es auch nur, um sein Leben und das Gesetz, dem es gehorchte, von dem Leben der Menschen zu trennen. Der unbedingte Dienst Gottes, den sein Leben und sein Wort verkündigte, galt ausnahmslos allen, erst recht das letzte Grundgesetz, mit dem sein Leben steht und fällt. Wohl kannte keiner wie er die Schwächen der Menschen, aber sie hoben den allgemeingültigen Charakter des von ihm vertretenen Lebensgesetzes nicht auf. „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn“, wird gerade in Bezug auf die „Leidenserfahrungen“ und zwar in dem Sinne gesagt, daß der Jünger es nicht besser haben soll als der Meister, und der Knecht die gleichen, vielleicht gar schlimmere Erfahrungen machen soll als der Herr. Die Geschichte von den beiden Zebedäussöhnen bringt das besonders klar zum Ausdruck. Er kennt die Schwäche der beiden. „Könnt ihr den Kelch trinken?“ Aber keinen Augenblick zaudert er, die Gültigkeit seines herben Dienstgesetzes auf sie anzuwenden: „Ihr werdet den Kelch trinken.“ Das Wort von dem unbedingten Dienste, der ihn und seine Jünger von der Welt trennt, folgt unmittelbar. „Denn — dies „denn“ macht alle Versuche, die Erlösungstat Jesu von der Verpflichtung seiner Jünger zu trennen, zunichte — auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben als ein Lösegeld für viele.“

Nun scheint freilich gerade dies Bild vom Loskaufgeld (λύτρον ἀντὶ πολλῶν) den Stellvertretungsgedanken der alten Opferreligionen wieder einzuführen. Aber die Formulierung ist zum mindesten unsicher. Wer will hier den ursprünglichen Wortlaut in der Sprache Jesu ausmachen? Schon Matthäus bringt die aktive Form: zur Erlösung (ἀπολύτρωσις) für viele, Lukas hat diesen Anhangsatz überhaupt nicht. Auch der Abendmahlsbericht des Markus, an den wir uns als den relativ ursprünglichsten zu halten haben, kennt nur „das Blut des neuen Bundes, das für

viele vergossen wird“, das von einem abnehmenden Stellvertretungsgedanken nichts verrät, *) sondern, wie das ganze Abendmahl, den verpflichtenden Charakter des Lebensgesetzes, das er im Begriffe ist, im höchsten Sinne zu erfüllen, zum Ausdruck bringt. Sein ganzes Leben, das Gehorsam fordert und nicht „Opfer“, schließt auch für seinen Tod den alten Stellvertretungsgedanken schlechterdings aus.

Um so kräftiger freilich bricht es einem neuen Stellvertretungsgedanken die Bahn. Dieser liegt schon in dem grundlegenden Erlebnis der Wüste beschlossen, das ihn nicht als einzelnen, sondern als Vertreter des Volks überwältigt. Hier ist er ganz aufgegangen in den großen Entwicklungsstrom des Lebens, der ihn umbrandet. Es ist der Kampf der Menschheit, den er hier durchkämpft, es ist der Dienst der Menschheit, zu dem er hier geweiht wird, es sind die ewigen Gesetze der Menschheit, denen er sich hier beugt. Seit der Berufungsstunde hat er aufgehört, in eigener Sache zu handeln und zu erleben. Sein Schicksal ist von nun an unauflöslich mit dem Schicksal des Volkes verbunden, dem von jetzt ab jede Faser seines Wesens gehört. Sein ganzes Lebenswerk ist gebunden an die große Hingabe, die nun seinen Weg bestimmt. Jede Not, die ihm begegnet, ist nun seine Not, jede Schuld seine Schuld, jede Vereinsamung seine Vereinsamung, jede Sehnsucht seine Sehnsucht, jede Erlösung seine Erlösung. Er ist von nun an der schlechthin Miterlebende, derjenige, der für alles, was ihm irgendwie begegnet, eintreten muß. Die Losung des Ichwillens: „Das geht mich nichts an“ gibt es für ihn nicht mehr. Er muß hinab zu den Elenden und Verstoßenen, zu den Zöllnern und Sündern, er muß auch hinein in den harten und hoffnungslosen Kampf gegen die Pharisäer und die Tempelherren. Selbst da, wo er abweisen muß, **) ist das abweisende Wort hervorgeflossen aus der Treue gegen seinen Beruf, sich uneingeschränkt der Sache Gottes und seines Volkes hinzugeben. In dieser zentralen Auf-

---

*) Nur im Abendmahlsbericht des Matthäus tritt er auf in dem Zusatz: „Zur Vergebung der Sünden.“ Nicht einmal im Paulusbericht findet er sich.

**) Beispielsweise bei der Erbteilung, dem kananäischen Weibe, bei seinen Verwandten, auch bei Martha.

gabe gibt es keinen Schrei der Not, den er nicht hören muß.

Das erst ist die Stellvertretung im vollen Sinne. Sie wächst heraus aus der vollen Anerkennung der Grundtatsache, daß die Menschheit ein Körper ist, durch den ein Blutkreislauf geht, in dem ein Glied für das andere eintreten muß, weil es mit dem andern steht und fällt. Das Stellvertretungsgesetz ist identisch mit dem großen Opfergesetze, nicht ein Weg, um ihm zu entrinnen. Keine Schwäche, keine Verständnislosigkeit, keine Feindschaft der andern darf für ihn ein Grund sein, die Verantwortung für sie von sich abzuschieben. Selbst um die Judasseele muß er noch ringen, selbst für die ihn mordenden Feinde muß er die Fürbitte einlegen. In dieser alles auf sich nehmenden Hingabe liegt die letzte Größe seines Lebens. Sie erst ist im vollen Sinne das stellvertretende Leiden, das er für die Menschen trug. Dieses beginnt wahrlich nicht erst mit dem Todesleiden, sondern setzt in dem Augenblicke ein, wo die große Hingabe das Leben zu beherrschen begonnen hat. Darum behält das Johannesevangelium sachlich recht, wenn es schon den Täufer das Gesetz des stellvertretenden Leidens über Jesus aussprechen läßt. Es ist die volle Beugung des ganzen Lebens unter das große Opfergesetz, gegen das der Ichwille sich mit allen Mitteln sträubt. Seitdem er diesen im Kampf mit den dämonischen Ichmächten der Menschheit niederrang, ist er der leidende Stellvertreter der Menschheit geworden.

Der leidende! Denn alle wirkliche Stellvertretung für andere ist ein Leiden, und zwar nach einer doppelten Richtung. Sie setzt die volle erstmalige Ueberwindung des Ichwillens in dem Entschluß der stellvertretenden Hingabe voraus, die sich nie ohne Leiden vollzieht, auch bei Jesus sich nicht ohne Leiden vollzogen hat, wie sein Kampf in der Wüste zeigt. Sie fordert aber auch den dauernden Kampf gegen den immer von neuem von außen her anbrandenden Ichwillen in andern. Jesu Leben ist ein dauernder Kampf um die Durchsetzung der einmal gewonnenen Position auch in den andern. Was er in der Wüste für die Menschheit prinzipiell errang, das hat er bis zum letzten Atemzuge in andern, widerstrebenden Geistern zur Herrschaft führen müssen, wahrlich ein titanischer Kampf, dessen erste Anfänge er in

seinem Erdenleben kaum bewältigen konnte. Der Leidenskampf in der Wüste ist zur dauernden Leidensarbeit geworden, die bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat. Die herbe Klage: „O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mich mit euch leiden?“ ist nicht nur einmal durch seine kämpfende Seele gezogen. Indem immer wieder neuer Schwille in sein Gesichtsfeld trat, unter dessen Last er sich stellvertretend zu beugen hatte, entbrannte der einmal sieghaft durchgeführte Kampf immer von neuem, und von jedem in die große Hingabe hineingezogenen Willen wird dieser Kampf dauernd weitergeführt werden müssen. So wird das Gesetz des stellvertretenden Leidens zu einem Dauergesetz des Lebens, solange noch an einem seiner Punkte der Schwille unüberwunden ist, bis das große Opfergesetz, auf dessen Erfüllung die Entwicklung hindrängt, und von dem das Gesetz des stellvertretenden Leidens nur ein Ausfluß, eine zur Durchsetzung notwendige Durchgangsform ist, völlig zur Herrschaft gelangt ist, bis Gott ist alles in allen.

Nun wird aber auch erst deutlich, warum es kein ein für alle Mal vollzogenes stellvertretendes Leiden geben kann. Es *kann* garnicht durch eine abgeschlossene Leistung dargestellt werden, denn hinter ihm steht ein zur Durchsetzung drängender Wille, der langsam und unerbittlich das ganze Leben sich unterwerfen will. Auch Jesu Leben stand ganz bewußt im Dienste dieses die Herrschaft heischenden Willens. Er diente von der Berufung bis zum Tode diesem nur durch das Gesetz des stellvertretenden Leidens sich durchsetzenden Willen. Die Erlösung, die er in die Welt trug, war die Erfüllung eines ewig gültigen Gesetzes, das mit seinem Opfertode nicht etwa befriedigt ist, sondern lebendig fortwirken will bis zum Ziel der Entwicklung. In dieses Gesetz hineinzuziehen, das war die Absicht seines Lebens. Ungezählte Menschen sollten und mußten nach ihm zu Trägern des gleichen Gesetzes werden, um dem ewigen Willen weiter Bahn zu brechen. Die Einsetzung der Gedächtnisfeier des Abendmahles hat nur diesen Sinn, durch die tägliche Erinnerung fortzeugend für dies Gesetz zu wirken. Als *einmalige*, abgeschlossene Erlösungstat, deren sich andere nur getrösten, um dem Gesetz selbst auszuweichen, ist sein Opfertod völlig wertlos. Als ein immer neue Seelen packendes

Gleichnis für das unerbittlich auf Durchsetzung drängende Gesetz gewinnt er erst bleibenden Wert, wird er zur „Erlösung für viele", d. h. nicht zur stellvertretenden Abschlagszahlung, auf der man sicher ruhen kann, sondern zur überwältigenden Kraft, die in „vielen" *) den Durchbruch vom Ichwillen zum Opferwillen auslöst. Das eben ist die Erlösung von der Sünde oder richtiger vor dem gottwidrigen Willen. Wie langsam diese Erlösung voranschreitet, dürfte die Entwicklung der sog. christlichen Jahrtausende gezeigt haben.

Nun zeigt sich auch deutlich der Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen, von Jesus vertretenen Stellvertretungsgedanken. In beiden hat das „für euch" einen ganz verschiedenen Sinn. In dem alten setzt es eine Leistung an die Stelle anderer Leistungen, die nicht genügen, die nicht vollbracht werden können (Luther), oder gegen deren Vollbringung man sich sträubt (die vulgär-katholische Frömmigkeit). Ganz bewußt läßt der Katholik andere für sich eintreten, weil ihm die Sittlichkeit höherer Ordnung zu schwer ist. Das immer wieder dargebrachte Opfer Christi, zu dem noch die sonstwie aufgespeicherten Schätze guter Werke kommen, muß ersetzen, was er selbst nicht leisten kann und will. Aus dem einen Opfer, das alle andern überragt, wird jeder Mangel ersetzt. Nur gewisse untergeordnete Opfer werden gefordert, um an der Wohltat dieses einen alles deckenden Schatzes teilzunehmen. Das Gesetz der Hingabe wird also nicht ganz ausgeschlossen, aber abgeschwächt und erleichtert.

Eine andere Rolle spielt der Stellvertretungsgedanke in der lutherischen Frömmigkeit, die an dieser zum Heidnischen zurücklenkenden Vulgärfrömmigkeit die schärfste Kritik übt. Sie bindet den Menschen viel stärker an das Opfer Christi — durch den Glauben, der die völlige Selbstaufgabe bedeutet, also für die Teilnahme am Opfer Christi das volle Selbstopfer fordert. Die Erleichterung durch Stellvertretung ist hier scheinbar ganz ausgeschaltet, weil nur durch höchste Selbstvernichtung das Opfer

*) keineswegs in allen. Ehe nicht das Leben selbst auf den Durchbruchspunkt hindrängt, kann auch sein Opfertod nicht auslösend und vorwärtsstoßend wirken. Es gibt ganze Generationen, die für seine Erlösung nicht reif sind.

Christi wirksam wird. Aber es ist nur die Selbstvernichtung des hinnehmenden Glaubens, der durch Aneignung des Opfers Christi seine eigene Seligkeit als Letztes sucht. Die Erlösung bleibt unvollendet, weil sie nicht unmittelbar — vielmehr erst sekundär *) — zur erlösenden Kraft für andere wird. Das stellvertretende Leiden hat sein letztes Ziel, das Gesetz der aktiven Hingabe durchzusetzen, also wieder zu neuem stellvertretenden Leiden zu führen, nicht erreicht. Die Opfertat, die nur als lebendig wirksame Aeußerung eines ewigen Gesetzes gewertet sein will, damit dies Gesetz immer von neuem an ihm entzündet und lebendig gemacht werde, ist auch bei Luther zur abgeschlossenen „Heilstatsache" geworden, deren man sich getröstet, die eine ruhende Seligkeit, aber kein zwingendes aktives Handeln schafft. Das „für euch" erschöpft sich auch in der Lutherschen Frömmigkeit in der Hinnahme einer abnehmenden Erlösungstat, **) führt aber nicht zur Beugung unter einen verpflichtenden Erlösungswillen. Hier liegt auch der tiefste Grund dafür, daß Luther das Anselmsche Schema, das doch folgerecht aus dem von ihm verworfenen katholischen System herausgewachsen war, unbesehen herübernahm, auch eine Nachwirkung der Gesetzesreligion, von der er sich nicht hat losmachen können. Die Unklarheit und Verwirrung des theologischen Denkens gerade in der Frage des Erlösungswerkes Christi, die das gesamte protestantische Denken der Neuzeit durchzieht, hat in der Herübernahme dieses Fremdkörpers ihre letzte Ursache. Wie das protestantische Denken bis auf den heutigen Tag nicht von dem katholisch-gesetzlichen Begriff der Werke losgekommen ist, so haftet es auch noch an dem gesetzlich erstarrten Begriff der Sünde, die beseitigt werden, und an einem massiven Begriff der Gerechtigkeit, die erfüllt werden muß. Beides kann nur durch ein im juristischen Sinne stellvertretendes Verfahren erreicht werden. Daß es sich um die Umschaffung eines Willens und um die Durchsetzung eines lebendigen Gesetzes handelt, ist in der Lehre des Protestantismus nirgends klar herausgetreten.

Das aber ist der Sinn des „für euch" oder „für viele" in

---

*) Vergl. den Abschnitt über Glaube und Werke.

**) Christus hat genug getan für uns, d. h. an unserer Stelle.

Jesu Munde. Er will das Gesetz der Hingabe, dem er selbst sich beugte, hineinwerfen und hineinzwingen in das Leben der andern. Das „für“ ist hier ganz und gar Zielwort. Es bedeutet nicht das entlastende „an eurer Stelle“, auch nicht nur das schenkende „euch zu gut“, sondern das belastende und verpflichtende „um euretwillen“. Wenn eine Mutter für ihr Kind leidet, so ist es eine schwere Versündigung an dem Kinde, wenn sie diesem nur Schmerz und Ungemach abnehmen will — das ist eine irregeleitete, schwächliche Liebe, die freilich in dem Gesetz des Füreinandereintretens ihre Wurzel hat, aber nur ein verfallender Restbestand des ursprünglichen, gesunden Lebensdranges ist —, so ist es auch noch nicht die volle Liebe, wenn sie dem Kinde eine Wohltat aus ihrem mütterlich schenkenden Herzen zuwenden will — auch das ist ein gesunder Naturdrang, aber im tiefsten Grunde noch egoistisch, weil alle rein schenkende Liebe, der das übergeordnete Ziel fehlt, unbewußt nach Dankbarkeit ausschaut —; sondern erst dann ist die Liebe vollendet, wenn sie ganz selbstlos durch das Leiden das Kind dem neuen Ziele zuführen, in ihm gesund sich entwickelndes Leben schaffen will. Das aber ist der eine Sinn des sich unter die Last der Menschen beugenden Leidens Jesu gewesen, die Menschen dem einen großen, alles beherrschenden Ziele, der Hingabe an den göttlichen Willen, zuzuführen. Seine Gedanken sind ganz losgelöst von der Tat und ihrem Werte, ganz losgelöst auch von der Reflexion auf eine schenkende Liebe, die Dankbarkeit wecken soll; sie gehen vielmehr ganz auf in dem völlig selbstlosen und darum im höchsten Sinne zwingenden „für euch“. Die große Objektivität des Wollens Jesu findet hier ihren höchsten Ausdruck.

Wie in dem Gleichnis des Abendmahls das Brechen und Zur-Speise-Dahingeben des Brotes, das Ausgießen und Darreichen des Weines ineinanderliegen, so liegt auch allein in dieser völlig selbstlosen leidenden Hingabe die unmittelbar neuschaffende und willenumbildende Kraft zwingend beschlossen. Alles, was an Reflexionen über den sühnenden, genugtuenden Wert der Tat oder über die Gefühle, die sie begleiten, dazwischentritt, hindert, daß der Wille den Willen gebiert. Der sich opfernde Wille ist die Weihe für den sich opfernden Willen, nichts weiter.

Jetzt können wir kurz zusammenfassen. Der alte Stellvertretungsgedanke schaut rückwärts, wie die ganze, katholische sowohl wie evangelische, Spekulation über das Erlösungsleiden Christi rückwärts schaut und vergangene Sünden beseitigen will, was ja durch ein einmaliges überragendes Opfer theoretisch möglich ist; der neue Stellvertretungsgedanke Jesu schaut vorwärts und will einem neuen Willen die Bahn bereiten, was nur durch ein fortzeugendes lebendiges Gesetz möglich ist. Der alte Stellvertretungsgedanke will durch eine höchste Leistung das Manko anderer Leistungen decken, der neue Stellvertretungsgedanke will erst das Gefühl für das Manko, für die Schuld wecken, um zur Ausfüllung dieser Lücke vorwärts zu treiben. Der alte Stellvertretungsgedanke will beruhigen und beseligen, der neue will einen schaffenden Willen wecken. *) Der alte Stellvertretungsgedanke will dem Ich, der neue Gott allein dienen.

Nun ist freilich auf dem Boden der christlichen Religion der alte Stellvertretungsgedanke nirgend in voller Nacktheit wie in den alten Opferreligionen aufgetreten. Die Flucht vor dem Opfer-

---

*) Bemerkenswert ist, daß sowohl in Luther wie auch besonders in Paulus beide Formen des Stellvertretungsgedankens miteinander in Spannung stehen. In der paulinischen Gedankenwelt laufen die juristisch-gesetzliche und die „mystische“ — wie man sie unzutreffend genug genannt hat — Betrachtung des „für euch“ nebeneinander her. „Die Liebe Christi dringet uns also — nämlich zur Hingabe an die andern —, sintemal wir halten, daß, so Einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben; auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“ 2. Kor. 5. 14. 15. Hier ist der lebendige, vorwärtstreibende Stellvertretungsgedanke. Kurz darauf folgt der juristische Stellvertretungsgedanke in dem Satze: „Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns (an unserer Stelle!) zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gottesgerechtigkeit.“ Das eine Mal ist das Ich das Ziel, das andere Mal die andern. Das eine Mal ist es ein juristisches Gesetz, das ein Erlösungswerk abschließt, das andere Mal ein lebendiges Gesetz, das zur Fortführung des Erlösungswerks drängt. Die Spannung zwischen beiden tritt am schärfsten hervor im Römerbrief, der sie durch eine ungeheuer komplizierte Gedankenführung zu lösen sucht, was nie gelingen kann. Man vergleiche den unvermittelten Uebergang Röm. 6. Auch in Luthers Gedankenwelt fehlt natürlich nicht die vorwärtsdrängende Fassung des „für euch“.

gesetze ist überall durchkreuzt von einem mehr oder minder starken Zwangsgefühle, sich ihm nicht zu entziehen, sondern ihm doch zu dienen. Das hat seinen Grund darin, daß alle älteren Opferreligionen der Gottheit ein minderwertigeres Opfer als Ersatz für das eigene Leben anbieten, die christliche Religion aber nirgend, auch nicht beim Loskauf durch Ablaßgeld, völlig vergessen hat, daß in Christus ein unendlich viel höheres Opfer als Ersatz für das schuldige eigene Leben dahingegeben ist. Eben dieser Gedanke an das höhere Opfer hat immer irgendwie die Verpflichtung empfinden lassen, die aus diesem stellvertretenden Opfer dem eigenen Leben zufällt. Mehr oder weniger leuchtet dieser verpflichtende Charakter des stellvertretenden Opfers Christi durch alle Epochen der christlichen Kirchengeschichte hindurch. Ihn durch alle nach Erleichterung ausschauenden Masseninstinkte vulgärer Frömmigkeit immer stärker zur Geltung zu bringen, ist das Ziel der fortschreitenden Entwicklung des religiösen Gedankens.

Nun freilich bleibt uns noch die Aufgabe, genauer die seelischen Zusammenhänge aufzuweisen, durch die das stellvertretende Leiden, d. h. das leidende Sichbeugen unter die Last fremden, zu überwindenden Ichwillens, die Wirkung auslöst, die wir bisher immer stillschweigend vorausgesetzt haben, daß nämlich dadurch das Opfergesetz in andern zur Herrschaft gelangt. Die Wirkung steht fest, aber die Art ihrer Vermittlung ist um so umstrittener. So klar und eindeutig das Ergebnis ist, der zur Hingabe gezwungene, erlöste Wille, so kompliziert sind sicher die Wege, die zu diesem Ergebnis führen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier wieder an dem geheimnisvollen Innenpunkte der Geburt eines neuen Willens stehen. Ganz wird sich das Geheimnis der Neuschöpfung nie durchdringen, aber die wichtigsten Linien werden sich klar herausstellen lassen.

Sicherlich bleibt diejenige Betrachtung am meisten an der Oberfläche, die die umschaffende Wirkung auf die Kraft des Vorbildes stützt. Schon die Tatsache gibt zu denken, daß die Berufung auf Vorbilder und das Feiern vorbildlicher Persönlichkeiten und Handlungen das charakteristische Kennzeichen aller Ichepochen sind. Das Bedürfnis, Jubiläen zu feiern, über „Männer und Helden“ Fest- und Tischreden zu halten, ja immer neue Vorbilder

zu kreieren, und wäre es auch nur in dem eigenen kümmerlichen Lebenskreise, zieht wie ein banausisches Laster durch alle Zeiten der Ichkultur. Schon diese Tatsache deutet an, daß das „Vorbild" in ganz andern Sphären wirksam ist — wenn es überhaupt je wirksam ist — als in der Welt der Religion. Sicherlich werden nur solche Persönlichkeiten zu Vorbildern erwählt und als solche hingestellt, die dem jeweiligen Ichdrange entgegenkommen und genehm sind. In dem Zeitalter Bismarcks hat das Vorbild Christi sehr wenig zu bedeuten gehabt. So kommt den Vorbildern höchstens als Erkennungszeichen oder Auslösungsmitteln von vorhandenen Lebensrichtungen eine gewisse Bedeutung zu, umschaffend, zumal den Ichwillen brechend, hat noch kein Vorbild in die Welt gewirkt. Wenn der Krieg der Zukunft nichts anderes hinterläßt als Vorbilder, denen kommende Geschlechter nacheifern sollen, dann wehe uns! Sie werden ihnen nur so lange nacheifern, wie es ihrem Lebensdrange paßt. Man wird sie reichlich und gern feiern, aber ihre richtunggebende Kraft ist nur so lange wirksam, wie diese Richtung genehm ist. Wirklich lebenschaffende Kräfte müssen viel unmittelbarer und schärfer in die Welt des Willens hineingreifen als die objektiv dem Auge gegenübergestellten Vorbilder. In der Jugenderziehung hat das Vorbild die Bedeutung, das Urteil der Jugend zu klären in Bezug auf sittliche Kräfte, die aber noch auf ganz andere und viel unmittelbarer anpackende Weise im Jugendleben durchzusetzen sind. Immerhin, was in der bildsamen Jugend vielleicht noch umbildend wirken kann, das hat für das dahinstürmende Leben noch lange keine umschaffende Kraft. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß im Leben die guten Vorbilder sehr geschickt übersehen, wenn nicht gar geschwärzt werden, während die schlechten Vorbilder, die eigene Schwächen decken sollen, immer in Massen zur Hand sind. Darum hat auch Jesus von dem Vorbilde seines Lebens als umschaffender Kraft selbst so gut wie garnichts erwartet. Ihm liegt nichts daran, „Herr Herr" und „guter Meister" genannt zu werden, er will Beugung unter den höchsten Willen, die auf andere Weise zustande kommt als durch bewundernde Betrachtung. Darum gilt nur den schon gebrochenen Naturen, den Mühseligen und Beladenen, sein „Lernet von mir!" Darum fordert die Nachfolge

seines Lebens zuerst das „Verleugne dich selbst!", dann erst kann die führende Kraft seines Lebens wirksam werden. Den entscheidenden Entschluß, dem Gesetz der Hingabe sich zu beugen, kann kein Vorbild wecken, auch nicht das Vorbild Jesu. Erst durch den Entschluß *wird* sein Leben zum Vorbild, zur immer erneut deutenden und vorwärtszwingenden Kraft.

Wie aber kommt der Entschluß, die entscheidende Willensgeburt zustande? Kann sie überhaupt durch ein fremdes Leben in das eigene hineingetragen werden? Wenn sich der große Umschwung vom Ichwillen zum Gotteswillen nur am Innenpunkt der Entwicklung vollziehen kann, kann dann ein nur von außen geschautes Leben und Leiden für diesen Umschwung etwas austragen? Sicherlich nur dann, wenn es irgendwie zu der Innenentwicklung des eigenen Lebens in lebendiger Beziehung steht. Nur ein Leben und Leiden, das mit dem eigenen Dasein, und zwar in seinem *lebendig gegenwärtigen* Erleben, organisch verwachsen ist, kann wirklich entscheidend in die Entwicklung hineingreifen. Darüber muß man sich ganz klar sein. Kein noch so andächtiges Betrachten eines uns *gegenüberstehenden* Lebens kann durchgreifend einen neuen Lebenswillen schaffen.

Um das ganz deutlich zu sehen, wollen wir uns an einige seelische Tatsachen des Weltkrieges erinnern. Man mag dem kein Gewicht beilegen, daß die Nationen, denen ja der heilige Egoismus angeblich Naturpflicht ist, mit vollem Gleichmut, ja mit einem gewissen wollüstigen Interesse dem blutigen Leiden anderer Nationen zuschauten, ohne zu sehen und zu *fühlen*, daß hier stellvertretend gelitten wurde. Aber schwerer wiegt die Tatsache, daß auch das Leiden der eigenen Volkskinder, der Tod der Kompaniekameraden sicherlich mit einer gewissen, freilich meist rasch vergessenen, Trauer hingenommen wurde, aber keineswegs irgendwie willenumbildend, die Lebensrichtung umschaffend gewirkt hat, sondern sich durchaus mit dem ungestört fortstürmenden Ichwillen vertrug, ja ihn offenbar sogar noch steigerte. Mit dem wachsenden Leiden anderer wuchs auch der Selbsterhaltungstrieb. Die rücksichtslose, alle Schranken vergessende Selbstbehauptung wurde derartig zum allgemeinen, den Bestand des Ganzen gefährdenden Gesetz, daß Staats- und Militärbehörden schließlich zu jedem sich darbietenden

Mittel greifen mußten, um „den Egoismus zu bekämpfen". *) Dabei wurde unermüdlich in den höchsten Worten betont, daß die gefallenen Helden „für uns" gelitten hätten. Diese seelischen Tatsachen darf man nicht vergessen, um zu sehen, daß die Wirkung des stellvertretenden Leidens, so deutlich man es sieht und so willig man es anerkennt, keineswegs eine so selbstverständliche und einfache Sache ist.

Man ist viel zu schnell bei der Hand gewesen, das stellvertretende Eintreten der Krieger für ihre Volksgenossen mit der stellvertretenden Hingabe im christlichen Sinne in Parallele zu setzen. Ganz abgesehen davon, daß der innere Wille zur Hingabe sich doch nur auf einen kleinen Kreis reifer Menschen beschränkte, während die große Masse gegen ihren Willen vom Schicksal äußerlich getrieben war, war wiederum der Kreis derjenigen Menschen, die sich für einen neuen Zukunftswillen einsetzten, geradezu verschwindend gering. Durchweg blieb die Betrachtung sowohl der Hinausziehenden wie auch besonders der Daheimgebliebenen auf der Linie des alten Stellvertretungsgedankens, daß nämlich die einen sich an Stelle der andern opferten, um diesen eine sichere Zukunft zu verschaffen, diese Zukunft aber nicht als sittliche Neugeburt, sondern als ruhmreichere Fortsetzung der Vergangenheit gedacht. Das „für euch" des Opfers Christi liegt auf einer unendlich viel höheren Ebene als das „für euch" der sich opfernden Krieger. Jenes sieht auf einen neuen Willen, der in den andern geweckt werden soll, dieses nur auf einen alten Besitz, der wohl für andere gesichert und vergrößert, nicht aber grundsätzlich geändert werden soll. Jenes will mit sich hineinziehen in das eigene Sterben, um dadurch ein neues Leben heraufzuführen, dieses will nur den andern das Sterben ersparen, damit sie auf der alten Linie weiter leben können. Mir sind unter den Tausenden von kämpfenden und ruhenden, verwundeten und sterbenden Soldaten, denen ich als Feldprediger nahetrat, die allerdings nur schwer über dies Letzte

*) In dem Tagesbefehl eines Generalkommandos an der Front stand der Verzweiflungsschrei zu lesen: „Der Egoismus ist mit allen Mitteln zu bekämpfen."

sich aussprachen, zwei Männer begegnet, die den Stellvertretungsgedanken im religiösen Sinne ganz erfaßt hatten, also für einen neuen Zukunftswillen ihr Leben einsetzten, *) und einer, der noch um diesen neuen Stellvertretungsgedanken rang, dagegen Ungezählte, die ihn ganz mechanisch im alten Opfersinne auffaßten. Sieht man diesem Tatbestande ins Auge, dann erscheint es nicht mehr erstaunlich, daß den furchtbaren äußeren Opfern so geringe innere Wirkungen entsprachen. Das große Sterben des Krieges war garkein stellvertretendes Leiden im Sinne des Nazareners. Die Möglichkeit und Hoffnung, ja die Gewißheit liegt freilich vor, daß es sich in einem sich langsam vollziehenden Umdenken mehr und mehr dazu entwickelt — in kommenden Geschlechtern, die unter der Nachwirkung dieses Sterbens dem großen Leiden „für sie" einen neuen Sinn abgewinnen werden, weil sie seine umwandelnde Kraft spüren werden, und nicht bloß seine sichernde und erleichternde. **) Lag nicht bei den Jüngern Jesu eine ganz ähnliche Entwicklung vor?

Soviel steht fest: nur wo sich der Wille zum Willen findet, wo dem stellvertretenden Leiden eine auf den Innenpunkt des Lebens gerichtete Absicht innewohnt, und wo diese Absicht in lebendige Fühlung mit einem inneren Werden tritt, hat dies Leiden umschaffende Wirkung auf andere. Wie aber entsteht diese Fühlung?

Sie entsteht nur dort, wo das Leiden des einen in unmittelbaren Zusammenhang tritt mit dem Schuldgefühl des andern, wo die Spitze des Vernichtungsschwertes, das hinter jedem Leiden sichtbar wird, sich gegen das Ich des andern richtet.

---

*) Allerdings die Ahnung, daß in dem furchtbaren Kriegsgeschehen sich etwas völlig Neues anbahne, war sehr weit verbreitet, namentlich unter den mit Not und Entbehrung kämpfenden Volksschichten. Aber sie gestaltete sich kaum irgendwo zum klaren Opfergedanken, sondern zeigte sich mehr in der Kritik und dem bedrückenden Gefühl, daß dieser Krieg kein Ende finden könne, ehe nicht ein Zusammenbruch erfolgt sei. Die innere Furcht vor dem Neuen überwog bei Weitem seine entschlossene Hoffnungsbejahung.

**) Von der letzteren kann glücklicherweise nach dem Kriege auch wohl kaum noch die Rede sein. So gibt ganz von selbst die Entwicklung dem „für euch" einen neuen Sinn.

Wenn wir in dem Abschnitt über das Leiden sagten, daß die Entwicklung des Schuldgefühls Hand in Hand mit dem zerstörenden Leiden schreitet, so müssen wir jetzt weiterführend hinzufügen, daß das Schuldgefühl erst zur unausweichlichen vernichtenden Entwicklung kommt, wenn es seine unrettbare Verkettung mit fremdem Leiden erkennt. Gewiß kann rein „persönliches“ Leiden den Prozeß des Schuldbewußtseins bis zum Ende, d. h. bis zur vollen Vernichtung des Ichwillens und damit zur erlösenden Beugung unter den Gotteswillen führen — wie im Gleichnis vom verlorenen Sohn —; aber solange das Leiden eine rein persönliche Angelegenheit bleibt, kann die Auseinandersetzung mit ihm auch ausweichen in die stoische Resignation, die das Ich in einer höheren geistigen Welt gegen alle zerstörenden Erfahrungen in der sinnlichen Welt behauptet, ohne es durch das zerbrechende Schuldgefühl hindurchzuführen. Den letzten Stolz bricht erst das Leiden anderer, dies aber ganz unausweichlich. Man nehme einen Menschen, der das Recht auf Selbstbehauptung, Lebensgenuß, persönliche Entfaltung mit bewußter Energie in seinem Leben vertritt. Er kann seine Position auch dann noch behaupten, wenn Körper und Seele siech und ausgelebt sind. Das Leben beweist das immer von Neuem. Er zieht sich eben auf den innersten Punkt persönlicher Resignation zurück: Du hast dein Leben genossen, nun trage die Last bis zum Ende und suche sie dir im Genuß geistigerer Werte zu erleichtern. Aber sobald aus dem Auge seines Weibes oder seines Kindes ihm sein Leiden in neuer Gestalt entgegenschaut, sobald er die unrettbare Verkettung seines Lebens mit einem ihm ganz nahestehenden Leben erkennen muß, da fällt auch diese letzte Position, da steht die Schuld riesengroß, unentrinnbar vor ihm auf, um auch noch den letzten Rest der Selbstbehauptung zu vernichten. Er muß den Weg durch das enge Tor gehen, sich einem neuen Willen beugen, aus dessen Hand er die Verzeihung hinnehmen muß, oder er muß rettungslos innerlich zu Grunde gehen. Der wirkliche Zwang zu unermüdlich helfender Tat erwächst nur aus der Schuld, die an anderem Leiden lebendig geworden ist. Die hilfreichsten sozialen Arbeiter sind die, die an irgend einem Punkte ihre soziale Schuld schmerzlich nahe erlebt haben.

Nun sehen wir noch klarer, warum das stellvertretende Leiden des Krieges garnicht erlösend, neuschaffend wirken konnte. Die Beziehung zur eigenen Lebensschuld wurde eben im Kriege mit allen Mitteln zurückgewiesen. Immer hatte der andere draußen die Schuld. Mit der Energie des Sichsträubens wächst aber die Energie des Selbstbehauptungstriebes. Die umwandelnde Kraft des stellvertretenden Leidens der auf den Schlachtfeldern Verbluteten kann erst einem Geschlecht erwachsen, das die tieferen Ursachen des Sterbens im eigenen verirrten Lebenswillen findet und nun das Vernichtungsschwert auf sich selbst gerichtet sieht. Dann erst werden die Früchte dieses Krieges reifen — in einem neuen Lebenswillen. Dann erst wird das „für euch“ seinen tiefsten Sinn enthüllen.

Werfen wir nun von Neuem einen Blick auf das stellvertretende Leiden Jesu. Es ist nicht Zufall, daß das erste „für euch“ denen galt, die ihm ganz nahe standen. Es wird so oft übersehen, daß die Abendmahlsfeier in ihrer Tiefe nur begriffen werden kann, wenn man nicht vergißt, daß sie den „Seinen“ im engsten Sinne galt. Und ihre tiefste Wirkung hat sie auch nicht im ersten Augenblick hervorgebracht, als Simon noch voll selbstbewußten Kraftgefühls sagen konnte: „Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.“ Erst dann wurde die Wirkung, auf die sie abzielte, ganz lebendig, als aus dem Todesleiden des Meisters die Seinen die vernichtende Schuld anschaute: eure Feigheit und Selbstsucht war sein Tod. Noch bei Paulus ist die vernichtende uud dadurch erlösende Kraft des Leidens Jesu auf dem Hintergrunde der furchtbaren Schuld erwachsen, die er durch die bis aufs Blut getriebene Verfolgung der Anhänger Jesu auf sich geladen hatte. Eben diese Schuld, die sein Leben ganz fest und unausweichlich mit dem Leben Jesu verband, ist die furchtbare Macht gewesen, die seinen letzten Stolz brach. Obwohl ein Nachgeborener, gehört er doch noch zu dem engeren Lebenskreise Jesu, in den er als Feind hineintrat. Nichts bindet fester auf Erden als blutige Schuld.

Diese enge und lebendige Beziehung zum Tode Jesu hörte aber schon bei der Generation auf, die nicht mehr unmittelbar unter Jesu Lebenseinfluß gestanden hatte. Hörte damit auch die

umwandelnde Wirkung seines stellvertretenden Leidens auf? Das ist in der Tat die Grundfrage, um die sich die ganze Entwicklung des christlichen Gedankens in der Folgezeit dreht. Die schwere Schuldanklage, die den Jüngern aus dem Todesleiden Jesu erwuchs, konnte sie auch in Fremden und Fernstehenden lebendig werden? Es ist viel zu wenig darauf geachtet worden, wie schon Paulus mit dieser Schwierigkeit ringt, und wie er ihrer in seiner Missionspredigt Herr zu werden sucht. Er ist verschiedene Wege gegangen, um sie zu überwinden. Er hat seinen Missionsgemeinden Christus „vor die Augen gemalt, als wäre er unter ihnen gekreuzigt." Aber das Nacherleben ist kein Ersatz für das eigene Erleben, besonders wenn es sich um eine Sache handelt, die so ganz auf den Innenpunkt des eigenen Lebens angewiesen ist. Er hat ferner das Erlösungswerk Christi in die der Zeit zugänglichen allgemein verbreiteten Erlösungsvorstellungen (Loskauf, Sühne, kultisches Opfer) hineingestellt. Aber die Beziehung, die das Todesleiden Jesu dadurch zu einem allerdings noch lebendigen, aber doch schon veralteten religiösen Vorstellungskreis erhielt, konnte dem neuen Lebensimpuls, der im stellvertretenden Leiden Jesu auf die Jünger wirksam geworden war, nicht gerecht werden. Das Entscheidende leistete sie nicht: sie warf das umschaffende Schuldbewußtsein nicht unmittelbar, individuell und scharf genug in die Seele. Diese Wirkung wurde erst bis zu einem gewissen Grade dadurch erzielt, daß der Träger des stellvertretenden Leidens als der ewig lebendige, in einer geistigen Sphäre dauernd wirkende und gegenwärtige Christus verkündigt wurde. Hier wird erst deutlich, was für eine bedeutsame Rolle für die Fortwirkung des Christentums die „Mystik" des Paulus, die Vergeistigung und Vergöttlichung Christi gespielt hat. *) Der „zur Rechten Gottes sitzt und uns vertritt", war die unbedingt notwendige Ergänzung des einmal stellvertretend Gestorbenen. Dadurch wurde bis zu einem gewissen Grade das stellvertretende Leiden Jesu zum ständig gegenwärtigen und fortwirkenden Gesetz erhoben, und zwar um so wirksamer, je lebendiger die in geistig-eschatologischen Sphären lebende Gemeinde den ewigen Christus mystisch als

*) Vergl. den Abschnitt über Heilstatsachen und religiöse Wahrheit.

gegenwärtige Macht unter sich wußte. Aber es ist bekannt, wie diese enthusiastische Bestimmtheit des Gemeindelebens, die nur auf den Siedepunkten religiöser Ergriffenheit möglich ist, schnell versiegte. Was Paulus, der so stark orientalisch-mystisch und pneumatisch veranlagten Natur, gelungen war, zum lebendigen Gegenwartsimpuls zu machen, das sank wenige Generationen später in die Erstarrung eines Gedankenschemas zurück. Der alte Stellvertretungsgedanke löste den lebendig wirksamen bald völlig ab. Die Wundenmale Jesu prägen sich noch einzelnen auserwählten Mystikern in die Seele und — worin charakteristischerweise die Masse das nicht mehr innerlich ergriffene, aber um so lebhafter äußerlich angestaunte Wunder sieht — in den Körper. Für die übrigen ist das stellvertretende Opfer Christi das von der Kirche verwaltete objektive Heilswerk geworden. *)

Nun aber hat der Apostel des Kreuzes noch einen Weg gekannt, um das Wort vom Kreuze lebendig wirksam zu machen: das in ihm und durch ihn selbst fortwirkende stellvertretende Leiden. In der paulinischen Missionsarbeit kommt diesem Wege eine viel größere Bedeutung zu, als die Theologen gemeinhin annehmen. Die tiefste Wirkung seiner Verkündigung geht zweifellos auf die Tatsache zurück, daß dieser „mit Christo Gekreuzigte“ die „Malzeichen des Herrn Jesu an seinem Leibe“ trug. Durch alle seine Briefe zittert das große Leiden „für

*) Die Schwierigkeit, das stellvertretende Leiden Christi als wirksam umschaffende Kraft ins Leben zu tragen, ist übrigens im Protestantismus nicht etwa geringer geworden. Es lag in seiner Grundtendenz, auf die biblischen Quellen zurückzugehen, begründet, daß er den Weg des anschaulichen Malens des Todesleidens Christi besonders gepflegt hat. Aber auch er suchte die Ergänzung in der Mystik, die zum gegenwärtigen Erlebnis machen will, was in der Vergangenheit sich vollzog. Die Passionslieder aus der Epoche der individualistischen Frömmigkeit sind hier die bekanntesten Versuche. Aber wer hätte beispielsweise in dem schönen Passionsliede Paul Gerhardts: „O Haupt voll Blut und Wunden“ nie den Hiatus empfunden, der sich beim Uebergange in die vierte Strophe auftut: „Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last, ich selbst hab' es verschuldet, was du getragen hast.“ Das ist die andächtige Betrachtung einer frommen Seele, die längst auf anderem Wege bezwungen wurde, geht aber an dem, der erst bezwungen werden soll, glatt vorüber.

andere", d. h. um andere zu gewinnen, hindurch, das im Leben selbst noch viel andringender gewirkt haben muß, als es aus geschriebenen Worten ersehen und gefühlt werden kann. „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?" *) Der „Christus in ihm" war doch noch unendlich viel mehr als ein „mystisches Erlebnis" auf seltenen Höhenpunkten oder in Stunden sich versenkender Betrachtung. Er war das lebendig in ihm fortwirkende Lebensgesetz, dem er selbst durch stellvertretendes Leiden unterworfen worden war. Hier ist der eine königliche Weg, um das Gesetz des Opfers wirksam und bezwingend in die Welt zu tragen: das immer fortzeugende Gesetz des stellvertretenden Leidens, das unmittelbar — nicht erst durch Gedankensysteme und aus der Fernbetrachtung geborene Gefühlswirkungen — die umschaffende Schuldanklage in die Seelen wirft. Wie erschütternd und den Eigenwillen brechend müssen Briefe wie etwa der zweite Korintherbrief auf die Menschen gewirkt haben, deren „Vater" er sich nennen durfte! Wie ehrfurchtgebietend und alle törichte Eigensucht zum Schweigen bringend muß diese mit

---

Eine Wahrheit, die erst durch andächtige Versenkung gegenwärtig gemacht werden muß, kann die zwingende Kraft eines unmittelbar wirkenden und unausweichlich angreifenden Lebensgesetzes nicht ersetzen, so ergreifend auch die Bilder und Worte sind, die sie vor die Seele stellen. Wer nicht schon ergriffen ist, wird auf diesem Wege nicht bezwungen. Die Christusmystik kann auslösen, bestätigen, klären, befestigen, was das hart anpackende Leben erzwang, aber schaffen kann sie es nicht. Für eine nach individualistischer Beseligung trachtende Frömmigkeit, die immer durch Gefühle ersetzt, was ursprünglich Sache des umschaffenden Willens ist, reicht diese Mystik allenfalls aus. Den großen Umschwung zum sozialen Drange hat sie allein noch nirgend geschaffen, wie denn in allen Passionsliedern dieser Art die sozial bindende Seite der Erlösung völlig fehlt. Warum ist diese Lücke, in der der Erbschade des Protestantismus liegt, nie empfunden worden? Hat doch selbst der große Mystiker des Neuen Testaments dieser Seite der Erlösung in der Fußwaschung unvergänglichen Ausdruck verliehen.

*) Den ergreifendsten und zugleich tiefsten Ausdruck findet dies stellvertretende Leiden des Apostels in der Stelle des leidenschaftlich um die Seele seiner Gemeinde kämpfenden Galaterbriefes Gal. 4. 17. „Meine Kinder, um die ich wieder Geburtswehen habe, bis daß Christus in euch Gestalt gewinne."

einem gebrechlichen Körper unermüdlich für andere sich opfernde Gestalt, in der jede Faser den gott- und menschengebundenen Willen atmete, in seinen Gemeinden sich durchgesetzt haben! Diesem Willen war selbst der Stolz und die Splittersucht der Hellenen nicht gewachsen.

Neben diesem einen Wege sind alle anderen nur Seitengassen. Die Betrachtung des Leidens Christi und seine gedankliche Verarbeitung deutet und klärt wohl das ewig fortwirkende Gesetz — ebenso oft freilich zerstört sie es oder schwächt es ab, wenn sie isoliert auftritt —, durchgesetzt wird es nur durch das ewig sich erneuernde Gegenwartserlebnis stellvertretenden Leidens. Der Christus, der lebendig durch die Geschichte schreitet, stirbt nicht. Aus dem Leben selbst wird er immer neu geboren, durch das Leben wird er immer neu gekreuzigt, im Leben setzt er immer neu sein ewig lebendiges Gesetz durch, bis ihm alles unterworfen sein wird. Der historische oder biblische oder gar der aus dogmatischen Prädikaten zusammengesetzte Christus schafft nichts, er deutet und klärt höchstens, was der lebendig gegenwärtige und der von Ewigkeit her schaffende in der vorliegenden Stunde wirkt.

In der vorliegenden Stunde! Das stellvertretende Leiden ist ja immer wirksam gewesen. Wer in der Großstadt Augen hatte, zu sehen, hat es dort immer gesehen. Aber in der geschichtlichen Stunde des Weltkrieges ist es so erschütternd und überwältigend vor die Menschen getreten, daß nun auch blinde Augen es sehen müssen. Das Hinwegschieben der Not aus der eigenen Verantwortung, wie es trotz des tausendfachen Großstadtelends von einem schamlosen Geschlecht der Ichbehauptung geübt worden ist, ist nun nicht mehr möglich. Zu furchtbar ist die Sprache der hunderttausendfach dahingemordeten, verkommenen und verstümmelten Jugend, als daß ihre Schuldanklage noch gänzlich überhört werden könnte.

Noch wird sie freilich von Ungezählten überhört, die selbst in diesem Kriege aus anderer Not nur den Ansporn holten, sich um so schamloser durchzusetzen. Der tierische Drang, von dem Blute anderer zu leben, ist noch lange nicht aus den Geschöpfen, die Menschenantlitz tragen, verschwunden. Das furchtbare Sichauswirken dieses dämonischen Dranges gehört zu den erschütterndsten

Offenbarungen des Weltkrieges, der den aufgeklärten Kulturenthusiasten und Naturoptimisten gezeigt hat, auf was für vulkanischen Untergründen das Menschenleben noch immer sich abspielt. Unvergessen wird bleiben für die Jahrtausende, daß die Humanitäts- und Kulturschwärmer der „neuen Welt“ auch die schlimmsten Blutsauger waren, die die Menschheitsgeschichte bisher aufgewiesen hat.

Aber es ist schon etwas, daß über diesen Tatbestand vielen im blutigen Geschehen die Augen geöffnet worden sind. Nicht freilich durch Aufklärung und eine rein äußere Demonstration des Zusammenhanges! Wenn irgendwo, so versagt hier das deutende und lehrende Wort. Dieselbe zynische Urkraft, die es treffen will, weist es mit der ihr innewohnenden brutalen Ichenergie entrüstet und empört zurück und scheut sich nicht, sich nach wie vor hinter Humanitätsbeteuerungen zu verschanzen. Das Wesen des ungebändigten Naturdranges ist immer die Blindheit gewesen. Nur der, in dessen Leben stellvertretendes Leiden schmerzlich nahe und unausweichlich anpackend hineingetreten ist, wird überführt von den letzten Zusammenhängen des Menschheitslebens.

Darin lag nämlich das Neue des großen Leidens, das der Krieg über die Welt brachte, daß es sich nicht, wie bisher in der sogenannten Friedenszeit der hinter uns liegenden Degenerationsepoche, *isoliert* abspielte, sondern daß es sich unmittelbar in die letzten Poren des Gesamtlebens hineindrängte. *)

*) Es ist ein durchgehendes Kennzeichen der Epoche des wirtschaftlich-technischen Aufschwunges gewesen, daß sie das Leiden isolierte. Die Kranken-, Waisen-, Armen- und Altenhäuser waren glänzende Isolierungsanstalten. Darin lag technisch ein großer Fortschritt, menschlich und für die tatsächliche Entwicklung des *Gesamtlebens* aber ein ungeheurer Rückschritt. Tieferschauende Aerzte klagten seit langem darüber, wie bedenklich der Mangel an pflegerischen Fähigkeiten und an sanitären Instinkten in der großen Masse der Bevölkerung sich geltend mache. Das einzelne wurde schneller und sicherer geheilt, die Widerstands- und Ueberwindungskraft des Ganzen gegen die Krankheit wurde mehr und mehr geschwächt. Auch ein Beweis dafür, daß technische Vervollkommnung noch lange keine Erhöhung der tatsächlichen Entwicklungskräfte bedeutet! Dabei ist noch garnicht in Anschlag gebracht, was an seelischen Energien durch die Beseitigung des Kranken aus der täglichen Berührung verloren gegangen ist. Bei der Isolierung der Armut und der verwaisten und gefährdeten Jugend ist das freilich längst erkannt. Hier sucht man nach Kräften die

Dieser Krieg war und wurde immer mehr zu einem Kriege der Völker in ihrem Gesamtbestande. Selbst der Brite, der sich durch die Jahrhunderte daran gewöhnt hatte, andere für sich zur Schlachtbank zu führen und nur die minderwertigen Rassen und Volksklassen auf die Schlachtfelder zu schicken, mußte sich in der Not der Stunde zur allgemeinen Dienstpflicht bequemen. Es gab jetzt kein Entrinnen mehr. Der Tod griff in jeden Stand, in jedes Haus, in jede Familie hinein. Darin lag die tiefste Bedeutung dieses Krieges. Er wäre zu einem ungeheuren Unglück für die einzelnen Völker und für die Menschheit geworden, wenn er in wenigen Monaten durch einen vorschnellen Sieg beendigt worden wäre. Das Leiden wäre wieder auf wenige Opfer beschränkt worden und hätte seine erlösende Kraft nicht auswirken können. Wir müssen die Vorsehung anbeten, daß sie es anders fügte. Nun hat das Eisen des stellvertretenden Leidens wirklich gefaßt, weil es den innersten Punkt ungezählter Einzelner und dadurch den innersten Punkt des Gesamtlebens traf. Ich erinnere

---

Anstaltsbehandlung durch ein Zurückführen in den Volkskörper zu ergänzen, um das Verantwortungsgefühl nicht völlig auszuschalten, zumal da man der Ueberfülle der Not durch Isolierung schlechterdings nicht Herr werden kann. Die Tendenz des technischen Zeitalters geht aber dahin, das Leiden „aus der Welt zu schaffen", d. h. aus der Sicht zu entfernen, damit der Ichwille ungestört durch alles Schuld- und Verantwortungsgefühl seinen Weg gehen kann. Die zusammengeballten Arbeitervorstädte in den Großstädten sind das schmachvollste Zeugnis des alle Verantwortung für das Ganze ablehnenden Ichdranges der Neuzeit. Die wenigen Menschen, die aus den Häusern der Villenvororte den Weg in die Not der Vorstädte fanden, waren wahrhaftig keine genügend haltbare Brücke, um den Strom des Gesamtlebens zu tragen. Schon Carlyle wies darauf hin, daß durch die Hände derer, die die Kleider der Reichen in mühseligen Nächten anfertigen mußten, die Krankheitskeime doch ihren Weg nach London-West gefunden hatten. Die ewige Natur erinnert immer wieder an die Zusammenhänge, die menschliche Ichsucht zu durchschneiden trachtet. Aber dieser Drang des Ichwillens, durch technische Isolierung sich das Leiden vom Halse zu halten, konnte erst durch den vollen Zusammenbruch der technischen Erstarrung gebrochen werden. Erst als der Krieg die ganze Welt in ein einziges Kranken-, Waisen-, Armen- und Altenhaus verwandelt hatte, waren die normalen Grundlagen des Lebens wiedergefunden. Auch hier zeigt sich, daß das Schicksal des radikalen Zerstörungskrieges eine Entwicklungsnotwendigkeit war.

mich noch einer erschütternden Stunde, in der ich einem reichen Hausbesitzer, der im Verkehr mit vielen kämpfenden Arbeiterfamilien, deren Mietzins seinen Reichtum geschaffen hatte, niemals eine Schwächeanwandlung gezeigt hatte, als Pfarrer die Kunde bringen mußte, daß sein einziger Sohn auf dem Schlachtfelde gefallen sei. Mit den Naturlauten der Offenheit, wie sie nur in Stunden höchster Erschütterung lebendig werden, bekannte er, daß er völlig blind und gefühllos durch die Not und Trauer der Welt und des Krieges hindurchgegangen sei, bis es ihn nun selbst getroffen habe. Diesem Manne ging erst jetzt das Menschenleben in seinen inneren Zusammenhängen auf! So ist es aber Tausenden gegangen. Das Leiden anderer kann erst zum stellvertretenden Leiden im höchsten Sinne werden, wenn es unmittelbar in den Innenpunkt des eigenen Lebens hineinschlägt. Die schwarzumränderten Traueranzeigen, die täglich die Spalten der Zeitungen füllten, gewannen erst Sprache und Leben für die, denen selbst einmal ein Name, mit dem Leben und Hoffnung schmerzlich fest verbunden waren, zwischen schwarzen Rändern gestanden hatte. Diesen Menschen ist über Nacht ein neues Organ gewachsen. Sie bilden einen Geheimbund von solchen, die einer tieferen Deutung des Geschehens geöffnet sind. Sie sind fähig, die Sprache fremden Leidens zu verstehen und die Kunde von seiner umwandelnden Kraft in sich aufzunehmen, weil dies fremde Leiden ihren eigenen Innenpunkt traf. Gewiß werden nicht alle die zerschmetternde Schuldanklage des fremden Leidens in ihrer ganzen Wucht in sich zur Wirkung kommen lassen — dazu ist der sich sträubende Ichwille noch zu mächtig —; noch weniger werden sie alle aus ihr die Kraft der völligen Willensumstellung ziehen. Aber das scharfe Messer hat hier angesetzt, und unter den vielen, die es traf, wird die Kerntruppe sichtbar werden, die der ungeheuren Schuldpredigt fremden Leidens nicht ausweicht, sondern aus ihr die Motive eines ganz neuen Lebenswillens herausholt. Das „für uns“ wird in ihnen zur schöpferischen Kraft für eine völlige Lebensumgestaltung werden. Der blinde Ichdrang wird ihnen als *die* Schuld ihres Lebens aufgehen, und licht und klar wird vor ihnen der Weg des großen Dienens sich auftun. Wo fremde Not und fremdes Sterben in ihren Blickpunkt tritt, werden sie

ihre heilige Sprache nicht mehr überhören, weil sie sie einmal in ihrer furchtbaren Deutlichkeit vernommen haben. Das Selbstverständliche fremden Leidens ist für alle Zeiten in ihnen gerichtet. Wo sie einst das Selbstverständliche sahen, steht jetzt für sie das lebendige Gesetz des ewigen Gottes. Ueber der Gestalt der Armut, der Not, der Krankheit und des Todes steht für sie wieder das Wort des zweiten Jesaia, das nicht sterben kann. Was für eine Aufgabe, dies Wort aus dem blutigen Geschehen der Gegenwart von neuem zu verkündigen und deutend in die Seelen derer zu werfen, denen das große Leiden und Sterben der Zeit den innersten Lebenspunkt traf! Was für eine heilige Pflicht, aus der verbluteten Jugend die Gestalt des ewigen Menschensohnes wieder aufsteigen zu lassen! Was für ein köstliches Lebenswerk, aus dem Schwersten, Sinnlosesten, Grausamsten den höchsten, göttlichen Sinn herauszuholen! Was für eine Kraftquelle gab der ewige Gott seinen Boten in die Hand, als er dies blutige Geschehen über die Erde kommen ließ! Wie ist durch diese große Not nun alle Not in der Welt geheiligt worden! Wie ist aus dem Allerverachtetsten mit einem Schlage das Allerwertvollste geworden!

Nicht das Vorbild der sterbenden Jugend werden wir zu verkündigen haben, aber ihr Bild darf nicht sterben in den Menschenherzen, das Bild der dahingemordeten Kraft, die, indem sie dahingemordet wurde, höchste Zeugungskraft für die Zukunft wurde, weil sie sie hinüberzwang in eine neue Gesamtrichtung des Lebens.

In eine neue Gesamtrichtung! Denn das ist nun das innerste Wesen der umschaffenden Wirkung des stellvertretenden Leidens — im Unterschied vom rein persönlichen —, daß es niemals zu einer ruhenden Seligkeit und einem passiven persönlichen Frieden führen kann, sondern daß es unerbittlich zur schaffenden Tat für andere vorwärts treibt. Weil das Schuldgefühl an fremdem Leiden vernichtend lebendig wurde, kann es nur durch Hingabe an fremdes Leiden überwunden werden. So wird erst durch das stellvertretende Leiden die soziale Seite der Erlösung durchschlagend sicher gestellt. Den Zusammenhang fremden Leidens mit der eigenen Lebensschuld schmerzlich erkennen und alles daran setzen, daß nun das ganze

Leben gegen fremdes Leiden gerichtet sei, wie es bis dahin für dieses wirksam war, steht in unlöslicher Zwangsverkettung miteinander. Die Schuldanklage kommt nicht eher zur Ruhe, als bis sie den Willen, der in ihr selbst vernichtend zum Ausdruck kommt, restlos durchgesetzt hat, d. h. den Willen zum großen Lebensopfer. Dann erst ist das Innerste der Seele wieder eins mit dem Opfer, das sie selbst gefordert und verschuldet hat, wenn sie sich selbst zum Opfer gegeben hat. Dann erst ist die Versöhnung mit dem Willen, der hinter dem Opfer stand, vollendet, wenn der Mensch an die Gräber der Toten und die Stätten der Not treten kann mit dem neuen Willen, selbst das Gesetz zu erfüllen, daß er in Tod und Not anderer für sich wirksam gesehen hat. Dann erst verlieren die Gräber ihre Schrecken und die Leidensstätten der Menschheit ihren Stachel, wenn sie zu Geburtsstätten schaffender Lebenstat für andere werden. Dann werden sie zu Heiligtümern und Gebetsstätten der Menschheit, an denen sie das höchste Lebensgesetz voll Ehrfurcht schaut und die Weihe erhält für den schöpferischen Opferwillen, auf den hin sie geschaffen worden ist. Dann strömt von diesen Heiligtümern der Friede aus sowohl für das einzelne Menschenleben, das nun sein ewiges Gesetz gefunden hat, wie auch für das Gesamtleben, in das nun der beherrschende Grundwille einzog, der seine gesunde Entwicklung bedingt. Das „für euch“ wird zum Ausdruck für den innersten Frieden der Seele und das große „Friede auf Erden“. Der Wille zum Opfer ist Versöhnung und schaffende Kraft zugleich. Ohne den Willen für andere gibt es keine Vergebung, und ohne das Hinnehmen der Vergebung von andern gibt es kein Wirken für andere, das keine Grenzen und kein Maß mehr kennt.



3. Das Volk Gottes.

Um die Frage nach der Bedeutung der menschlichen Gemeinschaft für die Religion ist bis in die Zeit des modernsten Individualismus das religiöse Denken, soweit auf unserm Planeten überhaupt ein solches Spuren hinterlassen hat, nie ganz herumgekommen. Soweit ich sehe, ist es der Persönlichkeitskultur unserer Tage vorbehalten geblieben, in der sog. „Geheimreligion der Gebildeten" ein Phantom zu konstruieren, das den Gemeinschaftsgedanken völlig ausschließt. Wenn es wirklich eine solche „Geheimreligion" geben sollte — wer will das bei ihrem „geheimen" Charakter ausmachen? —, die ohne irgendwelches sichtbare Hineinwirken in das Gesamtleben existierte, so könnte kein Zweifel daran bestehen, daß wir in dieser Religion den äußersten Pol der Gottlosigkeit vor uns hätten. Denn was irgendwo als „persönlicher Besitz" sein Wesen treibt, ohne den innersten Drang zu empfinden, zum Gesamtbesitz zu werden, hat mit dem Willen, der alles durchdringt und sich alles unterwerfen will, nicht nur nichts zu tun, sondern ist sein teufliches Gegenstück. Allerdings ist in einem Zeitalter, in dem die Seele von „ihrem" Gott spricht, alles möglich. Warum sollte es in ihm nicht auch eine solche Geheimverschwörung des Teufels geben?

Wo auch nur ein Schatten wirklicher Religion aufgetaucht ist, ist auch irgendeine Form menschlicher Gemeinschaft gewesen. Selbst die Mönche der Wüste haben auf die Dauer nicht auf die Pilger verzichten können, die sie „fanden", ganz abgesehen davon, daß sie nie den inneren Zusammenhang mit ihrer Kirche, aus der sie flüchteten, verloren haben. Tatsächlich liegen die Dinge so, daß in demselben Maße, wie eine Religion lebendig ist, sie auch gemeinschaftbildende Kräfte entwickelt. Die höchste Form der Religion enthält auch die intensivste Kraft der Gemeinschaft. Ihre zusammenbindende Macht ist das untrüglichste Kennzeichen ihrer Lebenskraft.

Die Religion Jesu von Nazareth ist gemeinschaftbildende Kraft im höchsten Sinne gewesen. Das Zeitalter, das es fertig gebracht hat, Jesus die letzte Absicht unterzuschieben, den „einzelnen“ zu retten, seine Ethik als Individualethik zu bezeichnen, von einer Sozialethik aber nur „geringe gelegentliche Andeutungen“ bei ihm zu finden, hat ihm sicherlich unter allen Zeitaltern am fernsten gestanden. Denn es hat den innersten Kern seiner Religion nicht begriffen oder richtiger abgelehnt. Die Königsherrschaft Gottes, die er durchsetzen will, ohne das „Reich“ oder das „Volk“ — und zwar im intensivsten sozialen Sinne der völligen Lebensgemeinschaft — zu denken, ist einfach Vergewaltigung. Die Bergpredigt, die den Gemeinschaftsgedanken bis in die letzten Tiefen verpflichtend in die Menschenseelen hineinwirft, als „Privatmoral“ zu bezeichnen, grenzt an Wahnwitz. Daß er den Gemeinschaftsformen der Ehe, der Familie, vor allem aber des Staates nicht diejenige positive Würdigung zugewendet hat, die ein moderner Organisationsanbeter erwartet, hat seinen offenkundigen Grund darin, daß alle diese Formen in seinen Tagen so gut wie in den unsrigen in völliger Zersetzung begriffen waren und darum für die wirkliche Lebensgemeinschaft, die er schaffen wollte, nur schwerste Hinderungsmächte waren, an die man in ihrer vorliegenden Wirklichkeitsgestalt auch kein Fünkchen Kraft verschwenden durfte. Die Ablehnung der sogenannten sozialen Verpflichtungen, deren Erfüllung nichts als Zerstörung bedeutete, mit denen man sich höchstens abfinden durfte, war die Hinkehr zur höchsten sozialen Pflicht. Erst durch die Zerstörung der alten sozialen Zermürbung konnte das wirkliche soziale Leben sich durchsetzen.

Was für glühende Worte hat Jesus über die wirkliche soziale Pflicht der Ehegatten, der Kinder gegen ihre Eltern und umgekehrt, des Bruders gegen den Bruder, des Volksgliedes gegen das Volk, des Volkes gegen alle seine Glieder (auch die Zöllner) gefunden! Diese Sozialethik kann überhaupt nicht mehr überboten werden. Sein ganzes Leben war von den Kämpfen in der Wüste bis zum letzten Todeshauch eine einzige soziale Hingabe und ein einziges zwingendes Werben um diese in andern. Sein ganzes Erleben und Wirken war bis in die letzten seelischen Untergründe und die letzten Außenfasern soziales Erleben und soziales

Wirken, und zwar in einem so durchgreifenden Sinne, daß schon die gedankliche Unterscheidung zwischen Individual- und Sozialethik, zwischen dem Wert der Persönlichkeit und der Bedeutung der Gemeinschaft Abfall von seinem religiösen Wollen ist. Gottes- und Nächstenliebe liegen so völlig ineinander, daß nicht etwa die Nächstenliebe als sekundäre Folge aus der Gottesliebe hervorgeht, sondern daß diese ohne jene überhaupt inhalt- und wertlos ist. Die Frage nach der Gemeinschaft ist nicht etwa eine praktisch-technische Frage, die aus einer andern Sphäre, der Außen- und Umwelt, an die Religion herangetragen wird, sondern sie ist eine im höchsten Sinne religiöse Frage, die in der Gottesfrage selbst beschlossen liegt und mit ihr steht und fällt. Man hat in der Theologie der religiösen Bedeutung des Gemeinschaftslebens dadurch gerecht zu werden gesucht, daß man ihm in der Pflege, Weckung, Entzündung, Erhaltung, Stärkung des religiösen Lebens — das also als etwas von dem Gemeinschaftsleben Unabhängiges oder doch zu Unterscheidendes gefaßt wurde — eine Rolle zuschrieb. Diese Versuche sind gänzlich ungenügend und bedeuten schon Abfall vom religiösen Grundgesetz, ganz zu schweigen von der theologischen Theorie, für die alle Formen des Gemeinschaftslebens als mit der Religion grundsätzlich vereinbar gelten. Den Bankrott der letzteren geradezu als gottlos zu bezeichnenden Theorie haben wir im Zusammenbruch aller sozial bindenden Kräfte in der Weltkatastrophe wohl gründlich genug erlebt. Aber auch jene ersteren Versuche, der kirchlichen Gemeinschaft eine stützende und dienende Funktion für die Religion zu sichern, haben, zumal im Protestantismus, einen nur zu deutlichen Bankrott gefunden, indem sie sich eben als völlig ungenügend erwiesen, der Religion die Stellung im Leben zu geben, vielmehr sie hoffnungslos verkümmernd neben das Leben stellten. Religion als persönlicher Besitz, als individuelle Errettung, als Kraft und Friede des Einzellebens ist keine Religion mehr.

Das wird nun vollends deutlich, wenn wir jetzt den Gemeinschaftsgedanken im Zusammenhange mit dem religiösen Urerlebnis sehen. Er liegt darin so fest beschlossen, daß es seinen Sinn verliert, wenn er daraus herausgeschnitten oder auch nur mehr oder minder äußerlich daran angefügt wird. Der Bruch des

Ichwillens hat tatsächlich nur den Sinn, den Gotteswillen oder — was dasselbe ist — den Willen für andere zur Durchsetzung zu bringen. Wer die zentrale Wahrheit der christlichen Religion, das Wort vom Kreuze oder die umwandelnde Kraft des stellvertretenden Leidens, überhaupt will, der muß auch die unbedingte soziale Bindung als die unausweichliche und naturhaft damit verwachsene Wirkung wollen. Das religiöse Erlebnis ohne die religiöse Gemeinschaft ist tot in sich selber, es ist überhaupt kein religiöses Erlebnis mehr, sondern ein abgestorbener Torso.

Hier sehen wir erst ganz klar, warum das rein persönlich gefaßte religiöse Erlebnis oder auch schon das in der Seligkeit kulminierende religiöse Erlebnis Luthers im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sterben mußte. Es war eine Frühgeburt, der die letzte Ausreifung versagt geblieben ist. Der Mangel an sozialem Wollen ist der todbringende Grundschade des Luthertums gewesen, der, wie wir früher feststellen mußten, bereits im ersten Ansatz gegeben war.

Darum hat das Luthertum auch keine Lehre von der Kirche aufgebracht, die der Religion Jesu oder der Auffassung des Neuen Testaments einigermaßen gerecht wird. Die negative Position gegen die erstarrte Heilsanstalt der römischen Kirche ist glücklich herausgekommen; die unsichtbare Kirche als das „christlich heilig Volk, in welchem Christus lebt, wirkt und regiert ... durch Gnade und Vergebung der Sünden, und der heilige Geist ... durch tägliche Ausfegung der Sünde und Erneuerung des Lebens, daß wir nicht in Sünden bleiben, sondern ein neu Leben führen können und sollen in allerlei guten Werken“, tritt als lebendige „Gemeinschaft der Heiligen,“ als das „Volk Gottes“ der in äußerlich sichtbaren Formen erstarrten Hierarchie gegenüber. Auch darin ist die religiöse Position gewahrt, daß diese Gemeinschaft der Heiligen als durch das Wort Gottes resp. durch den Glauben, den es schafft und der es aufnimmt, gewirkte Schöpfung Gottes gedacht ist. Aber als wirkende, schaffende und fortzeugende Macht, als Trägerin der Tat und des wirkenden Willens Gottes kommt diese Kirche nicht zur Geltung. Sie ist da, wo „das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“ (Augsburger Konfession

Art. 7), wo also Gottes Gnade angeboten und im Glauben hingenommen wird. Die Gemeinschaft der Heiligen ist also die Gemeinschaft derer, die das Gleiche erleben, nicht aber die Gemeinschaft derer, die auf Grund des gleichen Erlebnisses nun auch das Gleiche wollen, das eine göttliche Ziel verfolgen, das alles religiöse Erleben durchsetzen will. Der wesentlich passive Charakter der Lutherkirche tritt hier schon im Ansatz deutlich heraus, ihre aktiv fortzeugende, einem großen Entwicklungsziel zustrebende Bedeutung kommt nicht zu ihrem Rechte. So ist für Luther überall die wahre Kirche, wo einzelne Menschen „im rechten Glauben Hoffnung und Liebe leben", also daß sie, ob sie schon tausend Meilen voneinander entfernt sind, doch eine Versammlung im Geist sind, „dieweil ein jeglicher predigt, glaubt, hofft, liebt und lebt wie der andere, welche Einigkeit genug ist, zu machen eine Christenheit (!)". Diese Einigkeit ist eben nicht genug, denn ihr fehlt gerade das, was eine Gemeinschaft erst zur wirklichen, von einem Blutkreislauf durchpulsten, wahrhaft zusammenschmelzenden Gemeinschaft macht: der gemeinsame, an ein Ziel und an eine Aufgabe gebundene Wille, der durch die schaffende Tat erst ein wachstümliches Einheitsgebilde hervorbringt.

In diesem unvollendeten Ansatz liegen alle schmerzlichen Erfahrungen beschlossen, die die Lutherkirche auf ihrem geschichtlichen Wege hat machen müssen. Sie hat sich tatsächlich damit begnügt, die im ersten Sturmlauf der Reformation durch die Macht des gleichen Erlebnisses überwundenen Territorien als Einheit zu betrachten, für die dann noch unter Ach und Weh ein gemeinsames Bekenntnis zustande gebracht wurde, hat aber nie daran gedacht, diese Einheit in fortwährendem und fortzeugendem Schaffen innerlich zu festigen und in einen missionierenden Geschichtsfaktor zu verwandeln. Die Lutherkirche ist nie, wie es jede junge, lebenskräftige Frömmigkeit muß, aggressiv, werbend geworden, sondern hat die Organisation des Angriffs der römischen Kirche überlassen, die, obwohl die ältere und darum lebensschwächere Macht, in der Gegenreformation im Wesentlichen siegreich blieb. Die Lutherkirche hat sich nur, weil dazu äußerlich gezwungen, verteidigt, wie ja bis auf den heutigen Tag die einzige Glanzleistung der Lutheraner in der Apologetik liegt. Die traurige

Lage, in die sie dieser kümmerliche apologetische Hang gebracht hat, ist das Erbe des lutherischen Kirchenbegriffs.

Denn auch für die innere Entwicklung der Lutherkirche ist dieser abgebrochene Kirchenbegriff verhängnisvoll geworden. Daß sie Pastorenkirche wurde und blieb und bis heute gar keine Möglichkeit hat, sie in eine Kirche des allgemeinen Priestertums zu verwandeln, hat hier seine Wurzeln. Sie will ja garnicht schaffen, sie will bloß erleben. Die Erlebnistheologie ist ihr Schicksal geworden. Sie erlebt bis auf den heutigen Tag in den höchsten Tönen und stirbt doch mitten in allem Erleben. Jeder aktiv schaffende Mensch, und wäre es auch nur ein Straßenkehrer, jede wollende Lebensrichtung, und wäre es auch nur der niedrigste Geschäftsinstinkt, ist ihr unendlich überlegen. Sie fürchtet immer noch, in die Werkfrömmigkeit hinabzugleiten, wenn sie anfängt, aktiv zu werden. Sie hat immer noch kein Ziel gefunden, abgesehen von dem Einzelmenschen, den sie zum Erlebnis Gottes oder richtiger seiner selbst führen will. So ist es ihr Schicksal geworden, daß sie sich selbst in der Einzelseele begraben hat. Die sog. Großstadtgemeinde, diese zusammengewürfelte, sich um einen zusagenden Redner drängende Schar gleichgestimmter und doch gegeneinander völlig gleichgültiger Seelen, ist der folgerechte Ausdruck des lutherischen Kirchenbegriffs. Eine hoffnungslose innere Zersplitterung in einander ausschließende Standpunkte ist das Ergebnis, an dem heute nichts mehr zu ändern ist. Eine Gemeinschaft, die sich nur auf gemeinsames „Erleben“ stützt, bleibt nur so lange Gemeinschaft, wie ein großes Erleben kräftig nachschwingt. Das leiseste Nachlassen der ersten Spannung (vergleiche das „Kriegserlebnis“) rückt sofort die individuelle Verschiedenheit des Erlebens in den Vordergrund, die nun, weil sie nicht in eine große Aufgabe sich hineinfügt und in ihr ein wertvolles Mittel gegenseitiger Hülfe und Ergänzung wird, in eine um so größere Zersplitterung hinüberführt, je fruchtbarer das erste Erlebnis war. Weil das Luthertum nie eine große gemeinsame Aufgabe sah, ist es nie innerlich einig und großzügig schaffend, sondern einem Prozeß wachsender innerer Selbstauflösung ausgeliefert gewesen.

Aber nicht nur sich selbst hat die Lutherkirche das Grab gegraben, sondern auch — darin liegt ihre ungeheure Schuld —

die Welt, in der sie so gewaltige Energien entband, hat sie in den Abgrund geführt. Weil sie nicht schaffen wollte, sondern die Dinge an sich herankommen ließ, um sie zu „erleben“, hat sie die Welt, die ihr als der Trägerin des höchsten Willens anvertraut war, halt- und ziellos werden lassen. Eine Religion, die der Welt kein Ziel gibt, hat ihren höchsten Beruf verfehlt. Die Arbeit in der Welt ohne eine ganz scharfe überweltliche Gesamtzielsetzung, der sich alle Arbeit zu beugen und einzugliedern hat, ist nur ein Formalbegriff, dem eben der Inhalt fehlt. Die Diesseitsfreudigkeit ohne eine alles sich unterwerfende und scharf bindende Jenseitsforderung ist die Preisgabe des Lebens an den Abgrund. Aus der Brunnenstube der Religion hat das Luthertum die Menschen hinausgeschickt in die Welt, hat aber vergessen, ihnen das große Licht in der Ferne zu zeigen, zu dem hinzuwandern die Lebenswasser der Religion die Kraft geben sollten. So ist die Welt in den großen Sumpf geraten, weil sie Irrlichtern nachlief. Nicht einmal in dem Augenblicke, als die Welt längst erkannt hatte, daß sie im Sumpfe saß, hat die Lutherkirche den Mut und die Kraft gefunden, ihr den Weg der Heilung zu zeigen.

Es ist ein tragisches Schicksal, das wir jetzt auf dem Trümmerfelde der Welt nur zu deutlich sehen. Aber wenn uns die Entwicklung so furchtbar hart und fühlbar gezwungen hat, Umkehr zu halten, so wollen wir bei dem Kirchenbegriff, in dem das alles wurzelhaft beschlossen liegt, nicht Halt machen, auf die Gefahr hin, nach vierhundertjährigem Zehren von den lebendigen Kräften dieser Kirche uns von den Grundlagen der Väter zu entfernen. Im Grunde handelt es sich ja nur darum, ihren Ansatz zu vollenden, zu vollenden durch ein ernsteres Zurückgehen auf die Grundlagen, auf denen sie selbst gebaut haben.

Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das ganze Neue Testament ein tieferes und festeres Verhältnis zwischen Religion und Gemeinschaft kennt, als die Lutherkirche. Bei Jesus Christus haben wir das genugsam aufgewiesen. Nun aber müssen wir unser Auge auf den Mann richten, der, selber Weltreichsmissionar und Großstadtkämpfer, uns die religiös-soziale Aufgabe der Gegenwart am durchschlagendsten zu deuten und den wahrhaft

religiösen Begriff der Gemeinschaft für unsere Zeit am treffendsten zu zeigen vermag, den Former der urchristlichen Ekklesia Paulus.

Darin hat Paulus das Erbe des Nazareners treulich gehütet, daß er die unmittelbar religiöse Bedeutung der Gemeinschaft ganz rein herausgestellt hat. Für ihn war die Gemeinde keineswegs bloß die Form, durch die die Verkündigung des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente sicher gestellt wurde, sondern der unbedingt notwendige und der allein vollgenügende Ausdruck des religiösen Erlebnisses. Alle Erlösung findet nur in der Gemeinde ihre Verwirklichung. Er kennt gar kein persönliches Christentum, sondern nur Gemeindechristentum. Christus ist das Haupt der Gemeinde und nur als solcher der Erlöser, die Gemeinde aber ist sein Leib und nur als solcher Trägerin der Erlösung. Der „Geist", der Ausdruck für die unmittelbare Gegenwärtigkeit der religiösen Wirklichkeit, lebt und wirkt nur in der Gemeinde. Das, was man Christusmystik bei ihm genannt hat, fließt völlig mit der Gemeindemystik ineinander. Die Gemeinde ist der Körper Christi. Wer nicht in der Gemeinde und für sie lebt, hat garkeinen Teil an Christus. Die Wirkung des stellvertretenden Leidens Christi vollzieht sich garnicht anders als dadurch, daß diejenigen, die unter ihrer Macht stehen, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern der Gemeinde. „Darum so ist nun der Tod mächtig in uns, aber das Leben in euch". Ohne soziale Bindung ist für ihn alles religiöse Leben Nichtigkeit und Schein. In der Gemeinde ist das neue Leben, das die Religion schafft, allein verwirklicht, natürlich nicht in seiner Vollendung, wohl aber in seinen Anfängen.

Das wird besonders deutlich, wenn man auf die Bedeutung der Gemeinde für die Zusicherung der Sündenvergebung oder die Vergewisserung der Versöhnung achtet. Die Lutherkirche kennt diese grundsätzlich nur aus dem „Worte", das die Verheißung Christi enthält, oder aus den bekräftigenden Zeichen. Daß die Schuld den Menschen nicht nur von Gott, sondern, weil von Gott, auch von der menschlichen Gemeinschaft scheidet, weil sie immer fremdes Leiden nach sich zieht, ist hier vollkommen außer Acht gelassen. Das Bewußtsein der tiefsten Schuld geht dem Menschen erst durch die völlige Vereinsamung und die furchtbare

Anklage auf, die ihm aus dem Leiden anderer entgegenschaut. Der gottwidrige Wille ist eben Loslösung, die erst dann, wenn sie in der sozialen Vereinsamung schneidend fühlbar geworden ist, zur Umkehr reif wird. Darum bedeutet aber auch Vergebung und Versöhnung immer Aufnahme oder Wiederaufnahme in eine Gemeinschaft, und zwar nicht nur in eine gedachte, sondern eine höchst reale und fühlbare Gemeinschaft. Wer sich hier mit einer idealen Gemeinschaft begnügt, kennt nicht die Schuld, wie sie im wirklichen Menschenleben auftritt. Eine quasi briefliche Versöhnung kann nicht das reale Erlebnis des Auge-in-Auge-Schauens ersetzen. Je tiefer die Schuld als Schuld an der Gemeinschaft empfunden wird, desto notwendiger ist die volle Rückkehr in das gemeinschaftliche Leben. Jesus von Nazareth hat die Sündenvergebung selten durch Worte, aber um so häufiger durch die Einkehr in das Haus der Zöllner und Sünder ausgesprochen. Indem er ihnen die Gewißheit gab, daß sie auch noch dazu gehörten, gab er ihnen das, was die Kirche glaubt durch ein Wort aus der Ferne vollbringen zu können. Es ist eben alles Schein, Form und Firnis geworden. Der Großstadtseelsorger Clemens Schultz erzählt, daß er einem ausgestoßenen Verbrecher die größte Gewißheit, die wir Menschen vermitteln können, unbewußt dadurch geschenkt habe, daß er ihm eine Zigarre anbot. Eine Zigarre im rechten Augenblick ist unendlich viel wertvoller als die vorschriftsmäßigst formulierten Gnadenzusicherungen sämtlicher kirchlichen Agenden.

Die Lutherkirche hat das Recht und die Möglichkeit, Sünden zu vergeben, dadurch fast völlig verscherzt und verloren, daß sie keine Gemeinschaft geschaffen hat, in die sie die Menschen wieder aufnehmen konnte. Denn die „unsichtbare Kirche“, die nur in Wort und Zeichen sichtbar wird, ist gegenüber der schwersten Frage des Menschenlebens völlig ungenügend. Die furchtbare Schuld der Absplitterung des sich selbst suchenden Willens kann nur durch die ganz reale Aufnahme in eine menschliche Gemeinschaft zur Vergebungsgewißheit geführt werden, alles andere bleibt schließlich mehr oder weniger in der Suggestion stecken. Denn diese Schuld sucht die Arbeit an und mit andern und für andere, sonst bleibt sie ewig unüberwunden. Der Wille muß die neue Richtung in

voller tätiger Wirklichkeit gefunden haben, sonst bleibt der alte Wille trotz aller Zusicherungen aus dem „Wort“ nur halb gebrochen. Versöhnung ohne Gemeinschaft ist ein Unding. Man muß das wissen, was in der Trinkerrettung die schlichten geselligen Abende für die befreiten Menschen bedeuten. Sie sind wahrhaftig mehr als ein technisches Hülfsmittel, um sie zu bewahren und abzusondern, sondern sie sind die ständige Vergewisserung, daß sie wieder dazu gehören. In den alten Christengemeinden die Gewißheit der Versöhnung von dem Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinde, in der sie ein neues Heimatgefühl umwehte, zu trennen, ist ganz unmöglich. „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen“, das ist die Versöhnung im paulinischen Sinne. Wer den Mut hat, zu behaupten, er habe in einer der kalten großstädtischen rituell-lutherischen Massenabendmahlsfeiern das volle, beglückende Heimatgefühl wiedergefunden, der trete vor! Was die Menschen, die noch gern zum Gottesdienst kommen, von dieser Feier fernhält, ist in den meisten Fällen das Gefühl, hier einer völlig kalten, halb verstandenen, fremden und entfremdenden Sache gegenüber zu stehen, in der alles andere lebt als Friede, Freude, Liebe.

Tatsächlich spiegelt sich diese religiöse Wertung des Gemeinschaftslebens bei Paulus am deutlichsten in seiner Auffassung des Abendmahls. Seine immer wiederkehrende Feier bringt die völlige Verschlungenheit des religiösen Besitzes mit dem Gemeinschaftsleben zum klassischen Ausdruck. Der Gedanke der Zusicherung oder Vergewisserung des Heiles *an den einzelnen* durch ein sichtbares Zeichen, den die Lutherkirche als führenden Gedanken hat, fehlt hier gänzlich. Das Abendmahl ist vielmehr ganz rein und ungetrübt *Gemeinschaftsfeier* und nur als solche von vergewissernder Kraft. Gegen die *ungläubigen* Herzen ist daher auch keines seiner tadelnden und mahnenden Worte gerichtet, wohl aber gegen die lieblosen, dem Bruder gegenüber gleichgültigen Herzen. Eine Abendmahlsfeier, wie sie die Lutherkirche nur zu oft, ja geradezu regelmäßig kennt, zu der viele einander völlig gleichgültige und unbekannte Menschen zusammenkommen, zudem noch in Abständen von einem Jahr und länger,

um sich den persönlichen Heilsglauben stärken zu lassen, wäre für ihn ganz unmöglich, weil sie „nicht unterscheidet den Leib des Herrn“, d. h. die unbedingte Zusammengehörigkeit und Verpflichtung füreinander. „Denn Ein Brot ist es, so sind wir viele Ein Leib“. Daß ein jeglicher seinen eigenen Weg geht, indem er „für sich“ ißt, das ist eben das „unwürdige Essen und Trinken“. Der ursprüngliche Sinn des Abendmahles Jesu, das in einem unvergleichlich eindrucksvollen und klaren Gleichnis die Hingabe an und für andere zur Kraft der Hingabe an und für andere macht, ist hier wirklich gewahrt. Das Abendmahl stellt die völlige Einheit von Glaube und Liebe, von Hinnehmen und Hingeben, von religiöser und sittlicher Gebundenheit dar, indem es aus dem gebrochenen Leib Christi den aufgebauten Leib Christi macht, d. h. das Stirb und Werde vollgültig zum Ausdruck bringt. Eine Abendmahlsfeier ohne eine miteinander lebende und sterbende Gemeinde, ohne eine tiefinnerlich zusammengewachsene Lebensgemeinschaft ist für Paulus und das ganze Neue Testament ein Unding, denn es ist eine Abendmahlsfeier ohne den Leib des Herrn. Hier zeigt sich erst die Tragweite der früher erwähnten Tatsache, daß Luther den verpflichtenden Charakter des „für euch“ nicht erfaßt hat. *) Die lutherische Abendmahlsfeier als Glaubensfeier — Glaube hier im unvollendeten lutherischen Sinne gefaßt — ist ein Torso wie der ganze lutherische Kirchenbegriff. Ihr fehlt die letzte Vollendung, die Krone, die lebendige Gemeinde. So hat die lutherische Kirche es denn auch folgerichtig erlebt, daß ihre Abendmahlsgemeinde — die ja allerdings nie im vollen Sinne vorhanden war — auseinanderlief. Als „Sitte“ hat der Abendmahlsgang bis heute noch eine kümmerliche Existenz behauptet, aber als lebendiger Ausdruck eines durch das Opfer Christi geweihten Gemeinschaftslebens ist sie längst erstorben, ja hat sie im Luthertum nie gelebt. Die Feststellung dieser Tatsache, daß die Lutherkirche an diesem innersten Heiligtum der christlichen Religion versagt hat und sich auf keine Weise vor dem Neuen Testament rechtfertigen kann, ist bitter. Sie hat nie eine lebendige, in gemeinsamem Schaffen und in opferwilliger Hingabe füreinander

---

*) Vergl. das Kapitel über das stellvertretende Leiden.

eintretende Gemeinde gehabt, darum hat sie auch nie ein rechtes Abendmahl feiern können, und solange wird sie von dem wahren Tisch des Herrn ausgeschlossen bleiben, bis sie sich entschließt, aus der Kirche des Wortes die Kirche der sich opfernden Tat zu machen. Erst wenn sie wieder die Hand an die Aufgabe gelegt haben wird, Menschen zusammenzuschließen zu selbstlos schaffender Tat, wird sie die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi wiedergefunden haben.

Denn darin lag doch das Kennzeichen der Gemeinde, die Paulus in die Welt hineingestellt hat, daß sie wandelte in der Liebe, d. h. nicht bloß eine gewisse allgemeine Liebesgesinnung hegte, sondern mit der völligen Hingabe praktisch zueinander stand und füreinander handelte, mit der Christus uns geliebt hat und sich selbst dargegeben hat für uns zur Gabe und Opfer. *) Das alles überragende Kennzeichen der Gemeinde bleibt die Tat der Liebe, wie sie nie in der Menschheitsgeschichte eindringlicher und tiefer beschrieben worden ist als im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Das ist kein Sozialgesetz im Sinne der Organisationsfanatiker und der von ihnen vertretenen öffentlichen Moral, sondern das ist ein Glaubensbekenntnis, das zugleich das allgemeingültigste Gesetz der Welt darstellt. Das ist wahrlich auch keine „Privatmoral“, sondern das ist der Wille Gottes, der alle Dinge sich unterwerfen will. Das ist das, was bleibt, wenn alles Stückwerk aufhören wird. Das ist Ziel und Krone aller Entwicklung, die auch „Glaube und Hoffnung“ in sich verschlingt.

Diese Gemeinde braucht kein Bekenntnis im hergebrachten Sinne zur Regulierung ihres Glaubens oder zur Sicherstellung und zum Nachweis ihres Daseins. Daß sie als schaffende und umschaffende Macht da ist, das ist ihr Bekenntnis. Ebensowenig wie ein Mensch als Realbeweis seiner Existenz einen Geburtsschein braucht, sondern diesen nur als Formalbeweis für gewisse staatliche Verrichtungen nötig hat, ebensowenig braucht die Ge-

---

*) Eph. 5, 2. Es ist mir nicht möglich, den Epheser- und den Kolosserbrief bei ihrem wachstümlichen Zusammenhang aller ihrer Vorstellungen und Gedankenführungen mit dem ganz originalen Grunderlebnis und den Gedankenformulierungen und -verbindungen des Paulus für nachpaulinische Erzeugnisse zu halten.

meinde als Realbeweis ihres Daseins ein formuliertes Bekenntnis. Das Luthertum hat allerdings von seinen Anfängen her ein großes Gewicht auf formulierte Bekenntnisse gelegt und sogar den Katholizismus, der in der Degenerationsepoche der alten Christenheit seinen Bekenntnisdrang bereits erschöpft hatte, wieder zur Aufstellung neuer Bekenntnisse bewogen. Das lag daran, daß es ihm allerdings sehr schwer fiel, den Realbeweis seines Daseins auf andere Weise zu erbringen als durch das formulierte Wort, weil es den wirklichen Beweis, den der schöpferischen Gemeinde, nicht vorzuzeigen hatte. Das letzte, zusammenfassende Bekenntnis ist sogar als Produkt der Angst vor dem Auseinanderfließen erwachsen. Die spitzfindigen Aufstellungen der Konkordienformel sind allerdings für eine Kirche, die die Bibel als schöpferisches Prinzip und als Regel und Richtschnur des Glaubens besaß, als ein Angstprodukt im schlimmsten Sinne zu bezeichnen. War die Bibel ein so unsicheres Fundament, daß sie mit so zahllosen und so komplizierten Pfeilern gestützt werden mußte? Auf solche Angststützen verfällt man, wenn man von vornherein den Beweis des Geistes und der Kraft, d. h. der schaffenden Tat, ausschaltet. Wenn das Luthertum, was es ja von Anfang an zu seinem Verderben getan hatte, sich so eng mit dem Staat eingelassen hatte, daß es für seine öffentliche Kennzeichnung und Anerkennung eine derartige juristische Formulierung brauchte, so hätte es wenigstens diese Formulierung im Aktenschrank liegen lassen sollen, wie man die aus gewissen opportunistischen Gründen vorgenommene Eintragung eines dem wirklichen Leben dienenden Vereins in das staatliche Vereinsregister in den Schrank schließt, um sie bei gelegentlichen rechtlichen Konflikten wieder herauszuholen, sonst aber selig schlafen zu lassen. Aber eine derartige Formulierung zu einem praktisch gültigen Fundament für das wirkliche religiöse Leben zu machen, bedeutet Verkümmerung und Vergewaltigung der Religion oder ist deren sicherstes Symptom. Vor der Religion des Neuen Testaments ist das auf keine Weise zu rechtfertigen, am wenigsten vor der Religion Jesu, und alle Berufung auf die „historische“ Notwendigkeit kann den Abfall von der lebendig wirkenden Kraft der Religion nicht zudecken.

Die Gemeinde des Neuen Testaments kennt kein formu-

liertes Bekenntnis außer dem ihrer wirkenden Kraft. Sie schafft Menschen um, und zwar in einem so einzigartigen, typischen, radikalen Sinne, daß sie in der Zeit ihrer wirklich umschaffenden Wirksamkeit garnicht Gefahr lief, verwechselt oder verkannt oder nicht richtig eingeschätzt zu werden. Ihr Leben schuf eine so scharfe Grenze gegen die Welt, daß keiner diese Grenze überschritt, der nicht wirklich „berufen" war. Der andere wandte ihr schleunigst den Rücken. *) Erst als ihr Leben selbst erlahmte, fingen die hinterlistigen „Täuschungen des Teufels" an, die ihr Leben nachahmten und doch den mannigfaltigsten Sonderbestrebungen nachliefen; da entstanden die „verderblichen Sekten" und „Irrlehrer", denen man freilich bis weit ins nachapostolische Zeitalter hinein ihre praktische Lebensabirrung viel stärker zum Vorwurf machte als ihre Lehrabweichung. **) Erst mit dem weiter fortgeschrittenen

*) „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist."

**) Daß allen sog. Lehrabweichungen letzte praktische Willensabirrungen zu Grunde liegen, scheint der Gegenwart langsam zu dämmern, und damit die Erkenntnis, daß Verschiedenheiten der Lehre nicht durch eine dialektische Auseinandersetzung zu lösen sind. Das Religionsgespräch von Marburg war noch ein solcher Versuch, praktische Gegensätze durch eine Aussprache zu vermitteln. Es endete dialektisch mit der Feststellung, daß der wesentliche Gegensatz zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche sich auf die Lehre vom Abendmahl beschränke, eine naive Meinung, die bis in die Oberflächengeister der Gegenwart fortwirkt und sogar — allerdings bezeichnenderweise nur in Preußen — zu einem rechtlichen Vereinigungsmonstrum in der sog. Union geführt hat. Luther selbst sah und fühlte tiefer. Sein „Ihr habt einen andern Geist als wir" bezeugt das überlegene, wenn auch noch nicht völlig geklärte, Urteil des wahrhaft religiös bestimmten Menschen, der immer auf die letzten Willensregungen zurückgeht. Der Weltkrieg mit seinen die religiöse Bestimmtheit unerbittlich klärenden Wirkungen dürfte auch oberflächlichen Geistern die Augen darüber geöffnet haben, daß etwa deutschem Luthertum und anglikanisch-reformiertem Kirchenwesen nicht nur verschiedene Abendmahlsgedanken, nicht nur nationale Gegensätze, sondern sehr tiefgreifende Verschiedenheiten der praktischen Lebensbestimmtheit zu Grunde liegen. Womit nicht etwa Partei für die eine oder die andere Seite ergriffen werden soll — sie sind beide dringend reformbedürftig, wenn auch nach verschiedenen Seiten —, wohl aber an die Stelle oberflächlicher dialektischer Behandlung religiöser Fragen die Notwendigkeit einer sehr ernsten Beschäftigung mit den Willensfragen des Lebens gesetzt sein möchte.

Ichwillen, der die Gemeinde mehr und mehr auflöste, kamen die Irrlehrer als solche auf und mit ihnen die „rechte Lehre". Wo die wirkliche Gemeinde ist, gibt es diese Erscheinungen überhaupt nicht. Die „Lehre" ist tatsächlich die Todesstarre, die sich nach außen hin zeigt, wenn die ursprüngliche Lebenseinheit durch den gottwidrigen Ichwillen aufgelöst wird und auf der einen Seite sich in die Triebkultur verflüchtigt — man vergleiche bei den Irrlehrern der alten Christenheit ihre „fleischlichen" Bestrebungen —, auf der andern Seite aber zu „gesetzlichen" Erstarrungen verfestigt — man vergleiche auch diese bei den genannten Irrlehrern. *) Ihre Grundsünde, die nicht verziehen werden kann und die Gemeinde ihnen nie verziehen hat, bleibt aber der Absplitterungswille, der sie eben als solcher aus der Gemeinde herausstellt und in ihren Irrlehren nur den charakteristischen Ausdruck findet, wie denn jede Form des Ichwillens mit dem Verstande seine Interessen verficht.

Auch von hier aus muß noch einmal mit aller Schärfe das

---

*) Im zweiten Bande sind wir ausführlich auf den inneren Zusammenhang dieser Erscheinungen eingegangen.

Man hat bei der Durchforschung des Urchristentums und seiner Entwicklung zur katholischen Kirche sich sehr viel Mühe gegeben, die überall auftauchenden Sekten zu identifizieren und zu klassifizieren, hat sich dabei recht fruchtlos herumgestritten und ist auf ungezählte Einzelsekten gekommen, deren dunkle Mannigfaltigkeit zu durchdringen und „wissenschaftlich" zu kodifizieren bis heute nicht gelungen ist, hat sich aber, was unendlich viel wichtiger ist, um ihre psychologisch-entwicklungsgeschichtliche Bedeutung für die Religion als Gesamterscheinnng zu wenig gekümmert. Die bunte Mannigfaltigkeit der Individualismen zu registrieren, ist wahrhaftig keinen Federstrich wert, denn es ist die Registratur des Todes, die man dem Schattenreich überlassen soll. Aber ihre Bedeutung für die abwärtssteigende Entwicklung der christlichen Religion im allgemeinen hätte man scharf herausstreichen sollen. Denn der in ungeheurer Mannigfaltigkeit auftretende „Gnostizismus" war das Symptom eines inneren Zersetzungsprozesses, dessen auch die sich konsolidierende „Kirche" nicht Herr geworden ist, sondern dem sie ihren Tribut bezahlt hat, indem sie selbst in die gesetzliche Erstarrung (Apostolikum, Kanon, Amt) hinüberglitt, dem eine sehr verhängnisvolle innere Erweichung ihrer sittlichen Kraft und eine sehr bedenkliche individualistische Erschlaffung entsprach. Als die „Kirche" fertig war, war die Gemeinde tot, und mit ihr die Religion.

in Worten und Begriffen formulierte Bekenntnis als Grundlage und Kennzeichen der Gemeinde im religiösen Sinne abgelehnt werden, denn es ist nicht nur ungenügend, das Wesentliche der Religion darzustellen, sondern es ist direkt religionsgefährlich. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß die Religion überhaupt kein Bekenntnis habe und brauche. Im Gegenteil! Zum religiösen Leben gehört unbedingt das Bekenntnis, denn ohne dieses kann es nicht wirkende und schaffende Macht werden. Gerade die Seite der Religion, die wir so stark gegenüber dem Luthertum betonen müssen, fordert das Bekenntnis. Das Luthertum ist eben darum nicht zu einem vollgültigen Bekenntnis, sondern nur zu einem in Worte verklausulierten Surrogat gekommen, weil es diese entscheidende Seite der lebendigen Religion nicht besessen hat. Das Bekenntnis ist das lebendige Mittel, durch die das in der Religion resp. in der Gemeinde wohnende aktive Leben, das allerdings unlösbar verknüpft ist mit seiner hinnehmenden Seite, in die zu überwindende und zu erobernde Welt hinauswirkt. Es ist also keineswegs nur Abgrenzungsmittel, ruhendes Erkennungszeichen, sondern im höchsten Sinne aggressives Betätigungsmittel. In diesem Sinne war der Zeugentod der alten Christen in einzigartiger Weise „Bekenntnis", in diesem, und ausschließlich in diesem Sinne hatte der Meister selbst „bekannt". Das bezeugende Blut der Märtyrer war der Same, d. h. die fortzeugende Kraft der Kirche. Dieses Bekenntnis ist immer in seiner grundlegenden Eigentümlichkeit Tat, und zwar jede Tat ist ein Bekenntnis, die das Urgesetz der Religion, die unbedingte Hingabe, überwindend in die Welt hineinbohrt. Alles, was die Gemeinde tut, muß daher Bekenntnis sein, d. h. schaffende Tat für den lebendigen Gott. Eine Gemeinde, die sich auf Grund ihres Erlebnisses als Gemeinde von Erlösten bekennt, ist tatsächlich unerlöst, wenn sich ihr Erlebnis nicht unmittelbar in erlösende Kraft nach außen verwandelt. Von hier aus soll man die in frommem Selbstbewußtsein sich hochmütig von der „Welt" absondernden sogenannten Gemeinschaften beurteilen. Dieses Sichabschließen ist das deutlichste Kennzeichen dafür, daß sie mit der Erlösung im christlichen Sinne nichts zu tun haben. Diese bewährt sich eben darin, daß sie sich immer in werbende Tat ver-

wandelt. So scharf sich das Wollen der wirklichen Gemeinde von den in der Welt lebenden Trieben sondert, so daß sich in jeder neuen Berührung sofort die Scheidung vollziehen muß, so offen stehen ihre Tore gegen die Welt, in die sie in jedem Augenblicke ihre Innenkraft werbend hineinwirft. Die juristische oder soziale Scheidung von der Welt ist der Tod ihrer lebendig scheidenden Kraft. Das wirkliche Bekenntnis ist angreifende Kraft, die sich scheidend und reinigend in die Welt hineinbohrt, nicht tote Formel, die eine vollzogene Scheidung darstellt oder eine Scheidemauer aufrichtet, die die lebendige Scheidungskraft nicht durchläßt oder lahmlegt. Bekenntnis und stellvertretendes Leiden sind darum naturhaft miteinander verknüpft. Jede Hingabe, die fremden Ichwillen überwinden will, wird zum stellvertretenden Leiden. Wie hat die Kirche das vergessen, daß jedes Bekenntnis unmittelbar in das innerste Heiligtum der Religion hineinragen muß! Wie kümmerlich ist gegenüber diesem heiligen Sinn alles Bekennens das sonntäglich hergeleierte Glaubensbekenntnis, das kein anderes Opfer fordert als im besten Falle das des Verstandes, dessen Eigenwillen es selbst entsprungen ist!

Dieses Bekenntnis ist etwas ungeheuer Einfaches und doch so mannigfaltig wie das Leben selbst. Hier eine Symbolik zu schreiben, ist des Schweißes der Edlen wert, denn sie muß zur Darstellung der sieghaften Kraft der Religion werden.*) Was für eine Aufgabe, den Spuren der religiösen Heroen von den Urtagen her nachzugehen, wie sie, zagend zuerst, und doch innerlich gezwungen, und darum sieghaft müssend in die Welt hineingetrieben wurden und an dem Punkte, wo sie am empfindlichsten war, ihre schneidende Wahrheit entschlossen ansetzten! Diesen Chor der Toten und doch so Lebendigen, der tapferen Bekenner vor den Augen der Welt vorüberziehen zu lassen, ist die köstliche Aufgabe des Schriftgelehrten, zum Himmelreich gelehrt; nicht um sie ruhend zu betrachten und zu bewundern, sondern um ihnen abzulauschen, wie sie den Weg in die Welt fanden, und um durch sie den Weg

*) Man kann nicht sagen, daß die gebräuchlichen Lehrbücher der Symbolik oder die gesammelten „symbolischen Bücher" das sind. An ihnen haftet nur zu viel von dem Todesgeruch sterbender Epochen, die alles andere wollten als „bekennen."

selber zu finden, den die Gegenwart für das Bekenntnis fordert. Denn der Bekenner muß erfinderisch sein bis zur höchsten Genialität der Liebe, klug wie die Schlangen und doch ohne Falsch wie die Tauben. Er muß den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche werden, um sie doch für die eine große Hingabe zu gewinnen. Er muß jedem einzelnen bis in die letzten Tiefen seines Innenlebens nachgehen, um ihn dort zu fassen und mitzuzwingen auf den Weg des Lebens. Wir werden einen besonderen Abschnitt dieses Buches diesem Bekenntnis widmen, das heute das Leben fordert, nicht um es auszuschöpfen, wohl aber um in seine Fülle hineinzuführen und das Tor zu seinen tausendfachen Möglichkeiten ein wenig zu öffnen.

Dies Bekenntnis gehört zu der Gemeinde wie der Wille zum Schaffen zu ihrem Leben. Es ist lebendig flutendes und fortzeugendes Leben, niemals tote Form. Garnicht berührt wird dieses Bekenntnis von der Frage, wie sich die Gemeinde in die rechtlichen Formen der Welt, in der sie lebt, hineinfügen resp. mit ihnen abfinden soll — denn hier handelt es sich nur um ein Sich-abfinden. Die Verfassung der Kirche im staats- resp. kirchenrechtlichen — auch Kirchenrecht ist Staatsrecht — Sinne berührt das Leben der Gemeinde im religiösen Sinne überhaupt nicht. Die Gemeinde muß eine Form annehmen, in der der Staat sie in seine Rubriken einreihen kann, um sie „anzuerkennen". Für die Gemeinde sind das Nebenfragen, deren ungeheure technische Schwierigkeiten wir wohl kennen, weil wir vor allen Dingen die ungeheuren Spannungen kennen, die zwischen dem Staat und der religiösen Gemeinde bestehen. Aber aus dem Wesen der Gemeinde eine Rechtsform abzuleiten, die ihrer inneren Art adäquat sein soll, ist ganz unmöglich. Die Gemeinde kennt Ordnungen, die ihrem inneren Wesen entsprechen; sie sind aber grundsätzlich etwas Anderes als die Staatsordnung. Sie wachsen von innen her wie die organischen Formen der lebendigen Wesen, werden aber nicht von außen her konstruiert wie die technischen Kunstbauten der Juristen.

Der Staat, zumal im heutigen Sinne, ist ein Gerüst, das um ein individualistisch dahinflutendes Leben herumgebaut ist, um dieses vor dem völligen Versprühen zu bewahren, ihm eine gewisse

Lebensmöglichkeit zu erhalten und seinen Untergang ein wenig hinauszuschieben. Die Gemeinde dagegen ist ein von innen her wachsendes Zukunftsleben, das sich seine Ordnungen schafft, die sein Wachstum organisch gestalten sollen. Sie ist in jeder Beziehung das Gegenstück zum Staat. Sie muß sich mit einer gewissen Summe staatlicher Formen abfinden, um im Staat leben zu können, sie muß eine Verfassung, einen Verwaltungskörper, eine Anstellungsform für ihre Diener, eine Gehaltsordnung, ein Finanzsystem und ähnliche Dinge haben, weil sie sonst in der Staatsorganisation nicht existieren könnte. Sie muß einen Kompromiß schließen mit den Lebensformen des Staates, damit dieser ihre Glieder als Bürger in sich dulden kann. Aber das alles ist ein Abfindungsprozeß, der, so schwierig er im einzelnen ist, weil die Gemeinde den Staat innerlich überwinden will, das innere Wesen der Gemeinde nicht berührt.

Dies innere Wesen fordert Ordnungen, nicht Rechtsordnungen, sondern lebendige Formen der Zusammenarbeit, wie wir sie im zweiten Bande bereits zeichneten, wie sie aber die fortzeugende Praxis dauernd weiterführen muß. Mit diesen Ordnungen hat sich Paulus fast in jedem seiner Briefe beschäftigt. Charakteristischerweise läßt sich aber daraus in keiner Weise ein einheitliches Verfassungssystem ableiten, was die Kirchenrechtler ja zu gern möchten. Nicht einmal Vorstufen einer späteren Rechtsordnung lassen sich darin erkennen, dazu sind sie viel zu fließend und den örtlichen und zeitlichen Notwendigkeiten angepaßt. Wohl aber läßt sich sehr deutlich ihr lebendiges Prinzip erfassen, weil es mit aller Andringlichkeit immer wieder betont wird: sie sind herausgewachsen aus dem Körper Christi, dessen Wachstum durch sie sich vermittelt. Ihre Möglichkeiten sind unbeschränkt, weil der Leib Christi die Höhe und die Tiefe umfaßt, aber ihr Geist und Wille ist *einer*, der der zusammenfügenden und aufbauenden Tat der Liebe.

Weil diese Frage „Staat und Kirche“ heute so dringlich ist, wollen wir ihr auf *einem* Gebiete, das für die Gemeinde heute besonders wichtig ist, etwas genauer nachgehen, auf dem der Jugendarbeit. Der Staat treibt Jugendpflege, nicht weil er durch sie ein Geschlecht heraufführen will, das einem ewigen Entwicklungsziele dient — sein nationaler oder internationaler Egoismus steht ihm

viel höher als das Reich Gottes —, nicht weil er der Jugend gegenüber die fortzeugende Kraft selbstloser Hingabe vertreten will, um in ihr wieder die Kraft der selbstlosen Hingabe zu wecken, sondern weil er die Jugend braucht für seine wesentlich wirtschaftlich bestimmten Machtzwecke, weil er seine sich leerenden Organisationen wieder mit lebendiger Kraft anfüllen will, weil er für sich ausnutzen will, was die Schöpfung wachsen läßt. Er sieht garkein übergreifendes Entwicklungsziel, sondern ist die Verkörperung des organisierten Egoismus. Er will daher in erster und beherrschender Linie körperliche und technische Schulung, die sittliche Bildung kommt nur insoweit in Betracht, als sie diesem Ziel dient; sie ist durchaus dienendes und untergeordnetes Lebensgebiet. Wie ganz anders die Gemeinde! Sie kennt als beherrschendes Ziel nur die Durchsetzung eines ewigen Willens, dem sie dient, erst recht und vor allem in der Jugend. Durch die Taufe kommt schon von Anfang her zum Ausdruck, daß sie in der Jugend etwas Gottgeweihtes sieht. Ihre umhegende, erziehende Arbeit wird von dem Bewußtsein getragen und dem Grundsatz geleitet, daß sie die Jugend einem höheren Willen schuldig ist. Auch der leiseste egoistische Gedanke ist für sie Entweihung der Jugendarbeit. Allen Sonderzwecken des Staates gegenüber ist für sie die Jugend Selbstzweck oder richtiger Schöpfungszweck. Nicht „Staatsgesinnung" im beschränkten wirtschaftlich-militärischen oder egoistisch-politischen Sinne will sie wecken, sondern das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Höchsten, in dem der Dienst am andern und damit auch am Volke eine Stellung hat.

Hier liegt eine ungeheure Spannung vor. Die Gemeinde sieht in dem staatlichen Egoismus die Macht des Teufels, der staatliche Egoismus aber wittert in der Gemeinde die „vaterlandslose Gesinnung" oder „gegenrevolutionäre Stimmungen", nicht weil er ihr Mangel an Dienstwilligkeit nachweisen kann, wohl aber Mangel an der Gesinnung, in der er sein Leben sieht, an „heiligem Egoismus" oder „Freiheitsdrang." Diese Spannung wird kein Mensch aus der Welt bringen. Trotzdem müssen beide einander entgegenstehenden Mächte einen Kompromiß miteinander schließen. Der Staat muß es, denn er fühlt, daß auch er ohne sittliche Kräfte existenzunfähig ist. Er pflegt sie, um nicht ganz

von Gott verlassen zu sein. Diese Staatsfrömmigkeit ist eine widerwärtige Erscheinung, wie jedermann weiß, aber sie ist ein entwicklungsnotwendiges Zwischengebiet zwischen den beiden Polen, dem fleischlichen und dem geistigen, die ohne eine solche Brücke, über die hinweg die Auseinandersetzung erfolgt, nicht sein können. Andererseits muß auch die Gemeinde sich in diesen Grenzkompromiß fügen, da sie, um an der Welt zu wirken, in der Welt leben muß. Die Jugendarbeit der Gemeinde, so grundsätzlich sie sich von derjenigen des Staates scheidet, muß sich in äußeren Formen vollziehen, die der Staat als der äußerlich mächtigere Faktor rubrizieren kann. Sie muß die „körperliche Ertüchtigung“, die für sie garnichts für sich Bestehendes, sondern nur eine selbstverständliche Nebenerscheinung ihres sittlichen Prinzips ist, „nachweisen“; sie muß einer Organisation angehören, die die „Berechtigung“ vermittelt, an der Jugend vollgültig zu arbeiten, Spielplätze und Eisenbahn frei zu machen, und was dergleichen äußerliche Dinge mehr sind. Dafür gibt sie dem Staat das Bewußtsein, das sittliche Prinzip in seiner Jugendpflege „berücksichtigt“ zu haben. Daß das alles nur ein Sichabfinden auf beiden Seiten ist, ist jedem Kenner der Verhältnisse klar. Aber auf der Grenzscheide gibt es keinen andern modus vivendi und hat es nie einen andern gegeben. *) Dieser modus vivendi ist freilich ein sehr brüchiges und empfindliches Ding. In jedem Augenblick können in ihm die realen Gegensätze aufgähnen. Geht der Staat so weit, daß er der Gemeinde nicht nur gewisse äußere Formen abfordert, sondern ihr beispielsweise den militärischen oder revolutionären Geist mit seiner inneren Zuchtlosigkeit und seinem Mangel an familiensittlicher

*) Auch die ersten Christengemeinden mußten sich so mit dem Staate abfinden. Sie haben ihn bezw. seine Vertreter sogar in ihre Fürbitte aufgenommen. Denn wenn sie auch deutlich den Todesschatten schon über dem Staate liegen sahen, so hatten sie doch kein Interesse daran, daß er starb. Vielmehr war ihr innerstes Gebet, daß auch ihm sich die Lebensquellen öffnen möchten. Sie stand wohl mit ihm auf dem Fuße des Kampfes, aber nicht des Schwertes, sondern des Geistes. Sie kämpfte gegen ihn, um ihm das Leben zuzuführen. Sie trug zu seiner äußeren Auflösung bei, um ihm eine neue innere Lebenseinheit zu vermitteln. Sie hat immer gewußt, daß sie „nicht dazu gekommen ist, zu verderben, sondern zu erhalten.“

Bindung aufzwingen will durch die Bedingung, daß sie rein militärische oder politische Führer in ihre Arbeit aufnehmen soll, dann ist der Konflikt da. Andererseits ist der Staat geneigt, jeden leisen inneren Widerstand, den er wittert, durch den Zwang zur Anerkennung gewisser „Prinzipien" oder durch Abstoßung zu brechen. Das alles ist auf diesem Zwischengebiet möglich. Diese Schwierigkeiten müssen ertragen werden, auch von der Gemeinde, weil es ihr Anliegen ist, durch sie hindurch ihre Lebenskräfte wirksam zu machen. Denn in ihrer sittlichen Aufgabe an der Welt bleibt sie Angriffsmacht, die das Trichterfeld nicht scheuen darf, in dem sie unter Umständen schwere Opfer bringen muß. Ihre überlegene sittliche Bindung setzt sich doch zuletzt durch, muß sich gerade in der Jugendarbeit immer mehr durchsetzen, weil die Gesetze, denen sie dient, die letzten Gesetze der Schöpfung sind.

Aus diesen Gesetzen erwachsen ihre Ordnungen, die eben darum grundsätzlich anderer Art sind als die Gesetze des Staates. Diese sind im Interesse der Menschen gemacht, jene zur Verwirklichung der Herrschaft Gottes; diese wollen den Menschen schützen, jene Gott dienen; diese sind Wächter an den Grenzen menschlicher Eigensucht oder Anmaßung, jene sind Bahnbrecher eines schöpferischen Willens; diese sind in ihrer Grundhaltung negativ, jene durch und durch positiv; diese sind eckig, scharf, gefühllos, mechanisch, im einzelnen oft ungerecht, jene lebendig, sich anfühlend, immer fördernd und segnend. Die Gemeindeordnung gleicht der Hausordnung einer Familie, das Staatsgesetz dem Reglement in einem Fabrikbetrieb.

Jede Seite der Gemeindeordnung muß das große religiöse Grundgesetz, das Gesetz des Füreinandereintretens, der Hingabe aneinander atmen und zu seiner Durchsetzung bestimmt sein. Es gibt in ihr eine Ordnung für die Arbeit an der Jugend, eine Gottesdienstordnung, eine Ordnung der Fürsorge für das Schwache, Kranke, Gefährdete bis hin zu der Bauordnung, der das Haus der Gemeinde unterliegt. Aber das alles ist lebendig nach Ort, Zeit, Alter, Menschen und Verhältnissen. Es gibt in ihr nichts starr und unabänderlich Festgefügtes, sondern nur ein sich immer neu und immer weiter Zusammenfügendes. Sie ist in jeder Beziehung ein w a c h s e n d e s Gebilde, nicht nur bestehend aus leben-

digen Menschen, sondern sich auch verwirklichend in lebendigen Ordnungen. Darum ist sie ewig, weil sie ein ewig lebendiges Gesetz verkörpert. Alle menschlichen Gemeinschaften von der Familie über das Volk bis hin zum Menschheitskörper sind in diesem Urbilde beschlossen. Sie ist die Trägerin der ewigen Erlösung und die Anwärterin der höchsten Menschheitshoffnung.

In der alten Christenheit wurde die Gemeinde mit der ganzen Glut der religiösen Empfindung umfaßt. Glaube, Hoffnung und Liebe gehörten ihr wie einem persönlichen Wesen. Ein unerschöpflicher Strom heiliger Gedanken umflutete sie. Wenn man sprach von der „Gemeinde Gottes“, von den „erwählten Fremdlingen“, den „berufenen Heiligen“, so lag darin der Vollklang der Freude über das große Erlebnis Gottes, das in eine zerrissene Welt herniedergestiegen war. Ohne das heilige „Volk Gottes“ war das Gotteserlebnis selbst inhalt- und kraftlos. Dadurch ist das Zeitalter der Persönlichkeitsreligion wie durch einen unüberbrückbaren Abgrund von der klassischen Zeit unserer Religion getrennt. Alle Lehren von der Kirche, und seien sie auch noch so schriftgemäß und systematisch aufgebaut, können den Verlust dieses heiligen Besitzes nicht ersetzen. Wenn es irgendeinen Punkt gibt, an dem der Kirche zum Bewußtsein kommen muß, wie arm sie im Laufe der Jahrtausende geworden ist, dann ist es dieser. Sie hat „die erste Liebe“ verloren, darin liegt ihr ganzer hoffnungsloser Zustand beschlossen. Wenn es irgend einen Weg gibt, um aus der Entartung *alles* Kirchentums in der Gegenwart, aus dem hoffnungslosen Hader der Konfessionen, aus der kalten Verknöcherung der Formen, der Armut religiösen Empfindens, aus der furchtbar zersplitterten Lebensstimmung überhaupt wieder herauszukommen, dann ist es der königliche Weg der sich opfernden Liebe. Nicht durch hohe Gedanken, nicht durch großzügige Reformen, nicht durch formvollendete Darstellungen, nicht durch machtvolle Gönner wird der lebendige Gott wieder in die Welt einziehen, sondern allein durch die verborgene Opfertat, die das letzte Gesetz verwirklicht, das diese Welt im Innern trägt.

---

4. Die religiöse Hoffnung.

Die Hoffnung ist die älteste Tochter der Religion, wie sie die älteste und ursprünglichste Aeußerung alles Lebens ist. Die erste und die letzte Regung, die durch alles Lebendige hindurchzuckt, ist ein Sichstrecken nach vorn. Die alles beherrschende Grundrichtung, die durch den Lebensstrom hindurchzieht, ist dem Zukunftslande zugewandt. Von der Amöbe bis zum Menschheitspropheten strebt alles Lebendige, unbewußt oder bewußt, einem Ziele zu. Selbst das Erlebnis „Verweile, Augenblick, du bist so schön!" verdankt seine Schönheit der Klarheit und Unbeengtheit des drängenden Lebensgefühls. Auch die sehnsüchtig dem Paradies der Vergangenheit zugewandten Gedanken sind nur Träger einer geheimen Zukunftshoffnung. Auch das konservativste Alter hängt nur darum so zäh am Vergangenen, weil es seine Jugendhoffnungen nicht aufgeben kann.

Die Theologie hat dem Kapitel von der religiösen Zukunftshoffnung die Ueberschrift gegeben: „Von den letzten Dingen". Wir sehen in ihr das A und das O, den Anfang und das Ende aller Religion. Sie steht nicht nur auf ihrem letzten Blatt geschrieben, sondern sie beherrscht alle ihre Blätter vom ersten bis zum letzten. Sie ist die vorherrschende seelische Tatsache alles religiösen Lebens. Sage mir, ob und wie glühend du hoffst, und ich sage dir, wie reich dein religiöses Leben ist, wie tief dein Lebensstrom rauscht. Erst die Hoffnungslosigkeit ist der Tod, alles andere darf man nicht so nennen. Erst wenn das Ziel erreicht, wenn das große Lebensgesetz der Liebe herrschend geworden, wenn Gott alles in allen ist, wird die Hoffnung aufhören. Bis dahin wird sie herrschen.

Ihr Herrschaftsgebiet reicht weiter als das des Glaubens. Lange bevor die große innere Gewißheit des Glaubens aus dem Entwicklungsstrom emporsteigt, ist schon die Hoffnung lebendig.

Sie ist die allen neuen Stufen des Glaubens vorangehende Vorahnung. Es ist durchaus richtig, die Religion des alten Bundes im Verhältnis zur Religion des neuen Bundes als die Religion der Verheißung und der Hoffnung zu bezeichnen. Das gleiche gilt aber für jede Entwicklungsstufe in ihrem Verhältnis zu der folgenden. Der Glaube flutet auf und ebbt ab, die Hoffnung bleibt.

Auch in dem Sinne bleibt sie, daß der Glaube nicht etwa die Hoffnung ablöst und überflüssig macht; er vollendet sie. Der Glaube erhebt die Hoffnung zur höchsten Gewißheit und macht sie zur lebendigsten Kraft. Die Hoffnung ohne den vollendenden Glauben ist ein Sichsehnen, das nicht zur Kraft des Schaffens hindurchdringt. Der Glaube macht aus der Hoffnung die schöpferische Zukunftskraft. Ohne die Hoffnung aber ist auch der Glaube unvollendet. Er bleibt eine schnell absterbende Blüte, wenn er nicht zum Schaffen für die Zukunft wird. Die Blüte des lutherischen Glaubens ist darum so schnell verwelkt, weil sie nicht zur lebendigen Hoffnung ausreifte.

In jedem Stadium der religiösen Lebensentwicklung hat die Hoffnung ihren Platz. Vielleicht kann man sagen, daß sie an dem äußersten Tiefpunkt der Gottesferne schlummert, aber nur für einen Augenblick, in dem die Wellenbewegung durch den untersten Talpunkt gleitet. Ist dieser überwunden, dann blitzen schon ihre ersten Strahlen wieder auf, wie sie vor ihm noch von dem letzten Höhenpunkt her als letztes Abendrot nachglommen. Bis er sich an den Bürger hängte, der ihn zu den Schweinen schickte, lebte in dem verlorenen Sohn noch eine letzte Hoffnung, daß er aus eigener Kraft wieder auf die Füße kommen werde, und als diese Hoffnung bei den Trebern endgültig versank, tauchte auch schon als erster Hoffnungsstrahl der Zukunft die neue Möglichkeit auf, die ihn auf die Lebensseite warf: „Zu den Tagelöhnern meines Vaters!“

Laßt uns die Hoffnung in Ehren halten! Sie ist der letzte und der erste Faden, der den Menschen an seinen Schöpfer bindet. Wohl gilt auch und gerade für das Gebiet der Religion das Wort: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren“. Wohl spiegeln sich in den ungezählten Formen religiöser Hoffnung alle Torheiten des Menschengeschlechts. Wohl feiert in dem Lande

der Hoffnung der Eigenwille der Menschen geradezu Orgien. Aber die Tatsache, daß die Hoffnung nie ganz tot gewesen ist, ist die größte Tatsache aller Lebens- und Religionsgeschichte. Der Glaube kann für lange Zeit schlummern, die Liebe kann auf weite Strecken zu Eis erstarren, die Hoffnung aber stirbt nicht. Sie ist die ewige Lampe des Göttlichen im Menschengeschlecht, die nicht erlöschen kann, die, wenn auch nur durch einen schwachen, oft genug unsicher flackernden Lichtschimmer, die ewige Bestimmung der Menschheit anzeigt.

Wer eine Geschichte der Hoffnung schreiben will, muß die ganze Geschichte der Menschheit ausschöpfen. Das innerste Menschenwesen und -wollen spiegelt sich zu allen Zeiten in seinen Hoffnungen. Gottesferne und Gottesnähe kann man an ihnen wie an einem Höhenmesser ablesen. In dieser bunten Fülle menschlicher Hoffnungen aber gibt es gewisse Gesetze, denen ihr wogendes Durcheinander folgt.

Die Glut der religiösen Hoffnung steht im umgekehrten Verhältnis zu der Entfaltung äußerer Naturkraft. Der Gegensatz „Fleisch und Geist" oder „Trieb und Wille" ist von ausschlaggebender Bedeutung für das Zurücktreten oder die Ausfaltung der religiösen Hoffnungswelt. Hat die versprühende Außenseite des Lebensstroms die Vorherrschaft, dann wird die religiöse Hoffnung unsicher oder völlig verdunkelt. Das ganz der Sinnenwelt zugewandte klassische Griechentum kennt am Rande des Lebens nur die dunklen Fluten des Styx und die traurige Welt des Hades. Von dem Augenblicke an aber, in dem in der Sinnenwelt der Todeskeim gefühlt wird, die Diesseitsstimmung also langsam in den Pessimismus hinübergleitet, geht in der jenseitigen Welt die Sonne auf. Mit dem Platonismus und den Mysterienkulten zieht die religiöse Hoffnung in das Griechentum ein. Wir sehen die gleiche Entwicklung im Judentum. Die alte Naturreligion des Jahvekultus kennt keine helleuchtende religiöse Hoffnung. Diese strahlt erst in den schweren Erschütterungen des Volkstums auf, als die dem Sittlichen zugewandte Religion der Propheten die großen Zukunftsbilder schafft. Ihre Drohungen gegen den äußeren Bestand des Volkslebens und ihre Verheißungen einer wunderbaren Zukunft sind die Kehrseiten *eines* Entwicklungs-

prozesses. Dieser Prozeß findet sich auch in den anderen Religionen, ja kehrt im Laufe der Lebensentwicklung auf immer neuen Stufen wieder. Wir befinden uns jetzt in der europäischen Kulturwelt mitten in einem solchen Stadium der Neugeburt der religiösen Hoffnung aus dem Zusammenbruch einer ganz auf die Außenentfaltung gerichteten Entwicklungsepoche.

Der Kenner der Religionsgeschichte ist mit diesem Gesetz völlig vertraut. Das Aufleuchten und Verglimmen der religiösen Hoffnung steht im allerengsten Zusammenhange mit dem religiösen Urerlebnis. Es ist ganz töricht, der Frage nach den „letzten Dingen" durch irgendein Beweisverfahren, sei es logischer oder historischer oder „wissenschaftlicher" oder experimenteller Art, näherkommen zu wollen. Jedem Stadium der religiösen Entwicklung ist nur das Maß und die Form der religiösen Hoffnung zugänglich, die eben die Stufe, auf der sich das Leben gerade befindet, zuläßt und fordert. Wir werden die Bestätigung dafür auch in der Entwicklung der sogenannten christlichen Hoffnung finden, die keineswegs ein so festes, eindeutiges Gebilde ist, wie die Dogmatiker annehmen.

Denn auch die Form, die die religiöse Hoffnung annimmt, unterliegt, eben weil sie vom immer neu und immer weitergreifend sich durchsetzenden religiösen Urerlebnis abhängig ist, bestimmten Gesetzen, die immer wiederkehren. Erinnern wir uns daran, daß jede sich neu anbahnende Stufe der Verwirklichung des Gotteswillens mit einem Auflösungprozeß einsetzt! Eine alte Lebenseinheit wird langsam zersetzt, ein alter Lebenswille nach und nach gebrochen. In diesem Stadium des erwachenden Schuldgefühls, des angreifenden Leidens, der immer stärkeren Herauszerrung des Ichbewußtseins geht auch die Kurve der Hoffnung in die Höhe. Aber auf dieser negativen Seite des Entwicklungsprozesses haften dem Hoffnungsbilde ganz bestimmte Züge an, die sich nur aus der Zersetzung des Lebens erklären.

Die Hoffnung wird hier zum Gegengewicht gegen ein mehr oder minder deutlich empfundenes Manko des gesunden Lebens. Sie wird zum Zufluchtslande, in das sich der unbefriedigte, sich aber selbst noch krampfhaft behauptende Lebenswille flüchtet. Man kann diese Hoffnungsstimmung mit der Euphorie bei bestimmten

Krankheitsprozessen vergleichen. Aus dieser entlastenden und gegenwirkenden Funktion der Hoffnung erklärt es sich, daß ihre Bilder je länger desto mehr phantastisch, übertrieben, verstiegen und unwirklich werden. Sie werden zu Sehnsuchtsbildern eines kranken Gemüts. Die zunehmende Vergrößerung, Vergröberung und Phantastik der Züge läßt sich besonders gut in den israelitischen Zukunftsbildern beobachten. Aus der erhofften glückgesegneten und friedenspendenden Königsherrschaft Davids, die noch ganz reale Züge trägt — ein jeglicher soll unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzen — wird durch eine ganze Reihe von Zwischensteigerungen bis hin zu dem Friedensreich, das alle Kreaturen umspannt, allmählich ein Chaos von farbenglühenden, in unendlicher Phantasiefülle aufstrahlenden, zusammenhangslosen Traumgesichten, von denen uns die eschatologische Literatur eine ganze Reihe aufbewahrt hat. Der Historiker kann aus dem Grade der Weltferne und Phantastik ganz zwingende Rückschlüsse auf den Grad der inneren Auflösung der Epoche ziehen, in der diese Bilder konzipiert wurden.

Dazu kommt ein zweites Merkzeichen. Mit dem Grade der inneren Auflösung wächst auch der individualistische Charakter dieser Zukunftshoffnungen. Die ältesten Zukunftsbilder knüpfen noch ganz an die Volkshoffnungen an. Von einer „Seligkeit“ des einzelnen, ja von einer persönlichen Unsterblichkeit wissen sie nichts. Je länger desto deutlicher treten aber an die Stelle der Volkseinheit die „Heiligen“, die „Erwählten“, die „Erretteten“, mit einem Wort die einzelnen, die sich nun der erhofften Herrlichkeit nach allen Enttäuschungen, die sie auf Erden erlebten, erfreuen sollen. Mit der persönlichen Theodicee der Hiobsliteratur erwacht auch der persönliche Unsterblichkeitsglaube. Dabei bleibt die Volkshoffnung immer noch als Rahmen bestehen, ja erlebt in der Gemeinde,*) dem „Volk Gottes“ eine vergeistigte Auferstehung. Aber diese Schar von Auserwählten ist in Wirklichkeit kein Volk mehr, sondern eine Summe von einzelnen.

In dem schon in seiner Blütezeit stark individualistischen

*) Die wohl eine Vorstufe der christlichen Gemeinde, aber keineswegs mit ihr identisch und gleichwertig ist.

Hellenentum hat dieser Individualismus der Hoffnung nicht wie in den kräftigen Volksgebilden des Orients Jahrhunderte hindurch zu kämpfen brauchen, sondern sich geradezu unmittelbar durchgesetzt, als die Zeit für die religiöse Hoffnung reif war. Plato schon hofft auf die Gemeinschaft der auserlesenen Geister im Jenseits, wie Sokrates mit der Hoffnung persönlichen Fortlebens von der Erde schied. Aber auch hier erwächst die Hoffnung aus der unbefriedigten Lebensstimmung und der Zersetzung der sinnlichen Kultur. Der Leib ist das Grab der Seele, die sichtbare Materie ist das Vergängliche und der Schein, die Idee des Guten, Wahren, Schönen aber das Bleibende und allein Wirkliche, zu dem die Seele empordringen will. Für den auf das Seiende bedachten Geist des Hellenen wird so die Hoffnungswelt sehr viel klarer, geistiger, fester, geschlossener als in dem auf Lebensbewegung gerichteten Orient. Aber die Welt der λόγοι wird im Laufe der Jahrhunderte bald nicht minder bunt, mannigfaltig, chaotisch, phantastisch, so daß bei dem einsetzenden Eindringen der orientalischen Kultur in den Westen der Vermählung beider Hoffnungswelten miteinander im Gnostizismus kaum noch Schwierigkeiten entgegenstehen. Nur siegt in dieser Vermählung selbstverständlich der entschlossenere Individualismus des Hellenismus, da ja auch die Welt des Orients schon ganz auf ihn eingestellt war. *) Andererseits aber hat auch die Volksreligion des Griechentums, die in den Mysterienkulten einen ganz neuen Zweig trieb, mit ihrer sinnlichkeitsgebundenen Anschaulichkeit dafür gesorgt, daß die Hoffnungsbilder der Ost- und Westkultur zueinanderfanden.

Dieser Hoffnungswelt der Zersetzungsepoche aber wohnte auf beiden Seiten noch ein drittes Merkzeichen inne. Sie war den praktischen Aufgaben der Welt gegenüber völlig hülflos. Sie war geschaffen worden als Gegengewicht gegen die einsetzende Auflösung des Lebens und war doch nicht imstande, sie irgendwie aufzuhalten und zu hemmen, sondern förderte und beschleunigte sie vielmehr noch, wie die Euphoriezustände eines Kranken den Zersetzungsprozeß nur schneller ablaufen lassen. Diese

*) Hier liegt denn auch folgerichtig der stärkste Differenzpunkt zwischen Gnostizismus und Christentum, das den Gedanken des „Volkes Gottes“ in die Zukunftshoffnung ganz neu eingestellt hatte.

tragische Funktion der Hoffnungsbilder wird freilich überall empfunden, daher binden sie sich selbst an ein ausgedehntes Schutzsystem gesetzlicher Forderungen. Die strenge Gesetzlichkeit des Judentums und die Askese der Hellenen, an die der Eingang in die Hoffnungswelt gebunden wird, legen davon ergreifendes Zeugnis ab. Wie hat man die Sinnlichkeit ertötet und den Körper kasteit, um der ewigen Seligkeit gewiß zu werden, und hat doch nicht bemerkt, daß eben diese Seligkeitserwartungen dieselbe zerstörende Sinnlichkeit wieder einführten und steigerten, deren Zwang man entrinnen wollte! Die große Hoffnungswelt, die man sich aufgebaut hatte, war eine große Weltflucht und doch — so weltförmig! Wen der Tod gepackt hat, der entrinnt ihm nicht, durch kein Zaubermittel, durch keine Askese, durch kein Sakrament, durch keine Hoffnungswelt. Das alles treibt die Entwicklung nur noch mehr in seine Arme. Zuletzt wird alles Unsicherheit und Auflösung, auch die Welt der frommen Hoffnungen. Die eschatologischen Bilder jener Tage muß man auf sich wirken lassen; sie sind die Fieberträume einer sterbenden Zeit. Man rührt auch schon keinen Finger mehr, um für ihre praktische Verwirklichung Kraft und Leben einzusetzen. Die tausend Gesetzlichkeiten, die man sich auferlegt, um ihrer gewiß zu werden, stehen in garkeiner sachlichen Beziehung zu ihrem Kommen. Man wartet auf das große Wunder, das abrupt die neue Welt bringen muß. Die glühenden Hoffnungen sind so jenseitig geworden, daß die Welt, wie sie ist, auf keine Weise mehr in sie hinübergeführt werden kann. Es ist kein Entwicklungszusammenhang mehr zwischen Diesseits und Jenseits. Das eine wird restlos untergehen, und das andere wird sich plötzlich an seine Stelle setzen. Eine verzweifeltere praktische Lebensstimmung ist nicht denkbar. Sie ist der Bankrott aller hoffenden Arbeit mitten unter peinigenden Qualen irdischer Mühsal.

In diese hoffnungslose Welt verzweifelter Hoffnungen trat, als die Zeit erfüllet war, daß das große Sterben in das Leben umschlug, der Erlöser. An keinem Punkte wird die große Umwälzung und Neugeburt, die Jesus von Nazareth in die Welt hineintrug, deutlicher als an diesem.*) Selbstverständlich trägt

*) Es ist auffallend, daß die Theologie trotz eifrigster Beschäftigung mit der Reichsgottesfrage in der Predigt Jesu so selten die ganze Größe

seine Botschaft durch und durch Zukunftscharakter. Sein Ruf: „Tut Buße, denn das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“ hat sich nicht etwa im Laufe seiner Wirksamkeit in eine Gegenwartsbotschaft verwandelt, sondern umfaßt und durchzieht seine ganze Predigt an sein Volk. Er hat nicht an die Stelle der Hoffnung den Glauben im lutherischen Sinne gesetzt, als habe er einen rein gegenwärtigen Heilsbesitz der Seelen vermitteln wollen, sondern was er an Glaubenskraft und gegenwärtiger Heilsgewißheit in die Gemüter warf, war und blieb eine „gewisse Zuversicht des, das man hoffet“. Sein unermüdliches Wirken war ein Sichstrecken aus der argen Gegenwart nach vorn, und seine Forderung an die Menschen war eine Forderung der Absage an alles Gegenwärtige und der entschlossenen Hinkehr zu der kommenden Welt Gottes. „Wer seine Hand an den Pflug legt und schauet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.“ „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.“ Nie hat ein Prediger die Gegenwart so gering geschätzt und mit so glühenden Augen in die Zukunft geschaut wie dieser Prophet, der nicht Rast noch Ruhe an irgendeinem Orte fand, sondern heute und morgen Dämonen austreiben und Heilungen vollziehen mußte, um am dritten Tage damit zu Ende zu kommen. Nur einer, der ganz jenseits der Gegenwart stand, konnte so wie er auf alles Feste, Ruhende, behaglich Aufbauende verzichten. Der Wandertrieb verrät den Zukunftspropheten, die heiße Ungeduld den glühend Hoffenden. An Glut der Hoffnung hat er alle eschatologischen Träumer seiner Tage in den Schatten gestellt. Auch darin glich er ihnen, ja übertraf er sie, daß er den großen Tag schon „morgen“ erwartete. Im Sturmschritt kommt das Gottesreich daher. Nie sind drängendere Mahnungen zur Wach-

---

der Umwälzung herausgestellt hat, die mit der durch ihn vollzogenen Neuorientierung der Zukunftshoffnung gegeben war. Sie hat, von Kant beeinflußt, sich lange Zeit bemüht, den geistig-sittlichen Charakter seiner Reichsgottesbotschaft festzustellen, neuerdings aber, durch stärkere Beschäftigung mit der Eschatologie jener Tage veranlaßt, den eschatologischen Charakter seiner Botschaft einseitig betont und kommt nun allmählich auf einen Mittelweg zurück. Als ob Kant und die jüdische Eschatologie die Alternative wäre! Es handelt sich um einen ganz neuen religiösen Ansatz.

samkeit gesprochen worden als von ihm. Die Hochspannung seiner Botschaft wird nur daraus erklärlich, daß er vor sich die große Ueberraschung sieht. „Denn wie der Blitz oben vom Himmel blitzet und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, also wird des Menschen Sohn an seinem Tage sein." Bis in den Wortlaut und die Einzelbilder geht, was den glühenden Charakter der Zukunftshoffnung anlangt, seine Anlehnung an die Apokalyptik jener Tage. *)

Und doch hat er diese Apokalyptik bis in die Wurzeln hinein überwunden. Aus alten Bausteinen hat er etwas völlig Neues geschaffen. Seine Hoffnungswelt unterscheidet sich von der Hoffnungswelt des sterbenden Altertums, wie sich das Leben vom Tode unterscheidet. Der große Umschwung an dem Durchbruchspunkte des Lebens durch den Tod ist an dieser Stelle besonders deutlich sichtbar.

Diese Hoffnungswelt ist alles andere als ein Gegengewicht gegen die immer unerträglicher werdende Gegenwart. Sie ist ihre Ueberwindung. Kein Wort der Klage über die traurigen Zeiten, die den Hintergrund aller Apokalypsen jener Tage bildet, ist über Jesu Lippen gekommen. Wo sind hier die Klagen über die blutdürstigen Machthaber, **) die die Menschen quälen? Das herrliche Wort königlicher Freiheit an den Fuchs Herodes kommt aus einer anderen Stimmung als die düsteren Schilderungen der großen Babel etwa in der Offenbarung St. Johannis. Was für eine herzhafte, fast verächtliche Gleichgültigkeit spricht aus dem hingeworfenen: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" Wo sind hier die Klagen über die Bosheit, Ruchlosigkeit, Lästerung, Hurerei und Verkommenheit der Menschen, wo die furchtbaren Bilder der Todes-, Höllen- und Teufelsmächte, die durch die Zeit

*) Gewiß ist, namentlich in den überlieferten apokalyptischen Reden, vieles später aus dieser bunten Welt nachträglich eingetragen worden, zumal da die Gemeinde sehr bald auf die alte Hoffnungsstimmung zurücksank und die Hoffnungswelt wieder als Gegengewicht und Trost für die hoffnungslose Gegenwart sich vormalte. Es ist sehr schwierig, hier die Worte auseinanderzuwirren. Das ist auch nicht nötig, denn die neue Hoffnungsposition Jesu steht aus der ganzen Haltung seiner Predigt fest.

**) Der „Greuel der Verwüstung" Matth. 24. 15. ist sicher später eingeschoben.

schreiten? Er sieht das alles nicht, weil er die große, sich anbahnende Zukunft sieht, deren Licht alles Dunkel überstrahlt. Der Satan, an dessen furchtbaren Werken sich die anderen Apokalypsen geradezu weiden, ist wie ein Blitz vom Himmel gefallen, nun aber leuchtet hell die Sonne der kommenden Welt Gottes. Sie ist ja mitten unter euch.*) Sie wächst herauf unter euren Händen. „Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Hier hören alle phantastischen Bilder auf, an denen die sterbende Vergangenheit sich aufzurichten suchte, um nur immer tiefer in die Fieberphantasien hineinzugeraten. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, auch nicht abrupt, wie ein magisches Wunder, so daß man sagen wird: „Siehe hier, oder: da ist es.“ Es ist werdende Wirklichkeit, ganz nüchterne Wirklichkeit, es wächst vor euch herauf, so daß ihr es greifen könnt. Alle krankhaften euphorischen Hoffnungszustände sind überwunden durch die wirkliche Genesung, deren Hoffnungsschauer anderer Art sind als die des Todeskampfes. Man hat in der Theologie oft darauf hingewiesen, daß in der Verkündigung Jesu alle überstiegenen Hoffnungsbilder der herrlichen Jenseitswelt fehlen. Aber es handelt sich hier wahrlich nicht nur um ein äußeres Zurückschneiden, Eindämmen, Sichmäßigen, sondern das ist das Symptom einer völligen inneren Neuorientierung. Er hat die Welt der Hoffnung zurückgeholt aus einer phantastischen Jenseitswelt in das reale Leben. Es ist wieder der Zusammenhang da zwischen dem, was ist, und dem, was werden will.

Denn darin liegt nun der entscheidende Punkt der Botschaft Jesu vom kommenden Reich: er sieht den Entwicklungscharakter des Reiches Gottes. Das ist die letzte Lösung des

*) Man hat das Wort: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ so ausdeuten wollen, als habe Jesus das Reich Gottes in lutherisch-individualistischem („in euch“) Sinne als gegenwärtigen Heilsbesitz verkündigt. Das ist durchaus nicht die Meinung. Es wird unter euren Händen und vor euren Augen. Die beglückende Gegenwartsgewißheit bezieht sich ganz und gar auf eine gewisse Zukunft. Bei Jesus gibt es nicht den paulinischen Unterschied zwischen Glaube und Hoffnung. Der Glaube ist ein Hoffen, und das Hoffen ist eine gewisse Zuversicht, kein Sichsehnen, es ist ein Glauben.

scheinbaren Widerspruchs zwischen der Gegenwartsgewißheit und dem Zukunftscharakter des Reiches: Es wird, es wächst. Die Knospe ist da, das ist beglückendes Gegenwartsschauen, und nach unverbrüchlichem Gesetz wird der Tag kommen, an dem sie aufspringt. *) Dieser Tag kann ganz überraschend kommen — es gibt nirgend so große Ueberraschungen wie im wachsenden Leben. **) Darum habt Acht auf die Zeichen der Zeit! „An dem Feigenbaum lernet ein Gleichnis! Wenn sein Zweig jetzt saftig wird und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch, wenn ihr das alles seht, so wisset, daß es nahe vor der Tür ist.“ So deutlich steigen jetzt schon die Säfte, daß „etliche da sind, die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie sehen das Reich Gottes in Kraft — im Gegensatz zu den jetzt erst leise sich regenden Ansätzen — kommen.“ Das Reich Gottes kommt überraschend wie ein Dieb in der Nacht, aber es kommt nicht abrupt wie ein Deus ex machina aus einer fremdartigen Welt, die diesen Aeon plötzlich ablöst. So haben die Propheten bis auf Johannes die Sache gesehen. „Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt — in der rein sich sehnenden Hoffnung gelebt — bis auf Johannes.“ Nun aber wird es im Sturm ergriffen, nun ist es Wirklichkeit geworden, was bis dahin Bild war. Den Gegensatz seiner Reichsverkündigung gegen alle Hoffnungserwartungen der Vergangenheit hat Jesus so tief empfunden, daß er trotz höchster Anerkennung der sittlichen Größe

---

*) So selten wird die Tragweite des Zeichenwortes (Matth. 16. 1—4) für die Gesamtbetrachtung Jesu betont. „Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, über des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen, könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?“ In diesem Wort liegt der ganze Unterschied der alten und der neuen Hoffnung. Auch das Fehlen der Zahlenmystik, die die Apokalyptik der Zeit völlig beherrschte, zeigt den ganzen Gegensatz an.

**) Wer die Religionsgeschichte kennt, der weiß, wie wahr diese Beobachtung für das Aufspringen der Neuansätze des Gottesreiches ist. Wie überraschend ist hier oft die Sonne aufgegangen! Als die Wittenberger Nachtigall anfing zu singen, da erlebten die Zeitgenossen die Wahrheit dieses Gesetzes. Ob wir sie auch wieder erleben werden?

des Täufers sachlich ganz scharf von ihm abrückt: „Der Kleinste im Himmelreich ist größer denn er.“ Zwischen Johannes und der Gegenwart liegt eben die große Neugeburt. Wohl betont auch Jesus, zumal gegen den Schluß seiner Wirksamkeit, die katastrophale Seite des kommenden Gottesreichs: was sich dem neuen Werden nicht einfügt, geht zu Grunde. Aber Aufgang und Untergang sind keine abgebrochenen Wunder, sondern Entwicklungsnotwendigkeiten, wie etwa — um ein Beispiel aus der Gegenwart zu gebrauchen — die Katastrophe und die Neugeburt der Völker aus dem Weltkriege notwendig in der Entwicklung vor dem Kriege beschlossen lagen und nicht etwa, wie die Oberflächennaturen meinen, aus Willkürakten, Mißverständnissen und Zufälligkeiten geboren sind. *) In dem Kommen des Gottesreichs vollzieht sich ein ewiges Gesetz, das in den Dingen selbst schlummert. Es *wird*, wie aus dem Senfkorn das Kohlkraut wächst. „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst, daß er's nicht weiß. Denn die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schickt er bald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.“ Hier

---

*) Ein besonders treffendes und in seiner Tiefe selten genug gewürdigtes Wort ist das auf das Herannahen der *werdenden* Katastrophe bezügliche Wort: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ Ueberall, wo ein sich zersetzendes Leben ist, erwachen die Raubtierinstinkte. Seit den Tagen Bismarcks ist das in unserer Zeit besonders sichtbar geworden. Der Machtstaat ist garnichts anderes als ein Produkt dieser Zersetzungsinstinkte. Er ist wahrhaftig alles andere als der Ausdruck gesunder Kraft. Mit der sozialen Zersetzung unserer Tage stehen im engsten Zusammenhange die Naturen, die man im Geschäftsleben die „Haie“ nennt. Wo Fäulnis ist, da entwickelt sich auch die Freß- und Raubgier. Die dickgefressenen Wänste und die alkoholbegeisterten Aufschwungspatrioten und Machtprediger der hinter uns liegenden „Hochkonjunktur“ kann doch nur ein vollkommen entartetes Geschlecht für Produkte einer gesunden Lebensentwicklung halten. Sie sind das Raubgetier, das sich einstellt, wenn die Zersetzungsstunde da ist. Roms *Macht* war am größten, als seine *Lebenskraft* längst gebrochen war. Die Militärkaiser kamen auf, als nichts anderes mehr half.

tritt erst die Bedeutung der Wachstumsgleichnisse ins volle Licht.*) Wozu diese in immer neuen Gleichnissen wiederholte Betonung des Wachstümlichen, wenn es sich hier nicht um ein zentrales Gesetz der von ihm verkündigten Hoffnungswelt handelt!

Diese Lebenswirklichkeit der Hoffnungswelt wird nun aber dadurch vollendet, daß dies kommende Reich nicht nur Gegenstand glühender Erwartung, sondern das höchste Anliegen sittlicher Arbeit ist. Es kommt garnicht anders als durch unermüdlich tätiges Schaffen. Jesus ruft seinen Jüngern das „Folge mir nach!" nicht deswegen zu, um sie aus der Welt herauszuholen und für das erwartete Reich innerlich vorzubereiten, sondern um sie zur Arbeit in die Welt hineinzuschicken. Das Hoffnungsbild ist nur der Wegweiser und der Ansporn der schaffenden Tat, und zwar nicht etwa in dem Sinne, daß, wie in der jüdischen Gesetzlichkeit, gewisse Handlungen, Opfer, Gebete und dergleichen die äußerlich und zusammenhangslos gefaßte Vorbedingung sind, um an der kommenden Herrlichkeit Anteil zu gewinnen, sondern so, daß in der vorandringenden sittlichen Tat sich das Reich selbst verwirklicht.

Man hat es fertig gebracht, die unmittelbar ins Leben hineingreifenden ethischen Forderungen Jesu als Interimsethik zu bezeichnen. Dadurch hat man sie gerade in die Rolle derjenigen Ethik hineingeschoben, die Jesus überwinden wollte. Denn die jüdische Gesetzlichkeit war Interimsethik im vollendeten Sinne. Ihre Lasten brauchten nur bis zu dem Augenblick getragen werden, wo das große Wunder den Menschen alle Lasten abnahm, wo die höchste Seligkeit der mühseligen Gesetzeserfüllung als Lohn winkte. Gerade diese für das Leben völlig sinnlose Gesetzlichkeit löste er durch die vom Leben selbst geforderte Ethik ab. Er heilte Kranke am Sabbath, er gebot, den Eltern nicht zu entziehen, was blinder Gesetzeseifer und heiliger Egoismus als Opfer in den

---

*) Neuerdings hat man behauptet, die Beziehung der Gleichnisse auf das Reich Gottes sei in den meisten Fällen eingetragen. Ich möchte dagegen fragen, ob es überhaupt ein Wort Jesu gibt, dem die Beziehung auf das Reich fehlt. Um den jüdisch-eschatologischen Charakter der Botschaft Jesu zu retten, streicht man die Herzstücke aus seiner Reichsgottesbotschaft weg! In der Tat eine vortreffliche historische Methode!

Tempel trug — um des vor ihm liegenden Lebens willen. Diese gesunde Lebensethik, die aus jedem seiner Worte herausleuchtet, ist doch garnicht zu verstehen, wenn man das von ihm geforderte sittliche Handeln als interimistisches Handeln faßt, das nur an einem plötzlich hereinbrechenden Zukunftsreich orientiert sein soll. *)

Nein, seine Forderung ist die Forderung des neuen Lebens, das er mitten aus der sterbenden Welt heraufwachsen sieht. Wie sein Glaube ein Gehorchen ist, so ist sein Hoffen ein Wollen, ein unmittelbar praktisches Wollen für das vor ihm liegende Leben. Einer Generation, die man nur aussondern will aus dem allgemeinen Verderben, sagt man nicht: „Ihr seid das Salz der Erde“ oder „Ihr seid das Licht der Welt.“ Mit ihr spricht man nicht so ausführlich über das Recht des Weibes und die Pflicht gegen die Kinder. Ihr deutet man nicht so sorgfältig den wahren Sinn des Gesetzes. Ihr legt man nicht in so andringenden Worten die Pflichten sozialer Versöhnlichkeit und sozialer Hülfe auf die Seele; der barmherzige Samariter ist alles andere als eine eschatologische Figur. Ihr schiebt man nicht die anvertrauten Pfunde so scharf ins Gewissen. Ihr sagt man nicht im Blick auf die Sorgen des täglichen Lebens: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

Und vor allem! Ein Mann, der nur vorbereiten will auf eine plötzlich eintretende Endzeit, steigt nicht so tief hinab in die praktische Hülfsarbeit an den Nöten seines Volks. Der geht wohl in die Wüste wie Johannes und kleidet sich in ein Kamelshaargewand und nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig. Aber er geht nicht zu den Kranken, um sie dem Leben zurückzu-

*) Aber es sind ja auch ganz andere Beweggründe, die die neuere Theologie zu ihrer Theorie von der Interimsethik geführt haben. Daß sich Sätze wie: „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will“ oder: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln“, oder: „Liebet eure Feinde“ usw. nicht mit dem System des sacro egoismo unserer Tage vereinigen lassen und von ihm aus als Interimsethik erscheinen, ist nur zu verständlich. Ich kenne keine ethische Forderung Jesu, die im praktischen Leben undurchführbar wäre, wenngleich ihre Durchführung gewiß einen Kampf von Jahrtausenden erfordern mag.

geben, nicht zu den Zöllnern und Sündern, um sie in den Volkszusammenhang zurückzuführen. Ist das alles nur „Beglaubigung der Botschaft“ oder Mittel für einen eschatologischen Zweck? Ein Apokalyptiker wirft seinen Gegnern nicht vor, daß sie schwere und unerträgliche Bürden den Menschen auf den Hals legen, selbst aber dieselben nicht mit einem Finger regen, daß sie der Witwen Häuser fressen und das Leben verkümmern lassen. Er zieht auch nicht als König in die heilige Stadt und reinigt den Tempel. Ein solcher Mann hat ganz positive Ziele mit seinem Volke im Auge. Seine Botschaft ist weder rein geistig-sittlich noch rein eschatologisch, sondern wahrhaft lebendig und dem vollen Leben zugewandt.

Das offenbart sich nun auch darin, daß sie sich gänzlich von dem Individualismus der jüdischen Zersetzungsepoche abgewandt hat. Worauf er hofft und wofür er arbeitet, ist, wie bei den alten Propheten, das werdende Volk Gottes, nicht eine Schar von auserwählten Individuen. *) Darum wandert er von Ort zu Ort (nur in seinem Volke!) und läßt er seine Jünger durch die Städte und Märkte (nicht der Samariter und der Heiden!) ziehen, weil sein Ruf an sein Volk als ganzes geht. Er überläßt sich nicht, wie der Seelensucher, dem Zufall, ob sich irgendwo eine Türe öffne, sondern er drängt: „Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige, denn dazu bin ich gekommen.“ Er ist das Gegenstück des Sokrates, der auf dem Markte mit der Laterne und im Zwiegespräch „Menschen sucht“. Darum muß er auch als König in die heilige Stadt gehen, weil er sein Volk vor die Entscheidung stellen muß. Dabei ist ihm selbstverständlich, daß, wie bei den alten Propheten, durch die Erlösung seines Volkes auch die Erlösung der Heidenwelt kommt. Viele vom Morgen und vom Abend werden „mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen“ d. h. an der Volksgemeinschaft teilnehmen. Ja, diese werden durch ihre Würdigkeit die Glieder des Volkes beschämen können. Aber dadurch wird doch das „Volk“ nicht aufgehoben! In der Vollendung — nur selten spricht Jesus vom letzten Ziel aller Entwicklung — werden die Jünger unter der

---

*) Vergl. im 2. Bande den Abschnitt über „Die neue Gemeinde.“

Führung des Menschensohnes auf zwölf Stühlen sitzen und richten die zwölf Geschlechter Israels.

Dagegen tritt die individualistische Hoffnung auf die „Seligkeit“ — dies Wort gibt es bei Jesus garnicht für die Jenseitshoffnung — oder das „ewige Leben“, von der die Frömmigkeit seines Zeitalters geradezu lebte, so stark zurück, daß sie innerhalb seiner Botschaft überhaupt keinen Platz zu haben scheint. In der Auseinandersetzung mit den Sadduzäern wird die Frage nach der persönlichen Auferstehung von außen an ihn herangetragen, und das Argument, das er den Zweiflern entgegenhält, ist — der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Also auch hier gibt die Volkshoffnung den Ausschlag! Die Lehrerzählung vom reichen Mann und armen Lazarus will offenbar den Fluch des Reichtums *) zeichnen und alles „Wissen“ über das Jenseits durch den Hinweis auf Moses und die Propheten überflüssig machen, scheint also geradezu eine Ablehnung der individualistischen Jenseitsmotive zu enthalten. Das eine Wort aber, **) das vom „ewigen Leben“ spricht, ist durch die auffallende Doppelverheißung: „in dieser Zeit (!) Häuser und Brüder und Schwestern und Mutter und Kinder und Aecker mit Verfolgungen und in der zukünftigen Welt das ewige Leben“ in Jesu Munde sehr schwer zu denken. Wie dem auch sei, die Frage nach dem Einzelschicksal jenseits des Todes, die in der individualistischen Frömmigkeit wie die Frage der Theodicee ganz im Vordergrunde steht, ist in seiner Botschaft vollkommen in den Hintergrund gerückt. Wohl treten die Frommen seiner Zeit mit der Frage nach dem ewigen Leben an ihn heran — der reiche Jüngling und der Schriftgelehrte ***) — er aber hat die

*) Lukanische Tendenz?

**) Marc. 10. 30.

***) Bezeichnend ist, daß Jesus in beiden Fällen es ablehnt, seine religiösen Forderungen an sie zu stellen, ja überhaupt mit ihnen darüber zu sprechen. Er weist sie einfach zurück auf ihren eigenen Gedankenkreis. „Du kennst die Gebote wohl“. „Wie stehet im Gesetz geschrieben?“ Dieser Menschenkenner weiß, daß jeder, der mit der Grundfrage individualistischer Frömmigkeit an ihn herantritt, für seine Botschaft nicht reif ist. Man versuche in unsern Tagen einen Pietisten davon zu überzeugen, daß seine persönliche Seligkeitsfrage nicht die letzte Frage der Religion ist — er wird einen verständnislos und entsetzt anschauen. Erst als beide weiter

erste Frage des Heidelberger Katechismus niemals an die Menschen gestellt oder sie vorausgesetzt. Er verheißt das Kommen des Reiches und fordert Hingabe an das Reich — nichts weiter. Diese Reserve gegenüber dem, was den Individualisten die Hauptsache ist, sollte man ganz scharf ins Auge fassen. Sie ist nur ein Zeichen für die Tatsache, die ohnehin feststeht, daß der fromme Egoismus nicht in seine Botschaft hineingehört.

Diese Tatsache wird auch nicht durch den Lohngedanken erschüttert, der in seiner Verkündigung einen sehr breiten Raum einnimmt. Namentlich seit den Tagen der Aufklärung — das ist schon verdächtig — und seit Kant hat sich, zumal in notorisch unfrommen Kreisen, die fixe Idee breit gemacht, die Lohnvorstellung sei religiös und sittlich minderwertig. Man muß „das Gute um des Guten willen" tun, so lautet das aufgeklärte Schlagwort. Diese Phrase ist nur in Kreisen möglich, für die das Gute eine abstrakte Idee, ein blasses Destillat aus dem wirklichen Leben ist, in denen man also vom wirklich Guten sehr wenig Ahnung hat. Die magere Kantische Pflichtmaxime „Handle so usw." hat noch nirgend im Leben durchschlagende Kraft erprobt. Um dieses „Guten willen" hat noch keiner sein Leben darangegeben. Das wirkliche Gute ist eine sehr lebendige Sache, ein den Menschen in allen seinen Affekten in Anspruch nehmendes Gut, das mit höchster lockender und fesselnder Kraft vor ihn hintritt. Das Reich Gottes ist der köstlichen Perle gleich, die, einmal entdeckt, den ganzen Menschen aufpeitscht und ihn nicht ruhen läßt, bis sie sein eigen ist, und je größer und vollkommener die Hingabe ist, desto mehr wird sie zu seinem Besitz. Je völliger er sich selbst verliert, desto heller strahlt ihr Glanz auf.

Das ist das Wesen des Sittlichen, daß es nicht nur aus

---

drängen, stellt er die entscheidende Forderung *seiner* Religion: die große Hingabe, die alles Eigenwollen aufhebt. Im ersteren Fall tritt sofort die Ablehnung ein, im letzteren wird der Erfolg der gleiche gewesen sein. Solange die individualistische Grundfrage das Leben beherrscht, fehlt für Jesu religiöse Stellung die Reife und das Verständnis. Nur in *einem* Falle sah Jesus die nahende Reife: „Du bist nicht mehr fern vom Reiche Gottes." Marc. 12. 34. Hier ist aber auch das Grundgesetz der großen Hingabe in seiner Bedeutung erkannt!

der göttlichen Welt stammt, sondern auch, je vollendeter es erfüllt wird, um so tiefer in diese Welt hineinführt. Das Erlebnis der Gotteswelt ist sowohl die Wurzel wie auch die Frucht, der Lohn aller wahrhaft sittlichen Arbeit. Dadurch wird die erfüllte Pflicht zugleich zur höchsten Freude, die Dahingabe des Lebens zu einem Gewinn des Lebens. Daß dieses Sichhinstrecken des Menschen zur Sonne, um aus der Sonne schaffende Kraft und die mit ihr verbundene Freude zu gewinnen, etwas sittlich Minderwertiges sei oder mit egoistischem Streben, mit der „Lohnsucht" im niedrigen Sinne etwas zu tun habe, kann nur von solchen behauptet werden, denen die Welt des Göttlichen wie des Sittlichen völlig verschlossen ist. Die völlige Hingabe wird nur geschaffen durch eine höchste ziehende Liebe. Fehlt dieses heiß lockende Werdeziel, dann ist alle sittliche Kraft ein verdorrender Ast. Nur die große Liebe zu der werdenden Gotteswelt kann alle Leidenschaften bannen, alle Zerrissenheit heilen, alle Selbstsucht auflösen. Nehmt den großen Lohn hinweg, der hinter aller sittlichen Arbeit winkt, und ihr tötet die letzte Kraft der Religion.

Die aufgeklärten Moralisten, die „das Gute um des Guten willen" tun oder zu tun vorgeben, die in sehr selbstzufriedener und angeblich selbstloser Weise auf ein höchstes Gut und zu gewinnendes Ziel, mit andern Worten auf eine religiöse Bestimmtheit des sittlichen Handelns verzichten zu können meinen — denn das ist der Sinn jener Phrase —, sind nur zu oft darauf ertappt worden, daß andere Motive sich in ihre selbstlos „guten" Absichten einschlichen, weil kein Mensch zu sieghaftem sittlichem Handeln befähigt ist, dessen Affekte nicht durch eine große Liebe gebannt sind. Was man verstandesgemäß als gut, nützlich, allen Menschen — das ist bezeichnenderweise, auch bei Kant, die Hauptsache, der über den Menschen stehende Wille Nebensache — zusagend und dienend herausgeklügelt hat, hat noch nie und nirgend die menschliche Natur bis in ihre Tiefen gebunden und wirklich selbstlos gemacht. Sind nicht die aufgeklärten Humanitätsschwärmer jenseits des Ozeans nur um des Guten — allerdings in einer höchst abstrakten und zurechtgeklügelten Form vom allen Menschen Nützlichen — willen in den Krieg hineingezogen? In der Tat, aber sie haben dabei ein gutes Geschäft gemacht.

Ohne ein Ziel, eine erstrebte Frucht, einen ersehnten Lohn bleibt alles sittliche Handeln kraftlos und pedantisch, ja minderwertig. Denn erst der Lohn, jene Welt, die noch nicht da ist, die erst um Durchsetzung ringt, hebt den Menschen über sich selbst hinaus und befreit ihn von dem niederen Interessenkreise der Gegenwart, in dem er sich bewegt.

Aller winkende Lohn in der Welt ist ein neuer, höherer Wert, in den ein niederer Wert verwandelt werden soll. Das Lohngesetz ist nur ein Ausdruck für das große Entwicklungsgesetz, dem alles Leben dienen muß: ein niederes Leben muß dahingegeben werden, damit ein höheres heraufwachse.

Natürlich kann dieses große Gesetz wie auch in jener anderen Form, die es angenommen hat — als Opfergesetz —, völlig entstellt, ja in das Gegenteil verwandelt werden. *) Dieser heilige Zwang, der aller Arbeit auferlegt ist, nach einem Höheren zu streben, kann einem sehr egoistischen Streben dienstbar gemacht werden. Wir haben ein ganzes Zeitalter erlebt, in dem die Lohnfrage zum Schibboleth des Egoismus geworden ist. Der Lohn ist geradezu zum Ausdruck für das um *sein* Recht kämpfende Individuum geworden. **) Tatsächlich reicht aber das Lohngesetz

---

*) Vergl. die Ausführungen über den Stellvertretungsgedanken.

**) Ich erinnere mich eines Vortrages, den ich vor Arbeitern über altägyptische Proletarierverhältnisse gehalten habe. Ich hatte ausführliche Lohnverträge, die uns auf alten Papyrusresten erhalten sind, vorgelegt und erhielt nach dem Vortrage die Anfrage, ob denn diese Verträge damals ohne Lohnkämpfe, ohne Arbeiterbewegung, Streiks und dergl. festgesetzt worden seien. Ich war damals selbst überrascht, daß ich darüber nichts berichten konnte. Tatsächlich gibt es systematische, das ganze Leben beherrschende Lohnkämpfe im Altertum nicht. Das hat seinen Grund offenbar darin, daß man den Lohn nach sachlichen, in den Lebensverhältnissen begründeten Gesichtspunkten festlegte. „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert“ war noch ein ungebrochenes, von allen Menschen in gleicher Weise anerkanntes Grundgesetz des Lebens. Erst dem Zeitalter des Individualismus ist es vorbehalten gewesen, dies Gesetz zu durchbrechen und auf der einen Seite die Lohnverhältnisse zu einem möglichst weitgehenden Ausnutzen fremder Menschenkraft, auf der andern Seite zu einem Kampf um das „Recht des einzelnen“ zu mißbrauchen. Dadurch ist aber ein ewiges Gesetz in den Dienst individueller Ansprüche geraten und folgerecht zertrümmert worden.

weit über das Individuum hinaus, ja ist ein Grundgesetz des Lebens, vor dem alles Eigenwollen schweigen muß. Wie der Baum, so die Frucht, wie die Ursache, so die Wirkung, wie die Arbeit, so der Lohn — diesem Gesetz muß sich alles Leben beugen. Wer ihm zu entrinnen sucht, wer mehr Lohn gewinnen will, als er Arbeit leistet, wer etwas anderes ernten will, als er sät, stellt sich aus der Schöpfungsordnung heraus und führt das Leben dem Abgrund zu, indem er an die Stelle der Wahrheit den Schein und die Lüge setzt.

Tatsächlich richtet sich denn auch der Kampf Jesu um den echten Lohngedanken — denn er hat um ihn gekämpft, ihn nicht bloß, wie die Theologen meinen, aus der zeitgeschichtlichen Vorstellungswelt herübergenommen — gegen den Schein und die Lüge, die ihn entstellt und zersetzt hat. Das beweisen seine harten Worte gegen das pharisäische Lohnstreben, das durch den Schein, das Fasten, das Beten und Almosengeben vor der Oeffentlichkeit, Gott gefällig werden will. „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Das ist egoistisches Lohnstreben, das dem ewigen Gesetz und der harten Leistung, die es fordert, durch ein Oberflächenhandeln entrinnen, das die Frucht genießen, aber sich ihrer Arbeit entziehen will. Der ganze Kampf gegen die äußere Gesetzlichkeit richtet sich wesentlich gegen die Verlogenheit der Leistung. Ganz deutlich aber wird diese Kampfesposition Jesu in dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Es ist Torheit, zu sagen, dies Gleichnis hebe den Lohngedanken auf. Sie erhalten ja alle ihren Lohn! Allerdings den sachgemäßen, ehrlichen Lohn. Wer leistet, was er kann, erhält in Gottes Welt das volle Bürgerrecht. Nicht die äußere Quantität entscheidet über die göttliche Anerkennung, sondern die Hingabe dessen, was man hat. Auch im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden erhalten der erste und der zweite Knecht die gleiche Anerkennung, nicht weil sie quantitativ Gleiches geleistet haben, sondern weil sie in gleicher Weise treu waren. Der Lohn aber, so streng sachlich er gegeben wird, ist immer Güte, wie alle Arbeitskraft, ob groß, ob klein, Geschenk ist.

Das Lohngesetz in Gottes Schöpfung ist außerordentlich streng und sachlich. Nur wo gesät wird, wird geerntet, allerdings Größeres und Wertvolleres, als ausgesät ist. Wie furchtbar frei-

lich ist es oft in der menschlichen Kulturwelt durch Egoismus und Sünde entstellt worden! Der eine Wert, in den dort alles hinab-, nicht hinaufentwickelt wird, ist das schmachvolle Geld. Für die Arbeit, das Beste und Heiligste, was der Mensch zu geben hat, gibt man Geld, für das Geld aber, das Toteste, was es gibt, erwirbt man Ansehen und Ehre. Die Unschuld des Weibes wird für Geld verkauft, und um des Geldes willen opfert man Millionen von Jünglingen. Ihr habt kein Recht, gegen den Lohngedanken zu Felde zu ziehen, die ihr dies heilige Gesetz der Gottesschöpfung so mit Füßen getreten habt!

Haltet den Lohngedanken in Ehren! Der Gedanke des ewigen sachlichen Zusammenhangs alles Geschehens, des strengen Entwicklungszwanges alles Lebens vom Tieferen zum Höheren ist der Grundpfeiler der Welt, ist auch einer der tragenden Grundgedanken der Botschaft Jesu. Dieser Kenner des Menschenlebens wußte besser, was in der Tiefe der Menschheit als letztes Gottesgesetz lebt, als ihr spintisierenden und lebensfremden Philosophen und Theologen. „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Nehmt dieses Grundgesetz aus dem Herzen der im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Menschheit heraus, und ihr zerreißt den Faden, der ihre Seele in Not und Druck an das Sittengesetz des ewigen Schöpfers bindet. Sucht dies Gesetz in seiner heiligen Größe und Reinheit herauszustellen, daß die Menschen es in seiner ewigen Wahrheit erkennen und ihm wirklich gehorchen! In seiner Tiefe liegt eitel Güte und Leben. *)

Wie wunderbar rein und klar klingt der echte Lohngedanke durch Jesu Botschaft hindurch! Warum hat man nie darauf geachtet, daß, wo immer er vom „Lohn im Himmel“ spricht, er das große Sichselbstverlieren vom Menschen fordert? Wenn du

*) Es ist äußerst bezeichnend, daß gerade das Zeitalter der Ichkultur in verblendetem Stolz den Lohngedanken als sittlich minderwertig abgelehnt hat. Mag das nur ein unbewußt mitschwingendes Gefühl sein, dem freiheitsdurstigen Ichmenschen ist alle Lohnarbeit zuwider. Der durch und durch unsoziale Charakter der hinter uns liegenden Geistesepoche spiegelt sich in dieser Ablehnung. Sonst hätte sie empfinden müssen, daß diese hochmütige Entwertung des Lohngedankens — denn es gilt als Zeichen adeliger Gesinnung, nicht um Lohnes willen zu arbeiten — ein

Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut; wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein; und — das Schwerste von allem — wenn du fastest, wenn du innerlich gebeugt und in Trauer bist, so laß es keinen sehen, dann, aber auch nur dann wird dein Vater, der ins Verborgene siehet, es dir vergelten öffentlich. Nur was in der Stille und in voller Selbstvergessenheit geschieht, ist dazu berufen, von Gott zur Anerkennung geführt, ein Licht für die Welt zu werden. „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und hätten dich gespeist?" ist die Frage derer, die in das Leben eingehen werden. Die in Verachtung und Schmach um der Wahrheit willen Unrecht litten, sollen im Himmel wohl belohnet werden. „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Wer hat das Recht, im Angesichte dieser Worte zu sagen, der echte Lohngedanke der Religion habe irgendetwas zu tun mit einem selbstsüchtigen Wollen?

Nur die *Arbeit* erhält den Lohn. Wißt ihr, was Arbeit heißt? Arbeit ist das große Sichselbstverlieren des Menschen an ein heiliges über ihm stehendes Werk. In dem Maße, wie du dich selbst verlierst, wie du arbeitest, wächst vor deinen staunenden Augen ein Werk herauf, groß, heilig, ewig, das Werk des Schöpfers. Das ist der Lohn derer, die sich selbst verloren. Wie ist es möglich, daß es Menschen gab, die auf diesen Lohn aller heißen Arbeit, die durch die Welt zieht, verzichten zu können glaubten, weil es sittlich minderwertig sei, um dieses Lohnes willen zu arbeiten! Den „Schatz im Himmel", laßt ihn unangetastet, denn er ist das Werk Gottes. Zu arbeiten und zu wirken, bis daß Gott sei alles in allen, es ist die letzte Sehnsucht alles Lebens, die letzte Hoffnung aller Arbeit.

Denn es gibt allerdings eine solche *letzte* Hoffnung. Es

Schlag ins Gesicht für die Tausende ist, die im Schweiße ihres Angesichts um Lohn arbeiten müssen. Ist es eine Schmach, Lohnarbeiter zu sein? Ihr verblendeten und hochmütigen Moralisten! Bis zur höchsten sittlichen Vollendung ist *alle* menschliche Arbeit Lohnarbeit. Ihr habt den Meister meistern wollen, und habt nicht gemerkt, daß dadurch der letzte Adel aller Arbeit, der des selbstlosen Wirkens für ein höheres Entwicklungsziel, euch unter den Händen entglitten ist.

wird ein letzter Tag kommen, an dem Gott die Frucht aller Arbeit sammeln wird in seine Scheuern. Einmal wird das letzte Ziel aller Lebensentwicklung in seiner Fülle und Klarheit heraustreten. Einmal wird sich durch alle Geburtswehen der Menschheitsgeschichte eine letzte Wiedergeburt hindurchringen. Wann? — Wer will das sagen? Von dem Tage und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein der Vater. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Jesus diesen letzten Tag der Entwicklung vor sich sah. Der Lebenstag seines Volkes, ja des Völkerkreises, dessen letzter und höchster Prophet er war, war abgelaufen. Den Lebenstag, der hinter diesem Tage aus anderen Lebensschichten heraufstieg, konnte er nicht sehen, er wäre sonst nicht die Vollendung der Welt gewesen, die er zu ihrem Ziele zu führen hatte. Neue Lebenstage stiegen herauf, die den gleichen Gesetzen folgten wie der Tag, den er vollendet hatte. Wieviele noch vor uns liegen, weiß allein der Vater aller Entwicklung. Für uns gilt: Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe und an der Hand der verflossenen Tage seine Aufgabe vollende. Ueber alle einzelnen Tage aber wird wie über den letzten Tag das Gericht gesprochen werden nach dem Urgesetz, dem alle Lebensentwicklung letztlich dient und das sie vollenden will: „Was hast du getan an einem unter diesen meinen geringsten Brüdern?“ Welches war dein Wert für das Gesamtleben, für Gott? Wie weit reichte dein Dienst und deine Hingabe in die Tiefe? Der letzte Tag wird dann da sein, wenn alle Höhen und alle Tiefen durchschritten sind. Er wird die Zusammenfassung alles dessen sein, was das Leben der Schöpfung in seinem Schoße birgt, die letzte Vergeistigung, d. h. Sammlung des Lebens, in der Gott ist alles in allen.

Denn der letzte Sinn und das letzte Ziel aller Entwicklung ist die Durchsetzung der Herrschaft Gottes, ist ein immer stärkeres Sichlosringen der Schöpfung von dem Eigenwillen, den der Schöpfer in sie hineinlegte, um durch seine Ueberwindung eine Welt heraufzuführen, die ihm ganz gehört mit der heißen Liebe des erlösten Geschöpfs. Warum Gott diesen Weg wählte? — Fragt auch der Ton den Töpfer: „Was machst du?“

Es ist genug, daß wir den Weg der Wahrheit und des

Lebens kennen, daß er uns aufgezwungen wird. Ihm folgen, das ist Freiheit, ihm dienen, das ist Leben.

Und die Frage nach der persönlichen Fortexistenz, nach der Seligkeit? Sie ist, als letzte Frage der Religion gestellt, eine irreligiöse Frage. Wer auch nur leise noch eine Frage, einen Anspruch für sich stellt, hat die letzte Weihe der Religion nicht empfangen. Die große Freude, die den durchschauert, der von Gott ergriffen wurde, ist nicht gesucht worden, sie ist nicht das Ziel der Entwicklung, sie ist ein Geschenk, ein mitschwingender Ton eines größeren Erlebens, sie ist das heilige Mittel der großen ziehenden Liebe. So ist auch die Unsterblichkeit des einzelnen kein Ziel, keine Erwartung, keine Hoffnung. Wer sie sucht, wer auf sie hofft, hat den heiligen Boden der Religion schon verlassen. Daß Gott lebt, das ist der Inhalt und das Ziel aller Religion. Daß unser Leben mit hineingezogen wird in sein Leben, es ist ganz und gar Geschenk. Dies Hineingezogenwerden in sein unvergängliches Leben, das ist das religiöse Erlebnis. Gott lebt, das ist der Jubelruf des Glaubens; nicht: Wir werden leben. Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, das allein ist die Sprache der Religion. Das ewige Leben in Gott ist nichts als ein mitschwingender Ton, der ganz und gar sich einfügen und verschwinden will, daß die große Melodie des Gotteslebens voll und rein dahinwoge. „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.“ In der Welt des großen Gotteslebens hört alles menschliche Eigenwollen auf; in ihr schließen sich alle Einzelstimmen zusammen zu dem Chor, der nur noch die eine Weise kennt: „Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth.“

Auch in diesem Punkte hat die Ueberlieferung von dem größten Leben, das diese Erde sah, die volle Höhe der Religion gewahrt, wenn sie als letzte Aeußerung dieses Lebens ein Wort der vollen Hingabe uns aufbewahrt hat: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Freilich — diese Höhe ist mit diesem letzten Hauch auch dahin gewesen. Es ist bekannt, daß die ersten Christengemeinden die volle Gegenwartswirklichkeit des neuen Lebens wohl noch tapfer festzuhalten suchten, nachdem sie den Herrn als den lebendigen

Geist erlebt hatten, daß sie aber schon sehr bald in die harte Gegenwartswelt zurücksanken und nun durch Stützen festzuhalten trachteten, was nicht mehr lebendiger Besitz war. Auf der einen Seite trat die Tradition, die Berufung auf die Augenzeugenschaft an die Stelle der lebendigen Wirklichkeit, auf der andern Seite die alte eschatologische Hoffnungswelt, die nun als Gegengewicht gegen die trübe Gegenwart wieder ihren Einzug in die Gemüter hielt. Die Apokalyptik der jüdischen Gesetzesreligion wurde fast wörtlich, nur ein wenig überarbeitet und mit den Resten christlichen Erlebens verbrämt, wieder aufgenommen. Die Welt der Hoffnung ist an Umfang bald beängstigend gewachsen, an Tiefe und Wirklichkeitskraft ist sie schnell verfallen. In ihrer Zersetzung spiegelt sich die ganze Tragik der folgenden Entwicklung.

Es ist nicht notwendig, ihre Etappen ins Einzelne zu verfolgen. Es kam eben alles wieder, was Jesus durch seinen sieghaften Neuansatz überwunden hatte: die alte Phantastik, die immer mehr ins Unsichere und Flimmernde hinüberglitt, bis sie in den nebelhaften Fernen des jüngsten Tages verschwand und nur das graue, nüchterne Alltagsleben zurückließ; der Individualismus der Hoffnung, der wenigstens das eigene kleine Leben aus dem Elend der Gegenwart retten wollte; die Unfähigkeit und Mutlosigkeit, das Leben selbst mit sittlichen Kräften zur Wiedergeburt zu führen, jenes Häuflein, das sich immer stärker auf der Flucht vor der Welt befand — vergl. die Passivität des Widerstandes und der Hoffnung in dem ersten Petrusbriefe, in dem nur noch leise die alte Angriffskraft in einzelnen Wendungen nachzittert — und schließlich mit der Welt einen Kompromiß schloß. Die Kirche stellte bald die Einheitslinie her. Die Welt war Welt geblieben, nur ein wenig mit neuen sittlichen Kräften durchtränkt und verbrämt, die Welt der Hoffnung aber hatte sich ins ferne Jenseits geflüchtet. Dort thronte sie, in Stein gehauen, und die einzelnen Frommen schauten sehnsüchtig zu ihren Zinnen hinüber, in die sie, wenn der Tod ihr Auge schloß, einzuziehen gedachten, um dort zu finden, was die schnöde Welt ihnen versagt hatte. Die Kirche hatte die Schlüssel in der Hand und schloß freigebig auf, wenn sie Gehorsam gegen ihre eigenen Absichten fand, oder schlug die Türe zu, wenn sie Widerstand erlebte. Von Zeit zu Zeit, wenn nervöse

Todeszuckungen durch den Volkskörper gingen, wachte wohl die Idee des tausendjährigen Reiches wieder auf, hinter der die bunte Apokalyptik wartete. Aber sie schlummerte wieder ein, wenn die Zuckungen vorüberwaren. Jesu Hoffnungswelt und Hoffnungsglut ist nicht wieder erwacht.

Dafür hat freilich eine andere Vorstellungswelt ihren Siegeszug in das Land der Hoffnung angetreten: die hellenistische Ideenwelt. Der schnelle Verfall der Hoffnungswelt Jesu hat ihren Grund nicht nur in dem allgemeinen Nachlassen der Hoffnungsspannung schon in den ersten Generationen seiner Anhänger, sondern auch in dem äußeren Umstande, daß sie auf dem Boden des Römerstaates auf eine völlig fremdartige Vorstellungswelt stieß. Den Hoffnungsphantasien, die der individualistischen Auflösung des Orients entsprungen waren, gelang es relativ leicht, die Vermählung im Gnostizismus zu vollziehen, zumal da hier die in den Mysterienkulten lebende sinnlich-anschauliche Volksreligion nachhalf. Die Spannung aber zwischen der *christlichen* und der hellenistischen Hoffnungswelt war, zunächst wenigstens, so stark, daß hier ein schweres Dilemma entstand, das um so fühlbarer sich geltend machte, je näher die Hoffnungsstimmung noch der Welt Jesu lag.

Diese Spannung ist völlig unausgeglichen bei Paulus. Wir sahen schon bei seiner Fassung des Erlösungswerkes, daß die sogenannte mystische Auffassung hier kämpft mit der individualistischen des Gesetzesjuden. Von der individualistischen Grundfrage der Frömmigkeit ist er nie ganz losgekommen. Das ist besonders verhängnisvoll für seine Hoffnungswelt geworden, zumal da hier die hellenistische Gedankenwelt, von der er selbst schon als geborener Jude der Diaspora berührt war, die ihm aber dazu noch auf Schritt und Tritt in seinen Gemeinden entgegentrat, ihn noch entschiedener auf die Seite des Individualismus drängte. Daher ist seine Hoffnungswelt innerlich gebrochen und unklar, ja in seiner Verkündigung an seine Gemeinden, wie man an mehr als einer Stelle fühlt, geradezu unsicher. *)

Zunächst gibt es eine Linie in seinen Zukunftsgedanken, die

*) Wir sind schon in einem anderen Zusammenhange auf diese Tatsache gestoßen. Vergl. den Abschnitt: „Heilstatsachen und religiöse Wahrheit.“

die gerade Fortsetzung der Gedankenwelt Jesu ist. Er sieht in dem Volke Gottes — bei ihm nur übertragen auf den Körper der Gemeinde — den Träger der Hoffnung. Hier treten seine Hoffnungsgedanken sogar in den Rahmen einer ganzen geschichtlichen Entwicklungstheorie, deren Großzügigkeit kaum je übertroffen worden ist. Von Adams Fall führt über die Verheißung an Abraham und das zwischeneingekommene Gesetz, das pädagogische Bedeutung für die Vollendungszeit hat, eine große Entwicklungslinie bis hin zu Christus, in dem die dem Volk gegebene Verheißung sich erfüllt, damit nun in der Endzeit das wahre Volk Gottes der Vollendung zugeführt werde. Es ist seine Aufgabe, zu der er sich von Gott berufen weiß, dies Volk Gottes zu sammeln, aus den Juden, denen die Verheißung zuerst gegeben war, und besonders aus den Heiden, deren Sammlung ihm insbesondere anvertraut ist. Wie der Nazarener die Grenzen seines Volks, so durchwandert er den Erdkreis, wie er ihn damals sah, um das Volk Gottes für die Zukunft zu sammeln. Die Großzügigkeit seiner Missionsreisen und seiner Zukunftspläne beweist, wie ernst ihm diese Hoffnung gewesen ist. Er erwartet, daß „die Fülle der Heiden eingehe“, und daß dann noch die „ausgebrochenen Oelzweige“, die jetzt noch verstockten Juden, sich zu dem Volke scharen. In der Tat, hier ist die volle Höhe der Hoffnung des Nazareners innegehalten. In der Welt, wie sie vor ihm liegt, wächst sie durch die Jahrtausende hindurch langsam herauf, durch die unermüdliche sittliche Arbeit an dieser Welt verwirklicht sie sich; das eigene Leben ist nichts weiter als ein Werkzeug, um das große Werk Gottes, „von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind,“ zu vollenden. In diesem Zusammenhange hat er das herrliche Wort gesprochen, das wohl von allen Worten, die überhaupt je gesprochen worden sind, die individualistischen Ansprüche am entschlossensten verleugnet: „Ich für meine Person wünsche verbannt und getrennt zu sein von Christus zum Besten meiner Brüder, meiner Stammesgenossen nach dem Fleisch.“ Hier schweigt alle persönliche Hoffnung auf die „Seligkeit“ und auch alle eschatologische Phantasie vor dem großen Gotteswerk, in das er berufen ist. Hier sehen wir die letzten Höhen seiner Hoffnung und die letzten Tiefen seiner sittlichen Leidenschaft: „Die Liebe Christi dringet mich also.“

Aber so gewiß hier auch die letzten Motive seines arbeitsreichen Lebens liegen, daneben leben — in welcher Stärke, bleibt zweifelhaft, da er hier erst recht den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche geworden ist — auch andere Formen der Hoffnung. Einen breiten Raum nehmen, soweit die erhaltenen schriftlichen Zeugnisse einen Schluß zulassen, in seiner Verkündigung offenbar auch noch die apokalyptischen Zukunftsbilder ein. Wenigstens hat er sie seinen Gemeinden verkündigt, wie der älteste erhaltene Missionsbrief, der 1. Thessalonicherbrief, und die Korintherbriefe bezeugen, und zwar offenbar veranlaßt und gedrängt durch Anfragen, die aus Gräberstimmung heraus an ihn gerichtet worden waren. Daneben hat die Ungeduld der unter der harten, trostlosen Gegenwart Bedrückten ihn die alten Hoffnungsbilder des sterbenden Orients wieder herausholen lassen. Immerhin — die Beschränkung zeigt auch hier den Jünger des Nazareners, und die Tatsache, daß es ganz unmöglich ist, in das bunte Vielerlei von Bildern und Vorstellungen über die Endzeit, die hier und da zerstreut auftauchen, Einheitlichkeit zu bringen, beweist bei dieser systematisch angelegten Natur wohl am deutlichsten, daß sein Interesse anderswo lag als bei diesen übernommenen Hoffnungsbildern. Das schließt nicht aus, daß er die Erfüllung als solche, das große Kommen des Herrn mit der Gerichtskatastrophe und der Errettung des auserwählten Volkes, wie auch Jesus, ganz nahe wußte. Die Tatsache, daß sich beide einer sterbenden Welt gegenübersahen, erzwang einfach diese Stimmung.

Freilich — diese apokalyptische Phantasie hatte einen Haken, weniger für ihn — denn seine Hoffnungswelt und sittliche Spannkraft hatte tiefere Wurzeln —, als für seine hellenistischen Gemeinden. Denn diesen lag beides fern, sowohl die Volkshoffnung als solche wie auch die eschatologischen Hoffnungsbilder, die bei Paulus ein selbstverständliches Erbe der Vergangenheit waren. Folgerecht ist er mit ihnen auch angelaufen. Das fühlt man schon aus den Ausführungen des 1. Thessalonicherbriefes heraus, die allerlei Zweifelsfragen vorauszusetzen scheinen; das wird aber völlig deutlich in dem 5. Kapitel des 2. Korintherbriefes und dem mit einer ganz neuen Orientierung der Hoffnungsgedanken auftretenden 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes. 1. Kor. 15

kämpft der Jude mit dem Hellenen, und zwar nicht ohne Erregung und — was bei Paulus besonders auffallend ist — mit der Berufung auf bezeugte Tatsachen der Vergangenheit.*) Das Bemerkenswerteste ist aber, wovon im Thessalonicherbrief noch keine Spur zu entdecken ist: er wird hier den Hellenen ein Hellene. Er versucht es wenigstens, indem er ihnen die Auferstehung verständlich zu machen sucht durch die Theorie vom natürlichen und geistlichen Leibe. Der „Geist, der da lebendig macht", als den er den erhöhten Christus erlebt hat, ist hier die Brücke zu dieser vergeistigten Auffassung der Auferstehung (in der Eschatologie jener Tage handelt es sich bekanntlich um eine Auferstehung des Fleisches). Ganz die gleiche Theorie findet sich, nur in der Form der Ueberkleidung der irdischen mit einer himmlischen Behausung, 2. Kor. 5, ja, hier wird sie eingeleitet durch den ganz hellenistisch klingenden Satz: „Was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig." Wie weit diese Vermittlung zwischen der sinnlich-eschatologischen Hoffnungswelt des Orients und der Auffassung des Geistigen, der Idee als des Bleibenden im Hellenismus tatsächlich die Zweifel zerstreut hat, bleibt uns verborgen. In einem entscheidenden Punkte mußte sie gewiß dem Hellenen genügen: in seinem Bedürfnis nach individueller Unsterblichkeit. Das war dem Hellenen die Hauptsache, denn der Gedanke des vollendeten Volkes Gottes als der letzten Hoffnung ist ihm nie ganz eingegangen. Der Kampf um die Gemeinde in der Missionsarbeit des Paulus hat nie aufgehört, denn der Hellene wollte persönliche Unsterblichkeit. Die sogenannten Gemeinden oder richtiger Vereine der Mysterienkulte wollten nur diese Gewißheit vermitteln. Paulus dagegen wollte in seinen Gemeinden sehr viel mehr, er wollte ein wachsendes und sich vollendendes Volk Gottes. Wohl klingt bei ihm je länger desto mehr der Gedanke der mystischen Vereinigung mit Christus nach dem Tode vor — hier handelt es sich wirklich um Mystik, die immer individualistisch

*) Es ist gewiß nicht Zufall, daß Paulus an allen Punkten, wo der Hellene verständnislos ablehnte, sich auf das beruft, was er überkommen hat. Ein deutlicheres Zeichen der inneren Positionsunsicherheit gegenüber der neuen Welt ist bei diesem Manne, der aus Gottes Gnade war, was er war, nicht wohl denkbar.

ist —; das ist gewiß nicht ohne Zusammenhang mit der zunehmenden Hellenisierung seines eigenen Denkens. Aber der Römerbrief beweist, daß unvermittelt daneben die andere große Hoffnung in ihm lebte, der Vollendung des Volkes Gottes entgegenzugehen.

Diese Hoffnung aber hat in ihm wohl den letzten großen Vertreter gehabt. Von nun an traten immer deutlicher auseinander die eschatologisch-jüdische und die hellenistisch-geistige Hoffnungswelt. Es konnte nicht zweifelhaft sein, welche von beiden schließlich den Sieg davontrug. Tapfer hat die Christengemeinde noch einige Generationen hindurch ihre Volkshoffnung festgehalten, aber die zunehmende Phantastik bewies, wie schnell sie sich zersetzte. Immerhin genügte sie noch, sich der individualistischen Hoffnungswelt erfolgreich zu erwehren. Aber der Siegeslauf der Idee, der geistigen Vollendung des einzelnen ließ sich um so weniger aufhalten, je weiter das Kommen des Herrn sich tatsächlich hinausschob. Geradezu wunderbar ist die Verklärung der christlichen Hoffnungswelt durch den geistigen Vollendungsgedanken des Hebräerbriefes. Da ist noch das „Volk Gottes", aber in seiner Schilderung ist es doch bereits die Schar der vollendeten Gerechten. Da ist noch das anschaulich geschilderte himmlische Jerusalem, aber es ist doch schon das „unbewegliche Reich" hellenischer Hoffnung geworden. Alles Sichtbare ist doch nur Schein, das Wesen liegt in der Welt des Unsichtbaren. Diese Entwicklung ist vollendet im Johannesevangelium, das zu der Grundposition der Religion Jesu zurückkehrt, indem es die volle Gegenwärtigkeit des religiösen Besitzes festhält, aber — unter dem vollen Verzicht auf die Hoffnungswelt Jesu. Sie hat sich hier gewandelt in die große Verheißung des Parakleten, der „in alle Wahrheit leiten wird." Vor dem ewig lebendigen Logos ist die eschatologische Welt zusammengeschrumpft. Eine große Geschichtsauffassung, die allmählich — nicht stufenweise — sich vollziehende Offenbarung des Logos, umrahmt noch das Ganze, aber das Volk und das Reich sind verschwunden, der Kosmos und der einzelne sind an ihre Stelle getreten. Noch lebt die Gemeinde, aber allein in der Liebe, die das Siegel der Erlösung für den Einzelnen ist. Das ewige Leben ist gegenwärtigste Gewißheit; sofern es zukünftig ist,

ist es die Auferstehung des einzelnen. Noch schimmert die Geschichte und das Volk hier und da leicht hindurch, aber das alles ist nur der Hintergrund, auf dem sich die ewige Idee in vollendeter Klarheit und als Besitz des einzelnen Frommen abhebt. „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Und ein jeglicher, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reiniget sich, gleichwie er auch rein ist." Das ist die johanneische Hoffnung. Der Hellenismus hat gesiegt, und die Zeit ist nicht mehr fern, in der der Christ alter Schule, der noch die lebendigen Volkshoffnungen festhält, mitleidig abgetan wird als einer, der „recht klein an Verstand ist."

Wir sind so ausführlich auf die Entwicklung der Hoffnungswelt um die Wende der Zeiten eingegangen, weil in ihr die Wurzel der bis heute lebendigen Hoffnungsvorstellungen und auch der großen Schwierigkeiten und der unsagbaren Verwirrung liegt, die dieses wichtige Gebiet religiösen Lebens belasten. Das erste und das letzte Interesse, auf das jede neu erwachende und jede absterbende Frömmigkeit sich wirft, ist die Welt der Hoffnung, und alle Kritik der Religionsablehnung wendet sich vorwiegend, ja fast ausschließlich gegen die Hoffnungsvorstellungen. Das ist dem nicht auffallend, der sich klar macht, daß die Grundfrage alles Daseins die Frage nach Leben und Tod ist. Dieses Gebiet nur anhangsweise als Lehre von den letzten Dingen zu behandeln, geht schlechterdings nicht an, dazu beherrscht es zu stark die ganze religiöse Entwicklung. Auch ist es ganz unmöglich, durch losgelöste Argumente des logischen Denkens diesem Gebiet gerecht zu werden oder auch nur nahe zu kommen. Die Arbeit des zweifelnden und suchenden Verstandes ist, wie in allen Fragen des religiösen Lebens, so in dieser Frage ganz besonders Symptom des Verfalls. Ohne das religiöse Urerlebnis, ohne die große praktische Willensentscheidung, die allem Denken vorausgeht, schwebt die Welt der Hoffnung völlig in der Luft und bleibt ein Gedankengespinst. Von der Nähe oder Ferne eines Zeitalters oder einer Einzelentwicklung von dem religiösen Urerlebnis hängt die Sicherheit, die Stärke und die Form der Hoffnungsvorstellungen

schlechterdings ab. Ist die große Entscheidung vom Ichwillen zum Gotteswillen klar und durchgreifend getroffen, dann wird das ganze Leben vom großen Lebensstrom gefaßt und verwandelt sich daher in ein einziges, alles beherrschendes, völlig im Erleben der Gegenwart ruhendes, von ihm genährtes, in und an ihm arbeitendes Hoffen, das glühend der Zukunft wartet und ihrer völlig gewiß ist. In allen anderen Stadien löst sich die Hoffnungswelt von der Wirklichkeit und wird, eben weil sie von Gott als dem allein Wirklichen losgelöst ist, zu einer individualistischen Sehnsucht oder zum Zweifel oder, bei dem völligen Sieg des Ichwillens, zur radikalen Ablehnung. Man kann das durch alle Zeitalter auch der neueren religiösen Entwicklung verfolgen.

Die römische Kirche, die die individualistische Frömmigkeit, umrahmt von einer ihr entsprechenden erstarrten Heilsanstalt, zum System erhoben hat, kennt nur die Hoffnungswelt der persönlichen Seligkeit, die von ihr sogar nach den praktischen Bedürfnissen durch die Lehre vom Fegefeuer weiter ausgebaut ist. Hier wirkt ein letzter Rest des lebendigen Entwicklungsgedankens in individualistischer Form nach. Sonst ist das Gesamtreich der Zukunft, das sie erwartet, eine nur quantitativ, der Zahl nach sich entwickelnde oder richtiger sich erweiternde Größe. Aus der Kirche als einer Gesamtgröße ist der lebendige Entwicklungsgedanke geschwunden, denn den hier und da sich vollziehenden Anbau an ihr durch die Tradition festgelegtes Lehrsystem kann man nicht mehr für ihn in Anspruch nehmen. Sie offenbart gewiß noch immer ein starkes Anpassungsvermögen an die wechselnden Zeitverhältnisse, aber nur um sie dadurch leichter und sicherer in ihr festes System der Beseligung des einzelnen hineinzuziehen. In dem Zeitalter des Individualismus und der starren Organisationen, in dem wir stehen, hat sie die stärksten Chancen. Von dem lebendigen Entwicklungsstrom als solchem hat sie sich mehr und mehr ausgeschaltet und wird in dem geschichtlichen Fortschritt immer mehr zum Gehäuse werden, das den abgesplitterten Lebensresten immer noch ein willkommener Zufluchtsort sein wird, aber den — in unsern Tagen allerdings kleinen — Strom der Tiefe nicht mehr zu fassen vermag.

Auf die Tragik der Lutherkirche wirft ihre Stellung zur

Hoffnungswelt noch einmal ein scharfes Licht. Auf dieser Seite der Religion hat sie überhaupt nichts Eigentümliches aufzuweisen, wenn man nicht etwa das Zurückschneiden der katholischen Jenseitsvorstellungen auf die biblischen Hoffnungsbilder — nicht auf die biblische Hoffnung! — oder die gemütvoll-deutsche Anschaulichkeit der Jenseitsbilder als etwas Besonderes in Anspruch nehmen will. Die Offenbarung St. Johannis ist Luther aus einem gesunden Wirklichkeitssinn heraus und aus Gründen der Ablehnung der wiedertäuferischen Schwarmgeisterei zuwider gewesen. Die Zukunft des Volkes Gottes beschäftigt ihn nicht, da auch sein Kirchenbegriff nur die Schar der einzelnen Gläubigen kennt. Das Wort Gottes und der durch es geweckte Glaube — natürlich des einzelnen — ist für ihn die Hauptsache. Je älter er wird, desto mehr Sorgen macht er sich um die Anerkennung und das Laufen des Wortes Gottes. Von einer glühenden Hoffnungsstimmung für seinen Siegeslauf durch die ganze Welt, die man bei diesem auf das Wort trotzenden Manne a priori erwarten sollte, ist merkwürdig wenig bei ihm zu finden. Hier sieht man wieder ganz deutlich, daß die individualistische Frömmigkeitsfrage letztlich bei ihm die vorherrschende ist. Die zum heißen Schaffen in die Welt vorwärtsdrängende Hoffnungsstimmung eines Paulus fehlt bei ihm gänzlich. Er ist in diesem Punkte Mönch geblieben. Ja, nicht einmal das kann man sagen! Denn im Mönchtum steckt eine verborgene Seite, die zur Mission drängt. Das hat das Mönchtum des Mittelalters und der Neuzeit (Jesuiten!) mehr als einmal bewiesen. Hier offenbart sich vielmehr wieder die große Lücke seines religiösen Wurfs. Er wirft die Kraft des befreienden Glaubens in die Welt, steckt ihr aber kein überragendes Ziel. Er läßt sie laufen, wie sie läuft. Gott wird schon dafür sorgen, daß sie ihr Ziel findet, wenn nur das Wort Gottes die einzelnen selig macht. Das Reich wird **uns** doch bleiben, das ist ihm die Hauptsache; daß das **Reich** bleibt, ist Gottes Sache, nicht der Menschen Anliegen. Weil sein Glaube nicht zur unermüdlich schaffenden Tat der Liebe wurde, hat er sich auch nicht zur alles übergreifenden Hoffnung für die Welt vollendet. Mit der Welt der Liebe ist auch die Welt der Hoffnung bei ihm zu kurz gekommen. Die Seligkeit des einzelnen im Jenseits — das

ist die Hoffnungswelt, die in seinem Glauben schlummert.

Man versteht es, daß die lutherischen Theologen die Lehre von den letzten Dingen nur anhangsweise gebracht haben, und daß je länger desto mehr diese Welt unsicher und gleichgültig geworden ist. Die Welt wurde unter dem Mangel an einem klar gesteckten überweltlichen und doch in der Welt sich durchsetzenden Ziel immer diesseitiger gestimmt. Der Zweifel und die Ablehnung traten folgerecht auf den Plan. Heute ist auf protestantischem Boden die religiöse Hoffnungswelt das traurigste und zerrissenste Kapitel des religiösen Lebens, darum besonders so verzweifelt verfahren, weil die Menschen, sowohl die Frommen wie die Zweifler und die Atheisten und die Sucher, sich samt und sonders auf dies Kapitel zuerst stürzen. Das am meisten vernachlässigte Gebiet des religiösen Lebens ist für die nach Leben, nicht zuerst nach Glauben lechzenden Menschen die Hauptsache! So rächt sich jede Lücke, die man in Gottes festgeschlossener Welt läßt. Der Teufel findet sie doch und frißt sich durch sie ins Innere hinein.

Man kann wohl sagen, daß sich die religiöse Hoffnungswelt in unseren Tagen in einem wahrhaft hoffnungslosen Zustand befindet. Die Frommen alter Schule, zumal pietistischer Färbung, reden in gefühliger Begeisterung vom himmlischen Jerusalem, von Engelschören, vom Himmelssaal, vom Posaunenton und ähnlichen genußreichen Dingen, die, zusammengedacht, eine wahrhaft merkwürdige Mischung ergeben; die ästhetisch-religiösen Persönlichkeitsschwärmer hoffen auf eine Vollendung und volle Entfaltung der aller Erdenfesseln entledigten Einzelseele, machen sich aber garkeine Gedanken darüber, wie alle diese anspruchsvollen vollendeten Einzelseelen in den himmlisch-geistigen Sphären unter einen Hut gebracht werden und miteinander auskommen sollen; die aufgeklärten Rationalisten, die sonst allen Glaubenswahrheiten mit logisch zersetzendem Scharfsinn zu Leibe rücken, betonen mit einer ganz merkwürdigen Geflissentlichkeit ihren festen Glauben an ihre persönliche Fortexistenz, die ihnen sehr wichtig ist, und an ein Wiedersehen, zumal mit ihren Gesinnungsgenossen — mit ihren schwarzen Brüdern wird es schon peinlicher sein —; die weltfreudigen und arbeitswütigen Neulutheraner denken an ein un-

entwegtes Weiterarbeiten im Jenseits, während die seligkeitsbedürftigen Mystiker eine ewige Welt des Friedens und schauender Betrachtung vorziehen; in den Sekten feiert die apokalyptische Welt eine glühende Auferstehung; die Theosophen und Spiritisten lassen sich schon auf Erden einen regelrechten Verkehr mit den vollendeten Geistern angelegen sein; der Durchschnittsbiedermeier läßt sich an Gräbern in „trostreichen Worten“ den Gedanken an ein Wiedersehen in einer anderen Welt gern suggerieren, vergißt diese andere Welt aber schon wieder auf dem Nachhausewege; der aufgeklärte Materialist und Diesseitslebemann aber macht einen Strich durch die ganze Jenseitswelt, an die nur Kinder und Weiber glauben, durch die sich aber ein denkender Mensch nicht im Diesseitsgenuß stören läßt; ja der Zukunftsstaatsgläubige hält die ganze Jenseitswelt für eine böswillige Erfindung der Priester und der Kapitalisten, durch die sie ihn nur hinterlistig täuschen und von seinem Lohnkampf abhalten wollen.

In der Tat, im Angesichte dieser herrlich mannigfaltigen Hoffnungswelt ist es schwer, keine Satire zu schreiben. An diesem ersten und letzten Punkte aller religiösen Wahrheit wird es deutlich, in was für einem Maße das Heilige vor die Hunde geraten ist. Wer noch an das Recht des Individualismus glaubt, der sehe sich diese elend zerrissene Hoffnungswelt an! Das Zeitalter des Individualismus hat jedes Recht auf die ewige Hoffnung verloren. Die Inschrift über dem Danteschen Höllentor ist noch zu gut für dieses Zeitalter. Das Wort eines unsterblichen Dichters ist zu schade dafür.

Solange die Erde steht, hat noch kein Mensch, der sich selbst für den Zweck der Schöpfung hielt, eine sichere Welt der Hoffnung gefunden. Sie ist ihm immer zerronnen in Stimmungen, in dichterische Phantasien, in Autosuggestionen oder ist zur kirchlich verfestigten Phrase geworden. Die Kraft der unbedingten inneren Gewißheit ist nur dem zu Teil geworden, der dem alles beherrschenden „Gott allein“ die Ehre gab. Kein uraltes Glaubensbekenntnis, keine kirchliche Autorität, keine Verstandesschärfe, kein mystisches Erleben, kein Experiment kann die Tore der Ewigkeit öffnen. Ueber ihnen steht mit eherner Schrift das unerbittliche Wort geschrieben, das allein sie erschließen kann: „Verleugne dich

selbst!“ Nur wer das Leben im vollen Sinne verloren hat, wird es im vollen Sinne finden.

Darum ist die unbedingte Gewißheit der Hoffnung nur auf der Stufe des vollendeten religiösen Erlebnisses vorhanden. Die Fülle der Hoffnung wird nur dem Menschen geschenkt, der das große Sterben zu Ende starb und die volle Liebe fand. Auf allen vorhergehenden und nachfolgenden Stufen des Lebensprozesses ist die Hoffnungswelt irgendwie erweicht, verdunkelt, stützungsbedürftig, von Zweifeln umflattert. An dem äußersten Pol des Ichstrebens ist sie völlig erstorben. Die unerschütterliche Hoffnung ist der Lohn der bis zum Ende durchgeführten sittlichen Arbeit, des vollendeten Opfers und der höchsten Hingabe. Aus dem Tode des Ichwillens steigt sie herauf als die heilige Wunderwelt Gottes.

Wie wunderbar und gerecht sind die Wege Gottes! Die höchste Lebensgewißheit knüpft er an das höchste Lebensopfer, und das Größte schenkt er dem, dem er am meisten genommen hat. Es gibt nur einen Weg in die ewige Hoffnungswelt, den der selbstlosen Arbeit. Das selbstsüchtige Streben des Ichwillens aber ist der sicherste Weg in den Abgrund. Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren, wer es aber verliert um des großen Meisters willen, der sich völlig selbst opferte, der wird es finden.

Wir wollen versuchen, die Schleier von diesem großen Lebensgesetz der Hoffnung ein wenig zu lüften, nicht als könnten wir sein Geheimnis verstandesmäßig erklären oder als könnten wir einem Menschen, der den Weg der selbstlosen Tat nicht gegangen ist, von diesem Gesetz überzeugen. Es wirkt überzeugend nur für den, der es lebt. Aber für ihn mag es ein Gruß aus einer ihm bekannten Welt, eine Erinnerung an eigenes Erleben und eine Bestätigung eigener Gewißheit sein, die ihm in gleicher Weise geschenkt wurde.

Es gibt im Menschenleben zwei Kurven, die im Wechselkampf miteinander um die Herrschaft ringen: die des äußeren, sinnlichkeitsgebundenen Lebens und die des inneren, geistigen Werdens. Die erstere hat den Vortritt, indem sie im Jugendleben zunächst kräftig ansteigt, bald ihren Kulminationspunkt erreicht, ein wenig in der Höhenlage verweilt und dann langsam wieder

abfällt. Das ist die Kurve des normalen Menschenlebens, sofern es als Einzelleben betrachtet wird: der goldene Ueberfluß der Jugend, die ebene Bahn der reifen Jahre, die absterbende Kraft des langsam erlöschenden Alters. Die rein individualistische Betrachtung des Lebens kennt nur diese Kurve. Sie ist so oft von Menschen gelebt und von Dichtern beschrieben worden, daß wir sie nicht näher zu beschreiben brauchen.

Indessen läuft, oft genug unsichtbar und unbewußt, neben dieser Kurve von Anbeginn an eine zweite einher. In der ersten Kindheit scheint sie ganz mit der ersteren verschlungen zu sein, *) trennt sich dann aber mit dem ersten Einsetzen der sogenannten Entwicklungsjahre von ihr und sinkt nach unten, drängt in der zweiten Hälfte dieser Jahre wieder nach oben und führt nun an dem Kreuzungspunkte, der bekannten „gefährlichen Ecke“ des zur Reife drängenden Alters, zum Entscheidungskampfe. Hier entscheidet es sich, ob das nun folgende Leben zum dauernden Aufstieg oder, nach der ebenen Bahn des reifen Alters, zum naturnotwendig sich vollziehenden Altersabstieg wird. Siegt die Sinnlichkeitskurve, dann kann das Leben durchaus zur äußeren Kraftentfaltung gelangen, auch schwingt der Geist in der Form pathetischer Gefühle nach — das Bedürfnis des normalen Bierphilisters nach sentimentalen und pathetischen Anregungen ist bekannt —, aber der Abstieg ist unvermeidlich: das Leben wird mit dem zunehmenden Versiegen der Naturkraft ärmer und ärmer. Der starke Optimismus der Jugend schlägt in Resignation und Pessimismus um. Man „kennt das Leben“ und kann nicht mehr so hoffen wie die Jugend.

Wer hätte nicht in unsern Tagen zu Tausenden die traurigen Gestalten erlebt, die nur noch eines alkoholischen Optimismus und Glaubens an sich selbst fähig sind, den „Glauben an die Menschheit“ aber längst verloren haben. Die Welt bleibt eben, wie sie ist.

Wie anders läuft das Leben, wenn die Entscheidung an der

---

*) Die Meinung Ellen Keys, daß die erste Kindheit nur das sinnlichkeitsgebundene Leben und den Selbstbehauptungsdrang kenne, ist ein grober Irrtum. Die erste Jugend mit ihrem Anschmiegungsbedürfnis und ihrer geradezu wunderbaren Offenheit für geistige Gesetze, die erst wieder dem reiferen Alter aufgehen, ist sehr viel stärker vom „Geist“ getragen als das „Jahrhundert des Kindes“ sich träumen läßt.

„gefährlichen Ecke" sich der geistigen Kurve zuneigt! Sich ihr zuneigt! Denn es handelt sich in diesen Gärungsjahren keineswegs um eine glatte und mechanische Wahl zwischen zwei ausgetretenen Wegen. Ein sicheres Kennzeichen, daß die geistige Kurve sich durchzusetzen beginnt, ist die pessimistische Stimmung in diesen Jahren. Es ist eine ganz oberflächliche Lebensbetrachtung, wenn man den Pessimismus des Jünglingsalters für eine „krankhafte" Erscheinung hält. Wo Kampf ist, gibt es auch Wunden, Depressionen und Niederlagen. Dieser Pessimismus kann bei den Naturen, in denen die Strömungen ganzer Zeitalter miteinander kämpfen, eine geradezu erschreckend düstere Form annehmen und seine Spuren dem ganzen Leben aufprägen. Aber aus ihm wird auch die große Hoffnungskurve geboren, die als stetig aufwärts steigende Linie das ganze Leben beherrscht. Nur wer in seinem Leben Hoffnungen zu Grabe getragen hat, gewinnt die Hoffnung, die nicht sterben kann. Nur wer aus einem S t e r b e n den Lebensfunken herausgeholt hat, sieht ihn aus allem Vergänglichen aufblitzen. Das ist eben das große Geheimnis, das kein Mensch ausdeuten kann, daß sich der ganze Lebensprozeß mehr und mehr in ein Werden, in eine große Umwandlung vom Toten zum Lebendigen, vom Sinnlichen zum Geistigen verwandelt. Das „als die Sterbenden, und siehe, wir leben!" wird zum bleibenden Gesetz. Das ist der Optimismus, der nicht mehr erschüttert werden kann, weil er in dem großen Werdeprozeß wurzelt, der den Anfang mit dem Ende der Entwicklung verbindet. Ihm wird alle Vergänglichkeit zur Botschaft vom Unvergänglichen. Diese Hoffnungsbestimmtheit des Lebens ist ein praktisches Lebensgesetz, das man nicht dialektisch andemonstrieren kann, sondern das aus der Lebenserfahrung, -führung und -arbeit erwächst. Irgendeine noch so sichere Kunde aus einer jenseitigen Welt kann das nicht ersetzen, was dies alles beherrschende und durch keine Schicksalserfahrung zu erschütternde, dadurch vielmehr noch bestätigte und immer stärker befestigte Lebensgesetz bedeutet. Allen Menschen, die eine gewisse, beweisbare Kunde von einer ewigen Hoffnungswelt fordern, kann man nur das Wort des Nazareners entgegenhalten: „Sie haben Moses und die Propheten, laß sie die hören!" Mit unsern Worten: „Sie haben die große geistige, aufwärtssteigende sittliche Linie, die durch alles

Leben hindurchzieht, laß sie ihr folgen!“ Einen andern Weg in die ewige Hoffnungswelt gibt es nicht. Im Menschenleben selbst liegt schon die praktische Entscheidung über das Zukünftige.

Dieses Lebensgesetz hat aber noch eine andere Seite. Es ist nicht nur der Sieg der geistigen über die sinnliche Lebenskurve, sondern in seiner Tiefe schlummert noch eine härtere Auseinandersetzung: der Kampf zwischen dem Ich und Gott. Ohne den schweren Jakobskampf, der eine harte Lebensschule abschließt, durch die der Eigenwille sich mehr und mehr dem Gotteswillen unterwirft, gibt es nicht das „Aufgehen der Sonne“. Die Hoffnungswelt kommt zum Menschen nur als eine Welt unbedingter Unabhängigkeit und Objektivität. Allem Eigenwollen stirbt und zerbröckelt die Zukunft unter den Händen. Der Egoismus ist noch immer in der Armut und der Hoffnungslosigkeit geendet. Das Schicksal des großen Korsen ist das typische Schicksal des Ichmenschen, das sich wohl nicht in der Außenwelt, aber stets in der Innenentwicklung mit naturgesetzlicher Notwendigkeit vollzieht. Das Bedürfnis nach ruheloser Zerstreuung und ängstlich gesuchter Anregung im äußeren Leben ist das sicherste Symptom der hoffnungslosen Leere, die dem Leben droht, das die große Selbstvergessenheit und Hingabe nicht fand. Das Gefühl der Oede und Einsamkeit kann für ein solches Leben bis zur Verzweiflung wachsen. Wer den großen Gehorsam nicht fand, dem bleibt die Welt der Hoffnung ewig verschlossen.

Der Schlüssel zu dieser Welt liegt in der Hingabe. Das Kind trägt ihn in seinen Händen, solange sein Leben ganz Hingabe und Vertrauen ist. Das Jugendparadies steht und fällt mit dem kindlichen Gehorsam. Wenn der Eigenwille erwacht, sinkt es dahin, und ein neues Hoffnungsland, das der sichtbar-sinnlichen Welt, tritt an seine Stelle. Sobald aber „der erste Reif in der Frühlingsnacht“ fällt, setzt der Kampf zwischen den beiden Hoffnungswelten ein, der nur dann zum Siege der bleibenden Hoffnung wird, wenn die Entwicklungszeit zu einer das ganze Leben innerlich fesselnden und bindenden Aufgabe führt. Ohne einen mit allen Fasern ergriffenen Lebensberuf, der die ganze Hingabe fordert und an sich zieht, hat sich noch nirgend die unerschütterliche Hoffnungsbestimmtheit des Lebens durchgesetzt. Von hier aus sieht man erst deutlich, warum das Zeitalter des Manchestertums zur vollen

inneren Hoffnungslosigkeit führen mußte, ob nun mit oder ohne Krieg. Wo die Arbeit nicht gefunden wird als die Hingabe an ein vom Ich völlig unabhängiges Gotteswerk, da ist das Tor der Hoffnung dauernd verschlossen. „Verkaufe alles, was du hast, dann wirst du einen Schatz im Himmel haben", dies Gesetz ist noch heute in Gültigkeit. Nur dem arbeitenden und in seiner Arbeit sich völlig vergessenden Menschen winkt die ewige Welt Gottes in ihrer unvergänglichen Schönheit und in ihrem unerschöpflichen Reichtum. Vor seinen Augen steigt ein ewiges Reich auf, dessen geistige Linien vom Anfang bis zum Ende der Schöpfung laufen, wird eine Entwicklung lebendig, die aller Vergänglichkeit spottet, der zu dienen Leben und Seligkeit ist. In ihr gibt es kein Sterben mehr, sondern nur ein ewiges Auferstehen neuer Sphären des lebendigen Gottes.

So offenbart sich in diesem Lebensgesetz der Hoffnung noch eine dritte Seite: sie ist ganz undenkbar ohne den Blick auf das werdende Volk Gottes. Die individualistische religiöse Hoffnung bleibt immer ein Phantom und arbeitet folgerecht auch am liebsten mit phantastischen Bildern. Die wirkliche Hoffnung sieht die Linien der ewigen Welt aus den vor ihr liegenden Aufgaben des täglichen Schaffens heraufsteigen. In dem Grade, wie der Mensch für andere tätig ist, wird ihm das wachsende Reich lebendig. Wie die sittliche Energie der Selbsthingabe über die lebendige Glut der Hoffnung entscheidet, so die Tiefe des sozialen Sichselbstverlierens über ihren Umfang und ihren Reichtum. Nur vor dem selbstlos für andere arbeitenden Menschen taucht das große Ackerfeld Gottes aus dem Nebel der Zukunft empor. Mögen die Anfänge des Werdens, das er schaut, noch gering sein, er sieht schon das Aehrenfeld wogen, das nach unverbrüchlichen Gesetzen zur Reife kommen muß.

Führt die Menschen auf den Acker der Arbeit für andere, und ihr öffnet ihnen das Tor der ewigen Welt. Lehrt sie den Weg des dienenden Menschensohnes gehen, und ihr schenkt ihnen die Hoffnung, die nicht sterben kann. In den sozialen Tiefen des Menschengeschlechts werden die starken Optimisten geboren, nicht auf den glanzvollen Höhen, auf denen nur zuviele Nebel des Weltüberdrusses und der Menschheitsskepsis lagern. Lehrt die

Menschen, den Gottesacker, auf dem Grab an Grab sich reiht, als Gottes Saatfeld anzuschauen, und der Ort des Todes und der Trauer wird zur Stätte der Hoffnung auf ein unerschöpflich wachsendes Leben. Gibt es ein heiligeres Gleichnis des Lebens als diesen Acker der Toten? Wie viele von denen, die da ruhen, „suchten das Ihre“! Nun wurden sie zusammengebettet. Ob sie wollten oder nicht: sie wurden zum Saatfeld gereiht. Als einzelne starben sie, als Volk wurden sie der Erde übergeben und ziehen nun die Menschen wie mit Zaubergewalt immer wieder hin an den „Versammlungsort,“ den das Todesschicksal schuf. Nun wurden sie zu Verkündern des großen Gesetzes: „Dienet einander, denn es ist eine Schicksalsmacht, unter der ihr steht.“ Nun wurden sie zu Boten des ewigen Gottes, der die Menschen als Volk will, nicht als einzelne. Die Einzelnen sinken dahin, Gott aber und sein Reich bleiben. Nur in ihm und für ihn bleiben und wirken fort die Toten. Nur soweit sie für ihn lebten, gilt ihnen die Botschaft des zukünftigen Lebens. Alle anderen Lebenshoffnungen sind Torheit und Tand.

Die lebendige Religion wird immer auf phantastische Jenseitsbilder verzichten, so sehr auch zumal die irreligiöse Masse, die sich vor dem großen Gesetz der Hingabe sträubt, sie als Beruhigungsmittel ihrer inneren Unsicherheit fordert. Unerbittlich wird sie alle Hoffnung knüpfen an die harte Arbeit des Tages, die das Gesetz des Opfers fordert, und an das durch sittliche Hingabe werdende Reich. Sie wird es immer wieder erbarmungslos sagen müssen: Es gibt keine Hoffnung ohne das große Sichselbstverlieren an das Werk Gottes. „Trostreiche Worte“ an Menschen, die garnicht daran denken, ihr Leben dem Schöpfer und einem werdenden Reich hinzugeben, sind unsittlich, weil sie das Werk des ewigen Gottes verdunkeln und hindern. Ohne den Gang durch das enge Tor gibt es kein Leben.

Aber zu den Menschen, die das enge Tor fanden, wird die Religion allerdings sprechen von dem heiligen Werden, in dessen Strom ihr Leben eingetreten ist. Von dem, was werden will und muß, und zwar aus der Gegenwart heraus, die dieses Werdens Anfänge in sich birgt, wird sie glühend Zeugnis ablegen. Das große Sterben der Zeit, das wir erlebten, was für ein Untergrund

der lebendigen Hoffnung ist es! Ja, wir leben in einer sterbenden Welt, ohne Erbarmen wird die lebendige Religion es verkündigen. Aber mitten in dieser sterbenden Welt wächst nun leise herauf das neue Leben. Die Nacht ist vergangen, der Tag aber ist im Anbrechen, an dem die Menschen erwachen, die ihn wieder sehen, den lebendigen Gott, der im Gericht so furchtbar durch die Welt schritt, die ihm wieder dienen wollen mit der ganzen Hingabe des erlösten Lebens, die wieder das Gesetz der Liebe fanden, auf das hin der Schöpfer seine Welt geschaffen hat. Sie kommen herbeigeströmt, und ihre Schar wird größer und größer, ihre Erkenntnis klarer, ihr Wille fester, ihr Leben reicher und sicherer. Die erste große Entdeckung, die sie überwältigt, ist die, daß sie zusammengehören, daß sie Kinder eines lebendigen Stammes, daß sie ein Volk sind. In ihrer Mitte steht der sprudelnde Lebensborn der Schöpfung, um den sie sich arbeitend und hoffend zusammenscharen, die neue Jugend, in der Gott seinen Willen heraufsteigen ließ aus geheimnisvollen Tiefen. Um dieses neuen Volkes willen zog der Tod, der große Erlöser, durch die Welt; durch dies neue Leben ward er überwunden. Der Chor der Toten steigt herauf in neuen Geschlechtern, die durch ihren Tod zum Leben geboren und geweiht sind. Ueber dem Staub und Ruß der Großstadt, der Todesstadt, geht wieder die Sonne auf. Ein neuer Schöpfungstag steigt empor: der lebendige Gott zieht von Neuem in die Welt ein. Noch zögert er, aber er steht unmittelbar hinter den Toren. Schon steigen die Säfte, ein neuer Ring will sich um das große von den Urzeiten her sich vollziehende Werden legen. Schon grüßen die Geschlechter der Vergangenheit, die den lebendigen Gott kannten, die Kinder der Gegenwart. Das Volk Gottes schart sich wieder um den Thron des Ewigen. Eine neue Stufe soll erklommen werden zu dem letzten heiligen Ziel aller Entwicklung, in dem „Gott sein wird alles in allen."

Der Verkündiger der Religion ist wieder Zukunftsprediger geworden. Sein Auge ist ganz und gar dem kommenden Reich zugewandt. Wieder ruft er in die Welt das Wort hinein: „Habt acht auf die Zeichen der Zeit!" Wieder steigt aus kleinsten Anfängen das Volk Gottes herauf. Wieder ist die glühende Hoffnung das Kennzeichen der Gotteskinder geworden. Mögen die im

Auskosten der Sinnlichkeit verdorrten, im Schwillen verstockten und in Aeußerlichkeiten blind und gefühllos gewordenen Menschen das Schwärmerei nennen und laut nach sichtbaren Zeichen und „Beweisen“ schreien, wer Augen hat zu sehen und Ohren, zu hören, der sieht den Neubruch und hört die heranbrausenden Fluten des Kommenden. Und durch die neue Jugend zieht das große Aufhorchen, sie versteht den Heroldsruf der zukünftigen Welt. Sie ist wieder Inhalt und Trägerin der großen Lebenshoffnung geworden. „Der das hat angefangen, der wird es auch vollenden.“



IV. Verwirklichungsstufen der religiösen Wahrheit.

1. Die geschichtlichen Verwirklichungsstufen.

Das Leben ist nicht ein Sein, sondern ein Werden. Von dieser Urtatsache mußten wir ausgehen, um an die religiöse Wahrheit in ihrem Kern und in ihrer alles umfassenden Größe heranzukommen. Darin wurzelt ihre köstliche Lebendigkeit und ihre nie ruhende schaffende Kraft, darin liegt ihr Herrschaftsanspruch für die gegenwärtige Stunde und für die Ewigkeit begründet, darin liegt aber auch die höchste Anforderung für ihre Verkündigung. Die „Lehre“ im überlieferten Sinne als eine Darstellung, regelmäßige Wiederholung und Variation festliegender Sätze wird ihr auf keine Weise gerecht. Die religiöse Verkündigung muß vielmehr in jedem Augenblicke neuschaffend die Gegenwart, ihre Menschen, ihre besondere Lage, ihre drängende Aufgabe, ihren inneren Entwicklungsstand erfassen und dem Lebensgesetz der Wahrheit entsprechend weiterführen, eine Riesenaufgabe, der nur höchste Lebendigkeit, hingebendste Liebe, selbstloseste Anpassung gewachsen ist. Nur das Leben kann dem Leben dienen. Für diesen Zweck allein aber sind wir hier den Spuren, die die religiöse Wahrheit durch das Leben zieht, nachgegangen. Der reine Wissensdurst des Gelehrten — wenn es den in der Form völliger Gleichgültigkeit gegen das Leben der gegenwärtigen Stunde überhaupt gibt — liegt uns völlig fern. Was wir heranholten aus den Jahrtausenden der Vergangenheit, sollte nur Hülfe sein für die Gegenwart. Auf diese Gegenwart und ihre *praktischen Aufgaben* richten wir

jetzt ausschließlich unser Augenmerk, nicht als ob wir sie im Bisherigen nicht immer im Auge gehabt hätten, sondern in dem Sinne, daß wir nun das analytische Verfahren, das den Weg der Wahrheit aus den Tatsachen der Gegenwart und den sie deutenden der Vergangenheit herauszuarbeiten sich bemühten, durch die synthetische Beschäftigung mit der Aufgabe der Hineinarbeitung dieses Weges in die Gegenwart und die Zukunft ablösen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe ist jedem klar, der die Entwicklungsfülle des Lebens kennt. Daß wir sie in der bisherigen Darstellung auf Schritt und Tritt schon streiften, macht es deshalb nicht überflüssig, daß wir sie nun in gesammelter Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten der praktischen Verkündigung in der Gegenwartswelt anfassen.

Denn das Entwicklungskonglomerat der Großstadt und der von der Großstadt bestimmten Welt, das vor uns liegt, ist in der Tat ein buntes Gemisch von Lebensstufen, das den Verkündiger der Religion mit Verzweiflung erfüllen kann. Diese unübersehbare Mannigfaltigkeit menschlicher Bildungen, Standpunkte und Entwicklungsstufen mag für viele Religionsdiener der entscheidende Grund gewesen sein, sich ganz dem Individualismus in die Arme zu werfen. „Gib den Menschen das, was dir am meisten liegt, und du wirst immer eine große Anzahl williger Hörer haben, die eben dies suchen. Andere mögen nach ihren Anlagen etwas anderes bieten. So kommt schließlich jeder zu seinem Rechte.“ Eine sehr verführerische Argumentation für die manchesterliche Auffassung des religiösen Dienstes, der ungezählte Prediger erlegen sind! In der Tat, es kommt bei dieser Auffassung vielleicht — theoretisch wenigstens — jeder zu seinem Rechte, nur der eine nicht, um den es sich in der Religion ausschließlich handelt: Gott. Nach dem Wort des aufgeklärten Königs mag es möglich sein, daß jeder nach seiner Façon „selig wird“. Aber — hier zeigt sich erst die Teufelsklaue des „Seligwerdens,“ — es handelt sich in der Religion um etwas völlig anderes als um die Seligkeit des einzelnen, es handelt sich in ihr um die Durchsetzung der Gottesherrschaft. Die Epoche, die in dem Seligkeits- oder — nach dem aufgeklärten Worte — Glückseligkeitsstreben ihr höchstes Anliegen sah, endete in dem Fluch des Völkerkrieges. Der hat gründlich aufgeräumt mit der manchesterlichen Lebensauffassung, auch —

Gott gebe es, daß wenigstens die Religionsverkündiger seine Stimme nicht überhören! — auf dem Gebiete der Religion. Es ist allerdings eine sehr bequeme Sache, den Menschen das zu bieten, was einem „persönlich liegt", aber das Anliegen der Religion ist es, die Menschen dazu zu führen, was Gott will.

Da allerdings steigt riesengroß die Aufgabe empor, die dem Diener der Religion gestellt ist. Ist sie in dem Entwicklungswirrwarr, der in der Großstadt vor uns liegt, überhaupt zu lösen? Sie muß zu lösen sein, denn es ist die Forderung des ewigen Gottes, daß sie gelöst wird. Hier heißt es gehorchen und arbeiten, nichts weiter. Und die Forderung, die diese Aufgabe in sich schließt, ist gar keine andere als die große Grundforderung aller Religion: Die völlige Hingabe. Wer sie nicht aufbringen kann und will, soll nicht die Stirn haben, sich einen Diener der Religion zu nennen. Nur der großen Hingabe öffnen sich die Tore in das Labyrinth der Großstadtwelt, ihr aber öffnen sie sich auch ganz bestimmt. Wer irgendwie noch sich selbst sucht oder sich selbst den Menschen bieten will, der kehre dem heiligen Dienst der Religion den Rücken! Ihm wird sie immer des „Himmelreichs Schlüssel" vorenthalten. Dem aber, der sich selbst verlor, öffnet sie die Tore bis hinab zu den Zöllnern und Sündern.

Allerdings müssen diese Tore gesucht werden mit der großen Liebe des Menschensohnes. Sie ist der Einheitswille, zu dem der Ewige die Menschheit emporführen will, sie allein ist auch das nie versagende Mittel und Werkzeug, um die Eisentore des verstocktesten Ichwillens zu brechen. Dies Mittel und Werkzeug zu schärfen, das allein kann das Anliegen sein, wenn wir nun die praktischen Wege der Religionsverkündigung in der Großstadt suchen.

Dies Entwicklungskonglomerat der Großstadt ist ja keineswegs, wie die Individualisten zur Rechtfertigung und Beruhigung ihres eigenen Ichwillens meinen, eine zusammenhangslose Summe von Atomen — so spiegelt sich die Sache nur in der oberflächlichen Betrachtung des Eigenstrebens —, sondern ein allerdings zerrissenes Gewebe älterer organischer Volksbildungen. Das darf wahrlich nicht übersehen werden, am wenigsten von der Religion, die das Zerrissene heilen und das Zerbrochene zusammenfügen will.

Wer in die Seele des einzelnen Großstadtmenschen hineinlauscht, der hört dort zu seinem Erstaunen oft genug Laute erklingen, die er ganz anderswo schon einmal gehört hat. Das Glöcklein der Dorfkirche schlägt da plötzlich an, oder die alten Lieder aus uralten Zeiten ländlicher Stille tönen dort weiter, oder die felsenharte Frömmigkeit und die strenge Rechtlichkeit der Väter drängen in gebrochenen Lauten heraus. Wer will beschreiben, was für Atavismen noch in eines Großstädters Seele nachschwingen und beim leisesten Anschlagen wieder lebendig werden? Auch der Großstädter ist und bleibt ein Gewächs jahrtausendealter Geschichte, das nur ins Treibhaus getragen wurde, dort recht extravagante „individualistische“ Bildungen zeitigte, aber immer noch die alten Bildungskräfte, wenn auch zum Teil verkümmert, in sich trägt.

Ohne eine durchdringende Kenntnis der religiösen Vergangenheit ist daher der Dienst der Religion in der Großstadtwelt ganz unmöglich. Das ist beileibe kein Historizismus, der hier gefordert wird. Daß die religiöse Wahrheit ihre unbedingte Gültigkeit und ihre wirkende Kraft nicht aus der Vergangenheit zieht, darüber haben wir genugsam gesprochen. Aber ohne die Kenntnis der vergangenen Entwicklungsepochen der Religion ist der Dienst der helfenden, befreienden, erlösenden, führenden Liebe nicht möglich, weil alle diese Entwicklungsstadien in der Gegenwart noch vorhanden sind, ja immer wieder neu heraufwachsen. Nicht nur für die deutlich ausgeprägten religiösen Lebensäußerungen gilt diese Wiederkehr der Vergangenheit, sondern auch für die sich oft genug im Verborgenen und in rascher, kaum zu fassender Stufenfolge vollziehende Jugendentwicklung. Wer hier dienen und weiterführen will, muß die Stadien der Vergangenheit kennen, und zwar nicht blos in der Form „historischen Wissens“ — das mechanisch beherrschte äußere Tatsachenmaterial ist für das Leben von geringer Bedeutung —, sondern in lebendiger seelischer Durchdringung des Entwicklungsvorganges. Die neuere Geschichtswissenschaft hat hier der Religion einen ganz großen Dienst geleistet. Als habe sie geahnt, daß die Fortentwicklung des Lebens der lebendigen Durchdringung der Vergangenheit bedürfe, hat sie je länger desto mehr aus dem toten Tatsachenstoff eine lebendige fortschreitende Ent-

wicklungskette gemacht. Oder richtiger: Sie ist, wie in der Naturwissenschaft die paläontologische und biologische Forschung, in dem scheinbar erstarrten Stoff der Vergangenheit wieder auf den alles durchziehenden Lebensstrom gestoßen, der nicht aneinanderreiht, sondern auseinander wachsen läßt. Das ist ein Dienst, den die Wissenschaft der religiösen Aufgabe der Gegenwart geleistet hat, der garnicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Freilich mag die Wissenschaft bei der Vorstellung, daß sie hier als Dienerin in die praktischen Aufgaben der Religion eingestellt wird, zunächst ein gewisses Unbehagen empfinden. Zu lange ist sie die Dienerin der Religion in einem Sinne gewesen, der der Würde der unbestochenen Wahrheitserforscherin sehr wenig angemessen war. Aber heute wird es deutlich: indem sie sich von einer Herrscherin emanzipierte, die nicht mehr die Trägerin des wirklichen religiösen Lebensstromes und der vollen religiösen Wahrheit war, hat sie einer neuen, vollgültigeren Verwirklichungsstufe dieser Wahrheit die Bahn bereitet. Ja, ihr scheinbar ganz unabhängig gemachtes Suchen nach der Wahrheit war bereits der Gehorsam gegen die vollere, herrschaftskräftigere Wahrheit, die aus der Zukunft heranzog. Jede Zersetzung älterer Herrschaftsmächte ist bereits die Ankündigung eines neuen, weitergreifenden Herrschaftswillens. Ihm diente die Wissenschaft, als sie die kirchliche Gebundenheit sprengte und ihre eigenen Wege ging. Nun aber wächst aus ihr heraus und über sie hinaus der größere Herrschaftswille, dem sie nun dienen muß, ob sie will oder nicht.

Wer je aus dem reinen Born der Wissenschaft getrunken hat, der weiß, daß es niemals eine im letzten und tiefsten Sinne unabhängige Wissenschaft gegeben hat. In ihrer Tiefe lebte immer ein letztes Wollen, das nicht mehr „voraussetzungslos" war, ein geheimer Glaube, der ihre heiße Arbeit leitete, eine große Hoffnung, daß einmal nicht nur das Wissen, sondern auch das Leben wieder eine große, lebendige Einheit werden würde. Weil sie an die Wahrheit und an ihre Macht glaubte, hat sie immer in ihrer Tiefe an den lebendigen Gott geglaubt, so weit sie die Welt des Glaubens auch immer von sich abschob. Daß die Wissenschaft immer wieder mit heißer Sehnsucht in die praktischen Fragen des Lebens hineingreift, verrät ihre tiefste innere Bestimmtheit nur zu

deutlich. Und haben nicht die praktischen Strömungen des Lebens immer wieder in ihre Forschungen hineingegriffen, sie befruchtend und weiterführend? Die Geschichte der neuzeitlichen Wissenschaft ist keine gerade Linie, sondern eine sehr lebendige Entwicklung, in der sich nur zu deutlich die Entwicklung der Zeit spiegelt. Das Leben und der lebendige Gott sind doch größer als alles Wissen. Und wurzelte nicht bereits ihr Heiligtum, ihre unbestochene Wahrheitserforschung, das, was sie „Voraussetzungslosigkeit“ nannte, in dem letzten Heiligtum der Religion, der großen selbstlosen Hingabe? Was bedeutet denn die Grundforderung der Wissenschaft an ihre Jünger, nur der Sache und der Wahrheit zu dienen, anderes als die Grundforderung der Religion? Sie steht der letzten Quelle der Religion viel näher als sie selbst es ahnt und in der Gegenwart zugibt. Wenn wir sie jetzt als Dienerin der Religion in Anspruch nehmen, so muten wir ihr garnichts anderes zu, als dem Herrn zu dienen, dem sie selbst den Weg bereitet hat.

Und auch die Religion, die nun wieder die Herrschaft über das Leben anzutreten beginnt, sieht sich gezwungen, sich dem neuen Herrn zu beugen, dem die Wissenschaft vorahnend und bahnbereitend diente. Das große „Objektive“, das die Wissenschaft suchte, ist auch für sie die überwältigende Herrschaftsmacht geworden. Die Kirche im alten Sinne ist seit langem im Begriffe, vor ihm, wenn auch widerstrebend, zu kapitulieren. Ihre „apologetische“ Haltung beweist, daß sie bereits innerlich überwunden ist. Die Ethik der Wissenschaft, die der ganz selbstlosen Hingabe an den letzten Tatbestand der Welt, ist mehr und mehr auch ihre Ethik geworden. Ihr Schwächezustand gegenüber dem Leben ist das Symptom, daß auch in ihr der Eigenwille durch das enge Tor zu gehen gezwungen wird. Die Lebensmächte finden sich wieder zusammen zum Dienst der großen Lebensmacht, die hinter den Toren wartet. Tatsächlich hängen Leben und Tod der Religion davon ab, daß sie ganz wieder den selbstlosen Willen findet, der Wahrheit, die nur der höchsten Selbstlosigkeit aufgeht, sich zu beugen.

Die Furcht, daß durch irgendwelche hingebende Erforschung des Lebens und der Vergangenheit ihr Stützen für die Gegenwart entrissen werden könnten, ist bereits Abfall von der höchsten Lebensmacht, ist Mangel an Glauben. Die Furcht vor der immer

erneuten Durchforschung der Vergangenheit und ihren neuen Ergebnissen ist vielleicht das stärkste Schwächesymptom der römischen Kirche. Die Sorge um ihre „historische“ Stellung bedeutet die höchste Gefahr für ihre gegenwärtige Lebenskraft. Denn die Kraft, die Gegenwart zu beherrschen, wächst in demselben Maße, wie die Vergangenheit tiefer, innerlicher, lebendiger durchdrungen wird. Das lebendige Neue, das hier gefunden wird, wird zum wertvollsten Hilfsmittel, die Gegenwart lebendig zu erfassen und sicher weiterzuführen. Die große Einheit des Lebensstromes, der Anfang und Ende der Schöpfung durchzieht, kann man garnicht ernst genug nehmen. Sie ist die stärkste Helferin der in der Gegenwart schaffenden Liebe. Darum muß es scharf verurteilt werden, wenn im Dienste irgendwelcher kirchlicher Tagesinteressen die Geschichte der Vergangenheit zurechtgestutzt wird, wenn aus opportunistischen Gründen Dinge verschleiert oder auch nur zurechtgeschoben werden, damit das einfältige Gemüt keinen Schaden erleide. Die erbaulichen Darstellungen für die Gegenwart bei Jubiläumsfeiern und ähnlichen Gelegenheiten, an denen die Kirche geradezu krankt, sind die gefährlichsten Feinde der Wahrheit und der schaffenden Liebe. Wer gegenüber der Vergangenheit nicht die große Selbstlosigkeit aufbringt, hat sie auch bereits für die Gegenwart verleugnet. Daß die Kirche so manches aus „erzieherischen Gründen“ zurechtfrisiert, ist ein Beweis dafür, daß sie sehr selbstsüchtige Absichten verfolgt oder sich sehr unsicher fühlt, daß sie ihr letztes Heiligtum, ihre selbstlos schaffende Liebe, verloren hat. Darum ist die Religion verpflichtet, unermüdlich zu lernen, alte Positionen aufzugeben, wenn ihr selbstloses Forschen *) neue Erkenntnisse schenkt, — um des Dienstes der Gegenwart willen. Die wissenschaftliche Durchbildung und unermüdliche Weiterbildung der Religionsdiener ist nicht etwa in erster Linie die Voraussetzung dafür, daß sie die religiöse Wahrheit richtig verkündigen — diese wird nur durch das Leben erworben, — sondern sie ist eine unentbehrliche Grundlage ihrer Charakterbildung und ihrer seelsorgerlichen Aufgabe. Die selbstlose Er-

*) Natürlich nur dieses! Es gibt auch sehr selbstsüchtige und eigenwillige, im schlimmsten Sinne tendenziöse „wissenschaftliche“ Ergebnisse, auch auf deutschen Universitäten.

forschung vergangener Lebensepochen ist die sittliche Voraussetzung des selbstlosen Dienstes an der Gegenwart und die technische Grundlage für die spürende und helfende Arbeit der Liebe. Strengste wissenschaftliche Durchbildung ist ein sittliches Gut, das der Dienst der Religion in unsern Tagen fordert.

Zumal in der Großstadt! Nicht etwa, um den sogenannten „gebildeten“ Zweiflern und anmaßenden Ichnaturen dialektisch die Stange zu halten und mit einem gelehrten Apparat und Wissenswust, der nur den Oberflächennaturen imponiert, auf den Leib zu rücken — die Religion darf niemals imponieren wollen —, sondern um die Fülle der Erscheinungen zu durchdringen und dem Einheitswillen zuzuführen, den durchzusetzen ihre Aufgabe ist. Denn das Reich Gottes will nicht schablonisieren und alles auf die Einheit einer Fläche bringen, sondern einen Organismus schaffen, in dem die höchste Mannigfaltigkeit einem höchsten Willen dient. Je machtvoller ein Herrscherwille ist, desto differenzierter sind die Kräfte, die er bindet. Die Uniformierung des Lebens ist nur das Anzeichen dafür, daß eine versprühende Scheinenergie vorhanden ist, die sich durch eine harte Kruste deckt, daß aber der durchdringende geistige Wille fehlt, der wachstümlich ineinanderfügt, nicht nur mechanisch aneinanderreiht. Die wirkliche Liebe fordert höchste Lebensfülle, und diese wiederum ist nur der Segen höchster sittlicher Selbsthingabe.

Nun ist es freilich nicht die Aufgabe des „historischen Sinnes“, alles Altüberkommene für „berechtigt“ oder gar für allein wertvoll zu erklären. Die üblen Früchte des historischen Sinnes sind nur zu bekannt. Er hat sich mit einer recht anmaßungsvollen, eigenwilligen, bequemen und herrschsüchtigen Unfähigkeit, die Gegenwart lebendig zu erfassen, verbündet. Die Restaurationsversuche des letzten Jahrhunderts sind wahrlich oft lebensfeindlich und selbstsüchtig genug gewesen. Wo immer die Geschichte und die Geschichtswissenschaft als Herrscherin auftritt, ist sie im Namen der Religion erbarmungslos aufs Haupt zu schlagen. Sie ist dann nur Deckfirma für eigenwilliges Streben. Wo sie mit dem ihr innewohnenden Recht auftritt, ist sie Dienerin der gegenwärtigen Lebensnotwendigkeit. Sie will weiterführen, nicht festlegen. Das in ihr wohnende Leben ist vorwärtsdrängende Kraft,

nicht lähmendes Gesetz. Alle Bemühungen, alte Lebensstufen einfach zu konservieren, an denen es in der Großstadt wahrlich nicht fehlt, sind von der lebendigen Religion aus abzulehnen und zu bekämpfen. In jeder Großstadt gibt es namentlich aus konservativen ländlichen Gegenden zugewanderte Prediger, die es für ihre Aufgabe halten, in der allgemeinen Sündhaftigkeit die allein berechtigte altväterliche Frömmigkeit zu pflegen. So großen Erfolg sie oft unter den Kreisen haben, die sich in der Großstadt in ihrem alten Recht und ihrer altväterlichen Stimmung bedrängt fühlen, so unverkennbar verrät doch ihr bodenloser Eigenwille ihre irreligiöse Haltung. Ihr „Eifer um den Herrn" ist garnichts anderes als ganz gewöhnliche Selbstsucht und Mangel an opferwilliger Hingabe an die große seelische Großstadtnot, die nicht Abkapselung, sondern selbstloseste Liebe fordert.

Auch jene zweite, weichere Form der Restaurationsstimmung ist von der lebendigen Religion abzulehnen, die in mehr ästhetisch-individualistischer Weise sich aller alten Formen wohlwollend freut, sich in sie hineinfühlt, ja sie sogar „pflegt", weil es doch eine gewisse urwüchsige Art noch an sich trage, die man nicht sterben lassen dürfe. Von diesen romantischen Naturen, die jede ältere Form der Frömmigkeit für berechtigt halten und glauben, daß es mit einer wohlwollenden gegenseitigen Anerkennung der verschiedenen religiösen Stimmungen getan sei, gibt es in neukirchlichen Kreisen eine nicht geringe Zahl. Sie werden dem Ernst der Religion nicht gerecht. Frömmigkeit ist keine „Lebensstimmung", sondern birgt eine sehr harte praktische Entscheidung in ihrem Schoße. Den Luxus des Sammlers, der alle möglichen alten Raritäten zusammenstapelt und sie gelegentlich wohlgefällig betrachtet, weil er in allen eine Erinnerung an eigene frühere Lebenszustände sieht, können wir uns im Zeitalter der Großstadtnot nicht mehr gestatten. Nach diesem furchtbaren Kriege kommt es zu bitter ernst darauf an, die Möglichkeit eines gesunden Lebens und eines Wiederaufbaues zu schaffen, für die die Religion den Grund legen soll. Aus einem Raritätenkabinett fließen nicht die Kräfte, die ein todwundes Leben heilen können. Was man bisher „religiöses Interesse" nannte, ist lächerlicher Kinderkram. Nur ein ganz starker, entschlossener Wille, dem Leben die Gesundungs-

richtung wiederzugeben, kann uns heute helfen. Ihn gilt es aus den vorhandenen religiösen Bildungen der Vergangenheit herauszuholen. Es darf nie vergessen werden, daß alle wirklichen religiösen Kräfte die große Einheitslinie suchen, auf die das Leben hindrängt. Jede neu erwachende lebendige Frömmigkeit bedeutet eine neue, tiefere Form des Monotheismus. Ohne den großen heilenden Einheitswillen ist in unsern Tagen Lebensgesundung nicht denkbar.

Daher ist für uns der historische Sinn nicht nur das Organ, um das Vorhandene zu durchdringen und zu erfassen, sondern viel mehr noch das Mittel, es weiterzuführen und der neuen Einheit einzufügen. Das ist kein leichtes Stück Arbeit. Denn die nächste Vergangenheit, die hinter uns liegt, ist ja gerade die Vergangenheit des Eigenwillens. Allerdings liegt in der Restaurationsstimmung als solcher immer bereits der Anknüpfungspunkt für die Ueberwindung des Eigenwillens. Alle Restaurationsbemühungen sind schon in irgend einer Form erweichte Vergangenheitskräfte. Es ist noch keiner Restauration gelungen, den harten Urwillen der Vergangenheit in die Gegenwart hinüberzuretten. Alles Nacherleben und Nachfühlen ist bereits ein Sterben. Dieses Sterben gilt es bis zu dem Durchbruchspunkt des neuen Lebenswillens zu führen — das ist die Aufgabe. Wir wollen sie auf einigen Linien verfolgen. Denn die ganze Fülle der vor uns liegenden Erscheinungen können wir in diesem Buche nicht berücksichtigen. Jeder Tag stellt den Praktiker ohnehin vor neue Aufgaben.

Unter den Menschen, die aus der kirchlichen Tradition des Landes in die Großstadt gewandert sind, muß man mit drei sich besonders heraushebenden Schichten rechnen. Die große Mehrheit vollzieht mit der sozialen Loslösung, die ihre Abwanderung bedeutet, auch in hohem Maße die kirchliche Loslösung. Man darf nie vergessen, daß die Bindung durch die kirchliche Sitte in erster Linie eine soziale Bindung war, und erst in zweiter Linie bei einem engeren Kreise durchgebildeter Menschen auch eine das ganze Denken und Handeln durchziehende und beherrschende innere Bindung. Das soziale Freiheitsgefühl, das die Großstadt gibt, zieht darum unmittelbar nach sich eine gänzliche Gleichgültigkeit

gegen Kirche und Religion, die nur bei ganz besonders fühlbaren Erinnerungen an die kirchliche Tradition, an hohen Festtagen, bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen, den alten Faden wieder aufgreifen läßt. Oft genug zerreißt der Strudel des neuen Arbeits- und Genußlebens auch noch diesen letzten Faden. Hier findet also der Religionsdiener in Bezug auf lebendige religiöse Vergangenheitskräfte so gut wie tabula rasa vor. Gewisse religiöse Grundüberzeugungen gibt es natürlich auch hier, oft ein sehr starkes bis zu merkwürdigen Aeußerungen des Aberglaubens führendes Abhängigkeitsgefühl, das in Stunden der Not plötzlich zum Pfarrer führt, der nicht bloß bei Kinderkrankheiten und in Sterbensnot, sondern auch in Geld-, Arbeits- und Altersschwierigkeiten der alleinige Helfer sein soll. Aber das sind sehr alte, bis ins Heidentum zurückreichende Frömmigkeitsinstinkte, die mit evangelischem Heils- oder gar Katechismusglauben sehr wenig zu tun haben. Man könnte eher sagen, daß hier die Frömmigkeitserziehung der römischen Kirche noch in gewisser Weise nachwirkt. Die „Rechtfertigung aus dem Glauben" hat die untersten naturgebundenen Volksschichten wohl kaum erreicht. Hier hat die Großstadt einen völligen Neubruch zu schaffen. Vielleicht ist sie dazu berufen, in dies nun gelockerte Gestein die ersten Funken christlicher Frömmigkeit hineinzutragen. Der ganz naturhafte Selbsterhaltungstrieb, der noch ganz in der Sinnenwelt lebt, beherrscht in dieser Sphäre alles. Das Bemühen, hier lediglich die Reste der kirchlichen Sitte wieder aufzubauen und weiterzuführen, dürfte ein verfehltes Unternehmen sein. Diese Masse muß erst durch den Feuerprozeß der Großstadt hindurch, der in dieser Schicht naturnotwendig seine Zersetzungsarbeit vollzieht. Die harte Lebensnot muß hier die erste Ahnung einer weltüberlegenen Frömmigkeit aufsteigen lassen. Dieser Welt muß die Religion zuerst als die große Helferin in äußeren Lebensnöten, als die überlegene Macht helfender und beratender Liebe entgegentreten, um den Grund eines neuen Lebensgesetzes zu legen. Dem Manne, der mit ihr lebt und mit ihr fühlt, kommt sie entgegen. Die praktische Tat ist hier die allein durchschlagende Form der Lehre. Für die Art, wie auf dieser Stufe Religion verkündigt werden muß, kann man von den Missionaren der alten Deutschen, etwa vom heiligen Ansgar,

manches lernen, überhaupt von den Pionieren der Mission. Ueberraschend ist die Tatsache, daß diese alten Evangeliumsverkünder ganz deutlich gesehen haben, daß neben der äußeren Kultivierungsarbeit und der helfenden Tat die Erziehung einzelner Jugendlicher ein wichtiger Weg in die Zukunftsentwicklung sei. Wir kommen auf diesen Weg in der Betrachtung der sozialen Verwirklichungsstufen der religiösen Wahrheit zurück. Auf dieser untersten Stufe der Großstadtzugewanderten zeigt sich schon, daß wir es in der religiösen Großstadtarbeit mit einer, allerdings verkürzten, Wiederholung der Vergangenheit zu tun haben. Für eine sinnvolle Arbeit, die nicht nur Enttäuschungen erleben oder sich hinter bequeme Erfahrungen allgemeiner Sündhaftigkeit zurückziehen will, ist eine eingehende Kenntnis der primitiven Religionsstufen ganz unerläßlich. Leider können wir im Rahmen dieses Buches nur andeuten, was für eine Fundgrube die Geschichte der Vergangenheit für die Praxis der Gegenwart ist.

Diese religiöse Vergangenheit tritt uns nun aber sehr viel ausgeprägter in der zweiten Schicht der vom Lande Zugewanderten entgegen. Es sind das die Menschen, die zu einer mehr oder weniger durchgebildeten Kirchen-, Bibel- oder Katechismusfrömmigkeit gelangt sind. Diese suchen natürlich in der Großstadt mit der Kirche sofort wieder Fühlung und geraten hier nun in einen komplizierten seelischen Entwicklungsprozeß. Zunächst erleben sie alle, daß das, was auf dem Lande — in der neueren Zeit ist das allerdings schon vielfach anders — feste Sitte und selbstverständliche Wahrheit war, es in der Großstadt keineswegs mehr ist. Ist der in den meisten Vertretern auch dieser Schicht schon bohrende Zersetzungsprozeß noch nicht eingetreten, dann gibt es verschiedene Wege, auf denen sie sich mit dieser Tatsache auseinandersetzen. Entweder sie geraten — was allerdings sehr selten ist — bei einer ziemlich dichtgeschlossenen sozialen Isolierung ihres eigenen Lebens oder Familienlebens in den Zusammenhang mit einer kirchlichen Frömmigkeit, die sich ohne Schwierigkeiten in die eigene einfügt, dann können sie jahrelang auf der alten Bahn weiterleben, und erst bei den heranwachsenden Kindern erleben sie schmerzliche Ueberraschungen und schwere Sorgen; oder sie stoßen auf einen den Großstadtzweifeln näher stehenden Prediger oder treten in

einen sozialen Kreis innerer Auflösung. Dann wenden sie sich entweder scharf von allem „Neuen", in dem sie des Teufels Macht wittern, ab, schließen sich nun einer bewußt und zum Teil fanatisch das Alte konservierenden Gemeinde an und werden deren Mitkämpfer gegen den Sündenpfuhl der Großstadt, oder der Auflösungsprozeß ergreift auch sie, und sie gleiten nun in die dritte Schicht hinüber, von der wir weiter unten sprechen werden.

Diese zweite Schicht, so klein sie ist, bildet ein tragisches Kapitel in der Großstadtseelsorge, das jedem ernsten Pfarrer schwer zu schaffen gemacht hat. Sie sind die zu ihm kommenden ehrlichen, überzeugten, guten Kirchenchristen, die ein Stück wertvollster Vergangenheitsreligion verkörpern. Und gerade ihnen gegenüber gerät der gewissenhafte Großstadtpfarrer in die allerschwierigste Lage. Sogar wenn er selbst innerlich noch ganz in der alten, festgeschlossenen Frömmigkeitswelt leben sollte, kann er es nicht hindern, daß die auflösenden Kräfte des praktischen Großstadtlebens auf diese Menschen einstürmen und sie innerlich zermürben. Die alte, von der festen Sitte getragene Glaubenswelt kann er ihnen nicht schützen, und er selbst muß schon s e i n e Arbeit ganz auf den dahinbrausenden Großstadtstrom einstellen, muß ganz neue Arbeitswege einschlagen, ganz neue Gedankenbahnen gehen, ganz neue dem reißenden Strom gewachsenere Formen der Frömmigkeitspflege schaffen. Eines Tages werden ihm diese Menschen doch sagen, daß sie in seiner Kirche und Gemeinde nicht das finden, was ihre alte Welt ihnen war. Es fehlen eben tausend Imponderabilien. Das Dilemma ist ganz unvermeidlich: entweder flüchten sie sich in den Fanatismus jener abgekapselten Gemeinden und sind dann mit ihrem wertvollen Frömmigkeitsfonds dem großen Dienst am Ganzen verloren, oder sie gleiten in die dritte Schicht hinüber, in der sie dann oft genug einer um so schmerzlicheren radikalen Auflösung verfallen. Mit der ersten Lücke fällt für sie das Ganze.

Diese Auflösung kann sich freilich auch in hoffnungsvolleren Formen vollziehen, wenn sie sich ruhig und langsam ausreift. Da steht nun diese Zwischenstufe aber schon auf der Grenze der dritten Schicht, der wir uns jetzt zuwenden. Das Land ist ja keineswegs so unberührt von den geistigen Strömungen an den äußeren Entwicklungszentren, wie man gemeinhin annimmt.

Der Rationalismus und Materialismus hat auch auf dem Lande schon ganz handfeste einzelne Vertreter sowohl unter den geistigen Berufen wie auch unter dem weltklugen Bauerntum. Die Auflösung der kirchlichen Sitte ging auch dem Lande von dem neu erwachten „Weltsinn" aus. Eben dieser Weltsinn war es, der diese dritte Schicht in die Großstädte trieb, um dort reichere Chancen, bessere Leistungsgelegenheiten, vollere Lebensmöglichkeiten zu haben. Diese Menschen bringen noch eine große soziale Achtung vor der Kirche und ihren Vertretern mit, aber sie kneifen schon ein Auge zu: „Ist er liberal oder orthodox?" Sie kennen die Fragen uud Zweifel, die man haben kann. Sie gehen zunächst noch gern und regelmäßig in die Kirche, aus Gründen sozialer Tradition, die sie sehr hoch schätzen, aber sie suchen schon den interessanten Redner, bei dem sie auch schon eine gewisse Aufklärung und Weltoffenheit wittern. Sie sind nicht sicher genug, um mit dem Pfarrer über diese Dinge zu sprechen, auch zu höflich, aber es genügt ihnen schon, wenn sie an einzelnen Punkten deutlich zu fühlen meinen, daß er „liberal" denkt. Unter diesen Menschen finden sich oft rührend dankbare und „begeisterte" Zuhörer für Predigten, die nicht aus der Sprache Kanaans stammen. Sie sind für sie ein Stück des Erlebnisses der neuen Freiheit, eine beruhigende Bestätigung ihrer eigenen inneren Lage.

Aber — diese Anhänglichkeit täuscht. Ein Ausdruck religiöser Gebundenheit ist sie nicht mehr. Ob sie wollen oder nicht — diese Menschen müssen hinein in den großen Auflösungsprozeß, ohne den eine Neugeburt nicht möglich ist. Es ist das Schicksal des sog. liberalen Bürgertums, in das diese vom Lande zugewanderte Schicht geradeswegs hineinwächst. Auch hier findet sich bald der manchesterliche Arbeits- und Genußmensch, dem die Religion im besten Falle noch eine Sache geschäftlicher Rücksicht und äußerer Dekoration ist. Aber nach dem Abstrich dieser allerdings recht großen Außenseite bleibt in dieser Schicht eine Innenseite, auf die unser Wort von der hoffnungsvolleren Form der Auflösung zutrifft. Eines ist auf dieser Innenseite trotz aller Auflösung geblieben — der gute Wille, es nicht ganz mit der Religion zu verderben. Das Konservative des Bauerntums und — kann man hinzufügen — des alteingesessenen Städters dringt nach

allen Erschütterungen doch wieder hindurch. Das wird nach der furchtbaren Kriegserfahrung erst ganz deutlich heraustreten; man will noch und darum wieder die Religion. Der neue Keim knüpft an den alten an.

Um in diesem Auflösungs- und Wiederanknüpfungsprozeß helfen und führen zu können, dazu muß man vollends den geschichtlichen Entwicklungsprozeß der letzten Jahrhunderte kennen. Hier einfach mit Keulen dreinzuschlagen oder in Klagelieder über den allgemeinen Abfall auszubrechen, wenn sich die Entwicklung nicht in den Bekenntnismechanismus einstellen läßt, ist Torheit und Mangel an Hingabe. Weiterführen und der neuen Bindung den Weg bereiten, das ist die Aufgabe. Das erreicht man weder dadurch, daß man das Alte in seiner Vortrefflichkeit und Unüberbietbarkeit in den höchsten Tönen schildert, noch dadurch, daß man den aufgeklärten Optimismus preist und den Fortgeschrittenen markiert. Dadurch stärkt man höchstens die Uebergangsstimmungen des großen Auflösungsprozesses, die, je nach der Entwicklungslage, mehr nach rückwärts oder nach vorwärts schauen. Dieser Prozeß läuft — man braucht keine Furcht zu haben, daß er ins Stocken gerät. Natürlich bringt es immer den größeren Augenblickserfolg, den Menschen gerade das zu sagen, was sie in ihrem gegenwärtigen Zustande gerade hören wollen. Die Aufgabe des Religionsverkündigers aber ist, ihnen das zu sagen, worauf die Entwicklung hindrängt. Das ist immer mit einem gewissen Unbehagen für den Hörer verknüpft, weil es nicht erleichtert, sondern bindet. Diese Art der Verkündigung zieht, aber in einem ganz anderen Sinne als eine gern gehörte Bestätigung eigener Erlebnisse: sie weckt vielmehr schlummernde Notwendigkeiten. Hier müssen wir noch einmal sagen, daß alle religiöse Verkündigung positiv, vorwärtsschauend gehalten sein muß, niemals apologetisch, niemals kritisch, sondern immer energetisch. Verkündige das Alte, aber niemals, um es zu verteidigen, sondern immer so, daß es dem Hörer ganz neue Verpflichtungen für die Gegenwart offenbart. Sei ganz weltoffen und dem Neuen zugewandt, aber niemals mit einem Seitenhieb auf das Vergangene — Veraltetes gibt es in der Religion nicht —, sondern so, daß es als bindende Macht gegenwärtiger Notwendigkeiten auftritt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß bei dieser Art der Verkündigung sich

die schwärzeste Orthodoxie, der krasseste Liberalismus und das extremste Sektentum unter einer Kanzel zusammenfinden. Sie alle werden in ihrem vermeintlichen religiösen Besitzstand nicht gestört — denn es fällt nie ein Wort des Angriffs —, aber alle werden gezogen von einer geheimnisvollen Macht zukünftigen Lebens, der auch der abgeschlossenste und eigenwilligste Mensch sich nicht entziehen kann. Dazu gehört freilich eine große Beherrschung der religiösen Vergangenheitsepochen, deren innerste Töne und deren Vollendungssehnsucht widerklingen müssen, und eine große Hingabe an die Notwendigkeit der gegenwärtigen Stunde. Das ist alles andere als Synkretismus und Vermittlungstheologie. Es ist gewiß alles Alte irgendwie drin, aber es fügt sich zu der werdenden Zukunftslinie zusammen. Auf dies Letzte kommt alles an. Die größte Ueberraschung, die ich als Großstadtprediger erlebt habe, ist die gewesen, daß trotz des furchtbar schweren Pessimismus, der je länger desto mehr mich selbst und meine Predigten belastete, *) die Hörer mir immer wieder sagten: „Wir beneiden Sie um Ihren Optimismus". Es ist das, was alle Geschöpfe untereinander und an ihren Schöpfer bindet, die große Hoffnung, die nicht sterben kann. Diese Hoffnung kommt nicht aus dem Nichts, sondern sie wächst aus der Vergangenheit herauf, aus dem Lebensstrom Gottes, der trotz aller Verzweigungen eine Einheit ist und dieser Einheit immer wieder zustrebt. Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann niemals Zukunftsprediger sein. Aber ihre Kenntnis darf niemals zur Sklaverei werden, sondern muß von dem entschlossenen Willen geleitet sein, die Vergangenheit weiterzuführen und zu *vollenden*. Dabei fällt unmerklich vieles ab, war nur Schale war; die lebendigen Kräfte aber wirken fort. Man erfährt gerade in der weiterführenden Arbeit sehr bald, daß alle komplizierten Bekenntnisse der Vergangenheit nie lebendige Volkskräfte waren, ja daß selbst der Katechismus nicht weit über die Schul- und Konfirmandensäle hinaus wirkte, daß aber die Sprache, die Gestalten und Lebenskräfte der Bibel das lebendigste Stück des Luthertums geblieben sind. Man sieht immer wieder:

*) Der Pessimismus des 2. Bandes stammt nicht erst aus dem Kriege.

der Lebensstrom bleibt, aber die äußeren Schalen vertrocknen.

Nun darf man freilich nicht vergessen, daß diese Fortführung der Gedankenwelt schließlich nur der Ausdruck und das Mittel einer inneren Willensfortbildung ist. Alle Auflösung religiöser Vergangenheitsbildungen durch das Großstadtleben ist nur das Durchgangsstadium zu einer neuen Willensbindung. Das ist ein sehr radikaler Prozeß, der erst die heißen Formen fanatischer Vergangenheitsverteidigung und rücksichtsloser Aufklärungszersetzung verständlich macht. Denn was vom Lande hereinkommt, ist der erwachte Löwe des Ichwillens. Der bis zum höchsten Mißtrauen gegen alle Neuerungen gesteigerte Traditionalismus der Dorffrömmigkeit etwa des ostfriesischen Bauern umhüllt doch nur einen ganz fanatischen Eigenwillen. Diese rechtgläubige Dorfreligion hat doch auch nicht leise den Stolz, den Egoismus und die unsoziale Gesinnung des Bauerntums anzunagen vermocht, sondern sich noch wie ein schützender Panzer um das alles herumgelegt. Dieses Bauerntum war einer anderen Religion als derjenigen des persönlichen Seligkeitsstrebens, die höchstens einer pietistischen Erweichung d. h. Steigerung fähig war, überhaupt nicht zugänglich. Aus diesem Eigenwollen stammt der Rückfall in den Fanatismus der atavistischen Gemeinden, aus ihm allein auch das Hineinströmen in die Zersetzung der ganz individualistischen Aufklärung. Die Leidenschaftlichkeit des Kampfes zwischen den „Richtungen" ist nur ein Symptom dafür, daß hier ein ganz harter Wille gegen seine Ueberwindung kämpft. Aber durch den menschenmordenden Strudel der Großstadt *wird* er überwunden, wäre er auch in jahrzehntelangem Kampfe überwunden worden, wenn der Krieg nicht gekommen wäre. Der hat nun freilich die akute Krisis sehr viel schneller herbeigeführt, als Menschen ahnen und hoffen konnten. An einem Punkte ist dieser Wille besonders hart getroffen worden: an dem großen Opfer, das er in der nachwachsenden Jugend bringen mußte. Wieviele persönliche Hoffnungen, wieviel Familienstolz, wieviel eigenwilliges Zukunftsstreben ist hier gebrochen worden! Das Messer des Schicksals traf den zentralsten Punkt des landgeborenen Familienegoismus.

Denn für die Kinder arbeitete, verdiente und strebte der Bauer, auch noch der in die Stadt gewanderte. In seinen Kindern

kulminierte sein Ichstolz, freilich in der Arbeit für sie erlebte er auch die erste Umbiegung in das soziale Wollen. Der Naturdrang, für die nachwachsende Jugend zu leben, hat ihn sogar den ersten Schritt aus dem Familienegoismus heraustun lassen — schon in Friedenszeiten. Dem Städter als solchem gab er nichts, wie er überhaupt — abgesehen von den gesellschaftlichen Standesverpflichtungen der „Wohltätigkeit" — nie etwas abgegeben hat. Aber der zu ihm hinauswandernden Jugend gab er — wenn sie nicht durch ungehöriges Betragen seinen Stolz kränkte — nicht nur das Strohlager in seiner Scheune, sondern auch Brot, Schinken und Milch, soviel sie wollten — oft genug umsonst! — und, was das Meiste war, seine lebendige Mitfreude. Das Geschöpf entrinnt nicht dem Dienst des Schöpfers. Irgendwo sitzt es doch an der Angel des lebendigen Gottes fest. Nun aber traf der lebendige Gott noch so schmerzlich hart diesen persönlichen Punkt, an dem er schon angesetzt hatte, um ihn nun vollends an die Mitwelt draußen zu binden. Der Punkt, an dem die Welt des Ichwillens praktisch zur Gesundung und zur neuen Bindung geführt werden wird, ist jetzt unentrinnbar die nachwachsende Jugend geworden. Hier wird der neue Einheitswille praktisch erwachsen, auf den die Entwicklung hindrängt. Stellt die neue Jugend in den Mittelpunkt aller Gedanken, und eure Verkündigung wird sieghaft alle gegenwirkenden Kräfte der Auflösung überwinden und den neuen Einheitswillen heraufführen. In der Arbeit für die Jugend wird die starre Orthodoxie lebendig und weltoffen, der zersetzende Liberalismus aufbauend und vergangenheitstreu werden; denn in der Jugend pulst der Lebensstrom aus der Vergangenheit in die Zukunft, in der Jugend lebt der Einheitswille der Gegenwart. In der Hingabe an sie wird das Verknöcherte weich und das Versprühende fest werden. Nur aus der Zukunft kommt der ewige Wille des lebendigen Gottes dahergeschritten. Was vor ihr sich bewährt, das bleibt; was ihr dient, das wird siegen.

Daß wir in der Jugenderziehung von der Vergangenheitsreligion garnicht loskommen, daß ihr gegenüber eine in die Luft gebaute „Vernunftreligion" geradezu lächerlich wirkt, wird uns im vierten Abschnitt ausführlicher beschäftigen. Aber die Verantwortung

für die Jugend zwingt auch das Alter, den Blick von seiner „persönlichen Seligkeit“, von der zur Vollendung strebenden Einzelseele, vom Kampfe um die „reine Lehre“, von der ganzen Zerrissenheit „persönlicher“ Standpunkte sehr energisch abzulenken und sich auf die Grundpflicht aller Religion, auf die große Hingabe zu besinnen. Denn alle jene Formen egoistischer Triebe müssen unbedingt zerstörend auf die Jugend wirken. Sie fordert die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, weil in ihr selbst die Vergangenheit wieder aufersteht, sie fordert aber auch den Einheitswillen für die Gegenwart und das Sichselbstverlieren an die Zukunft. Sie wirkt im höchsten Sinne konservativ und doch zugleich im höchsten Sinne fortschrittlich. Was ängstlich sich an die Rechtgläubigkeit der Vergangenheit klammernde Eltern an Gegenwirkungen in ihren Kindern erlebt haben, davon weiß die Gegenwart genug zu erzählen, und was die volle Religionslosigkeit und ungebundene Aufklärung an den Kindern versäumt hat, dürfte unserm Zeitalter auch langsam dämmern. Nur die lebendige, von aller äußeren Formensklaverei freie Bindung an den ewigen Willen wirkt in der Jugend fort, die ängstlich gehütete Gesetzlichkeit wird immer von ihr gesprengt, die „Dressur in Freiheit“ aber führt in den Abgrund oder zu einem Gegenschlag der gesunden Natur. Daß der Eigenwille in jeder Form, ob wirtschaftlich, ob geistig, ob sittlich, ob religiös, sich in den Fluch für die nachwachsende Jugend verwandelt, dürfte durch das Zeitalter des Großstadtaufschwunges und des Völkerkrieges dem nächsten Jahrtausend als lebendigste Erfahrung eingehämmert worden sein. Das Zeitalter der Geschichtslosigkeit und des Geschichtsfanatismus wird allein durch die Arbeit an der Jugend hinübergeführt werden in das Zeitalter geschichtlicher Treue und organisch wachsenden Fortschritts.



2. Die sozialen Verwirklichungsstufen.

Die geschichtlichen Lebensstufen wirken noch in einem anderen, dem Auge sichtbareren Sinne in die Gegenwart hinein. In den sozialen Schichtungen wird ihr Nacheinander sogar zum Nebeneinander. Die sozialen Schichten sind nicht etwa, wie der aufgeklärte, alles nivellierende Individualismus meint, eine böswillige Erfindung herrschsüchtiger Menschen, auch nicht überlebte Reste niederer Entwicklungsepochen, die durch die Entdeckung der allgemeinen Menschenwürde überwunden sind, sondern nichts anderes als ein stets gegenwärtiger Ausdruck des ewig gültigen Entwicklungsgesetzes, das sich auf keine Weise „abschaffen" läßt, dem vielmehr alles Lebendige gehorchen muß. Es ist ein Beweis dafür, wie weit sich der Individualismus vom Leben entfernt hat, daß man allen Ernstes daran gedacht hat und noch daran denkt, das allem Leben innewohnende Entwicklungsgesetz selbst aufzuheben, indem man alles Lebendige, wenigstens soweit es Menschenantlitz trägt, auf eine Fläche zu ziehen sucht, eine erneute Bestätigung für die Wahrheit, daß aller Individualismus der organisierten Todesstarre zustrebt und die organische Entwicklung des Lebens abtötet und auflöst.

Wo immer wachsendes Leben war, gab es auch soziale Schichten. Freilich standen diese immer in organischem Zusammenhang und in lebendig fortschreitendem Austausch miteinander. Erst dem Zeitalter des Individualismus ist es vorbehalten gewesen, die lebendigen Schichtungen in „Klassen" zu verwandeln, d. h. die lebendigen Zellwände, die dem Austausch dienten, zu einem abgestorbenen, verhärteten Gewebe zu verdicken, durch das nicht mehr die Säfte strömen, sondern an dem sie sich vergeblich zerreiben, um schließlich aus Mangel an lebendigem Kräfteersatz auszutrocknen. Die Klassen- und Standesgegensätze, die gesellschaftlichen Schichten,

die Sondervertretungen unserer Tage sind garnichts anderes als das sich schnell steigernde Symptom der allgemeinen Todesstarre des Gesellschaftskörpers. Mit der technisch organisierten Erstarrung wachsen die inneren Gegensätze und die Erregungszustände der allgemeinen Verkalkung.

Daß die Religion aus dieser Art der sozialen Schichtung keine Gesichtspunkte für ihre Arbeit holen kann, liegt auf der Hand. Ihr Anliegen ist es vielmehr, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen und aufzulösen, um die Bahn für die gesunde Lebensentwicklung wieder frei zu machen.*) Dazu muß sie aber die in der Schöpfungsordnung selbst liegende Schichtung um so klarer ins Auge fassen. Allerdings sind die einer zunehmenden Erstarrung anheimfallenden sozialen Schichten der Gegenwart noch Reste gesunder Lebensepochen. Am deutlichsten zeigt sich auf dem Lande in dem zum Teil noch vorhandenen patriarchalischen Verhältnis zwischen dem Feudalherrn und seinen Beisassen noch ein Rest der alten verpflichtenden Naturbindung. Freilich nur ein Rest! Denn auch hier hat bereits das Recht die Abgrenzung verfestigt. Die Verbindung geht nur noch „über den Zaun". Mit Naturnotwendigkeit führte diese starre Abgrenzung zum ausschwärmenden Individualismus, der sich in der Abwanderung zur Großstadt seinen Weg suchte. Die leiseste Verkalkung entwickelt sich immer weiter bis zur vollen sozialen Auflösung — das ist der unerbittliche Weg der ewigen Natur. In der Großstadt freilich fand der Individualismus nur scheinbar und für den ersten Augenblick den freien Austausch der Kräfte wieder. Die Täuschung des Amerikanismus, daß die Freiheit des einzelnen die „freie Bahn für den Tüchtigen" schaffe, dürfte im Zeitalter der Trusts und der Konkurrenzklauseln deutlich genug geworden sein, ganz zu schweigen von der großen Vergewaltigung und Isolierung der tüchtigen Kraft, die der Völkerkrieg darstellt. Der Individualismus setzte aus sich heraus sehr viel starrere Mauern, als sie die anmaßendste Feudalherrschaft je aufgerichtet hatte. Der soziale Abgrenzungswille ist im Zeitalter der Klassenkämpfe, der Parteigewalten, der „gesellschaftlichen Verpflichtungen", der Klubs und des nationalen

---

*) Vgl. den 2. Band.

Boykotts sehr viel brutaler, als er in der Epoche des mittelalterlichen Kirchen-, Adels- und Zunftwesens je gewesen ist. In der Großstadt ist auch noch der letzte Rest des sozialen Austauschwillens, der in den Wohltätigkeitsbedürfnissen der Vergangenheit noch ein kümmerliches Dasein behauptete, geschwunden. Die organisierten Wohlfahrtsbestrebungen der Gegenwart, so großzügig und das Recht des einzelnen anerkennend sie auch dem oberflächlichen Blick erscheinen, sind doch die Todesstarre des Willens zum lebendigen Austausch. Wie ihre letzten Motive aus dem Eigenwollen fließen, so dienen sie tatsächlich dazu, den sozialen Willen nur noch mehr zu beseitigen und zu zermürben. Technische Hülfen sind kein Ersatz für den lebendigen Austauschwillen, weil unter ihnen die einzelne Schicht innerlich bleibt wie sie ist. Nur in den Schichten, die sich aus der Vergangenheit noch einen alten Lebensadel und einen klaren Blick für Volkszusammenhänge bewahrt haben, lebt noch der Wille, mit anderen Schichten in lebendige Fühlung zu treten. Er muß freilich in der gesellschaftlichen Sklaverei hart genug um seine Existenz kämpfen. Der normale manchesterlich gesinnte Großstädter hat sich in so enge gesellschaftliche Verpflichtungsfesseln geschlagen, daß er buchstäblich in einem Affenkäfig sitzt, um dort, dem Drange seiner Vorfahren folgend, möglichst auf den höchsten Punkt zu klettern, aber auch von dort aus nicht bemerkt, daß er immer noch im Affenkäfig sitzt. Was man in der Großstadt noch Standesbewußtsein, Standesverpflichtungen, gesellschaftliche Erziehung nennt, ist eine Karrikatur älterer gesunder Pflichtbegriffe und ein Gemisch von Eitelkeit, Unselbständigkeit, Anmaßung und Unfähigkeit, die Außenseite des Lebens zum Ausdruck wurzelhafter Kräftebindungen zu machen. Der äußere Schein, die tote Form, die Feigheit und die Lüge haben alles Gesunde überwuchert.

Diese Entwicklung hat nicht etwa nur den unternehmenden Mittelstand und mehr und mehr auch die höheren Schichten, ja selbst das Beamtentum ergriffen, sondern findet sich ganz entsprechend auch im sog. vierten Stande. Er hat dem Standesbewußtsein der anderen Schichten sein „Klassenbewußtsein" entgegengeworfen und auf diese Weise sein Recht an den großen Affenkäfig behauptet. Er verurteilt genau so wie die andern

Stände alle Schichten mit anderen Lebensaufgaben, anderen Gewohnheiten und anderer Kleidung, nur mit kräftigeren Ausdrücken und elementareren moralischen Anwürfen. Die große Splittersucht ist allgemein. Wir haben in der Großstadt keine lebendige soziale Schichtung mehr, deren Wesen im organischen Zusammenhang und stetigen Austausch liegt, sondern nur noch abgekapselte Gruppen, Wirtschaftsgruppen, Gesellschaftsgruppen, Berufsgruppen, Parteigruppen, Standesgruppen. Jede Gruppe sieht in der andern, dem innersten Drange des Individualismus folgend, a priori ihre Feindin und läßt sich mit ihr nur insoweit ein, als es ihren persönlichen Interessen zuträglich ist. Es sind Profitkontrakte auf Kündigung, die hier und da geschlossen werden, keine unauflöslichen Lebensbündnisse. *)

Durch diesen Wirrwarr von Interessengruppen, in die das soziale Leben immer stärker zerfällt, ziehen nun allerdings, hier und da noch deutlich sichtbar, die Schichtungslinien des lebendigen sozialen Körpers, der der ewig gültigen und immer wieder sich durchsetzenden Schöpfungsordnung entspricht. Ihnen allein hat die Religion nachzuspüren, sie hat sie zur Geltung zu bringen in ihrer umschaffenden und neubildenden Arbeit. Allerdings ist diese lebendige soziale Struktur, auf das Einzelgewebe gesehen, äußerst kompliziert — der unendlichen Fülle des Lebens entsprechend. Hier wirken und weben Kräfte des Volkstums, der Rasse, des Stammes, der Familientradition, der Berufsschulung, des Einzelschicksals und viele andere durcheinander. Aber durch dieses bunte Einzelgewebe laufen Schichtungslinien, die die Lebensstufen im Sinne der großen Gesamtentwicklung, die um das religiöse Urerlebnis kreist, kennzeichnen. Sie sind mitten in den tausend Gewebelinien der oben erwähnten Art die lebendigen Entwicklungslinien, die das Ganze beherrschen und weiterführen. Sind jene die Gestaltungs-, so sind diese die Führungslinien des Lebens.

*) Auch der nationale Gedanke kann nicht ersetzen, was nur aus einem gesunden Gesamtlebenswillen fließen kann. In der Lebensnot der Nation tauchte allerdings noch einmal die Kraft des alten Volkszusammenhanges aus der Tiefe, aber er wurde je länger desto mehr auch im Kriege zum Profitkontrakt, der sich mühselig genug eine zeitlang gehalten hat, bis er gänzlich zerbrach.

Die Gestaltungslinien wechseln in den verschiedenen sozialen Körpern und geben ihnen das bleibende charakteristische Gepräge, die Führungslinien kehren überall wieder und bezeichnen ihren wachstümlichen Entwicklungsstand. Jene zeichnen die ruhenden Qualitäten, diese zeigen die lebendigen Wachstumskräfte an.

Achten wir auf diese Linien der vorwärtstreibenden Entwicklungskräfte, so sehen wir in jedem sozialen Körper, der noch nicht gänzlich dem Absterben verfallen ist, ringförmig umeinander gelagerte Schichten, die verschiedene Stadien der Lebensentwicklung darstellen. Eine breite Schicht der Naturgebundenheit umlagert das Ganze. Sie stellt die am wenigsten durchgebildete, noch relativ chaotische Urkraft des Lebens dar. Der ungebrochene Fonds körperlicher Kraft ist ihr Kapital, der Hunger und der sexuelle Drang sind ihre treibenden Mächte. Aus ihr quillt das immer sich verjüngende Leben wie aus einem geheimnisvollen Urborn. Sie ist der vegetative Untergrund aller sozialen Entwicklung. Stirbt diese Schicht ab, oder wird sie durch irgendwelche lebensfeindlichen Kräfte vergiftet, zermürbt, ausgedörrt, dann ist es um den ganzen sozialen Körper geschehen. Sie ist freilich ungemein lebensfähig. Aeußere Aderlasse vermögen ihre Lebenskraft nicht zu brechen. In ihrem chaotischen Gewirr und ihrer Ungezügeltheit gehen tatsächlich tausend Einzelkeime zu Grunde. Aber sie schafft dafür zehntausend neue. Auch sinken aus den höheren Lebensschichten dauernd abgesplitterte Kräfte in sie zurück, aber aus ihrem Hexenkessel steigen sie irgendwie geläutert und mit neuer vegetativer Kraft versehen wieder empor.

In dieser Schicht hat die Religionsstufe, die Jesus von Nazareth verkörpert, noch kein Heimatrecht. Das beginnt erst dort, wo der Funke seiner göttlichen Botschaft aufgeblitzt ist, daß „der Mensch nicht vom Brot allein lebt." Damit ist freilich noch lange nicht gesagt, daß diese Schicht ohne Religion existieren könnte. Im Gegenteil! Die Gesundheit dieser Schicht hängt unentrinnbar davon ab, daß in den übergeordneten Schichten die Kräfte der Religion entscheidend herrschen. Ist das nicht der Fall, dann sickert Fäulnis und Gift in diesen Naturuntergrund hinab und tötet seine Keime ab, ehe sie zur weiteren Entwicklung aufwärts dringen können. In diesem höchsten und entscheidenden

Sinne ist diese Schicht sozial abhängig: ohne den lebendigen Kräfteaustausch, der ihre Aufwärtsentwicklung sichert, stirbt sie oder wird zum vulkanischen Untergrunde, dessen Eruptionen alles Leben vernichten können. Selbst noch innerlich ungezügelt und nur durch gewisse Schranken der Natur gebändigt, bedarf sie unbedingt der formenden, haltenden, führenden Kräfte aus einer oberen Welt. Das ist nicht etwa eine aufgezwungene Bevormundung. Eine sich dieser Naturschicht anbietende Führung, die irgendwelche dem innersten Naturgesetz widersprechende egoistische Ziele verfolgt, wird schnell als betrügerisch gewittert und erntet bald Ablehnung, Widerspruch, Haß. Im Zeitalter des Individualismus ist das sehr deutlich hervorgetreten. Die Auflehnung der Massen gegen jede Form der Führung, die dem Eigenwillen entsprungen ist, hat sehr reale Naturgründe. Ein entartetes Geschlecht des Ichwillens hat kein Recht, sich über Mangel an Autoritätsgefühl und Pietät zu beschweren. Es soll an seine eigene Brust schlagen. Es hat seine Führeraufgabe mißbraucht und die Natur zu betrügen versucht. Aber diese läßt sich nicht spotten.

Tatsächlich wohnt in dieser naturgebundenen Unterschicht alles sozialen Lebens ein sehr starkes Autoritätsbedürfnis. Sie drängt zur geistig überlegenen Führung hin und unterwirft sich ihr, wenn sie echt ist, willig. Der geradezu blinde Glaube an die Macht des Wissens hat hier seine Wurzeln. Der gröbste Bauernjunge beugt sich vor seinem Lehrer, wenn dieser wirklich geistige Disziplin besitzt. Der formlose Mensch erkennt immer die Ueberlegenheit der Formenbeherrschung an. Die Scheindisziplin und die Scheinform dagegen wird schnell durchschaut und erntet dann Frechheit und völlige Zuchtlosigkeit. Dabei tut es garnichts zur Sache, daß die Form und ihr Sinn noch nicht völlig verstanden wird. Gerade das Fremdartige schafft die Autorität. Denn die Naturgebundenheit trägt in sich das Gefühl, daß sie über sich selbst hinauswachsen und daher Fremdes lernen muß. Hier liegt eine wichtige Quelle der Autorität der mit ganz unverstandenen Formen arbeitenden römischen Kirche. In dem „ultra montes" liegt eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf die Masse. Wittert freilich diese in dem Fremdartigen den Egoismus, dann wehe der Führung! Der radikale Abfall des Volkes von der römischen

Kirche in der Zeit der Reformation hat in dieser Witterung seine tiefste Ursache.

Diese Naturmasse läßt aus innerstem Drange ihre Jugend „etwas lernen." Weil sie fühlt, was ihr fehlt, soll die weiterdrängende Jugend diese Lücke ausfüllen. Mit was für einer Ehrfurcht und Erwartung schaut das ungebildete Landvolk auf die zarteren und „inwendigen" Naturen unter seinen nachwachsenden Kindern! Es wird niemals gelingen, dieser Naturschicht die Ueberzeugung beizubringen, daß der Beruf des Lehrers oder des formengewandten Handlungsgehilfen darum weniger erstrebenswert sei, weil er wirtschaftlich nichts abwerfe. Der Drang zu den geistigen Berufen ist ein Naturdrang. So wird sich auch niemals in dieser Schicht die Achtung vor den geistigen Berufen ausrotten lassen. Freilich gilt dies Gesetz nur, solange die Unterschicht innerlich gesund und lebensstark ist. Erfüllt, wie es in unseren Tagen der Fall ist, die nächstfolgende soziale Schicht nicht ihre Pflicht, so gerät es ins Wanken, mit ihm aber auch die gesunde Entwicklungskraft der Unterschicht. Wir kommen darauf gleich zurück.

Die Aufgabe der Religion gegenüber dieser Schicht ist klar. Sie wird sie niemals ganz durchdringen, sie wird sie aber aufwärtsziehen und führen können. Die höchste Selbstlosigkeit der Arbeit, die auch nicht leise einer Regung selbstsüchtigen Wollens nachgeben darf in dem Sinne einer Bevormundung zu Gunsten irgendwelcher Staats-, Wirtschafts-, Partei- oder Eigenzwecke, ist gegenüber dieser Schicht das Grundgesetz alles Handelns. Die selbstlose Tat der helfenden, beratenden, führenden, formenden Liebe kann allein den Grund zu aller weiterführenden Arbeit legen. Die Weiterführung selbst aber kann nur in der nachwachsenden Jugend ansetzen, von der diese Schicht *will*, daß sie „vergeistigt" werde. In ihr aber wird sie nur die für die Aufwärtsentwicklung reife Auslese, den zum Geistigen hindrängenden Kern fassen können.

Kurz müssen wir hier nun auf die Frage eingehen, ob diese naturgebundene Unterschicht des lebendigen sozialen Körpers mit irgend einer der „Klassen" oder „Gruppen" des modernen Gesellschaftskörpers identisch sei. Wir müssen sie mit einem glatten Nein beantworten. Wer etwa meint, wir hätten bei dieser Schicht die Arbeiterklasse oder das Proletariat oder den vierten Stand im

Auge, ist sehr auf dem Holzwege. *) Unter diesen Kategorien des mechanisierten modernen Lebens gibt es gewiß viele Vertreter dieser Schicht, aber ich wage nicht zu entscheiden, ob nicht in dem sogenannten Mittelstande der Großstadt noch mehr ihrer Vertreter zu finden sind. Erwähnt haben wir schon, daß selbst aus den obersten Schichten, hier nun im modern-gesellschaftlichen Sinne genommen, dauernd Menschen auf diesen Naturuntergrund zurücksinken bezw. nie über ihn hinausgekommen sind. So einfach und schematisch, wie sich der moderne Wirtschaftspolitiker die Sache denkt, sind die Wege der ewigen Natur nicht. „Der Geist wehet, wo er will," auch in der Großstadt. Er findet sich in den arbeitenden Klassen genau so wie in den sog. freier gestellten Schichten. Es wäre auch ein Unglück, wenn es anders wäre. Der Arbeiter braucht seine Führer im geistigen und sittlichen Sinne genau so wie der selbständige Handwerker, der Unternehmer und der Beamte. Die Linien der ewigen Schöpfung richten sich nicht nach den Mauern menschlicher Eigensucht.

Fassen wir nun die zweite Schicht ins Auge, so müssen wir sie, wie es im Bisherigen schon angedeutet war, als die *formgebende* charakterisieren. Der ordnende und planmäßig strebende Wille offenbart hier seine Ueberlegenheit über den dahinwogenden Trieb. Hier wird erstmalig die Arbeit, die in der naturgebundenen Unterschicht unter dem Druck des Selbsterhaltungstriebes getan wird, zum willig und freudig gesuchten Lebensinhalt. Die zielbewußte Strebsamkeit beherrscht das Leben. Das Dasein in Häuslichkeit und Geselligkeit gewinnt Stil. Mit der Sparsamkeit setzt der ordnende Sinn ein, in der wohlabgewogenen und vorwärtsschauenden Gestaltung des Lebens vollendet er sich. Der Kindererziehung wird wachsende Sorgfalt zugewendet. Das rein Triebhafte wird mehr und mehr auf allen Lebensseiten gebändigt und zurückgedrängt. Die Beziehungen zur Mitwelt nehmen geregelte und peinlich innegehaltene Formen an. Während man in der Unterschicht „sich schlägt und sich verträgt" und sich ganz naturhaft

---

*) Als selbstverständlich setze ich voraus, daß durch diese Untersuchung des sozialen Körpers kein Urteil über den religiösen *Wert* der einzelnen Schichten ausgesprochen wird. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg hat unbedingte Gültigkeit für alle Schichten.

in der Umwelt zurechtwühlt, ist man hier schon sorgfältig in der Auswahl der Menschen, denen man sich anschließt, lehnt ab und pflegt um so aufmerksamer die für richtig erkannten Beziehungen. Noch denkt man im Grunde genommen ganz egoistisch, biegt aber den Egoismus schon überall um durch Rücksichtnahme, Gefälligkeiten, gesellschaftliche Formen. Die sinnlichen Bedürfnisse des Lebens werden auf das rechte Maß beschränkt. Aus allen Lebensäußerungen leuchtet heller und heller der formgebende Geist heraus. Die Würde und Sitte verklärt das Leben.

Man ist geneigt, diese Schicht als Mittelstand zu bezeichnen, und sie nimmt auch tatsächlich die Mitte zwischen der naturhaften Unterschicht und der gleich zu beschreibenden dritten sozialen Stufe ein. Aber man muß sich sehr hüten, diese Schicht mit dem heute sogenannten Mittelstand der Großstadt zu identifizieren. Sie hat in der Arbeiterklasse bereits ganz ausgeprägte Vertreter. Dort finden sich Familien von einem stark durchgebildeten Ordnungssinn. Die sauberen Gardinen, die blendend weiße Tischdecke, die wohlerzogenen Kinder, die unermüdlich tätige Hausfrau, der strenge Familienvater, die Sonntagsnachmittage mit Familien- und Bekanntenbesuch um den Kaffeetisch oder in der freien Natur, die sorgfältig durchgesehenen Schularbeiten, die überlegte Berufswahl der Kinder, die Vereinszugehörigkeit, die klare politische Ueberzeugung, die gelesenen Zeitungen und Bücher, die Blumen am Fenster verraten den „Geist“ des Hauses. So gewiß vor der Industrialisierung der Mittelstand diese Schicht am reinsten verkörperte, so gewiß kann man das von dem heutigen großstädtischen Mittelstande nicht mehr behaupten. Das Beamtentum hat sich vielleicht am erfolgreichsten in dieser Schicht gehalten. Aber der gewerbliche Mittelstand ist ihr zum großen Teil entglitten. Es ist selbstverständlich, daß die Höhe der Einnahme nicht den „Geist“ garantiert. *) Wohl aber hat gerade die schnell wachsende Einnahme den heraufdrängenden Geist versprühen lassen und das Leben trotz verschwenderischer äußerer Kulturallüren auf die Unterstufe zurückgeworfen, und zwar in einem vergifteten und

*) vielmehr muß man sagen, daß der Geist der Ordnung die Einnahme garantiert und sicher stellt.

naturwidrigen Zustande. Der Arbeitssinn ist in sinnlosen Arbeitsfanatismus ausgeartet, der nicht Willen atmet, sondern ungezügelter Trieb ist. Die Freßgier hat alles zu überwuchern begonnen, oft genug noch verstärkt durch alkoholische Laster. Der sexuelle Trieb ist in raffinierte Genußsucht übergegangen. Ein prahlerischer Luxus ohne Stil und Maß drängt sich aufdringlich nach außen. Die Kinder sollen auch „etwas lernen“, aber was für traurige Erziehungsprodukte liefern sie den „höheren“ Schulen! Kein wirklich ernsthaftes Aufwärtsstreben in die Welt des Geistes steht dahinter, sondern das protzenhafte Nachäffen der höheren Lebensstufe. Diese Schicht ist das traurigste Kapitel der Großstadt. Sie ist ein Rückfall schlimmster Art in den Naturzustand, darum so gefährlich, weil es nach einem solchen Rückfall kein Aufstehen mehr gibt. Diese Schicht versprüht nach einigen Generationen. Und nicht nur das! Sie wirkt vergiftend zurück auf die naturgebundene Unterschicht. Dieser Schicht allein haben wir die haßvollen, neidischen, revolutionären Stimmungen in dem Naturuntergrunde der Großstadt zu verdanken. Daß dort das Emporstreben in eine disziplinierte geistige Welt auf weite Strecken durchschnitten ist und sich in einen ungebändigten Sinnlichkeitstrieb verwandelt hat, geht auf diese ungezügelte Parvenügeneration zurück. Sie hat den gesunden Entwicklungsstrom unterbrochen und in die Tiefe abgelenkt. Diese Generation tritt mit dem Anspruch auf, führend zu sein, und hat doch jede innere Berechtigung zur Führung verloren. Nur die brutale äußere Macht, die sie mit verstandesschlauer — nicht geistiger! — Energie zu handhaben sucht, blieb ihr als Führungsmittel in der Hand und versagte natürlich, weckte vielmehr denselben blinden Machtbetrieb, geführt von Verstandesschläue, in der Tiefe. Das ist die furchtbare Tatsache, vor der wir stehen: durch das Industriezeitalter, das vorzeitig eine große Schar von Menschen ohne die harte Schule formgebender Arbeit*) in die äußere Lage der Mittelschicht emportrug, ist die lebendige soziale Entwicklungslinie durchbrochen. Diese Gruppe, die zum Führen berufen gewesen wäre, hat ihre Führerkraft nicht gewonnen oder verschleudert

*) die einseitig technische Schulung darf nicht mit geistig-sittlicher Formenkultur verwechselt werden.

und hat nicht nur sich selbst, sondern auch die auf ihre emporziehende Kraft angewiesene Unterschicht haltlos gemacht. Ein kümmerlicher Rest äußerlich angeeigneter „gesellschaftlicher Sitte“ und eine rohe äußere Machtschranke soll ersetzen, was sie an geistiger Kraft verlor. Das Gesetz des Austausches ist durchbrochen: man hat eben nichts mehr, was man der andern Schicht emporziehend geben könnte, sondern kämpft nun gegen sie mit einer gewissen verstandesmäßig-technischen Ueberlegenheit um die gleichen Güter der Sinnlichkeit, zu denen man sich durch luftdicht abschließende Mauern die Zugänge sichert.

Hier steht die Religion vor der schwersten Aufgabe, ja vor einer sozialen Lücke, die für sie einen unersetzlichen Verlust bedeutet. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Mittelschicht, sofern sie gesund ist, der erste Boden gegeben ist, auf dem sie festen Fuß fassen kann. In dem Augenblick, wo man sich mit Bewußtsein unter ordnende Gesetze des Daseins beugt und an ihre Erfüllung des Lebens Fortschritt geknüpft weiß, ist der Acker vorbereitet zur Aufnahme der Botschaft von einem ewigen Willen, der alles Leben beherrscht. Die ersten schmerzlichen Erfahrungen, die sich mit dem Anprallen des Naturtriebes gegen die Schöpfungsordnung verbinden, sind hier überwunden, die erste Stufe des Gehorsams, allerdings noch der einer mehr oder weniger lebendigen Gesetzlichkeit, die noch mit Einzelregeln, noch nicht mit einem Gesamtwillen arbeitet, ist erreicht. Gegen den Trieb ist der Wille aufgestanden, die Welt der Sinnlichkeit wird durchdrungen von Kräften des Geistes. Noch ist der Egoismus die letzte Triebfeder, darum muß auch noch die Religion an den frommen Egoismus anknüpfen. Die Motivierung etwa des 4. Gebotes oder die Grundfrage aller Gesetzesreligion schlägt allein kräftig durch. Aber der religiöse Auftrieb ist da, der Geist des ewigen Gottes hat Fuß gefaßt. Besonders ist hier die Notwendigkeit religiöser Erziehung erstmalig voll erkannt. Zu einem „ordentlichen Lebenswandel“ gehört für diese Schicht — immer vorausgesetzt, daß sie gesund ist — die Religion.

Nun aber hat die Großstadt aus dieser Schicht ein ganz großes Stück herausgeschlagen. Noch wird sehr oft auch in dieser rückfälligen Masse die religiöse Sitte aus äußeren Standesgründen

mitgemacht, aber sie ist außen angehängt und nicht wurzelhaft mit dem Leben verbunden. Die widerwärtigsten Situationen, bei denen er am liebsten auf und davonlaufen möchte, erlebt der Religionsdiener bei Amtsverrichtungen in dieser Mittelstandsmasse. Es wird eine schwere Aufgabe sein, die in der Zukunft unbedingt bezwungen werden muß, diese anmaßende, sinnlichkeitsgebundene Masse des Großstadtmittelstandes rücksichtslos abzuschütteln, vor die Tür der Religion zu stellen und sich ausschließlich an denjenigen Teil der Mittelschicht zu halten, der die gesunde geistige Bindung verkörpert. Die häusliche Ordnung, die sorgfältige Kindererziehung, das soziale Verpflichtungsgefühl sind untrügliche Kennzeichen, um hier die Schafe von den Böcken zu scheiden. Die rückfällige Masse muß wegen der gesunden Elemente und wegen der sozialen Verantwortung für die anderen, zumal die naturgebundenen Schichten, moralisch unmöglich gemacht werden. Für die Zeit nach dem Kriege wird der Kampf gegen die Kriegsgewinnler ein willkommenes öffentliches Abwehrmittel gegen diese Fäulnisprodukte der sozialen Entwicklung sein.

Eine Aufgabe bleibt freilich auch dieser abgefallenen Masse gegenüber: die Rückführung ihrer Kinder auf den gesunden Entwicklungsstrang. Diese Aufgabe ist keineswegs immer hoffnungslos, wenn auch die schmerzliche Tatsache vorliegt, daß bei dem vollen Rückfall in die Sinnlichkeitsbindung die nächsten Generationen meistens zu Grunde gehen. Aber es gibt in dieser Masse sehr viele Grenzfälle und Abstufungen, auch Rücklenkungen der gesunden Natur zur normalen Aufwärtsentwicklung bei den Kindern. Mir ist diese Aufgabe eine der wertvollsten in der ganzen Großstadtarbeit geworden. Die neue Jugend ist oft von einem herrlichen entschlossenen Reaktionswillen gegen die „Kultur“ der Eltern durchseelt. Es ist noch nicht zu spät, um noch ein gut Stück einer verirrten Entwicklung zurückzuholen. Der Krieg ist auch hier der große Helfer geworden. Zuweilen ist der Rückschwung in der Jugend so stark, daß sie bereits auf die dritte Stufe sozialer Entwicklung hinüberdrängt.

Denn diese Mittelschicht ist in der Tat, auf das Ganze des sozialen Körpers gesehen, eine Uebergangsstufe. Genauer beobachtet, ist alles in ihr noch unfertig, unsicher, weiterdrängend. Sie strebt

einer Vollendung zu, die nun auf der dritten sozialen Stufe, der einheitschaffenden, gesucht wird. Wir erwähnten schon, daß der geistige Wille, der in der zweiten Schicht zur Herrschaft drängt, sich noch mehr in Einzelgesetzen und einzelnen Lebensregeln, an die der einzelne sein Schicksal und seinen Erfolg geknüpft weiß, verkörpert. Der ewige Wille nimmt die Form der Lebensweisheit an. Diese trägt in sich bereits den Drang zur Einheit *) und sucht sich selbst zum System für das Gesamtleben zu erheben. Aber zur vollen inneren Sicherheit kommt diese Mittelschicht nicht, da sie noch nicht den alles beherrschenden Einheitspunkt gefunden hat, von dem aus das ganze Leben eine Richtung, einen Willen, einen Inhalt empfängt. Das offenbart sich in einer Reihe von Symptomen, von denen wir einige aufzählen wollen.

In der Mittelschicht wird das Gesetz bereits klar empfunden, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Der Sinnlichkeitsdrang wird bewußt auf das Maß beschränkt, aber — mit dem Endziel, das eigene Leben vor dem Untergange zu bewahren, ihm den sicheren Erfolg in der Sinnlichkeitswelt zu verbürgen. „Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, er wende sich vom Bösen und tue Gutes." In diese Richtung geht die Lebensethik der Mittelschicht. Sie reicht auf weite Strecken des Lebens aus, versagt aber bei den letzten Fragen, dem „Leiden des Gerechten", dem Stellvertretungsgedanken usw.

Ganz entsprechend reicht die soziale Ethik nicht bis in die letzten Untergründe. Die Mittelschicht hat die Aufgabe, innerhalb des sozialen Körpers den Aufwärtsdrang zu sichern. Sie strebt, und eben dadurch gibt sie der Unterschicht den Impuls, aber sie faßt nicht helfend zu, um mitzuziehen. Sie hat zuviel mit sich selbst zu tun, als daß sie noch Kraft behielte, anderes Leben mitzunehmen. Daher ist das Gebiet ihres sozialen Empfindens beschränkt. Ihre gesellschaftlichen Regeln binden sie an ihresgleichen, nicht an die nachstrebende Unterschicht, die sie vielmehr durch Ablehnung ansporut oder auch abstößt. Ihre Sozialethik ist ein durch die gesellschaftliche Form gedämpfter Egoismus. Die Ehre ist ihr letztes Motiv, noch nicht die volle Hingabe.

*) vergl. die Hypostasierung der Weisheit in der altjüdischen Weisheitsliteratur.

Damit hängt es ferner zusammen, daß ihre Frömmigkeit vorherrschend Furcht, noch nicht „die völlige Liebe“ ist. Das ganze gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben wird von einer großen Aengstlichkeit beherrscht. Die Gottvertrauenspredigt des Luthertums war ihr sehr notwendig, um ihrer zum Teil abergläubischen Aengstlichkeit vor den letzten Schicksalsgeheimnissen des Lebens die Wage zu halten und — um sie langsam einer höheren Stufe zuzuführen. Die Frömmigkeit des Luthertums war in ihren wesentlichen Grundzügen Mittelstandsfrömmigkeit, die aber bereits über die Mittelstufe hinausdrängte: ein frommer Individualismus, der aber schon durch einen dem Ich stark entgegenwirkenden Glaubensbegriff gedämpft war; eine ethische Unsicherheit und Uneinheitlichkeit, die wohl sehr viele schöne Einzelformen und Einzelregeln für die persönliche Lebensführung, das Familienleben, den Beruf, das Volksleben gefunden, aber kein einheitliches Ziel des Handelns aufgebracht hat, die schon über die „Werke“ hinausgewachsen war und doch noch nicht das große „Wirken“ für das Ganze gefunden hatte; eine peinlich innegehaltene kirchliche Sitte, die doch nicht ausreichte zur vollen inneren Bindung.

Das Wesen der Mittelschicht liegt in der Unsicherheit des Uebergangsstadiums. Sie drängt auf allen Punkten zur Vollendung, zur zusammenschließenden Einheitskraft. In dieser Unsicherheit liegt es auch begründet, daß sie durch den sie überfallenden Industrialismus so furchtbar schnell und leicht und auf so weite Strecken aus der Bahn geschleudert werden konnte. Ihr Drang nach oben zur geistigen Vollendung war noch nicht sicher genug, und — die soziale Ueberschicht, die sie halten und ziehen konnte, war nicht stark genug oder überhaupt noch nicht vorhanden, um sie zum Ziele zu führen. Weil ihr geistiges Streben noch nicht kräftig genug von dem Einheitspunkte der nächsten sozialen Stufe gezogen wurde, konnte es noch zerfallen in technische Geschicklichkeiten, die den Erfolg in der Sinnlichkeitswelt plötzlich herbeiführten, konnte es noch der Täuschung erliegen, daß wirtschaftlicher und technischer Fortschritt auch sozialer Fortschritt sei, konnte es sich sonnen in dem Bewußtsein: „Wie herrlich weit haben wir's gebracht!“, ohne zu merken, daß es unter die Schweine geraten war.

Die dritte soziale Schicht ist darum eine Lebensbedingung für die gesunde Entwicklung der zweiten Schicht. Ohne die von dorther flutenden Austauschkräfte, die sie langsam einer höheren Einheit zuführen, zersplittert und versprüht sie in ihrem eigenen Streben.

Diese dritte, die innerste und naturgemäß kleinste Schicht des sozialen Körpers, besteht aus den Menschen, die nach drei Richtungen hin „fertig" geworden sind, nicht in ihrem tatsächlichen Lebensbestande, aber in ihrer Lebensbestimmtheit. Für sie steht es als unbedingte Lebensgewißheit fest, daß „der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht". Wenn ein Vertreter der Unterschicht dem Religionsdiener entgegenhält, daß ihm die Religion noch keinen Bissen Brot eingebracht habe, so darf man sich nicht darüber wundern. Wenn man sich darüber wundert und entrüstet, so beweist man nur, daß man das Leben und seine Stufen nicht kennt. Auch auf der zweiten Stufe darf man sich nicht darüber wundern, daß es schwersten Anstoß erweckt, wenn es dem faulen und schlauen Bösewicht gut geht und der fleißige, ordnungsliebende Mann darbt. Diese Anstöße sind dazu da, daß sich diese Schichten die Köpfe daran blutig stoßen, damit sie durch langsame Zermürbung ihres Sinnlichkeits- und Eigenwillens reif werden für die folgende Stufe. Auf der dritten Stufe aber hören diese Anstöße auf, sie werden vielmehr zur Bestätigung ihres Lebensgesetzes, daß alles dahinflutende Leben mit seinen Trieben und seinem Eigenwollen zu einem letzten sittlichen Willen emporgeführt werden soll, der das Bleibende ist in der Erscheinungen Flucht. Hier muß es feststehen, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Die Vergeistigung ist noch nicht vollendet — der Sinnlichkeitskampf bleibt auch auf der letzten sozialen Stufe —, aber das Leben hat endgültig die Richtung auf sie hin gefunden. Innere Unabhängigkeit von allen Mächten der Vergänglichkeit und durchgeistigte Formbeherrschung ist der Adel dieser Stufe, der bei allen gesund empfindenden Vertretern der anderen Schichten unbedingte Anerkennung findet. Das Lebensideal Jesu von Nazareth hat noch kein Mensch, der gesund empfand, anzutasten gewagt. Die dritte soziale Stufe ist mit der Welt „fertig", um sie nun völlig zu beherrschen.

Noch nach einer zweiten Richtung bewährt sich diese Herrschaftskraft. Sie sieht des Lebens letzte Aufgabe im unbedingten sozialen Dienst. Sie strebt nicht mehr, wie die zweite Schicht — der im äußeren Erfolge liegende Ansporn der Sinnlichkeitswelt für das Streben fällt eben fort —, sondern sie w i r k t, weil sie von dem großen Muß der Hingabe ergriffen ist. Das Ziel ihres Wirkens liegt nicht mehr im eigenen Leben und seinem Erfolg, sondern im Gesamtleben und seiner Entwicklung. Ihr ist die große Kraft der Zusammenfassung, des zusammenführenden Dienstes gegeben, weil sie die Stufen des Lebens durchgelebt hat und darum wirklich zusammenfassend weiterführen kann. Sie ist die Schicht der geborenen Führer, nicht aus Anmaßung, sondern aus erworbener Reife. Weil sie den völligen Dienst gefunden hat, gebührt ihr das höchste Recht der Führung. Sie braucht um die Anerkennung dieses Rechts nicht erst zu werben, sie fällt ihr zu, weil nichts Lebendiges sich auf die Dauer der ziehenden und zusammenfügenden Macht der Hingabe entziehen kann. Der wahre Diener ist von Natur der Vornehmste.*) Das ist das zweite Kennzeichen dieser Schicht: Sie ist „fertig“ zum Dienst.

Noch in einem dritten Sinne ist diese Schicht „fertig“. Sie s i e h t das Ziel aller Entwicklung in seinem umfassenden Gesamtcharakter, noch nicht in seinem vollen Umfange, wohl aber in seiner allbeherrschenden Tendenz. Sie ist fertig mit allen Einzelinteressen des Individualismus und hat diesen grundsätzlich durch die große Hingabe überwunden. Sie allein hat daher auch das innere Recht und die Fähigkeit, dem auseinanderdrängenden Streben der zweiten Schicht durchschlagende Gesamtziele zu stecken, wie sie in der Notwendigkeit des jeweiligen Entwicklungsstandes liegen. Wie sie am weitesten vorwärtsschauen kann, so übersieht sie auch am klarsten den bisher zurückgelegten Weg. Sie sieht die Gesamtlinien der Vergangenheit und kann sie am sichersten nach vorne weiterziehen,

*) Kein Geringerer als Plato hat, lange bevor Jesus von Nazareth dies Gesetz in seiner vollen Lebendigkeit ausgesprochen hat, in seinem Idealstaat den wahren Philosophen die Führung zugesprochen. Die Starrheit und Weltfremdheit des Gedankens in dem Gewande der hellenischen Philosophie tut seiner Grundwahrheit keinen Abbruch. Nur die wahrhaft Unabhängigen und Selbstlosen sind die geborenen Führer.

ohne aus dem Entwicklungsgange zu fallen. Sie ist darum die zusammenfassende und einheitgebende Schicht, die für die große Forderung der Religion „Gott allein“ den erschöpfendsten und überzeugendsten Ausdruck findet. Die Wahrheit, die sie schaut, ist nicht ein von irgendeinem Individuum entdecktes Fündlein, sondern trägt ihre Wirkungskraft in sich selbst. Ihr beugen sich auch die unter ihr stehenden Schichten, weil ihr Aufwärtsstreben darin enthalten ist und mächtige Förderung findet. Weil sie ganz selbstlos ist, ist ihr Schauen das überzeugendste. Für alle unter ihr stehenden Schichten findet sie die treffendste Form, sie dienend weiterzuführen.

Von der Kraft — nicht von der Zahl! — dieser einheitgebenden Schicht hängt das Schicksal der Religion in jeder Entwicklungsepoche ab. Sie ist gleichsam das religiöse Hirn der Menschheit. Verkümmert es, dann stirbt der ganze soziale Körper ab oder zerfließt ins rein Vegetative. Von dieser Kerntruppe wissen alle religiösen Epochen zu erzählen, wenn sie auch stets im Verborgenen saß. Als die „Stillen im Lande“ halten sie doch das Ganze zusammen. Immer auch hat die Menschheit sich vor der sittlichen Hoheit, wo sie sie aufblitzen sah, gebeugt, weil sie wußte, daß hier der Kern ihres Lebens liegt.

Diese Schicht ist vollends nicht mit irgend einer der Gruppen des modernen Gesellschaftskörpers zu identifizieren. Sie sitzt dort, wo Gott sie hat wachsen und reifen lassen, in der Hütte sowohl wie im Schloß. Eine reiche Vergangenheitsentwicklung, die freilich in den seltensten Fällen sich aufweisen läßt, ist immer ihre Voraussetzung. Die Stammbäume, die naive Zeitalter für ihre sittlichen Heroen herauszuspintisieren suchten — etwa für Jesus —, entspringen dem richtigen Gefühl für diese Vorbedingung. Auch weist die Ehrfurcht vor allen alten Geschlechtern in die gleiche Richtung. Es ist durchaus nicht so naturwidrig, daß alte Familien den größten Herrschaftsanspruch in den Völkern haben. Das entspricht durchaus dem richtigen Instinkt der Völker selbst, wenn auch oft genug hinter dem Alter nur eine verkümmerte Entwicklungslinie liegt, die alles andere als wirkliche Herrschaftskraft gewährleistet. Neue Geschlechter, die den alten die Herrschaft entreißen, sind keineswegs so neu, wie sie das menschliche Auge sieht. Dahinter liegt, wenn sie wirkliche Herrschaftskraft entfalten, ein

langer Weg der im Verborgenen wirkenden Natur. „Ehe denn Abraham war, bin ich“ läßt der vierte Evangelist den Nazarener den auf ihren Stammbaum pochenden Juden sagen.

Diese soziale Schichtung, die wir hier zu zeichnen versuchten, ist nun keineswegs in so klarer Abgrenzung im Leben vorhanden, wie das nachspürende Wort sie darstellen muß. Dazwischen gibt es ungezählte Uebergangsstufen. Es kommt nur darauf an, daß der durch alle Stufen hindurchziehende Entwicklungsgang gesehen wird. Wir brauchen kaum zu erwähnen und gewiß nicht im einzelnen auszuführen, daß dieser Gang dem sich stufenweise verwirklichenden religiösen Urerlebnis entspricht. Ohne den Blick auf dies Urerlebnis bleibt alle soziale Entwicklung ein verschlossenes Buch. Kein noch so gelehrter Sozialwissenschaftler, kein noch so fanatischer Politiker, kein noch so doktrinärer Sozialreformer, kein noch so findiger Staatsrechtler kommt um diese Lebensstufen herum, die die Wirklichkeit der Schöpfung aus sich heraussetzt und unerbittlich zu verwirklichen sucht. Alle politischen Kämpfe, alle staatlichen Gestaltungsversuche, alle sozialen Revolutionen entsprangen irgendwie diesen Entwicklungsnotwendigkeiten, suchten sie ruckweise zu verwirklichen, ihre Stufen gesetzlich zu verfestigen, ihnen gewaltsam zu entrinnen. Zuletzt mußten sie ihnen doch irgendwie gehorchen und werden ihnen gehorchen müssen, solange noch der Menschheitskörper um sein Ziel kämpft, bis die ewige Schöpfung sich durchgesetzt haben wird. Derjenige Staat wird der fortgeschrittenste sein und am wenigsten zerstörenden Erschütterungen unterliegen, dessen Formen dem ewigen Schöpfungsgesetz am nächsten stehen. Auch für die Politik gibt die Religion die letzten Gesetze. Von Religion und Politik als von zwei Welten zu sprechen, die verschiedenen Gesetzen folgen, ist nicht nur Religionslosigkeit, sondern auch staatsmännische Kurzsicht. Der wahre Realpolitiker ist derjenige, welcher den letzten Wirklichkeiten des Lebens am nächsten steht. Ein Zeitalter, das die Güter der Sinnlichkeit für die allein realen hält, konnte daher nur Staatsformen schaffen, die zur schnellen Zerstörung prädestiniert waren. Die sich in raschen Katastrophen ablösenden Weltreiche des alten Orients haben dies Gesetz schon vor Jahrtausenden festgestellt. Aus Vergänglichem läßt sich nichts Bleibendes schaffen. Die Vision des Danielbuches

trifft den Kernpunkt der Völkerentwicklung schärfer, als eine oberflächliche Staatsraison sieht. Erst die Staatsentwicklung, die dem Entwicklungsgesetz des Lebens gerecht wird, ist innerlich gesund und zukunftskräftig. Das Zeitalter, das seine Staatsmänner aus der sinnlichkeitsgebundenen Unterschicht des Lebens nahm und von ihnen nur die technische Routine als Rest der Geistesbindung verlangte, hat durch den Völkerkrieg schnell genug seine Erledigung gefunden. Nur sittliche Kraft erweist sich auf die Dauer als erfolgreiche Herrschaftsmacht. Die wahren Führer erwachsen nur aus der Innenschicht des Lebens, nicht aus ihrer naturgebundenen Außenseite. *)

Wir sprachen schon in einem anderen Zusammenhange davon, daß kein Staat es wagt, die Religion völlig auszuschalten, weil er fühlt, daß er damit seine letzten Lebensquellen verstopft. **) Die Religion aber muß sich hüten, sich zu eng an den Staat anzuschmiegen, um ihrer selbst und um des Staates willen. Niemals darf es zweifelhaft werden, daß der Staat von der Religion das Leben empfängt, und nicht die Religion vom Staat. Lieber schärfste Unterdrückung leiden als die Gesetze des Lebens preisgeben! Sie haben tiefere Wurzeln und unbedingtere Gültigkeit als alle Staatsgesetze. Weil die Religion verantwortlich ist für die gesunde Volks- und Staatsentwicklung, muß sie im höchsten Maße mißtrauisch gegen eine allzu bereite politische Betätigung sein. Bei dem gegenwärtigen Entwicklungsstand des Staatslebens gilt es für die Religion, aller Politik fern zu bleiben und von innen her der Gesundung des Volkslebens zu dienen, bis dieses

---

*) Damit ist nicht ausgesprochen, daß die hinter uns liegende Entwicklung des Staatslebens nicht eine notwendige gewesen wäre. Die durch das Maschinenzeitalter entfesselten Naturkräfte bedingten die Wucherungen der Außenschicht und die Verkümmerung der Innenschicht des Lebens, forderten also Staatsmänner vom bekannten „realpolitischen“ Schlage. Jedes Zeitalter hat die Regierung, die es verdient hat.

**) Das an seinem durch eine starre Technik noch zusammengehaltenen Individualismus langsam sterbende französische Staatswesen ist ein klassisches Beispiel dafür, wohin eine Staatsentwicklung gerät, das die Religion wirklich auszuschalten sucht. Zwischen krasser Aufklärung, versprühender Sinnlichkeit und hohler Bigotterie nebst politischen Konkordaten mit Rom schwankt es hin und her. Auch ein Todestanz!

reif ist, sich eine neue, dem Schöpfungsgesetz entsprechendere Staatsform zu geben.

Alle Arbeit im Dienst der Religion muß sich daran gewöhnen, mit den sozialen Lebensstufen zu rechnen. Die ganze Torheit des Bekenntnisschematismus kommt dem erst zum Bewußtsein, der diese wachstümliche Schichtung des sozialen Lebens sieht. Durch ihre auf eine Fläche gezogene „Lehre" hat die Kirche tatsächlich ganze Schichten von der religiösen Botschaft ausgeschaltet, bis sie in unseren Tagen in keiner Schicht mehr einen Fuß auf der Erde hat. Heute sagen die einen, man müsse erst die „Gebildeten" wiedergewinnen, dann würden die Massen langsam folgen: die anderen aber, man müsse erst wieder in den Massen festen Fuß fassen, dann würden die Säfte langsam nach oben steigen, wie ja auch das Urchristentum sich zuerst an die „Armen" gewendet habe; *) die dritten aber wollen besonders im soliden Mittelstand die kirchliche Sitte pflegen, weil dort Aufgewecktheit und Treue einander die Hand reichten. Sie irren alle. Die Religion muß allen Schichten dienen, sonst ist sie keine Religion. Denn es liegt im Wesen der Religion, daß sie das Ganze der Entwicklung umspannt. Leben und Tod hängen für sie von der Kraft der sozialen Innenschicht ab, diese aber ist Zusammenfassung, Vollendung und dienende Kraft für den ganzen sozialen Körper. Was wir über die Kerntruppe der Gemeinde im zweiten Bande gesagt haben, tritt hier erst ins volle Licht. Jede gesunde Gemeinde muß die volle Schichtung des sozialen Gesamtkörpers in sich tragen. Sie muß das Urbild der Schöpfung sein, das sich langsam fortschreitend in das Ganze des Lebens hineinprägt. Sie muß immer, allerdings je nach der zufälligen sozialen Struktur der örtlichen Gemeinde in wechselnder Breite, von innen nach außen Ringe um sich lagern, die im lebendigen Austausch miteinander stehen, einander fördernd und weiterführend. Wir wollen ihre Grundzüge mit einigen Linien skizzieren.

Die innerste Schicht kann man als die Abendmahlsgemeinde bezeichnen. Sie steht und fällt allerdings nicht mit dem Ritus des Abendmahls — es ist sehr die Frage, ob es nach der kirch-

*) Ein grober Irrtum!

lichen Gestaltung des Abendmahls in den letzten Jahrhunderten, ja Jahrtausenden gelingen wird, im kommenden Jahrhundert wieder zu einer dem ursprünglichen Sinn entsprechenden natürlichen Form der Abendmahlsfeier zu kommen —, wohl aber mit dem religiösen Grunderlebnis und der sittlichen Bestimmtheit, die es in klassischer Form zum Ausdruck bringt. Sie ist die Gemeinde der vom großen Opferwillen Ueberwundenen und zur großen Hingabe Berufenen, die durch das volle Stirb und Werde hindurchgegangen ist. Sie hat nichts mit einem Anspruch auf eine „Vollkommenheit“ im verfestigten Sinne zu tun, aber ihr Grundwille ist der des unbedingten Dienstes am Ganzen. Sie ist Helfergemeinde und eben darum führende und zusammenhaltende Gemeinschaft. Sie ist die Trägerin des schöpferischen Geistes der Hingabe. In ihrer selbstlosen Tat liegt ihre werbende Wahrheit, in dem umfassenden Sinn für das Ganze die Quelle ihrer Erkenntnis.

Um sie herum lagert sich ein weiterer, sehr viel umfangreicherer Ring, den wir als die Schar der „Gottesfürchtigen“ bezeichnen können. *) Sie bildet keine in sich geschlossene, wachstümlich zusammenhängende, schaffende und werbende Gemeinschaft, sondern sie ist die Schar der einzelnen, die sich zur Religion gezogen fühlen, die es wissen, daß sie ohne diesen Halt nicht leben können. Sie hören gern und willig die religiöse Botschaft, zu der ein innerer Drang sie immer wieder hinführt. Sie fühlen, daß ihr Leben ohne diese zentrale Kraft zerfallen würde, aber sie haben das letzte Tor noch nicht durchschritten. Noch beherrscht das individuelle Interesse ihr Leben. Die große Hingabe haben sie noch nicht gefunden. Es sind das die ehrlichen sonntäglichen Kirchenchristen. Für sich genommen, sind sie alles andere als eine Gemeinde. Sie würden auseinanderlaufen, wenn die zentrale religiöse Kraft fehlte, an die sie sich halten. Aber als durch den innersten Drang ihres Lebens gezogene Angliederungsschicht sind sie ein notwendiger Bestandteil der Gemeinde. Aus dieser Schicht speist und erneuert sich der Kern. Sie sind zunächst die Gelegen-

---

*) Nach dem sehr treffenden Ausdruck σεβόμενοι τόν θεόν auf dem Boden des Neuen Testaments.

heitsarbeiter, die, wie der Hauptmann von Kapernaum, gelegentlich gern von ihrem Ueberfluß an Geld, Zeit und Kraft abgeben. Aber sie müssen meist noch gebeten werden, und auch dann, wenn ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit von selbst kommt, geben sie nie das Ganze. Die volle Lebenshingabe ist noch nicht ihre Sache. In dem entscheidenden Opfer tritt der Kern stellvertretend — im alten Sinn — für sie ein, wie sie überhaupt noch unter dem Banne des alten religiösen Stellvertretungsgedankens stehen. Aus dieser Schar aber, zumal aus ihrer nachwachsenden Jugend, die sie aus innerer Ueberzeugung der sittlichen Fürsorge der sozia-arbeitenden Kerntruppe übergeben, wachsen dann dem Kern selbst, wenn die Stunde für das volle religiöse Erlebnis gekommen ist, die neuen Kräfte zu. Ohne diesen Ring und die Arbeit an ihm und für ihn würde der Kern selbst verkümmern und eingehen. Ein gesunder Mittelstand ist eine Lebensbedingung für die Gemeinde.

Das Gleiche gilt nun aber auch von der dritten Schicht, die in breitem Gürtel das Ganze umlagert, obwohl sie in ihrem zähen, massigen Bestande dem Chaos im Beginn der Schöpfung gleicht, über dem das Licht der Religion erst aufblitzen soll. Ohne diesen auf Urbarmachung harrenden Naturboden steht die Gemeinde in der Luft. In ihm liegt nicht nur die dauernd rinnende Quelle für ihre aufwärtssteigenden Kräfte, sondern auch die Vorbedingung für die gesunde religiöse Lebensbetätigung der andern Schichten. Das kann nicht scharf genug betont werden. Eine abgekapselte Gemeinschaft von „Heiligen“, die unter sich sein wollen, oder ein bekenntnismäßig abgegrenzter Kreis von Gleichgläubigen ist ein in sich selbst absterbender Torso. Es war der Rest eines richtigen religiösen Instinktes, daß der zur Abkapselung neigende weltflüchtige Pietismus ein Gegenwicht dieser zur inneren Verdorrung führenden Tendenz in der Heidenmission oder in der Rettung der sinkenden Volksschichten suchte. *) In dieser Missionsarbeit hat

*) Das Urteil des ersten Bandes, daß die einseitige Hinwendung zu den primitiven Aufgaben der Mission bereits ein Schwächesymptom des Pietismus sei, bleibt trotz der obigen Ausführung bestehen, so starken Anstoß man daran auch genommen hat. Die in sich sichere Kraft greift die nächstliegenden Widerstände an, auch wenn sie schwerer zu überwinden sind. Man schaue auf die Ablehnung der Heidenmission durch Jesus, solange das „Volk“ nicht gewonnen war!

der Pietismus eine wertvolle Quelle eigener Lebensförderung gefunden, obwohl diese „Fernarbeit“ sein inneres Absterben auf die Dauer nicht verhindern konnte, weil sie die Gemeinden nicht unmittelbar genug anspannte und ihre Abkapselung in der eigenen sozialen Sphäre nicht überwand. Erbauliche Missionsfeste und reichliche Geldspenden können nicht ersetzen, was die unmittelbar persönliche Verpflichtung und harte Erziehungsarbeit für die Gemeinde bedeutet.

Es ist der untrüglichste Gradmesser der Lebenskraft einer Gemeinde, in welchem Maße sie ihre vorgeschrittenen Schichten an die naturgebundene Unterschicht kettet. Fehlt diese Bindung, so ist das zunächst ein sicheres Zeichen dafür, daß die einheitschaffende, im vollen Sinne religiös gebundene Innenschicht fehlt oder unentwickelt ist. Denn diese fordert ihrem innersten Wesen nach die Hingabe an das Gesamtleben, die sich gerade im Greifen in die Tiefe bewährt. Ihr Urteil wird unentrinnbar nach dem Spruch gefällt: „Was hast du getan an einem unter diesen meinen geringsten Brüdern?“ Weiter aber kann diese Innenschicht ihre weiterführende Aufgabe an der Mittelschicht garnicht erfüllen ohne die allmähliche Bindung dieser Mittelschicht an die Unterschicht. Der Individualismus der Mittelschicht wird nur dadurch praktisch überwunden, daß sie in fortschreitender Schulderkenntnis die Verpflichtung für die Unterschicht erfaßt. Erst mit der völligen sozialen Bindung ist die Erlösung grundsätzlich vollzogen (vgl. die früheren Kapitel). Der soziale Anschluß an seinesgleichen ist noch keine soziale Bindung im vollendeten religiösen Sinne. Es ist die praktische Aufgabe der „Abendmahlsgemeinde“, die Schar der „Gottesfürchtigen“ mehr und mehr in die volle Gemeinschaftsverpflichtung zu führen. Das „Streben“ wird erst zum „Wirken“, wenn es die soziale Richtung nach oben mit der sozialen Richtung nach unten vertauscht. So liegen die drei Schichten in der religiösen Entwicklung in voller Verschlungenheit ineinander.

Nun würde es freilich eine völlige Verkennung dieser Beziehungen bedeuten, wenn man sie etwa so verstände, als ob die naturgebundene Unterschicht nur das Mittel oder das Uebungsphantom wäre, um die andern Schichten ihrem Vollendungsziele zuzuführen, wie beispielsweise der Arme des Mittelalters gleichsam

das von Gott geschaffene unentbehrliche Objekt der Wohltätigkeit war, um den begüterten Spender in den Himmel zu bringen. Vielmehr sind alle Schichten füreinander da und einander unentbehrlich, um sich gegenseitig dem Entwicklungsziele zuzuführen. Der ganze soziale Prozeß ist, religiös angesehen, eine Erziehung der Schichten durcheinander und füreinander, um die letzte große Einheit zu schaffen, in der Gott ist alles in allen. Die Bestimmung der Unterschicht ist es, die höheren Entwicklungsstadien ihrer Vollendung zuzuführen, die Bestimmung der höheren Schichten aber, den Funken des Göttlichen in der Unterschicht zu wecken.

Das kann nur geschehen durch unermüdliche, schmerzliche Arbeit, deren Hauptlast auf der Innenschicht ruht, die ja dafür auch die stärksten religiösen Kräfte zur Verfügung hat. Freilich scheint es zunächst so, als ob die zweite Schicht die entscheidende Arbeit leisten müßte. Denn es ist ja die erste und zunächst einzig mögliche Aufgabe, in der naturgebundenen Masse den Formensinn, die ordnenden Kräfte, die sittlichen und geistigen Funken zu wecken. Das könnte allerdings die zweite, der geistigen Durchbildung zugewandte Schicht am ehesten leisten, weil sie selbst der Naturgebundenheit noch am nächsten steht, wenn nicht — in dieser Schicht ein starkes Gesetz der Abstoßung gegen die ihr noch nicht allzu fernstehende Unterschicht wirksam wäre. Sie wirkt zunächst höchstens durch das Beispiel. Dieses wirkt aber ebenso oft zurückstoßend wie anziehend. Zwischen diesen beiden Schichten wogen die Gefühle des Hochmutes, der Verachtung, der sozialen Verständnislosigkeit und Ablehnung auf der einen Seite und des Neides, der Ohnmacht, des Protestes, der Auflehnung auf der anderen Seite. Es ist ein saures Stück Arbeit, diese beiden Schichten miteinander in Fühlung zu bringen. Ein Meer von Mißtrauen und gegenwirkenden Kräften ist da zu überwinden. Diese Ueberwindung gelingt nur der über beiden Schichten stehenden innerlich ruhigen und festen Selbstlosigkeit. Immer nur wird freilich aus beiden Schichten ein kleiner Ausschnitt aus den wogenden Gefühlen der Abstoßung herausgeführt werden können. Gottes Mühlen mahlen im sozialen Leben sehr langsam. Aber was sie schaffen, ist auch auf beiden Seiten lebendig aufwärts drängende Kernkraft.

In diesem Zusammenhange müssen wir darauf hinweisen, daß der Angelpunkt der sozialen Frage sowohl in der Gemeinde wie erst recht im Gesamtleben in der Mittel-, nicht in der Unterschicht liegt. Bei dem Worte „sozial“ dachte bislang jeder an die notleidende und naturgebundene Masse. Wir müssen darin völlig umdenken lernen. Die inneren Schäden der naturgebundenen Unterschicht gehen auf die inneren Schäden der Mittelschicht zurück. Sind sie geheilt, dann läuft der soziale Prozeß von selbst wieder in gesunde Bahnen zurück. Der Funke des Geistigen und Sittlichen drängt ohne menschliches Zutun von unten herauf, es kommt nur darauf an, daß er entfacht und gepflegt werde. Hier liegt das Problem! „Die Ernte ist groß. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“ Es fehlt an Menschen, die den Willen haben, die Kräfte von unten heraufzuholen und sich entfalten zu lassen. Die zentrale soziale Aufgabe ist die Umbiegung des abgesplitterten Eigenwillens der Mittelschicht, die, anstatt ihre Kräfte zu gesammeltem Schaffen für das Ganze anzusetzen, sie in hochmütigem Sonderstreben versprühen ließ. Der Staat, welcher meint, sozial zu sein, wenn er den unteren Schichten gewisse Lebenserleichterungen schafft, hat noch nicht einmal angefangen, sozial zu denken. Solange er sich der Aufgabe gegenüber, der geistig-technischen Durchbildung die Richtung auf das Gesamtwollen zu geben, so gänzlich ohnmächtig erweist, hat er die Grundfrage des sozialen Lebens überhaupt noch nicht angerührt. Hier liegt darum die zentrale Aufgabe der Religion, die auch hier wieder, wie immer, der gesunden Staatsentwicklung die Bahn bereiten muß.

Alle religiöse Arbeit ist Erziehungsarbeit, die die Stufen des sozialen Lebens aneinanderkettet und durch diese unermüdliche Bindung weiterführt. Damit ist nicht ausgesprochen, daß jeder religiöse Einzeldienst alle Stufen umfassen muß. An sich ist es natürlich das Gesunde und Normale, daß jede Gemeinde alle Stufen umfaßt. Aber dies hängt davon ab, wie weit die Kerntruppe entwickelt ist. Das liegt nicht in Menschenhänden. Gott nur kann das Mark des sozialen Körpers wachsen lassen. In der Großstadt freilich sollte überall die volle Gemeinde vorhanden sein, denn in ihr liegen alle Stufen unmittelbar nebeneinander

und ineinander. Wie weit das auf dem Lande oder etwa in reinen Industriedörfern möglich ist, ist eine Frage für sich, die nicht in den Rahmen unseres Buches fällt. Aber wo auch die soziale Struktur eines Volkskörpers die verschiedene Betonung einzelner Erziehungsaufgaben fordert, immer sollte die Gesamtleitung des religiösen Dienstes den klaren Blick für das Ganze der Entwicklung haben, um die Kräfte organisch zu verteilen und die innere Einheit, Zusammenarbeit und Vollwertigkeit des Gesamtdienstes am Volkskörper zu gewährleisten. Daß eine Kirchenregierung, die die Einheit des religiösen Dienstes nur durch ein Spruchgericht wahren zu können meint, dieser Führungsaufgabe nicht gewachsen ist, dürfte auf der Hand liegen. Ohne eine durchgreifende Kenntnis der stufenweise fortschreitenden Führung Gottes auch im sozialen Lebenskörper und ohne den entschlossenen Willen, sich den Wegen des lebendigen Gottes dienend zu beugen, bleibt jeder religiöse Dienst ein Pfuschwerk.



3. Die innerfamiliären Verwirklichungsstufen.

Wenn die Gemeinde das Urbild für den sozialen Gesamtkörper ist, so weist dieses wiederum auf ein noch ursprünglicheres Urbild zurück, auf die Urzelle aller Lebensentwicklung, die Familie. Auf die Bedeutung der Familiengemeinschaft für das religiöse Leben sind wir ausführlich im zweiten Bande eingegangen. Wir müssen hier darauf zurückweisen. In unserem Zusammenhange ist es jetzt noch die Aufgabe, klarzustellen, wie die Lebensbeziehung zwischen Religion und Familie die praktischen Wege der religiösen Wahrheitsverkündigung beeinflussen muß. Alle Gemeindearbeit muß gesundend, vertiefend, heiligend auf das Leben der Urzelle zurückwirken. Darin liegt aber beschlossen, daß sich in ihr dieses Leben selbst bis in seine innersten Regungen und Kräfteverteilungen spiegeln muß. Es scheint zunächst so, als ob die sozial aufbauende, weiterführende, zusammenfügende Tätigkeit der Gemeinde, von der wir im letzten Abschnitt sprachen, keine Rücksicht auf die Aufgaben des Familienlebens nehme, ja diese sogar zurückdrängen und zersplittern müsse. Die großstädtische Gemeindearbeit der letzten Jahrzehnte mit ihren aufreibenden Ansprüchen an ihre Träger hat mehr als einmal warnend darauf hinweisen lassen, daß es besser sei, die Geschlossenheit des Familienlebens zu hüten, als seine einzelnen Glieder an eine gewiß sehr segensreiche, aber den Verlust an häuslicher Sammlung nicht aufwiegende Arbeit zu binden; es sei besser, sich in der religiösen Arbeit auf die Verkündigung des Wortes zu beschränken, um nicht durch eine allzu anspruchsvolle öffentlich-soziale Tätigkeit auch noch die letzte Zelle für innerliche Lebenspflege zu zerstören.

Wie dieses Bedenken praktisch vor einer wirklich gesunden und gesundenden Gemeindearbeit nicht standhält, mag man in der Schilderung der „neuen Gemeinde“ im zweiten Bande nachlesen.

Nun aber gilt es noch klarzustellen, daß der Aufbau des Familienlebens auch innerlich, sachlich die große Erziehungsarbeit der sozialen Stufen aneinander fordert. Denn die Familie ist gar kein abgeschlossener Kreis, der ein von aller sozialen Außenentwicklung unabhängiges Leben führt. Vielmehr ist sie nur ein Innenring innerhalb des sozialen Gesamtkörpers, der den gleichen Entwicklungsgesetzen unterliegt wie dieser. Wird er von ihm abgekapselt, dann verliert er nach und nach seine eigene lebendige Struktur und verknöchert genau so wie etwa die sich von der Welt abkapselnden pietistischen Gemeinden. Tatsächlich schaffen die sich aus der Großstadt aufs Land oder in die Gartenstadt flüchtenden Familien wohl noch eine ganz gefällig anmutende Familienkultur im ästhetischen Sinne, nicht aber die urwüchsige Familienkraft, die nur im Strom des Gesamtlebens gedeiht. Zumal die Jugend darf nicht irgendwie im Rousseauschen Sinne vom Leben abgesondert heraufwachsen, wenn sie die große Kraft der Hingabe finden soll, die das Gegenwartsleben fordert.

Ueberzeugend klar wird das freilich erst, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das, was man Familienleben nennt, die ursprünglichste Verkörperung des großen Entwicklungsgesetzes ist, dem alles Leben gehorchen muß. Es stellt in nuce den Entwicklungsprozeß dar, der um das religiöse Urerlebnis kreist. Es ist gar keine ruhende Größe, sondern in jedem Augenblicke wachsendes und sich veränderndes Leben, dessen Stadien sich wohl in ewigem Kreislauf wiederholen, aber mitten in dieser Wiederholung sich einem höheren Kreislauf in der sozialen und geschichtlichen Entwicklung einfügen. Es besteht eine naturnotwendige Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Entwicklungskreisen. Das Wort: „Wie die Familie, so das Volk“ gilt in einem viel tiefregreifenden Sinne als die Alltagsraison annimmt, die in der Familie nur die Lieferantin der Kinder sieht, deren das Volk bedarf. Auch gilt in vollem Umfange die Umkehrung jenes Worts: „Wie das Volk, so die Familie.“ Die Entwicklungsgefahren und Gifte, die im Ganzen des sozialen Körpers wirksam sind, greifen unweigerlich auch in die Entwicklung des Familienlebens hinein. An dieser Zwangsverbindung kann wohl im Großstadtzeitalter kein Zweifel mehr sein. Die Tatsache, daß die Bismarckepoche

dem Familienleben an die Wurzel gegriffen hat, ist das sicherste Symptom dafür, daß auch ihre Volksentwicklung im tiefsten Sinne lebensfeindlich war. Darüber kann kein staatlicher, wirtschaftlicher, technischer, kultureller Aufschwung hinwegtäuschen. Das Leben hat sicherere Kriterien als solche Scheinoberflächen.

Das Familienleben ist nur dann gesund, wenn es den Kreis darstellt, den das religiöse Urerlebnis fordert. Es ist nicht notwendig, daß das einzelne Familienleben den ganzen Kreis schließt, aber seine Linien müssen sich in die Rundung fügen, deren Abschluß vielleicht erst kommenden Geschlechtern aufbehalten ist. Mit anderen Worten: Es braucht in der Einzelfamilie keineswegs zum Durchbruch des vollen religiösen Erlebnisses zu kommen, wohl aber müssen die Entwicklungsstadien, die sie durchläuft, sich dem fortschreitenden Gange religiöser Lebensentwicklung einfügen.

Jede Familie umspannt ja, selbst wenn wir von den Großeltern absehen, von ihrem Führer, dem Vater, bis hin zu dem jüngsten Kinde ein ganz großes Stück des Lebensprozesses. Man macht sich selten klar, was für einen Entwicklungsreichtum eine normale Familie umfaßt. Man braucht nicht erst Geschichte und Archäologie zu studieren, um die Gesetze des Lebens zu sehen. Sie spielen sich sehr viel näher vor dem Auge auch des einfachsten Menschen ab. Das Leben verhüllt seine Gesetze nicht in geschichtliche Geheimnisse oder Heilstatsachen, sondern offenbart sie verschwenderisch jedem in dem Kreise, den es unmittelbar um ihn herumlegt. Daher bedarf die lebendige religiöse Wahrheit auch keines großen theologisch-historischen Beweisapparates, sondern sie spricht unmittelbar überzeugend zu jedem, der sich seinem nächstliegenden Lebenskreise nicht entzieht. Mit der Tiefe und Echtheit des Familienlebens steigt und fällt auch die Herrschaftskraft der Religion.

Hier freilich sitzt in unseren Tagen der Haken, sowohl für die Familie wie für die Religion. Der gesunde Lebenskreis, den die Familie umspannen *sollte*, ist zersprengt und zerrissen. Wo ist im Zeitalter des Individualismus die von allen gesunden Lebensepochen praktisch, wenn auch oft genug unbewußt, festgehaltene Grunderkenntnis geblieben, daß jede Familie vom Vater bis zum jüngsten Kinde *Lebensstufen* umfaßt, die auf keine

Weise auf eine Fläche gezogen werden können, die sich aber gegenseitig in ihrer Entwicklung bedingen! Die Frau kämpft mit dem Manne um Gleichberechtigung, der Mann sieht in der Familie eine Erholungsstätte, und in den Kindern sieht man entweder amüsante Spielzeuge für die Erwachsenen oder „Persönlichkeiten“, für die gönnerhafte Gleichachtung angemessener sei als durchschlagende Autorität. Wir wollen auf dies traurige Kapitel nicht wieder eingehen, sondern uns auf die Darlegungen des zweiten Bandes beschränken. Die positive Entwicklungslinie des normalen Lebens soll uns hier beschäftigen.

Wie im sozialen Gesamtkörper wächst auch in der gesunden Familie in der nachwachsenden Kinderschar der vegetative Untergrund herauf, den der Schöpfer freilich in normalen Zeiten reicher und mannigfaltiger gestaltet, als es eine verfallende Epoche noch kennt. Dieser sprudelnde Born des Lebens ist das Heiligtum der Familie, wie auch die soziale Unterschicht das Heiligtum des Volkes sein sollte. Diese Ehrfurcht gilt freilich beileibe nicht der vegetativen Art des nachwachsenden Lebens — von dieser Verirrung des „Jahrhunderts des Kindes“ möchten wir so weit wie möglich abrücken —, sondern dem verborgenen Lebensquell, der immer neues Leben aufwärts führen will. Die Ehrfurcht vor dem Ziel alles Lebens gibt der Ehrfurcht vor seiner Quelle die Weihe. In keinem Augenblicke darf dem Kinde gegenüber vergessen werden, daß es ein durchaus unfertiges, sich entwickelndes Leben ist. In keinem Augenblicke darf aber auch vergessen werden, daß diejenigen, denen das Kind anvertraut ist, auf einer sehr viel weiter vorgeschrittenen Lebensstufe stehen und daher dazu berufen sind, das Kind weiterzuführen. Nicht umsonst vertraut die Natur das Kind erst einem gereifteren Lebensstadium an. Das bedeutet freilich nicht, daß dieses Lebensstadium bereits ausgereift sei. Im Gegenteil! In der dauernden Gebundenheit an das sich weiter und weiter entwickelnde und darum immer neue Aufgaben stellende Kind wächst es selbst zu immer größerer Reife heran. Diesem Entwicklungsprozeß wollen wir jetzt auf der Seite der Eltern etwas näher nachgehen, während die Bedeutung der Kindesentwicklung für die religiöse Arbeit uns im nächsten Abschnitt beschäftigen soll.

Der Augenblick, in dem zwei junge Menschen in die Ehe

treten, ist an sich in keiner Weise ein religiöser Höhepunkt des Lebens. Er kann es durch die Führungen, die vorhergehen, oder durch besondere Lebensumstände werden. Was aber das Erlebnis des Eheeintritts selbst anlangt, so ist es kein Kulminationspunkt religiöser Art. Man darf nicht die religiösen Gefühlsmomente, die den Abschied von Jugend und Elternhaus, die Erreichung des ersten heißersehnten Ziels der Jugendarbeit, die Ungewißheit über das Zukunftsschicksal, die Freude über das neu gewonnene Glück begleiten, einfach mit einem religiösen Erlebnis gleichsetzen. Ein der wirklichen Religion entfremdetes Geschlecht hat sich leider seit langem gewöhnt, Gefühlsaufwallungen der Dankbarkeit, der Rührung oder des geheimen Bebens als vollgültige Aeußerungen religiösen Erlebens anzusehen, anstatt sie als das zu betrachten, was sie wirklich sind: ein gefühlsmäßiges Inbeziehungsetzen starker Eindrücke zu traditionellen Gedanken aus der religiösen Welt. Das wirkliche religiöse Erlebnis kommt nie um die Sphäre des Willens herum und ist immer mit einem Sichlosreißen von einer alten Lebensrichtung und mit einer Hinkehr zu einem neuen Lebensinhalt verbunden. Natürlich kann bei besonderen Entwicklungskrisen, deren Lösung mit dem Schließen des Ehebündnisses zusammenfällt, dieser Fall eintreten. Das Normale ist es beim Eheschluß nicht. Daher entsprach es nicht nur der biblischen Tradition, sondern auch einem richtigen Lebensgefühl, wenn Luther die Ehe als Sakrament nicht gelten lassen wollte. Die der äußeren Lebensentfaltung zugewandte egoistische Kurve des Lebensdranges herrscht in der Eheschließung durchaus vor, wenn diese auch bereits in den Entwicklungsjahren die entschlossene Umbiegung ins Geistige erfahren haben sollte. Dann wird der Eintritt in die Ehe geweiht durch das vorher Erworbene, was in einem gesunden Leben immer der Fall sein sollte. Aber der Eheeintritt als solcher ist noch keine Weihe des Lebens.

Sie schlummert freilich in ihm als verborgener Keim, der erst in der Erfahrung der Jahre ans Licht tritt. Der lebendige Gott kommt immer zu den Menschen, ohne daß sie sein Kommen merken. Er wirft seine Fäden dann aus, wenn die Menschen am entschlossensten ihre eigenen Wege zu gehen scheinen. Darum ist es der Ausdruck uralter Lebenserfahrung, wenn bis heute beim

Eheschluß die religiöse Sitte selbst in Kreisen ihren Platz behauptet hat, die vom religiösen Erlebnis kaum aus der Ferne gestreift worden sind. Das Gefühl, daß mit dem Eintritt in die Ehe ein Weg angetreten wird, an dem irgendwo die große geheimnisvolle Macht wartet, von der sich selbst der weltfreudigste Mensch noch dunkel abhängig weiß, wird nicht ersterben, solange Mann und Weib auf dieser Erde gemeinsam ihr Schicksal tragen. Trotz aller statistischen Sorgen braucht die Kirche nicht zu fürchten, daß der religiöse Einschlag bei der Eheschließung, den die Trauung darstellt, je völlig verschwinden könnte. Auch in sehr viel gottloseren Zeiten, als wir sie erlebt haben, — wenn solche denkbar sind —, wird dieser Einschlag sich behaupten. Die immer erneute harte Lebenserfahrung, die keiner Ehe erspart bleibt, wird ihn immer wieder zum Leben erwecken. Der Religionsdiener wird dieser allgemeinen Lebenserfahrung Ausdruck geben müssen, ernst und ermutigend, vielleicht mehr zu den Alten als zu den Jungen sprechend, den Jungen nur leise die Seelen dafür öffnend, daß ein langsam fortschreitendes Erleben Gottes hinter ihrem äußeren Glück wartet. Nur soll er sich nicht der Täuschung hingeben, daß der Eintritt in die Ehe als ein durchschlagendes religiöses Erlebnis für die Eheschließenden gedeutet werden könnte. Wenn der Segen Gottes für das mit ernsten Gefühlen und heiligen Gelübden hingenommene Glück erbeten wird, so ist für den Tag des Eheschlusses genug geschehen. Ein nicht unwichtiges Anliegen des religiösen Dienstes ist es freilich, zumal in der Großstadt, die Auswüchse sogenannter hochzeitlicher Stimmungen auf eine größere Gehaltenheit und einen würdigeren Ernst zurückzuführen, sowohl um der Eheschließenden wie auch um des Gesamtlebens willen. Denn es ist für die Religion an sich schon nicht gleichgültig, ob die Freude des Lebens zur Ausschweifung wird oder ihre Strahlen in die Innenwelt wirft. Für die Ehe aber, deren Unverbrüchlichkeit und Unauflöslichkeit ein durch die Jahrtausende erworbener sittlicher Besitz ist, wird es immer eine bedrohliche Schädigung sein, wenn an ihrem Anfange die Leichtfertigkeit an der Stelle des Verantwortungsgefühles steht. Einen jahrtausendealten sittlichen Besitz der Menschheit gilt es hier durch die Sitte zu schützen und sicher zu stellen.

Mit dem gemeinsamen Leben der Ehegatten, das mit dem höchsten Sichselbstwollen doch schon die volle äußere Selbsthingabe verbindet, beginnt nun auch eine innere Umbildung, die sich auf die religiöse Bindung hinbewegt, sei es, daß sie eine schon vorhandene Bindung verstärkt und an dem neuen Erleben weiter zur Reife führt, sei es, daß sie diese Bindung erstmalig zu schaffen sucht. Selbst in Menschen, bei denen in den Entwicklungsjahren vor der Ehe die Sinnlichkeitskurve obsiegte, kann in den Entwicklungsjahren der Ehe — denn auch die ersten Ehejahre gehören noch in die Entwicklungsstufe im spezifischen Sinne hinein — der Umschwung in die geistige Kurve eintreten. Denn die Ehe wird immer, wenn sie innerlich fest uud gesund ist, zur Schule der Selbstverleugnung, der Entsagung, der sozialen Bindung. Das ist oft genug ein schmerzlicher Prozeß, der sich unter der Oberfläche des Vollbesitzes äußeren Glückes vollzieht. Stets müssen beide Teile Opfer bringen, um die gemeinsame Lebenslinie zu finden. Der Wille, dem sich beide Seiten lernend und opfernd beugen müssen, ist bereits der ansetzende große Schöpfungswille, auf den das Leben hindrängt. Das große Gehorchen zittert erstmalig in die Grundhaltung des Lebens hinein. Bei feineren Naturen äußert sich das gelegentlich schon im ersten Ehejahre darin, daß sie eine gemeinsame Welt über ihnen suchen oder, falls sie aus der Jugendentwicklung eine solche bereits besitzen, diese um so sorgfältiger pflegen. Das Wichtigste bleibt freilich, daß die gemeinsame Linie praktisch gefunden wird.

Hier nun greift der Schöpfer selbst helfend und weiterführend ein, indem er das erste Kindesleben erwachen läßt. Von der Religion aus gesehen, greift dieses Erlebnis viel tiefer in die Entwicklung ein als die Eheschließung. Es kommt gewiß auch in der äußeren Form eines beglückenden Geschenks, aber es ist gezeichnet durch die scharfen Spuren des großen Opfergesetzes, und zwar nicht bloß für die Mutter, die ihr Leben für dieses Geschenk aufs Spiel setzt, sondern auch für den Vater, von dem nun beides unausweichlich gefordert wird: Verzicht und Hingabe. Verzichten muß er insofern, als er das beste Stück der Liebe seines Weibes, das Bewußtsein der Alleinberechtigung, um seines Kindes willen aufgeben muß; hingeben insofern, als er nun sein Leben und seine

Arbeit gekettet weiß an ein jüngeres Dasein, das von jetzt ab seinem Leben die nie aufhörende Aufgabe und die für immer festgelegte Bahn weist. Konnte die Ehe vor der Kindesgeburt immer noch als ein Kontrakt für gemeinsame Lebensgestaltung gefaßt werden, so schweigt jetzt alles Eigene vor dem anspruchsvolleren Leben, das nun den Weg bestimmt. Wie viel stärker das noch für die Mutter zutrifft, braucht nicht betont werden. Die große Linie, die alles Leben beherrscht, tritt nun schon schärfer heraus. Das Gesetz der Familie, das zugleich das Grundgesetz der Welt ist, beginnt zu herrschen. Die große Hingabe ist die Grundforderung des Lebens geworden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Dienst der Religion an diesem Punkt der Entwicklung eine sehr viel verantwortungsvollere Aufgabe hat, dem Erlebnis die durchschlagende Deutung zu geben, als bei der Eheschließung. Das große Stirb und Werde, das hier erstmalig so fühlbar seine Spuren in das Familienleben hineingräbt, muß auch in der Form der religiösen Weihe, die dies Erlebnis fordert, klar zum Ausdruck kommen. Hier nun offenbart die Kindestaufe *) ihren tiefsten religiösen Sinn. Wenn durch die Taufe das Kind in die Welt Gottes gerückt wird, wenn durch sie die Verpflichtung der Familie für das Kind den religiösen Ausdruck erhält, so gewinnt das alles erst seine tiefsten Beziehungen durch das damit verbundene Gleichnis der Wassertaufe, das nach seiner ursprünglichen Bedeutung das Stirb und Werde anschaulich zur Darstellung bringt und in die Gemüter prägt. Luther hat Recht, wenn er die Taufe als Sakrament festhält, wenngleich wir auch hier, wie beim Abendmahl, die Sakramentsauffassung des Luthertums wie alle älteren sakramentalen Auffassungen im Sinne Jesu ablehnen müssen. Sakramente im Sinne der Religion Jesu können nur Gleichnisse sein, durch die nicht himmlische Gnadengüter vermittelt, wohl aber ewig gültige Lebensgesetze zur Darstellung und Wirksamkeit gebracht werden. Hier aber handelt es sich um das zentrale Lebensgesetz der Religion, das dem großen Erlebnis der Kindesgeburt und dem damit verbundenen Entwicklungseinschnitt des Familienlebens die Weihe gibt. Man beachte

*) vergl. Band 2 Seite 237 ff.

dabei wohl, was wir im zweiten Bande über die Taufe als Familien- (und Gemeinde-) feier gesagt haben. Denn die Taufe erschöpft ihre Bedeutung keinesfalls mit ihrer Beziehung auf das Kind als für sich bestehendes Gottesgeschöpf, sondern sie fordert unbedingt den Familienzusammenhang. Ohne ihn bleibt das Erbe, das dem Kinde in die Wiege gelegt wird, und das verpflichtende Gelübde, das es in die Zukunft geleitet, in der Luft hängend und sinnlos. Eine mehr oder weniger magische Fernwirkung, die sich durch das „Wort“ vollzieht, hat in der Religion Jesu keinerlei Berechtigung, weder in der Taufe noch im Abendmahl. Die Lebenszusammenhänge sind hier sehr viel unmittelbarer und realer. Das Stirb und Werde als ewig gültiges Gottesgesetz gilt für das Kind als Familienglied, das den göttlichen Segen dieses Gesetzes eben dadurch empfängt, daß die Eltern durch das Erlebnis der Kindesgeburt in die neue Lebensrichtung für das Kind hineingezogen worden sind, und das nur dadurch an dem Segen dieses Gesetzes Anteil gewinnt, daß die Eltern es in dies Gesetz durch emporführende Arbeit hineinziehen. Eine ungeheure Verantwortung der Eltern, dem Kinde gegenüber Stellvertreter Gottes und Träger seines wirkenden Lebensgesetzes zu sein! Aber man gebe sich gar keiner Täuschung darüber hin: was nicht das Elternhaus durch Vererbung und Erziehung dem Kinde mitgibt, kann auf keine Weise durch ein „göttliches Verheißungswort“ in der Taufe ersetzt werden. Gott wirkt nicht ins Blinde hinein, sondern allein auf den Lebenswegen, die er in seine Schöpfung hineingelegt hat. Diese ungeheure Verantwortung der Eltern für das Kind muß in der Tauffeier zum andringenden Ausdruck kommen. Das Gleichnis der Wassertaufe muß gerade den Eltern gegenüber — denn das Kind versteht noch nichts davon — seine Ausdeutung in der Forderung finden, daß in der Erziehung des Kindes ein „tägliches Sterben und Auferstehen“ sich vollziehen muß, damit das Kind werde und sich entwickle, d. h. auch in dasgöttliche Stirb und Werde tiefer und tiefer hineingezogen werde.

Nun wird freilich gerade das tiefer empfindende Elternherz, das in dem Kinde dem großen Unberechenbaren und Unbekannten

gegenübersteht, die volle Unerträglichkeit, ja Unmöglichkeit der alleinigen Verantwortung für das Kind fühlen. Hier wird zum ersten Male deutlich, daß die isolierte Familie für die Kindererziehung ganz unmöglich ist. Wer dem großen Lebensgesetz, das die Schöpfung durchzieht, gegenübersteht, der fühlt instinktiv, daß man nur in einem größeren Zusammenhange den Gehorsam gegen es finden und seine Aufgaben erfüllen kann. *) Darum ist das Kind der erste Wegweiser der Familie in die Gemeinde. Der Seelsorger der Großstadt weiß, daß der weitaus größte Teil der seelsorgerlichen Fragen, die an ihn gerichtet werden, sich auf die Kinder beziehen. Darum darf bei der Tauffeier die Gemeinde nicht fehlen, und wäre sie auch nur vertreten durch die Taufpaten, die die Mitverantwortung übernehmen. Das gilt selbst und erst recht für die ungezählten Fälle großstädtischer Taufen, in denen bei der allgemeinen sittlichen Dekadenz unserer Zeit die Größe der Verantwortung für die Kinder auch nicht leise mehr empfunden wird. Da muß gerade die Gemeinde als Helferin und Gewissensschärferin dahinter treten, um dem großen Lebensgesetz, soweit es irgend möglich ist, die Bahn zu brechen. **) Gerade den gleichgültigen und verantwortungslosen Eltern muß es auf jede erdenkliche, wenn nicht anders, auf aufdringliche Weise zu Gemüte geführt werden, daß das Kind nicht Privatbesitz ist, dem man gegenüberstehen könne wie man wolle. Die große Sorge um die nachwachsende Jugend, die Volk und Staat nach dem Kriege sehr stark beschäftigen wird, wird hier auch schon die Wege bahnen helfen. Hier gerade wird die neue Gemeinde ihre Kraft dadurch bewähren müssen, daß sie auf alle mögliche Weise die Gewissen schärft und das Verantwortungsgefühl weckt. Freilich der Ton muß bei der Taufe immer auf der Familie liegen, die Gemeinde ist hier nur mitverantwortliche Helferin, die lebendige Vertreterin des göttlichen Lebensgesetzes, die Rückhalt und Stütze für alle ihre Familien ist.

---

*) Das Bedürfnis der Mutter, sich Rats zu holen und sich auszusprechen, ist ebenso allgemein wie die Sorge der Väter, ihren heranwachsenden Kindern gegenüber die rechten Wege zu finden.

**) Man vergesse nicht, daß wir hier die im zweiten Bande geschilderte „neue Gemeinde“, die werbende und arbeitende, in deren Mittelpunkt die Jugend steht, im Auge haben.

Mit jedem neuen Kinde wiederholt sich die Taufe, bohrt sich mit den Falten der Sorge auch das große Opfergesetz tiefer in die Familie hinein. Das Lebensgesetz des Schöpfers findet mehr und mehr selbstverständlichen und willigen Gehorsam. Jedes ältere Kind wird zum Miterzieher der jüngeren Geschwister. Freilich wächst auch mit der Zahl der Kinder und ihrem zunehmenden Alter die Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit der Erziehungsaufgaben, und diese wiederum fordern zunehmende Reife der Eltern. Ihrer Entwicklung wenden wir uns jetzt wieder zu.

Wir haben bisher die Eltern als eine Einheit betrachtet. Diese Einheit faltet sich sofort in ihre beiden Seiten auseinander, wenn wir das Auge auf die Erziehungsarbeit richten. Ja auch das Erlebnis der Eheschließung und vollends das der Kindesgeburt tragen für Mann und Weib schon einen völlig verschiedenen Charakter nach der Verschiedenheit der beiderseitigen Schöpfungsanlagen. Darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden. In der Erziehungsarbeit aber wirken nun diese verschiedenen Lebensanlagen nach außen und werden zum stetigen Beeinflussungsfaktor für das Kind. Hier muß also die gesonderte Betrachtung einsetzen.

Da muß nun von der Tatsache ausgegangen werden, daß die Mutter dem Kinde am nächsten steht, ihr Einfluß also sicherlich der grundlegende ist. Die Last der ersten Kinderjahre liegt so gut wie ausschließlich auf der Mutter. Der Schöpfer hat ihr darum eine starke Grundlage vegetativen Lebens mitgegeben, um diese Last zu bewältigen. Ihre weiche, den Regungen des Augenblicks mühelos nachgebende, sich zurechtschmiegende Natur, die nicht von dem gefesteten, auf zielstrebige Arbeit angelegten Willen des Mannes eingeengt wird, gibt ihr die Fähigkeit, das rein vegetative Leben des Kindes zu hüten und zu schützen, ohne es gewaltsam zu bedrängen und durch vorzeitiges Systematisieren zu gefährden. Sie läßt das Kind sich zurechtwühlen und glättet liebevoll und vorsichtig nur im Einzelnen. Das ist ein ganz gewaltiges Stück Arbeit, vor dem der Mann um so höhere Ehrfurcht empfindet, je weniger es ihm zugänglich ist. Aus dem chaotischen Naturuntergrunde durch leises Nachspüren, Locken und Pflegen die ersten Linien geordneten Lebens herauszuholen und langsam zu festigen,

ist allein der Frau gegeben. Es wäre naturwidrig, wenn die Frau diese ihre kostbarste Naturgabe gering schätzen wollte. Und doch ist diese Naturwidrigkeit in unsern Tagen Wirklichkeit geworden. Dem Drängen der Frau in die Lebenssphäre des Mannes liegt garnichts anderes zu Grunde als die Verachtung ihrer eigenen Lebenssphäre. Ihr sog. Aufwärtsdrang bedeutet die Loslösung von ihrem Wurzelboden. Sie mag noch so sehr betonen, daß sie auch ihre ursprüngliche Aufgabe noch und vor allen Dingen wolle, daß sie daneben nur die Zulassung in die Sphäre des Mannes wolle, um dann in der Stellung des Mannes um so energischer die Sphäre der Frau schützen und fördern zu können — es hilft ihr nichts. Die Natur ist unerbittlich auf Ergänzung angelegt, und sie stellt ihre Einzelaufgaben so umfassend und schwer, daß es in ihr ein Daneben nicht gibt. Weil der Mann der Pflege und Erziehung der grundlegenden Kinderjahre hülflos gegenübersteht, darum muß die Frau ihr ganz gehören. Alle ihre Kraft, auch die Kraft der unverehelichten Frau — die Natur schafft den Ueberschuß nicht umsonst — muß auf diese Aufgabe gesammelt sein, sonst kommt das nachwachsende Geschlecht zu kurz. Die Frau allein verbindet in ihrer Natur den vegetativen Untergrund mit der Kraft der ordnenden Sitte, die Unter- mit der Mittelschicht des Lebens. Diese ihre kostbare Naturgabe verbietet es ihr, sich in die dritte Lebensschicht hineinzudrängen, so gewiß sie ihrer als Ergänzung und Halt bedarf. Darin liegt beileibe keine religiöse Entwertung der Frau. Noch einmal verweisen wir in diesem Zusammenhang auf das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Das große Entwicklungsgesetz des Lebens, seine unverbrüchliche Stufenfolge hat auch die Frau kein Recht zu sprengen.

Die Frau dient dem gleichen religiösen Urgesetz wie der Mann, aber auf einer anderen Entwicklungsstufe. Es ist ihre Aufgabe, den göttlichen Funken in der Tiefe zu wecken, das vegetative Leben heraufzuholen in die Welt des ordnenden Geistes. Sparsamkeit, peinlichste Ordnungsliebe, sorgfältig gehütete Sitte, empfindlichstes Ehrgefühl, vorsichtige soziale Auswahl, unerbittliches Abstoßen des Minderwertigen, aber um so hingebendere Pflege der als wertvoll gefühlten Beziehungen, unermüdlich gestaltende Arbeit, Formensinn, Kunstliebe — es ist ein unerschöpflicher Reich-

tum, den der formgebende Geist des Göttlichen in die Frauennatur hineingelegt hat. Verleugnet eine Frau diesen formgebenden Geist, wird sie unordentlich, verschwenderisch, geschmacklos, sozial unwählerisch, dann wird sie sofort verächtlich. Beides wird von der Frau gefordert, sowohl ihre vegetative, der Sinnenwelt zugewandte Seite, die ihr Naturboden, ihre ewige Anziehungsmacht ist, wie auch die formgebende Kraft, die die Natur in jedem Augenblick bändigt und gestaltet. Sie ist die Spenderin der Liebe und die Trägerin der Sitte. Beides muß sie sein, um ihrer Führungsaufgabe für das nachwachsende Geschlecht gerecht zu werden. Daß es gewaltige Spannungen sind, die sie in ihrer Natur zusammenhält, dürfte klar sein. Hier liegt die große sittliche Leistung, die das Schöpfungsgesetz von ihr fordert, groß genug, um alle ihre Kräfte zu binden. Freilich wird der Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit, der Form über das Vegetative erst stufenweise errungen, und zwar in der Arbeit an dem Kinde. Erst mit den heranwachsenden Kindern und der an ihnen unermüdlich geleisteten Erziehungsarbeit entwickelt sich die volle Herrschaftskraft der Frau, wird die Matrone geschaffen, in der jeder Gedanke, jede Bewegung, jedes Wollen Würde und durchgeistigte Güte atmet.

In dieser Stellung der Frau innerhalb der Schöpfungsentwicklung wurzelt auch ihre Frömmigkeit. Für die Frau ist die Religion die Welt des Lichtes, der Reinheit, der geistigen Vollendung, der ihre Natur zustrebt. Sie trägt gewisse Kennzeichen, die ewig die gleichen bleiben werden. Frauenfrömmigkeit wird immer individualistisch sein. Eine Religion, die ihr nicht persönliche Vollendung verheißt, wird nie den Weg in ihr Innerstes finden. Es ist nicht Zufall, daß sowohl die katholische wie die lutherische Frömmigkeit sich wurzelhaft am kräftigsten in der Frauenwelt gehalten hat. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß die Frau eine stärkere religiöse Anlage besitze als der Mann. Weit gefehlt! Die Entwicklungsstufen des Katholizismus und des Luthertums sind nicht über den Individualismus hinausgedrungen und mußten daher in demselben Maße, wie in der Gesamtentwicklung die Mannesnatur ausreifte, von dieser abgelehnt und auf die Frauenwelt beschränkt werden. Die „Seligkeit“ als letztes Ziel der Entwicklung bedeutet für die Gesamtentwicklung entweder Verfall —

so im gesetzlichen Judentum — oder Unvollendung — so im Luthertum —, für die Frau aber das einzig mögliche Lebensziel.

Frauenfrömmigkeit wird ferner immer zur Gesetzlichkeit neigen. Weil die Frau selbst mit der Sitte steht und fällt, wird sie jede Auflösung religiöser Sitte schmerzlich empfinden und ihre sorgfältige Innehaltung als Lebensbedingung der Religion ansehen. Man hat das die konservative Anlage der Frau genannt. Das ist doch nur halb richtig. Die wahrhaft konservative Gesinnung achtet sehr viel stärker auf die Innehaltung der innersten Linie des Geschehens, während die Frau hier einen Wechsel leicht erträgt oder garnicht fühlt, wohl aber den Wechsel in der Form ablehnt. Daß man in der Kirche Lichtbildervorträge hält oder die Abendmahlssitte abändert, ist ihr sehr viel schmerzlicher als die Verkündigung eines neuen Verständnisses des Evangeliums.

Frauenfrömmigkeit wittert mit großer Sicherheit innere Reinheit und Selbstlosigkeit. Sie sucht den Menschen und seine inneren Kräfte, nicht die Sache und die durch sich selbst wirkende Wahrheit. Ihre durchschlagende Kraft, die garnicht nach den Trägern und ihrer persönlichen Würdigkeit fragt, ist ihr eine unbekannte Welt. Sie will wissen, wie der Mensch ist, der sie verkündigt. Sie verzeiht ihm vieles, niemals aber die einseitig-harte Objektivität des Wollens. Sie ist für sie kalt und hart wie Eisen und wird darum abgelehnt. Wärme und persönliches Gefühl muß dabei sein, sonst flieht sie.

Wer will darüber richten? Wir alle haben an den Brüsten dieser Frömmigkeit gelegen und aus ihr die erste Kraft unseres Lebens gesogen. Die Ehrfurcht vor der Mutter wird nicht sterben und damit auch nicht die Ehrfurcht vor ihrer Frömmigkeit. Freilich gibt es noch einen vierten Zug dieser Frömmigkeit, der über sie selbst hinausweist und ihre Stellung innerhalb der weiterschreitenden Entwicklung sichert. Auf ihn werden wir unten eingehen.

Es ist eine sehr wichtige Aufgabe des religiösen Dienstes, der Frauenfrömmigkeit gerecht zu werden — um des nachwachsenden Geschlechtes willen. Wäre die Gemeinde nur eine Gemeinschaft Gleichgläubiger — im Sinne der Bekenntniskirche —, so wäre diese Aufgabe auf die Dauer unlösbar. Die Verschiedenartigkeit der Verwirklichungsstufen der religiösen Wahrheit schon in der

Familien — ganz zu schweigen von den sozialen Stufen — würde die Gemeinde auflösen oder — wie es heute weithin der Fall ist — wesentlich auf ein Geschlecht und auf eine soziale Stufe beschränken. Das hat man sich in dem Eifer um das Bekenntnis als Einheitsband sehr selten klar gemacht, obwohl keinem die Einseitigkeit der Zusammensetzung der kirchlichen Frömmigkeitskreise verborgen bleiben konnte. Die lutherische Bekenntniskirche wird niemals über ihren Mittelstands- und Frauencharakter hinauskommen, und jede andere Bekenntniskirche wird eine andere Einseitigkeit der Schichtung aufweisen. Das Entwicklungsgesetz des Lebens spottet jeder Schablonisierung. Nun aber ist die „neue Gemeinde“ alles andere als eine Bekenntnisgemeinde im hergebrachten Sinne. Sie ist eine sehr lebendig wachsende, vorwärts arbeitende, erziehende und darum auch geschichtete Gemeinde, in deren Mittelpunkt die immer neu heraufwachsende und alle Entwicklungsstadien durchlaufende Jugend steht. In ihr steht für die Frau der vollgültige und ihrer Schöpfungsaufgabe entsprechende Platz bereit, und zwar wird er dort zu suchen sein, wo es gilt, in der Jugend den Funken des göttlichen Geistes, den Sinn für Zucht und Ordnung, den Blick für die Lichtwelt der Reinheit und Güte zu wecken. Die Frau ist dazu berufen, der Jugend das religiöse Ideal des persönlichen Lebens zu gestalten und in die Seele zu senken. In ihrem Hause lehrt sie ihre Kinder das erste Gebet, erzählt sie die ersten Märchen und Geschichten aus der reinen Lichtwelt der Vergangenheit, läßt sie die Gestalt Christi vor dem inneren Auge der Jugend aufstrahlen. In der Sonntagsschule hilft sie die Stoffe gestalten und die religiösen Bilder der Vergangenheit lebendig machen. Die volle Zartheit und die reiche Fülle der Gestaltungskraft besitzt hier allein die Frau, so gewiß ihr der Mann die Stoffe in ihrer herben Wahrheit zuwerfen muß. Diese Gabe der Frau soll man nur einspannen, sie wird sich schon bewähren. In der bewahrenden, sammelnden, rettenden Gemeindearbeit gehört der Frau in erster Linie die Kindheit. Die Familie gehört ihr, wo es gilt, für die Jugend den Geist der Ordnung und der Liebe zu erhalten oder wiederherzustellen. Die weibliche Jugend gehört ihr bis zur Reife. Das Kranke und Schwache wird ihrer pflegenden und lindernden Hand anvertraut. Sie kann

sich nicht beklagen, daß es ihr in der neuen Gemeinde an vollwertiger Arbeit gebreche.

Aber wie wird es da, wo es sich darum handelt, ihre „persönliche“ Frömmigkeitswelt — auf die sie als Frau ein Recht hat — zu pflegen? Ist das auch „Frauensache“? Hier nun sprechen wir ein entschiedenes „Nein“. Wir müssen nun auf den vierten Zug der Frauenfrömmigkeit kommen und zu seiner Klarstellung etwas weiter ausholen.

Wir müssen da den — scheinbar — herben Satz aussprechen, daß trotz alles persönlichen Vollendungsstrebens, trotz aller ehrfurchtgebietenden Charakterabrundung der reifen Frau in der Entwicklung der weiblichen Natur immer eine letzte Unvollendung bleibt, die über sich selbst hinausweist. Das volle Alleinstehen und Insichselbstruhen hat ihr die Natur versagt. Es bleibt ein letztes Anlehnungsbedürfnis, die Gebundenheit an eine Kraft, die ihr erst die Vollendung schenkt. Erst in dem Manne findet sie den ruhenden Punkt, der ihr die volle innere Sicherheit gibt. Der letzten Lebenswirklichkeit gegenüber ist sie immer die Geführte, nicht die Führende. Das gilt sogar für ihr Verhältnis zu ihrem ureigensten Besitz, ihrem Kinde. Selbst wenn sie in ihrer Führungsaufgabe der zartesten Jugend gegenüber von dem Manne gar keinen kundigen Rat holen kann — sie muß das Gefühl haben, daß sie ihrem Kinde gegenüber nicht allein steht. Die letzte Verantwortung muß sie mit einem stärkeren Willen teilen. So souverän sie die Sitte des Lebens beherrscht, das Urteil über die letzten Lebensentscheidungen fällt nicht sie selbst, sondern nimmt sie hin. Sie tritt für ihren Mann ein, auch wenn der Augenschein ihm vor der Welt Unrecht gibt, weil sie fühlt, daß sie mit ihrem Manne steht und fällt. Ihre letzte sittliche Kraft ist das Vertrauen.

Darum ist die Frömmigkeit der Frau die Frömmigkeit des Gottvertrauens. Das „Befiehl du deine Wege“ der Lutherkirche ist das Lied der Frau. Darum braucht sie nicht über das persönliche Lebensideal hinauszustreben, weil für sie das Ueberpersönliche, ohne das die Welt zerfallen würde, in der Schöpfungsordnung in einem andern verkörpert ist, dem sie sich vertrauensvoll hingibt. Die letzte Verantwortung der Entwicklung liegt nicht in ihrer Hand. Darum hat sie auch nirgend in der Menschheitsgeschichte

herumwerfend und vorwärtsschaffend gewirkt. Es gab Herrschernaturen auch unter den Frauen, aber nicht in der Welt des verantwortungsvoll schaffenden Geistes. Die Menschheitsgeschichte kennt keine Religionsstifterinnen und keine Bahnbrecherinnen zerstörender und alles umbauender Wahrheit. Die harte Welt des Objektiven, das vom persönlichen Schicksal unabhängig ist und unabhängig macht, war von ihr nie beherrscht, wenn auch stets geahnt.

Geahnt! Obwohl sie nie Trägerin sieghaft umgestaltender Wahrheit war, hat sie immer den schärfsten Blick für sie gehabt. Jesus von Nazareth hat in seinen Erdentagen keinen Mann gefunden, der nicht von Stunden der Schwäche und des Zweifels gepackt worden wäre. Nur Frauen haben sich in ihrem Glauben an seine sittliche Größe nicht irre machen lassen. Ein elendes Männergeschlecht sah seinen Weg auf den Todesberg, aber weinende Frauen geleiteten ihn. Die höchste Stufe der Gottesgebundenheit ist dem aktiven Handeln der Frau versagt, offenbart sich aber ihrem ahnenden Gefühl mit untrüglicher Sicherheit.*)

In diesem „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl" **) liegt es auch begründet, daß die Frau für die Pflege ihrer Frömmigkeit den Mann fordert. Die Grundbestimmtheit ihres Lebensgefühls gebietet es, daß in dem Letzten, wovor sie sich beugt, ein von ihr praktisch Unlösliches, nur ahnend in seiner Bedeutung Gefühltes vorhanden ist. Die Frömmigkeit Jesu ist herbste Mannesfrömmigkeit und hat eben dadurch die stärkste Anziehungskraft auf Frauen ausgeübt. Er hat nie daran gedacht, eine Frau zur Trägerin seiner Botschaft zu machen,***) und hat doch gewußt, daß Frauen das schärfste Ohr für seine Wahrheit hatten, ja hat gefordert, daß sie sich dem „Einen, was not ist", ganz öffneten. Die Frauen sind nie Entfacherinnen des heiligen Feuers, aber immer seine treusten Hüterinnen gewesen.

---

*) Das schönste Denkmal, das je einer Frau gesetzt worden ist, ist die Geschichte von der Salbung Jesu in Bethanien.

**) Schleiermachers Theologie ist wie die ganze Geistesrichtung der Romantik wesentlich weiblich bestimmt.

***) Der Marienkult der katholischen Kirche ist gewiß eine Vereinfachung des Problems der Frauenfrömmigkeit, aber zugleich auch eine Verflachung.

Darum gilt für alle gottesdienstlichen Versammlungen, die der Verkündigung der letzten Lebenswahrheit dienen, ungebrochen der Satz: „Die Frau schweige in der Gemeinde!“ Aber er fordert die Ergänzung: „Um so aufmerksamer höre sie!“ Hören! Das heißt nicht bloß: sich etwas ungeprüft Hingenommenes aneignen, sondern das heißt: lauschen auf die letzten Lebensquellen und sie umsetzen in persönliches Lebensgut und persönliche Lebensforderung. In der Anwendung und Einformung in das Leben, in der unerbittlichen Prüfung des dem Leben Dienenden ist die Frau Meisterin. Sie faßt alles „persönlich“, d. h. für die Frau, unmittelbar praktisch. Daß von der Kanzel die wirkliche Lebenswahrheit quillt, dafür sind die Frauen die unbestochensten Richterinnen.

Bei der Darlegung der Frömmigkeit des Mannes werden wir erkennen, daß in ihr trotz aller herben Objektivität immer die Brücke zur „persönlichen“ Anwendung vorhanden ist. Jede folgende Lebensstufe trägt die vorhergehende und die Fühlung mit ihr in ihrem Schoße.

Tatsächlich verkörpert die Frömmigkeit wie die ganze innere Haltung des Mannes eine andere Lebensstufe als die der Frau. Er hat eine andere Stellung zum nachwachsenden Leben und damit im ganzen Lebensprozeß als diese. Er ist verantwortlich für das Verhältnis der Familie und des Kindes zum Ganzen des Lebens. Er wird darum dem Kinde nie so nahe stehen wie die Mutter. Die Distanz, die sich ganz von selbst in Autorität umsetzt, ist naturhaft begründet. Seine Natur ragt gewiß auch in den vegetativen Untergrund alles Lebens hinab — die Familiengründung kettet ihn sogar ganz fest an diesen —, aber die Bindung ist nicht so fest und alles beherrschend wie bei der Frau. Die geistige Linie ist bei ihm fester gefügt und unbedingter herrschend, wenngleich sie keineswegs feiner organisiert, in den meisten Fällen sogar gröber geartet ist als bei der Frau. Das Schmiegsame ist bei ihm zur harten Struktur geworden. Dadurch wird er für die Frau zum Halt, die Frau aber für ihn zur Bereicherung des Lebens. So vertritt die Mutter dem Kinde gegenüber die pflegende und gestaltende, der Vater aber die haltende und stetig führende Kraft. Der Erziehungseinfluß der Mutter erhält durch den Vater das sittliche Rückgrat, die Unbedingtheit seiner Wirkung. Die Nah-

wirkung der Mutter wird durch die Fernwirkung des Vaters erhöht, gesichert und gefestigt. Des Vaters Einfluß auf das Kind ist darum, zumal in den ersten Kinderjahren, kein Einfluß neben dem der Mutter, sondern durch die Mutter hindurch. Wo eine Konkurrenz des Einflusses entsteht, ist schon die gesunde Gliederung des Familienlebens getrübt.

Fernwirkung ist das Wesen des väterlichen Einflusses. Denn die Mannesnatur ragt eben — darin wurzelt die größere Festigkeit ihrer geistigen Linie — in eine andere Welt hinein, die der Mutter und dem Kinde nicht zugänglich ist. Es ist das Wesen des Mannes, daß er auf einen größeren Lebenszusammenhang drängt und in einer objektiven Welt seine Lebensaufgabe erfüllt. Die Einheit des Gesamtlebens ist seine Sphäre. Im zweiten Bande haben wir genugsam davon gesprochen, wie weit sich der Mann der Gegenwart von dieser seiner Lebensbestimmung entfernt und darum auch die väterliche Erziehungskraft verloren hat. Das Zeitalter der individualistisch-femininen Männerwelt ist freilich durch den Krieg jäh zum Abschluß gebracht worden, und die harten Schützengrabenjahre werden hoffentlich die richtige Distanz zwischen den von der Schöpfung gesetzten Naturen wiederhergestellt haben. Die Welt des objektiv schaffenden Geistes ist das Lebensgebiet des Mannes. Gibt der Frau die nach innen gerichtete Hingabe den umhegenden und bis ins Einzelne gestaltenden Einfluß auf das Kind, so gibt dem Manne die nach außen gerichtete Hingabe an das große Schöpfungswerk die Wirkung auf das nachwachsende Geschlecht, die in der Unabhängigkeit und Unantastbarkeit seiner Autorität wurzelt.

Welche Bedeutung diese Verschiedenheit des Einflusses in den einzelnen Stadien der Kindesentwicklung hat, muß dem nächsten Abschnitt vorbehalten bleiben. Hier nun handelt es sich darum, die in der besonderen Aufgabe des Vaters wurzelnde Eigenart der Mannesfrömmigkeit herauszustellen.

Sie kann, wenn sie wirklich ausgereift und durchgebildet ist, niemals individualistisch sein. Sie muß allerdings durch die Stadien des Individualismus hindurch, und zwar — wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden — stufenweise von der Kindheit bis in die Entwicklungsjahre. Noch die Eheschließung liegt, wenn

auch bei gesunder Entwicklung bereits in gedämpfter und gebrochener Form, auf der Seite der individualistischen Lebenskurve. Aber spätestens mit der ersten Kindesgeburt setzt in normalen Zeitläuften die entschlossene Wendung zur Welt der objektiven Werte ein. Sie muß den Drang zum Schaffen für die Zukunft einer vom Einzelleben unabhängigen Entwicklung zum vollen Durchbruch bringen. Die Stellung weiblicher Liebe zum Kinde ist in ihrer Tiefe immer egoistisch bestimmt, die Stellung väterlicher Würde fordert den Blick auf ein Lebenswerk, in das das Kind hineinwachsen, und das von ihm weitergeführt werden soll. Das Zukunftsschaffen ist des Mannes Adel, den das Kind erst ganz herauslockt.

Hier nun wird deutlich, daß weder die katholische noch die lutherische, zumal noch durch den Pietismus erweichte, Frömmigkeit der sich jetzt wieder unter dem Zwange der Zeitentwicklung ausreifenden Mannesnatur voll genügen konnte. Im Katholizismus ist der Mann seit langem wirklich innerlich gefesselt nur durch die politische Seite; das andere macht er um seiner Frauen und Kinder willen mit und empfindet doch dabei ein letztes Unbehagen. Im Luthertum aber hat er die individualistische Seligkeitspredigt, besonders in der Form der Gottvertrauenspredigt, längst innerlich abgelehnt. Kein Männerverein wird hier zurückholen, was die Entwicklung längst überholt hat. Der Mann will das Reich des objektiven Werdens sehen, in das er hineingehört. Seine Frömmigkeit muß Kraft des Schaffens sein, seine ewige Hoffnung ein unabhängiges Reich, das jede aktive Faser anspannt. Er will nicht Lockungen und Tröstungen, er will Forderungen hören. Religion als reine Privat- und Herzenssache ist für ihn verächtlich. Sie muß als Gesamtforderung der Zeit vor ihn hintreten. Die Wärme des Gefühls schwingt bei ihm mit, aber den Oberton hat der anspannende Wille. Mit der „persönlichen Erlebnistheologie“ wird man die Männerwelt unserer Tage nicht mehr fassen, wohl aber mit der Theologie eines werdenden und zu schaffenden Gottesvolks.

Es ist klar, daß hier die eine große Lücke alles religiösen Dienstes in unseren Tagen liegt. Ohne die großzügig — das braucht nicht großspurig und weltumfassend zu sein — schaffende

Gemeinde ist diese Lücke nicht auszufüllen. Der Mann wird nur durch die Arbeit an den zentralen Volksaufgaben, die ihm auf Schritt und Tritt in seinem Berufe begegnen, der Religion wieder zugeführt werden können, und zwar hat die Gemeinde die Aufgabe, diese Arbeit aus der unerhörten Oberflächlichkeit des heutigen politischen Gebahrens in die Tiefe der wirklichen Lebensfragen zu führen. Nur die Männer, die das ganze Elend unserer gegenwärtigen öffentlichen Volkstätigkeit empfinden, sind für die den letzten Lebensgründen nachgehende öffentliche Tätigkeit der Gemeinde reif. Daß die letzten Aufgaben der Volksentwicklung sittliche Erziehungsaufgaben mit dem ganzen Umfang und der unerbittlichen Härte höchster Willensforderungen sind, muß von dem Männergeschlecht der neuen Gemeinde mit voller Klarheit erfaßt sein. Dann aber bietet sich hier eine Fülle von Aufgaben und eine Anspannung des Willens, die die Mannesnatur bis in ihre innersten Tiefen fesseln muß. Dabei ist eine Konkurrenz mit der in der Gemeinde schaffenden Frauenkraft ganz ausgeschlossen. Der Mann bestimmt die Richtung der Arbeit, entwirft die Gesamtpläne, ordnet die Kräfte ein und schaltet das Untaugliche aus, greift an, wo es Widerstände zu überwinden gilt, verteidigt, wo böser Wille zu hindern sucht, bearbeitet die Oeffentlichkeit, verwaltet das Erworbene und dehnt das Gebiet aus, übernimmt für alles die letzte Verantwortung und sorgt, daß die innerste Grundrichtung gewahrt bleibt. Dabei wird die Stimme der Frau, zumal für die ihrer Natur allein völlig zugänglichen Gebiete, von ihm immer gehört werden. Die letzte Entscheidung in der Außenentwicklung aber liegt in seiner Hand. Er baut das Haus, die Frau wirkt gestaltend in dem Hause. Der Mann ist Kämpfer, vorwärtsdrängender Entwerfer, einheitschaffender Wille, die Frau Hüterin, ausgestaltende Liebe, wärmespendende Güte. Drei Aufgaben der Gemeinde gehören dem Manne allein: Die der Kybernese, die der Erziehung der männlichen Jugend in den Entwicklungsjahren und die des wahrheitkündenden und zielsetzenden Worts.

In dem allen ist er nicht der Konkurrent der Frau, sondern ihr Halt, ihre Stütze, ihre Ergänzung, ihre Vollendung. Im Besonderen gilt das für die religiöse Wahrheitsverkündung, die ihm anvertraut ist.

Diese muß, wo immer sie herrschaftskräftig, überzeugend und fordernd auftreten will, aus der objektiven Fülle des Gesamtlebens herauswachsen. Wohl muß sie durch das Erlebnis des einzelnen hindurchgehen, findet aber keineswegs ihren letzten Gültigkeitsgrund und ihre durchschlagende Rechtfertigung durch das persönliche Erlebnis. Dieses Erlebnis muß ein durch das Gesamtleben der Gegenwart und durch die im praktischen Handeln gewonnene Fühlung mit ihm erzwungenes sein. Es muß den Willen atmen, der nicht nur dem einzelnen zugewandt ist, sondern der den einzelnen zwingend in den unabhängigen Lebensstrom hineinreißt und an sein objektives Ziel bindet. Die Wahrheit dieser Botschaft zu fühlen und praktisch anzuwenden, ist der Frau gegeben, sie zeugend und bezwingend zu tragen, ist dem Manne vorbehalten. Wohl ist damit keineswegs ausgesprochen, daß nicht die Frau fühlend das Gesamtleben durchdringen könnte, noch weniger, daß sie nicht das theoretische Wissen über religiöse Fragen und die Technik ihrer Verkündigung zu beherrschen imstande wäre. Die Religionsverkündung ist nicht in entscheidendem Sinne an das Wissen und an die Technik gebunden, sondern wurzelt in einer praktischen Lebensbestimmtheit, deren volle Voraussetzungen der Schöpfer allein in die Natur des Mannes hineingelegt hat. Es ist weithin der Irrtum verbreitet, daß eine psychologisch durchdringende und wahrhaftige Darstellung inneren Lebens genüge, um Religion zu verkündigen. Es gibt religiös völlig unfruchtbare Prediger, die diese Fähigkeit bis zum Raffinement beherrschen, ganz zu schweigen von den Vielen, die eine sehr wirkungsvolle Rhetorik mit Religionsverkündigung verwechseln — sowohl unter den Predigern wie unter den Hörern. Die Predigt der Wahrheit im vollen Sinne erfordert immer in irgend einem Maße die „Vollmacht", von der die Evangelien sprechen, d. h. die volle Selbstlosigkeit und Hingerissenheit des Lebens an das alles „Persönliche" überragende Gesamtziel aller Entwicklung. Das schließt freilich immer in sich die Fühlung mit dem persönlichen Vollendungsstreben, weil nämlich dieses letztlich auf das objektive Ziel alles Werdens hinstrebt, wenn es auch nicht mit diesem Ziel identisch ist und es voll ausschöpft. Hier liegt die Wurzel jener geheimnisvollen Erscheinung, auf die wir früher bereits hinwiesen, daß die objektivste Form der Ver-

kündigung auch die stärkste subjektive Wirkung auslöst. Eine Verkündigung, die ausschließlich die Persönlichkeit pflegen und weiterführen will — darauf würde Frauenverkündigung immer hinauslaufen —, würde daher gerade die letzte Kraft der Persönlichkeitsvollendung vermissen lassen.

Nun würde freilich auch eine Verkündigung, die ausschließlich die letzte Objektivität aller Wahrheit darstellte, so gewiß diese die Voraussetzung der vollen Wirkung ist, auf weite Strecken des zu führenden Lebens wirkungslos bleiben. Wir erwähnten schon, daß die Frau die einseitig harte Objektivität der Wahrheit innerlich ablehnt, und nicht nur sie, sondern viele noch in der Entwicklung begriffene Seelen. Darum muß die Verkündigung, so fest der letzte Grund ihrer Objektivität liegen muß, immer auch jene weicheren, ziehenden Töne anschlagen, die so unvergleichlich zart aus der herben Objektivität der Botschaft Jesu herausklingen. Das lockende: „Selig sind“, das ziehende: „Kommet her“, das verheißende: „So wirst du einen Schatz im Himmel haben“, das ermutigende: „Fürchte dich nicht“ gehört unbedingt mit zur vollen erzieherischen Kraft der religiösen Botschaft. *) Aber darin liegt nicht ihre l e t z t e Kraft! Als geradezu schwächlich muß es bezeichnet werden, wenn heutige religiöse Redner meinen, da die alte Form autoritativer Belehrung — die dialektische „Lehre“ im altprotestantisch-schulmeisterlichen Sinne ist immer wirkungslos gewesen — bei der heutigen „Freiheit der Persönlichkeit“ nicht mehr möglich sei, müsse man vorsichtig seinen „persönlichen“ Standpunkt zur Begutachtung vorlegen, dem einzelnen müsse es überlassen bleiben, was er sich davon „persönlich“ aneignen wolle. Diese Art der religiösen Verkündigung, die nur Meinungen zur Auswahl vor-

---

*) Ist es Zufall, daß die ganz weichen Töne in der Botschaft Jesu wie „Weine nicht!“ und „Sei getrost, meine Tochter!“ nur an Frauen gerichtet sind, während das herbe „Folge mir nach!“ nur Männern entgegengeklungen ist? Man achte darauf, welche zarte Form dies „Folge mir nach!“ in der Erzählung von Martha und Maria angenommen hat: „Maria hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.“ Hier ist persönlicher Besitz das Letzte, bei den Männern die volle Hingabe an das W e r k. Auch die weiche Form der in Schutz nehmenden Liebe „Laßt sie in Frieden, was bekümmert ihr sie?“ findet sich nur einer Frau gegenüber.

legt, hat nichts mehr mit Religion zu tun. Die religiöse Botschaft will immer, weil sie nicht im „Persönlichen“, sondern in der vollen Hingabe an das Göttliche wurzelt, überwältigen und zwingen, auch nicht überreden und wahrscheinlich machen, empfehlen und anpreisen, sondern überzeugen und mitreißen. Tod oder Leben ist die Losung der Religion, nicht Nutzen oder Schaden. Sie läßt keine „freie Wahl“, sondern sie zwingt zur Wahl. Dieses Ueberwältigende und Zwingende, das doch nicht Vergewaltigung ist, sondern das innerste Wollen anpackt, ist nur dem Manne gegeben.

Diese Frömmigkeit des Mannes schließt das Gottvertrauen in sich und ragt doch darüber hinaus. Innerster Gehorsam ist zugleich Vertrauen und ist doch mehr als das. Ist dieses die passive Hingabe an Gott, so jener die aktive. Die Frömmigkeit des Mannes und die Frömmigkeit der Frau lassen sich beide mit dem Worte „Glauben“ umschreiben, aber in dem Glauben des Mannes liegt ein Plus des Hingerissenseins in das schaffende Wirken, *) während in dem Glauben der Frau eine Steigerung der Innigkeit abhängigen Vertrauens liegt. So kann die Frau den Glauben des Mannes bereichern und versinnigen, der Mann aber den Glauben der Frau festigen, verankern und halten. Wollten wir den ganzen Umfang des Unterschiedes der beiden Frömmigkeitswelten bestreichen, so müßten wir vieles wiederholen, was wir in den Kapiteln über das religiöse Urerlebnis und seine Beziehungen gesagt haben. Allgemein nur möchten wir darauf hinweisen, daß dort, wo die Grenze des Luthertums, gemessen an der Religion Jesu, liegt, auch ein großes Stück der Grenzlinie der beiderseitigen Frömmigkeitssphären entlangläuft.

Hinweisen wollen wir nur noch auf die Bedeutung der Gesetzlichkeit für die Frömmigkeit des Mannes. Wo sie hier auftritt, ist sie immer ein Schwächesymptom. Tatsächlich ist mit der Gesetzlichkeit in der religiösen Sphäre des Mannes stets in irgendwelchen Formen die Feigheit, die politische Intrigue und der Majoritätsdrang verbunden, untrügliche Kennzeichen verächtlicher Verweiblichung der Mannesfrömmigkeit. Diese fordert die unbedingte Offenheit, Freimütigkeit und den in sich ruhenden, nicht

*) vgl. den Abschnitt „Glaube und Werke“.

an Majoritäten gebundenen Glauben an die Macht der Wahrheit. Alle echte Mannesfrömmigkeit muß das Zeichen der königlichen Freiheit Jesu an der Stirn tragen. Ueber den Traditionalismus der äußeren Form sieht sie leicht hinweg, um so wichtiger ist ihr das Anliegen innerlich folgerichtiger Entwicklung aus der Vergangenheit. Aller vollendende Vorwärtsdrang des Mannes ist gebändigt und gehalten durch die Kraft der Treue. Leichtgeschürzte Neuerungssucht ist unmännlich. Das „Moderne" gehört nicht in die Welt des Mannes. Seine Sphäre ist das Ewige, das sich eben in dem unentrinnbaren Zwange der gegenwärtigen Forderung als solches erweist. Seine Frömmigkeit muß Anfang und Ende der Entwicklung umspannen, soweit überhaupt Menschenkraft Anfang und Ende übersehen kann, zugleich aber auch beides zusammenschließen in der harten Schaffensforderung der Stunde. Stetigkeit ist des Mannes Adel, Innigkeit der Frauen Würde.

Zweierlei dürfte deutlich geworden sein. Zuerst: die Familienfrömmigkeit ist kein einförmiges Gebilde im Sinne einer bekenntnismäßigen Glaubenseinheit, wohl aber ein einheitlicher Organismus, in dem ein Glied das andere bedingt, hält und weiterführt. Das wird erst vollends sichtbar werden, wenn wir die Entwicklung der Jugend ins Auge fassen.

Sodann: die Familienfrömmigkeit hängt in allen ihren besonderen Seiten in der Luft, wenn sie nicht wachstümlich mit der Gemeindefrömmigkeit verbunden ist. Die religiöse Welt des Mannes, der Frau und des Kindes fordert in gleicher Weise diesen Hintergrund, wenn auch in ganz verschiedener Richtung. Im Kreise der Familie und im Kreise der Gemeinde entfaltet sich das religiöse Urerlebnis, beide Kreise aber bedingen und fördern sich in seiner Ausfaltung. Wie weit die Familie das religiöse Urerlebnis *vollendet*, hängt von dem größeren geschichtlichen und sozialen Kreise ab, innerhalb dessen sie lebt. Wird der Entwicklungsgang in einem der drei Kreise zerrissen, so überträgt sich naturnotwendig diese Zerrissenheit auf alle Kreise. So hat das Zeitalter der Kraftmaschine mit der familiären auch die soziale und die geschichtliche Entwicklung und wechselweise umgekehrt zerstört. Die Heilung aber kann nur durch die ineinandergreifende Gesundung aller Kreise wiederkommen. Das Leben ist eine in

allen seinen Bestandteilen innerlich zusammenhängende Größe. Darin schlummert eine furchtbare Gefahr für seinen Gesamtbestand, die die höchste Wachsamkeit und das schärfste Verantwortungsgefühl aller seiner Glieder fordert, aber auch die große Hoffnung auf seine Gesamtgesundung, wenn sie nur an einem Punkte entschieden eingesetzt hat.



4. Die Verwirklichungsstufen im Einzelleben.

Wir treten nun in das innerste Gebiet der Lebensentwicklung, dem die praktische Verkündigung der religiösen Wahrheit nachspüren muß, um ihre Kraft wirksam ansetzen zu können. Es ist das wichtigste, nicht weil das Einzelleben das Ziel aller Entwicklung ist, wohl aber deswegen, weil in ihm die innerlichsten, zartesten, empfindlichsten, ursprünglichsten Fäden der Entwicklung laufen, deren gesundes Wachstum die Grundbedingung aller Lebensgesundheit ist. Es ist außerdem, so kurzfristig das Einzelleben der Zeit nach ist, dem Inhalt nach das für menschliche Betrachtung umfassendste. In ihm drängen sich die geschichtlichen, die sozialen, die innerfamiliären Lebensstufen wie in einem Kompendium zusammen, ja in ihm blitzen Lebenserscheinungen wieder auf, die der Geschichtsforscher aus seinen Quellen in der Gesamtentwicklung nicht mehr aufweisen kann. In dem Einzelleben verbinden sich immer von neuem die ältesten mit den jüngsten Schichten des Lebens. Der innerste Kreis ist der kleinste, aber auch der umfassendste.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Zeiten des Wachstums in erster Linie unsere Aufmerksamkeit fordern. Denn für eine verantwortliche Führung kommen sie vorwiegend in Betracht. Was in der Jugend versäumt und verfehlt wurde, kann im Alter nicht nachgeholt werden. Die in der Jugend geweckten Kräfte aber wachsen sich in der Zeit der Verfestigung ganz von selbst zur Reife aus.

Wir müssen mit einem Verzicht anfangen. Wir können in dem Rahmen dieses Buches keine ausführliche Religionspädagogik geben, wenn sie auch für die religiöse Erziehung in Familie, Schule und Kirche in unseren Tagen so nötig ist wie das tägliche Brot. In der religiösen Jugenderziehung und im religiösen Unterricht

herrscht eine derartige Unsicherheit, Unklarheit und Verwirrung des Urteils, hier haben die leidenschaftlichen Strebungen der Erwachsenen in der Epoche der allgemeinen individualistischen Auflösung eine solche Vergewaltigung der Kindesnatur gezeitigt, daß nur eine entschlossene Zurückbesinnung auf die Tatsachen der jugendlichen Entwicklung hier helfen kann. So vorsichtig die Losung: „Vom Kinde aus!" da aufzunehmen ist, wo sie eine unsachgemäße Verselbständigung des Kindes im Sinne eines blinden Individualismus decken soll, so notwendig ist sie hier, wo es gilt, das Kind vor den brutalen Ichinstinkten zügelloser Erwachsener zu schützen. Dem Kinde die Religion vorzuenthalten und zu verekeln, weil der Erwachsene sie aus irgendwelchen „persönlichen" Gründen hassen gelernt hat, geht nicht an. Ebensowenig aber ist es zu verantworten, das Kind in eine Form des religiösen Lebens hineinzuzwängen, die man in einem vergifteten öffentlichen Leben für allein schlagkräftig hält. Hier stehen wir vor der ganzen Schwere der im zweiten Bande entwickelten Frage: Jugend und Alter. Hier gilt es, das Kind als Geschöpf des ewig wirkenden Gottes aus einem gottlosen und gewalttätigen Geschlecht der Ichkultur herauszuschlagen. Daß nur eine ganz gründliche Beschäftigung mit den Tatsachen der jugendlichen Psyche durchgreifend wirken kann, liegt auf der Hand. Die neu erwachende Ehrfurcht vor dem Schöpfer wird sich an diesem Punkte zuerst praktisch bewähren müssen. So stark wir die Verpflichtung fühlen, hier ganz gründlich und ausführlich zu werden, so notwendig ist es, daß wir uns um des Ganzen willen, das keine Einzeluntersuchungen zuläßt, auf die wichtigsten Linien beschränken, die allerdings um so kräftiger herauszustellen sind.

Zu allererst muß hier noch einmal mit dem stärksten Nachdruck gesagt werden, daß die Religion auch im Einzelleben eine sich entwickelnde Größe ist. Die mehr als einmal in ihrer Lebensfremdheit gekennzeichnete Auffassung, daß die religiöse Wahrheit eine im logisch-begrifflichen Sinne zu fassende Einheit sei, die sich der Mensch stückweise aneignen könne, versagt den Tatsachen der Einzelentwicklung gegenüber vollkommen und muß immer zu einer ungesunden Einschnürung, ja Vergewaltigung des von der Schöpfung gesetzten Entwicklungsweges führen. Ungezählt sind die Anklagen

gegen Elternhaus, Schule und Kirche, die uns aus den Jugenderinnerungen der verschiedenartigsten Menschen entgegenklingen. Daß die Religion in so vielen Fällen den Menschen bis ins Alter hinein als das hoffnungslos Fremdartige, Unwahre, Lebensfeindliche erschienen ist, kann nicht in ihrem Wesen begründet liegen, obwohl dieses immer für die oberflächliche Natur den Zug des Absurden an sich trägt. Dieses Absurde ist doch nicht naturwidrig, sondern offenbart sich in der Tiefe des Lebens immer als das Naturnotwendige, daß als solches sich immer in irgend einem Maße durchsetzen muß. Eine unerhört oberflächliche und bequeme religiöse Erziehung hat das wahre Geheimnis der Religion — wie weit ist das der verstandesglatten Katechismusweisheit verloren gegangen! — in einen sinnwidrigen und lebensfeindlichen Zwang verwandelt, der nur noch das Geheimnis des unverdauten Wortklüngels kennt. Die Schuld zumal der Kirche, aber auch der Schule, ist hier unermeßlich groß. Daß die Religion sich trotz ihres mechanisierten Wahrheitsunterrichts noch so tief in den Gemütern gehalten hat, ist wahrlich nicht menschliches Verdienst, sondern das Werk des Schöpfers, der die ewigen Anlagen, die er in seine Schöpfung hineingelegt hat, selbst durch die sinnlosesten menschlichen Bemühungen nicht vernichten läßt. Die Qual, die die Kirche ihren Kindern auf die Gemüter gelegt hat, ist alles andere als das Leiden, das aller religiösen Entwicklung innewohnt. Es ist die Qual des nach Religion dürstenden Lebens, dem Steine statt Brot gegeben werden. Was besagen alle „Stufen", in die man den Stoff des religiösen Unterrichts eingeteilt hat, wenn diese den wirklichen Stufen des Lebens Hohn sprechen und nur unter einer mechanischen intellektualistischen Abstufung vom „Leichten zum Schweren" oder „vom Einfachen zum Verwickelten" die eine in den Bekenntnissen niedergelegte Stufe religiösen Lebens sämtlichen Lebensaltern aufzwingen will! Wer hat sich die Mühe gegeben, auch nur zu fragen, wann das Luthererlebnis, wann das Gesetz des stellvertretenden Leidens der Lebensentwicklung zugänglich wird? Zehnjährige Kinder schnurren es altklug ab, daß „Christus für ihre Sünden gestorben" sei, vierzehnjährige Konfirmanden glauben mit Todesverachtung „an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche usw." und sagen den Unterschied zwischen

Luthers und Zwinglis Abendmahlslehre her. Die jugendliche Seele verträgt einen ungeheuren Ballast fremdartiger Dinge, wie die Hosentasche eines Straßenjungen. Wenn aber unter diesem Ballast alles wahrhaft Aneignungsfähige verschwindet und erstickt wird, dann ist das Vergewaltigung der Religion und Vergewaltigung der Kindesseele. Nichts kann die Kirche, die vorgibt, von Christus erlöst zu sein, hier entschuldigen. Sie hat die große Liebe, durch die und für die sie erlöst worden ist, verleugnet. In ihrer Wahrheitsverkündigung an das nachwachsende Geschlecht hat sie von der seelsorgerlichen Größe Jesu, der jeder Einzelseele nachging und für jede das rechte Wort fand, auch nicht einen Hauch sich angeeignet — um ihres Götzen willen, den sie um jeden Preis auch in der Jugend durchsetzen zu müssen glaubte: ihre „Lehre".

Es gibt keine einheitliche Lehre für das ganze Menschenleben, wohl aber gibt es ein einheitliches Lebensgesetz, dem trotz der Mannigfaltigkeit seiner Verwirklichungsformen kein Menschenleben ganz entrinnt. Denn es ist nun auch keineswegs an dem, daß einzelne Menschen mit der religiösen Anlage geboren werden, die andern aber ohne sie durchs Leben gehen. Das ist die entgegengesetzte, nicht minder bequeme Auffassung, die in den von der Kirche abgewandten Kreisen die herrschende geworden ist. Der Verlust einer höchsten Lebensbestimmtheit in dem Zeitalter der völligen individualistischen Todesauflösung wird mit der Lehre von den verschiedenen menschlichen „Anlagen" bemäntelt. Wie man die künstlerische, die technische, die kommerzielle Begabung mit in die Welt bringt, so auch die religiöse Anlage. Der eine hat sie und mag sich darin glücklich fühlen, der andere hat sie nicht und wird auch ohne sie glücklich. Im Grunde ist darum eine allgemeine religiöse Erziehung nicht sachentsprechend. Wenn die Tradition des Elternhauses es nahelegt, so kann man den Kindern ja den religiösen Unterricht zuteil werden lassen, genau so wie man die Schule und manche Fächer für die Kinder wählen kann, wie etwa Musik. Diese Auffassung ist, wenn auch oft unausgesprochen, weithin herrschend. Sie wird freilich, zumal in Schulkreisen, durch die Erkenntnis gedämpft, daß die Religion in der Geschichte der Menschheit zu den allgemein verbreiteten Kulturerscheinungen gehört, deren Kenntnis doch für die allgemeine Bildung

unerläßlich ist. Wie weit aus solcher Kenntnisvermittlung eine persönliche Aneignung wird, ist dann Sache der persönlichen Entwicklung, die schon ihre Wege finden wird.

Diese Auffassung, die in mannigfachen Variationen auftritt und bezeichnenderweise immer an dem Gegensatz gegen die Unvollkommenheiten des kirchlichen Unterrichts orientiert ist, ist zum mindesten ebenso oberflächlich und das Kindesleben vergewaltigend wie die kirchliche, nur nach der gerade entgegengesetzten Richtung hin. Was jene an positiver Aufdrängung sündigte, das sündigt diese an negativer Vorenthaltung. Ein „objektiver" Religionsunterricht in dem obigen Sinne ist an sich schon eine Torheit, die nur einem Zeitalter möglich ist, das die Religion tatsächlich nur noch als ein fossiles Gebilde, d. h. überhaupt nicht kennt. Wo immer sie in der Wirklichkeit auftritt, ist sie Entscheidung fordernd, ist sie in irgend einer Form die Wahl zwischen Leben und Tod. Eine nur zur Kenntnis gebrachte, an dem Willen aber vorübergehende Religion hat aufgehört, Religion zu sein. Das Wissen über die Religion ist unausweichlich an das Handeln in ihrer Kraft geknüpft. Als besonders töricht aber erweist sich jener „objektive" Unterricht im Blick auf die Kindesnatur. Es gehört bis zu einer bestimmten Lebensstufe, von der wir unten näher sprechen werden, zum Wesen der Kindesseele, daß sich nur das für sie als überhaupt vorhanden erweist, was sich irgendwie mit ihrem persönlichen Leben verbindet. Es gibt, wie jeder Erzieher weiß, ganze Gebiete des Lebens, die jenseits der Kindesseele liegen, weil sie sich auf keine Weise mit ihren Innenkräften verbinden lassen. Daß aller Jugendunterricht damit rechnen muß, dürfte eine Binsenwahrheit sein. Nun aber ausgerechnet für die Religion, die nur als lebendige Innenkraft existiert, die Forderung eines Unterrichts zu stellen, der die Frage der Aneignungsfähigkeit ausschaltet, ist die auf die äußerste Spitze getriebene Torheit, die nur in den unglücklichen Zuständen konfessioneller Zerrissenheit und kirchlicher Weltfremdheit eine gewisse Entschuldigung findet. Indessen — den Pädagogen können die größten Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens nicht entlasten. Denn er ist nicht verantwortlich für die Konfession, auch nicht für die Kirche, sondern für das Kind. Auf die inneren Notwendigkeiten der Kindesentwicklung hat er sein Auge zu richten

und daraus für seine Arbeit die Folgerungen zu ziehen. Wie sich die Notwendigkeiten dieser Arbeit mit der konfessionellen Bestimmtheit der Umgebung vereinbaren und in sie hineinfügen, ist eine zweite Frage, deren Lösung sehr viel sicherer und sachlicher gefunden werden kann, wenn erst einmal die unabweislichen Forderungen der jugendlichen Entwicklung sicher gestellt sind.

Der Pädagoge von heute gibt im allgemeinen zu, daß die Religion, zum mindesten in der Vergangenheit, eine allgemein verbreitete Kulturerscheinung der Menschheit ist. Er weiß ferner und rechnet damit, daß das heranwachsende Kind im Fluge die großen Stadien der Menschheitsentwicklung wieder durchlebt, natürlich nicht ihrem stofflichen Gehalt, wohl aber ihrer inneren Struktur nach. Warum zieht er daraus nicht die Folgerung, daß es gewisse Notwendigkeiten in der Kindesentwicklung gibt, die den inneren Notwendigkeiten der Menschheitsgeschichte entsprechen? Selbst wenn er der Meinung sein sollte, daß heute die religiöse Epoche der Menschheitsgeschichte abgelaufen sei, gibt ihm diese Meinung das Recht, mit diesem Heute, in das das junge Leben doch erst ganz am Endpunkt seiner Wachstumszeit hineinmünden kann, die ganze Entwicklung der Jugend zu vergewaltigen? Ein historisch ungebildeter Pädagoge ist auch psychologisch ungebildet und ebenso wenig geeignet für seinen Beruf wie der historisch und psychologisch ungebildete Religionsdiener. Er kann dem Kinde gewisse technische Fertigkeiten beibringen, aber nicht sein Erzieher im vollen Sinne sein. Die Kategorien „vom Leichten zum Schweren“, vom „Einfachen zum Verwickelten“, von „der Anschauung zum Begriff“, und wie alle diese intellektualistischen Kategorien lauten, genügen durchaus nicht zur Lösung der letzten Erziehungsfragen. Die religiöse Erziehung erfordert aber unbedingt das Zurückgehen auf die letzten und tiefsten Entwicklungsgesetze des Lebens. Denn die Religion ist in keiner Weise ein „Fach“ wie Rechnen, Schreiben, Lesen, sondern sie ist das große Lebensgesetz, das das ganze Dasein umspannt und durchdringt. Schon in die nicht rein technischen Fächer wie Geschichte, Literatur, Biologie, Geographie spielt die Rücksicht auf das innere Entwicklungsgesetz der Jugend ganz gewaltig hinein, am stärksten jedenfalls in die Religion, denn diese ist identisch mit dem letzten Lebensgesetz. Es ist durchaus nicht

Anmaßung, wenn wir sagen, daß die psychologische Tiefe des religiösen Unterrichts über die Güte der Gesamtarbeit eines ganzen Schulsystems entscheidet. In dem Zeitalter der technischen Erstarrung, das an die Stelle der universalen Charakterbildung die möglichst hoch getriebene technische Leistung gesetzt hat, wird das allerdings als Anmaßung zurückgewiesen. Man hat den religiösen Unterricht wie die gesamte Charakterbildung an die Wand gedrückt und dadurch allerdings die letzten und schwierigsten Fragen der Jugenderziehung sehr geschickt umgangen. Die Epoche der allgemeinen technischen Lebenserleichterung hält ja überhaupt den leichtesten und mechanisch am schnellsten zu beherrschenden Weg für den richtigen. Wir hoffen allerdings auf ein Zeitalter, das wieder den Mut hat, die Erziehungsfrage an ihrem schwierigsten Innenpunkte anzugreifen. Im Mittelpunkt seiner Arbeit wird immer die Frage des Religionsunterrichts stehen. Die einfache Lösung, den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen, weil die von den konfessionellen Ansprüchen und den Elternstimmungen her erwachsenden Schwierigkeiten zu groß seien, ist als feige Flucht vor dem innersten Problem aller Erziehungsarbeit zu bezeichnen. Dem Pädagogen muß das Recht des Kindes höher stehen als alle andern Rechtsansprüche in der Welt.

Wir wollen nun den Versuch machen, die wichtigsten Linien der Jugendentwicklung zu zeichnen, die die religiöse Bestimmtheit der Erziehungsarbeit unbedingt fordert, und die zugleich der Form und dem Inhalt der religiösen Erziehung die Wege weisen. Die Entwicklung der Jugend ist kein gradliniges Wachstum, das sich lediglich in quantitativer Ausdehnung des Lebenskreises vollzieht und nur ein Zunehmen an Alter, Größe, Kenntnissen und Eigenschaften kennt, sondern ein Prozeß mit inneren Umlagerungen der Gesamtstruktur, mit qualitativen Aenderungen der Lebensbestimmtheit. Natürlich vollziehen sich diese Umlagerungen langsam, in weiten Zeiträumen und in unmerklichen Uebergängen, die nur gelegentlich dem Auge nach außen hin als plötzliche Brüche sichtbar werden. Trotzdem lassen sich, wenn man auf den Gesamtweg sieht, große Stadien unterscheiden, die sich sehr deutlich von einander abheben. Die wichtigsten werden durch das 10.—12. und wiederum durch das 18.—20. Lebensjahr abgegrenzt, wobei mancherlei

Schwankungen und Abweichungen, auch ein mehr oder minder starkes Hinüberwirken der Kräfte aus dem einen in das andere Stadium möglich sind.

Wir bezeichnen das erste Stadium als das der Kindheit. Es ist die Periode der vollen inneren Abhängigkeit, das Stadium der mütterlichen Vorherrschaft. Es ist die Zeit des reinen, man möchte sagen, blinden Aufnahmedranges. *) Das Kind saugt die Dinge in sich hinein, fest und tief, und läßt sie nicht wieder los. Dies Stadium ist darum die Zeit der stärksten Eindrucksfähigkeit. Unendlich schnell und scharf zupackend arbeitet hier die Natur. Sie muß ja auch die Entwicklung der Jahrtausende durcheilen, um die Grundlage für den Anschluß an die Gegenwart zu schaffen. Es wird ewig ein Wunder bleiben, wie rasch und sicher die Natur im Kinde den ersten Bildungsgang durchschreitet und jeden Eindruck ausnutzt, um das neue Erdenleben in die Sprache, die Sitte, die umgebende Lebenssphäre, die Gefühlswelt, die Willensrichtung der Gegenwart hineinzustellen. Dazu gehört eine Eindrucksfähigkeit, die ganz Hingabe und Hinnahme ist. Wie schon der Säugling in der Wiege nach jedem hellen Licht greift und blinzelt, so drängt sich die ganze receptive Kraft des wachsenden Kindes auf jeden Sinneseindruck hin, der sich aus dem Dunkel der Umwelt abhebt. Nicht umsonst lebt noch in der spätesten Erinnnerung diese Zeit, die doch nur kurze Jahre umfaßt, als eine Spanne langer Jahrzehnte.

Mit dieser Grundbestimmtheit der Kindheitsperiode hängt nun eine Reihe wichtiger Entwicklungskennzeichen zusammen. Als erstes tritt uns da das alles beherrschende Grundgefühl „schlechthiniger Abhängigkeit“ entgegen, das in dieser Periode am reinsten verkörpert vor uns liegt. Die unbedingte Anhänglichkeit, das völlige Sichausliefern, das sich in voller Sorglosigkeit Geborgenwissen ist der Grundzug der Kindesseele. Das ganze Leben ist auf das reine Hinnehmen gestellt. Dem oberflächlichen Auge erscheint dieser Zug rührend, für den Tieferblickenden aber birgt er etwas beängstigend Forderndes in sich. Welcher Mensch fühlt sich

*) Wir werden weiter unten sehen, daß das Kind auch ablehnt und abstößt, aber nicht aktiv, sondern infolge der Grenzen, die ihm die fürsorgliche Mutter Natur gesetzt hat.

so lebenssicher, daß er einem so blind hingegebenen Vertrauen gewachsen ist? Eine der geheimen, vielleicht die tiefste Wurzel der Sorge um die Kinder liegt in diesem alles erwartenden Kindesauge. Wer diese Seite der Kindesnatur ganz auf sich wirken läßt und ihr mit der vollen Aufrichtigkeit gegenübertritt, der weiß, daß er seinem Kinde gegenüber ohne Religion nicht bestehen kann. Wer glaubt, er könne seinem Kinde alles geben, was dieses sich völlig ausliefernde Vertrauen heischt, wer glaubt, er könne die unbedingt sichere Führung übernehmen, die das Kindesauge unbewußt erwartet und fordert, dem sind die letzten Tiefen der Kindesseele verborgen geblieben. Wer ihr bis in den letzten Abgrund schaut, der erschrickt und schleicht davon oder — er beugt sich vor dem Willen, der größer ist als aller Menschenwille. Hier liegt der Grund, der jede Mutter, die im vollen Sinne Mutter ist, zwingt, mit ihrem Kinde zu beten. Es ist das Urgefühl der primitiven Menschheit, zu dem die Mutter mit ihrem Kinde wieder hinabsteigt: das volle Abhängigkeitsgefühl von einer höheren Macht. Die Mutter zuerst! Denn sie steht dem Kinde und dem Urgrunde aller Lebensentwicklung am nächsten. Aber ihr wird der Vater, wenn auch in anderer Form, folgen. Das Verantwortungsgefühl schaut auch ihm aus dem Kindesauge entgegen, und unbewußt wird unter diesem Auge sein Schritt fester, seine Arbeit treuer, sein Zukunftsdrang verantwortungsschwerer. Mit dem Kinde zieht dort, wo das Leben noch gesund und empfindungsstark ist, immer die Ehrfurcht, die Gehaltenheit, der Gehorsam des Lebens in das Haus ein. Eine unsichtbare Autorität beginnt das Familienleben zu beherrschen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diejenige Familie einen großen Vorsprung an erzieherischer Kraft und Klarheit hat, in der die innere Haltung, die das Kind fordert und schafft, in vollem Einklang mit der sie verkörpernden religiösen Sitte steht.

Schon in diesem elementarsten Zuge der Kindesnatur wird die Forderung der religiösen Bestimmtheit aller Kindheitserziehung offenbar. Sie wird aber noch sehr viel deutlicher, wenn wir den Wegen der Kindesseele weiter nachspüren. Mit der receptiven und naiv vertrauenden Art der kindlichen Psyche hängt es zusammen, daß sie aus allen Dingen und Eindrücken eine völlig geschlossene und zwar auf sich selbst bezogene Welt baut. Die Welt ist tatsächlich

für das Kind das abgeschlossene Paradies, in das der böse Feind noch nicht eingebrochen ist. Es rundet die Dinge ab, gestaltet sie in seine eigene Welt hinein und verwandelt sie in einen höchst lebendigen Gottesgarten. Es grenzt ans Wunderbare, wie organisch ein Kind gestalten kann. Aus einem Haufen bunter Steine baut es eine Märchenwelt auf. Ueber alle Lücken und Brüche in der Welt fährt es souverän mit der ausfüllenden Phantasie dahin, so daß keine störende Macht ihm etwas anhaben kann. Das Tote wird unter seinen Händen lebendig. Es muß ihm alles dienen.

Diese naive Stellung zur Welt ist nur der völlig vertrauenden Seele möglich. Es ist die erste Stufe der Verwirklichung der höchsten Frömmigkeitskraft: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Faßt man diese kindliche Beseelung der Welt ins Auge, dann sieht man erst, was für eine Vergewaltigung der Kindesnatur es bedeutet, wenn ihr aus Gründen, die in den Enttäuschungen und Leidenschaften Erwachsener wurzeln, die „Weltseele“ vorenthalten wird. Der „liebe Gott“ gehört zum Kinde wie das lebendige Weltbild zu seiner vertrauenden Seele. Man gebe sich keinen Täuschungen hin: das ist noch keine Lebensfrömmigkeit, die dem wirklichen Bestande der Gegenwartswelt gewachsen ist. Aber es ist eine uralte Form der Frömmigkeit, die es auch in der Menschheitsgeschichte einmal gegeben hat: die Beseelung der Dinge und Kräfte, wie wir sie etwa im griechischen oder altgermanischen Mythos finden. Nicht umsonst lebt das Kind in der Märchenwelt, die aus jener Sphäre in die Gegenwart noch herüberwebt, als wäre es die eigene.

Nun ist es freilich eine völlige Verkennung des erzieherischen Ernstes, wenn man über diese Aeußerungen „kindlicher Phantasie“ lächelt oder sich amüsiert. Der neuzeitliche Lebenscynismus freilich kennt kaum eine andere Stellung zu diesem Kindheitsparadies. Dem ernsten Kindheitsbeobachter und -führer aber wird diese wunderbar geschlossene Welt der Kindesseele zu einer schmerzlichen Erinnerung an die große Lücke der durch leidvolle Erfahrungen hindurchgezogenen eigenen Innenwelt, zugleich aber zum stärksten Ansporn, in einer härteren Welt die Seele zu suchen, zu der hin das Menschenleben geschaffen ist. Ohne eigenen religiösen Besitz

ist es ganz unmöglich, zu der Kindeswelt eine ernsthafte Stellung zu gewinnen, wie etwa Luther sie gefunden hat. Es bleibt bei einem neugierigen und amüsierten Betrachten oder einer spielerischen Anbequemung an die kindliche Ausdrucksweise und Vorstellungswelt. Zum Märchenerzählen und zur Beantwortung und Führung kindlicher Fragen gehört Ernst, Liebe und vor allen Dingen Glaube, der wohl auf einer höheren und realeren Lebensstufe lebt, aber von ihr aus auch die tieferen zu durchdringen und zu heiligen weiß. Das lebendige Gesetz der Religion trägt alle seine Vorstufen verstehend und wertend in seinem Schoße.

Freilich ist diese Kindheitsfrömmigkeit noch ganz egozentrisch. Nur die Frauenseele ist ihr daher ganz gewachsen. Es ist durchaus nicht Zufall, daß alle kindliche Wertung von Dingen und Persönlichkeiten ganz vom Motiv der Dankbarkeit beherrscht ist. Die schenkende Güte ist die allein durchschlagende Kraft für das Kind. Eine „objektive" Würdigung sittlicher Größe und Reinheit ist diesem Stadium noch ganz unzugänglich. Diese egozentrische Anlage des Kindes geht so weit, daß ihm beispielsweise der Tod eines Tieres, mit dem es täglich spielte, unter Umständen sehr viel schmerzlicher ist als der Tod des Vaters. Das ist ganz ungeheuer wichtig für die Auswahl der religiösen Stoffe und Persönlichkeiten für diese Stufe. Man soll sich doch nicht vornehmen, dem Kinde in diesem Stadium die unabhängige Größe des Sittengesetzes oder den Heroismus sich für eine höhere Wahrheit opfernder Persönlichkeiten nahe bringen zu wollen! Die Größe opferwilliger Liebe wird von ihm nur an der Größe des selbstempfundenen Geschenks erfaßt. Objektive Notwendigkeiten und Gesetze gibt es für das Kind noch nicht. Trotzdem würde das Kindesleben haltlos werden und untergehen, wenn es diesem egozentrischen Drange ganz ausgeliefert wäre. Die Liebe, der es sich vertrauend hingibt, muß eine durch höhere Gesetze gehaltene Liebe sein, auch wenn ihm selbst für diese Gesetze der Maßstab noch ganz abgeht und erst langsam ein instinktives Gefühl für ihre Gültigkeit und Bedeutung aufgeht. Ein Kind ist ganz undenkbar ohne autoritative Leitung, deren fesselnde Kraft die spendende Güte ist, deren verborgener sittlicher Wille aber die unmerkliche Führung in die Zukunft übernimmt. Das geistige Gesetz aus dem rein Vegetativen heraus-

zuholen, das ist die erste und vornehmste Erziehungsaufgabe, die in erster Linie der Mutter anvertraut ist. Ihre Güte ist die Kraft, die das Kind fesselt, die Ordnung des Hauses aber der im Unbewußten wirkende Wille, der es führt. Dasselbe Erziehungsgesetz gilt für die Stellung zur kindlichen Phantasie. Es ist ganz überflüssig, sie anregen zu wollen, sei es durch möglichst buntes Spielzeug, sei es durch Scharrelmannsche Erzählungen. Das Kind herrscht über eine viel größere Anschauungsfülle als andere ihm suggerieren können. Sie unmerklich in die Gesetze des wirklichen Lebens hinüberzuführen, ist die Aufgabe. Darum ist es auch so töricht, die biblischen Erzählungen — abgesehen von der Ausmerzung völlig antiquarischer und unverständlicher Teile — dem Kinde durch Ausmalungen zugänglicher zu machen. Das Kind setzt sie sehr viel sicherer und anschauungsreicher in seine eigene Welt hinein, als ein nachfühlender Erwachsener das vermag. Ihr herber, gedrängter Realismus wird unbewußt zum haltenden Rückgrat der ins Breite fließenden Kindesphantasie. Es ist die Erfüllung des gleichen Erziehungsgesetzes, wenn die Neigung des Kindes zur Uebertreibung und zur Flunkerei liebevoll, aber unerbittlich auf den Boden der Wahrheit zurückgeführt wird. Wieder stehen wir hier vor der religiösen Bestimmtheit aller Kindheitserziehung: sie muß dem Willen die Bahn bereiten, der das Weltgeschehen im Innern trägt, dem ewigen Gesetz der Wahrheit. Die innere Haltung, die Selbstbeherrschung, der sittliche Gehorsam des Hauses ist unbedingt notwendig für eine gesunde Kindesentwicklung.

Hier stoßen wir nun zum ersten Male auf das Fremde, das dem kindlichen Empfinden zunächst sinnlos Erscheinende, das in die Welt des Kindes hineinwirkt. So überraschend schnell und sicher das Kind das in seinen Gesichtskreis tretende Neue in seine Welt hineinbaut, so unmerklich sich dieser Assimilationsprozeß in den meisten Fällen vollzieht — es gibt Grenzen, vor denen die Kindesnatur zurückweicht. Es sind das Entwicklungsschranken, die zum Teil von der ewigen Natur aus Gründen des Schutzes unverbrüchlich gezogen worden sind, so daß keine Menschenmacht sie brechen kann, die zum Teil aber auch Hemmnisse sind, die von der Natur aus Gründen der Kräfteweckung für zukünftiges Leben dazwischengeschoben werden, damit sie durchstoßen werden und in

der hierfür aufgewandten Energie eine Spannung für kommende Entwicklungsarbeit schaffen. Eine unverbrüchliche Naturschranke der kindlichen Psyche liegt beispielsweise in der Ablehnung jeglicher objektiven Betrachtung wie des geschichtlichen Verständnisses. Alles ist noch auf seine Entwicklung eingestellt; darum sorgt die Natur dafür, daß es die Dinge auf eine Fläche, und zwar auf seine Fläche zieht. Was nicht in seine Welt paßt, lehnt es ab, wie Peter Roseggers Bub den herrlichen Stefansdom in Wien. Eine nüchterne Betrachtung der Christbaumgeschenke gleitet bis zu einem bestimmten Alter immer wieder in die kindlich-phantasievolle hinüber, auch wenn aufgeklärte Spielgenossen ihm die Sache noch so deutlich machen. Das Verständnis für Systematik, wie etwa das Linnésche System, geht ihm glücklicherweise sehr viel länger ab, als ordnungsbeflissenen Lehrern lieb ist. Es kann diese Dinge sich mühselig mechanisch aneignen, aber gegen sein inneres Sträuben hilft keine Gewalt der Welt. Die logisch zergliedernde Katechismusbetrachtung und die Lehre vom Satzbau macht es getreulich lernend mit, aber seine Innenwelt tangiert das alles nicht. Der Weg von der „Anschauung zum Begriff“ liegt ihm sehr viel ferner, als die Pädagogen annehmen. Es gibt sehr viele Dinge, die das Kind garnicht sieht, wahrlich eine weise Vorsicht der Natur, die es oft genug unwürdigen Erwachsenen anvertrauen muß.

Es ist ein sehr wichtiges Anliegen der Pädagogik, diese Naturschranken der Kindespsyche scharf ins Auge zu fassen. Sehr viel Erziehungsqual geht auf den Mangel ihrer Kenntnis zurück, auch in der Religionspädagogik. *) Noch wichtiger indessen als die Vertrautheit mit diesen Schranken, die in der Kindesentwicklung automatisch wirken, ist die Kenntnis der Schranken, die die Entwicklung selbst überwinden will, und in deren Ueberwindung ein wichtiges Fortschrittsferment des wachsenden Lebens liegt. Es sind das die Widerstände, die die Natur in den Strom einschaltet, damit dieser, sich stauend, eine stärkere Wirkungskraft nach vorn erhält. Von der ersten Jugend an wirkt in das Kindesleben nicht nur die gleichsam spielende Bewältigung fremder Eindrücke, sondern

*) Wir kommen auf einige grundlegende Gesichtspunkte für die Auswahl des religiösen Bildungsstoffes weiter unten zurück.

auch die sehr schmerzliche Ueberwindung von Entwicklungswiderständen hinein. Diese Seite der Kindheitsentwicklung droht den neuzeitlichen Erziehungsbestrebungen unter den Bemühungen, der Kindesnatur „vom Kinde aus“ gerecht zu werden, verloren zu gehen oder zum Mindesten zu verkümmern. Darum müssen wir besonders eindringlich auf sie hinweisen, weil sie eine sehr wichtige Voraussetzung einer gesunden sittlichen Entwicklung — die ja mit der religiösen identisch ist — darstellt.

Schon die erste Sorge der jungen Mutter, was sie mit dem schreienden Kinde anfangen soll, gehört in dies Gebiet. Es kostet sie schwerste Selbstüberwindung, weil ihr Leben ja ganz naturhaft mit dem ihres Kindes zusammenhängt, hier die nötige Willensentschlossenheit aufzubringen, die das Kind in die erste Lebensordnung hineinzwingt. Diese Selbstüberwindung wandelt sich aber zugleich in Ueberwindungskraft für das Kind, das schon durch diesen ersten Erziehungszwang eine bleibende Kraftquelle für die zukünftige Entwicklung mitbekommt. Diese sich dem naturhaften Lebenstrieb des Kindes entgegenwerfenden Hemmungen, sei es, daß sie aus der Naturumgebung ungewollt herausspringen, sei es, daß die Eltern als die reiferen Kenner der Lebenswirklichkeit sie absichtlich schaffen, hören nie auf, sondern folgen Schlag auf Schlag in immer neuen Formen und in immer stärkeren Dosen. Es ist durchaus sachentsprechend, daß man diese Einschaltung von Widerständen im engeren Sinne Erziehung genannt hat. Denn diese Widerstände schaffen die eigentliche Zukunftskraft des Kindes. Es ist einseitig und schief, wenn man als die erste Vorbedingung einer gesunden Lebensentwicklung eine sonnige Kindheit bezeichnet hat. Gewiß ist es richtig, daß ein völliger Mangel an Sonne, Freiheit und Freude in der Kindheit das Leben hoffnungslos zur Verkümmerung bringt. Nur darf man nicht vergessen, daß das Kind auch unter äußerlich kümmerlichen Verhältnissen einen großen Reichtum an Sonne, Freiheit und Freude in sich selbst trägt. Besonders aber darf man sich nicht der Täuschung hingeben, als ob eine Jugend in der Sonne schon eine kraftvolle Zukunftsentwicklung gewährleiste. Diese hängt vielmehr von den überwundenen Widerständen ab, durch die erst der sieghafte Vorwärtsdrang geschaffen wird. Wir müssen hier an das erinnern, was

wir in einem früheren Abschnitt über „Wille und Trieb“ gesagt haben. „Wille ist wirkende Kraft, die nach oben und nach innen gebunden ist: Trieb ist versprühende Kraft, die nach unten und nach außen zerfließt.“ Diese „beiden Wege“ wirken von der ersten Kindheit an in das Menschenleben hinein und müssen in immer neuen Kämpfen auseinandergeschlagen werden, bis der Aufwärtsdrang des Willens sich sieghaft durchgesetzt hat. Der Wille wächst mit den Widerständen, die er hat bezwingen müssen. *) „Das Gute muß aus dem Menschen heraus g e s c h l a g e n werden.“ Der Kampf zwischen Geist und Fleisch gehört unbedingt zu den Notwendigkeiten der auf die Zukunft gerichteten Entwicklung. Hier wird vom Kinde aus zum ersten Male deutlich, warum hinter der erziehenden Arbeit der Mutter die unerbittliche Autorität des Vaters stehen muß. Er ist der Bürge für die rechte Wahl und die durchschlagende Wirkung der einzuschaltenden Widerstände.

Man muß sich klar darüber sein, daß diese Hemmungen vom Kinde als etwas Fremdes, ja Sinnloses empfunden werden. Ihre Macht setzt sich rücksichtslos und ohne Begründung durch, wie der Wille des ewigen Gottes. Das Vertrauen der Kindesseele kommt der Beugung unter sie entgegen, vermag sie aber nicht leicht und spielend wie die meisten Eindrücke der Umwelt in die eigene Welt aufzulösen und einzugliedern. Die tiefste Kraft des Gehorsams und des erobernden Wirkens entwickelt sich auch im Kinde nur durch Leiden. Wer ein verzweifelt schreiendes Kind nicht erträgt, ist nicht geschickt zum Erziehen. Wieder wird deutlich, daß nur ein Leben, das den unbedingten Gehorsam der religiösen Gebundenheit fand, der letzten Erziehungsaufgabe gewachsen ist. **)

---

*) Wir werden sehen, daß in der nächsten Entwicklungsperiode die jugendliche Natur diese Widerstände geradezu gewaltsam sucht, das deutlichste Symptom dafür, daß es sich hier um eine unumgängliche Entwicklungsnotwendigkeit handelt.

**) Hier zeigt sich, was übrigens ein allgemeingültiges Gesetz ist, daß das Sittliche resp. Religiöse dem Menschen immer zuerst als das Absurde entgegentritt. Der sittliche Wille wird immer zunächst als feindlicher Ueberwindungswille erlebt, der erst nach vollendetem Siege — vergl. den Abschnitt über Schuld und Erlösung — seine lebenfördernde Seite offenbart. Seine unbedingte Gültigkeit setzt sich durch die schmerzliche

Darum ist diese Aufgabe so schwer, weil sie tatsächlich das Kindheitsparadies zerstört, um das Kind die ersten Schritte auf den Weg zu einer höheren Stufe der Freiheit resp. Gebundenheit zu führen. Ohne das Stirb und Werde ist das auch im Kindesleben nicht möglich. Die ersten Wellen des religiösen Urerlebnisses, die durch die harten Tatsachen des Leidens, des Schuldbewußtseins, des gebrochenen Willens, der Vergebung, der neuen Gemeinschaft gekennzeichnet sind, schwingen bereits in die Welt des Kindes hinein. Die neue Welt des Vertrauens wird durch eine harte fremde Macht, die oft genug als völlig unverstandene dem Kinde gegenübertritt, zerstört, um einer höheren Stufe der vertrauensvollen Hingabe den Weg zu bereiten. Das naive Hinnehmen wird langsam in den aktiven Gehorsam übergeführt. Es ist nicht nur der elterliche Wille, der diese fremde Macht verkörpert, sondern ebenso oft die Umwelt, die das Kind sich immer wieder die Finger verbrennen und die Haut zerschinden läßt. Es ist keineswegs immer die Frucht von Gespenstergeschichten, wenn das Kind im Dunkel der Nacht oder auf einsamen Wegen schreckhaft wird und die Welt von bösen Geistern bevölkert sieht. Das sind Erinnerungen an uralte Kämpfe der Menschheit mit den furchtbaren Widerständen der Natur, die aus der Tiefe wieder emportauchen. Solche Zustände, von denen namentlich empfindsame Kinder heimgesucht werden, sind Erinnerungen für den Erzieher, nicht daß er erschrecken, wohl aber durch die rechten und rechtzeitigen Hemmungen stählen und Ueberwindungskraft wecken soll. Das Fremde tritt doch eines

---

Wahl zwischen Leben und Tod durch — auch für die kindliche Erfahrung. Es ist eine sehr charakteristische Erscheinung, daß Kinder, wenn sie zum ersten Male in der Begründung von Freundschaften und dergl. eigene — nicht einfach durch Suggestion übertragene — sittliche Wertungen aussprechen, dies durchweg in negativer Form tun: „Er klatscht nicht; sie ist nicht falsch u. dgl.“ Hier zeigt sich, daß das Sittengesetz, so gewiß es sich auf weite Strecken unmerklich dem Kinde einprägt, doch erst seine unverbrüchliche Erfahrungsgültigkeit durch schmerzliche Erlebnisse gewinnt. Vergl. Seite 49f. Diese Erscheinung ist übrigens sehr wichtig für die Beurteilung der „Vorbilder“ in ihrem erzieherischen Werte für Urteils- und Charakterbildung der Kinder. Die katholische Kirche, auch Fr. Wilhelm Förster, schätzt sie sehr hoch ein. Wir sehen nur einen sehr bedingten Wert. Wir kommen darauf unten zurück.

Tages vor die Kindesseele hin und wird von ihm empfunden, ja gesucht. Darum ist es gut, wenn es ihm auch und erst recht von den ihm zunächst stehenden Menschen verkörpert wird, weil sie allein es in diesen ersten Ueberwindungskämpfen zur höheren Kraft und zur neuen Sicherheit führen können. In das kindliche Vertrauen zum „lieben Gott“ muß deutlicher und deutlicher das Moment der Furcht Gottes hineintreten, denn nur aus dieser Mischung erwächst langsam die Ehrfurcht und der Gehorsam.

In dieser Ueberführung der Kindheit in die Entwicklungsjahre — denn darum handelt es sich — spielt eine wichtige Rolle der Eintritt in die Schule. Sie macht das Fremde zur bleibenden Tatsache in der Kindesentwicklung. Es wird keiner noch so sorgfältigen Schulpädagogik gelingen — denn das wäre unnatürlich —, für das Kind das Moment der Furcht — die allerdings etwas völlig anderes ist als Schrecken — auszuschalten. Tut sie es doch, dann hat die Schule ihre tiefste Aufgabe verfehlt. Denn die Schule ist die große Uebergangsführerin vom rein receptiven und vertrauenden Kindesleben in das mit aktivem Vertrauen erfaßte Gegenwartsleben. Sie ist ganz Uebergangsgröße und sollte diese ihre dienende und sich selbst überflüssig machende Rolle nie aus dem Auge verlieren. Trotzdem trägt sie das wichtigste Stadium der Jugendentwicklung in ihren Händen und ist für die Lösung der Erziehungsaufgaben in der gegenwärtigen Kulturwelt ganz unentbehrlich. Die neueren Versuche, die Schulerziehung durch eine weiterreichende reine Familienerziehung zu ersetzen, um dem Kinde so lange wie möglich das Fremde, Unpersönliche, Mechanische, Einengende und Freudlose zu ersparen, sind nicht nur aus äußeren, praktischen Gesichtspunkten, sondern auch aus innerpädagogischen Gründen als kurzsichtig zu bezeichnen.

Denn gerade das Fremde und zunächst Unverstandene, das unerbittlich Fordernde und Sichdurchsetzende der Schulerziehung ist das für die Kindesführung in der Uebergangszeit zu der Entwicklungsperiode innerlich Notwendige. Man verstehe mich recht! Jene oben erwähnten Entwicklungsschranken in der Kindesnatur hat auch die Schule kein Recht zu überschreiten. Hier sollte ein immer sorgfältigeres Studium der Kindesseele alles ausschalten, was die große Erzieherin Natur ausgeschaltet wissen will. Aber

jene Schranken, die die sittliche Spannkraft wecken und erhöhen und den schaffenden Zukunftswillen hervorrufen, planmäßig aufzurichten, ist die vornehmste Aufgabe der Schule. Sie muß Arbeitsschule in dem Sinne sein, daß sie Arbeitskraft und Schaffenswillen für die Zukunft weckt. Darin liegt die Bedeutung der Schule für die sittliche resp. religiöse Entwicklung der Jugend.

Nicht vergessen darf werden, daß die Schule, die das Kind in der Regel mit dem 6. Lebensjahr erhält, sofort eine Uebergangsaufgabe in die Hand nimmt. Die bekannten drei Stufen (Unter-, Mittel- und Oberstufe) *) mögen für die technische Einteilung technischer Fächer ihre unbestreitbare Bedeutung haben. Für die Betrachtung des inneren Entwicklungsganges der Jugend müssen wir sie ganz außer Acht lassen. Die Schule empfängt das Kind in dem Augenblicke, in dem es noch der geschlossenen Welt vertrauender Receptivität ganz nahe steht, und doch schon mit zunehmender Deutlichkeit die Linien der Kampfperiode sichtbar werden. In ihren ersten Anfängen reichen diese Linien, wie wir gesehen haben, ja sehr weit zurück, aber nun treten sie langsam schärfer heraus. Noch sieht das Kind zum Lehrer und zur Lehrerin mit dem Blick des unbedingten Vertrauens auf wie zu Vater und Mutter — eine Tatsache, die die Schulerzieher der Anfangsklassen nie vergessen sollten! —, und doch drängt das Gefühl, einer fremden, unerbittlichen Willensmacht gegenüberzustehen, schon langsam zur Vorherrschaft. Noch ist das Schulzimmer die erweiterte Familienstube und doch schon die erste Verkörperung des weiten Lebensmarktes. Es ist wahrhaftig keine leichte Aufgabe, dies schwierige Uebergangsstadium, das dazu noch in den verschiedenen Kindern in verschiedener Betonung vorliegt, richtig anzufassen, ohne vorzeitig einzuschüchtern und eine noch nicht zur Auflösung bestimmte Vertrauenswelt gewaltsam zu zerstören und doch auch nicht die notwendig werdenden stählenden Hemmungen zu versäumen. Das eine kann für alle Zukunft die Kraft des Vertrauens verkümmern, das andere zur matten Träumerei führen, Schäden, die nur sehr schwer später wieder einzuholen sind.

Das Fremde, sich dem Kinde gegenüber Durchsetzende liegt

*) Wir haben hier die Volksschule im Auge.

in der Form und dem Inhalt des Schulunterrichts. Ganz neue Ordnungen, die als unbedingt gültige dem Kinde gegenübertreten, greifen, zum Teil schmerzlich, in das Kindesleben ein. Sie schieben, auch wenn die Milde sie handhabt, durch ihre unverbrüchliche Feierlichkeit das seelische Motiv der Furcht in den Vordergrund. Das ist nicht etwa Vergewaltigung, sondern entspricht durchaus dem Entwicklungsstande des Kindes, dessen innere Spannungen diesem Zustande der Gesetzesherrschaft entgegenkommen. Die erwachende zielstrebige Aktivität des Kindes fordert die anspornenden Kräfte des Lohnes und der Strafe. Wie in der Menschheitsgeschichte erwacht hier die Periode der Furcht und Hoffnung, die die naiv vertrauende Gestaltung der Welt ablöst. Das Kind wittert die unbekannte Welt, die durch Erfüllung bestimmter Leistungen und Gesetze erworben sein will. Es horcht gespannt auf das Urteil des Lehrers, der diese Welt zu verwalten hat, und ist hocherfreut, wenn die Leistung den Zugang erzwang, aber tief betrübt, wenn ein drohendes Auge das Mißlingen anzeigt. Die Weltseele zerfällt deutlich in zwei Sphären, die der lohnenden Güte und die des strafenden Zorns. An die Stelle der egozentrischen Gestaltung tritt mehr und mehr die egoistische Eroberung der Welt. Es ist durchaus der Kindesnatur widersprechend, wenn Erwachsene aus sehr viel weiter vorgeschrittenen Gedankengängen heraus das Lohn- und Strafsystem, den Ehrgeiz aus den Schulräumen bannen wollen. Das Handeln aus dem „Gesetz der Freiheit“ ist diesem Stadium wahrhaftig noch nicht zugänglich. Mit dem stärker und stärker erwachenden Eigenwillen erwacht auch ein neuer Sinn für das unberechenbare Fremde, das der Eroberung harrt. Gestaltete die Natur in der ersten Kindheit von innen her, so fängt sie nun an, von außen her die Kräfte aus dem Kinde herauszuziehen. Bis dahin rundete das Kind die Welt ab, nun beginnt die Welt das Kind zuzustutzen und nach *sich* zu bilden. Das Kind wird gespannt, neugierig, dem großen Geheimnis nachspürend, das es hinter den Dingen wittert. Die ruhende Receptivität geht in das ruhelose Suchen über. Das träumende Kindesgemüt, das sich mit dem zufrieden gibt, was ihm zugeworfen wird, wird zum fragenden Kindesauge, das kritisch untersucht und auswählt. Es fängt an, zu *werten*. Noch ist diese Wertung ganz egoistisch

bestimmt, aber in ganz anderer Weise als in den ersten Kindheitstagen. Die naive, gefühlsmäßig hinnehmende Dankbarkeit für alles, was dem Kinde als spendende Güte entgegentritt, weicht der Abwägung, was es für sich aus den Dingen machen kann, was sie ihm nützen. Diese Abwägung kann sehr undankbar und eigenwillig sein. Es will besitzen uud für sich ausnutzen, nicht bloß für den Augenblick genießen. Eitelkeit, Ehrgeiz und Neid, diese typischen Kennzeichen alles vergleichenden und zur Geltung drängenden Ichstrebens, beginnen ihre ersten Wellen zu ziehen. Das alles geht Hand in Hand mit der Erweiterung der Umwelt und des sozialen Kreises, die das Schulleben mit sich bringt.

Vor allen Dingen aber ist es der Inhalt des Schulunterrichts, der diese Umlagerung in der Kindheitsentwicklung aus der passiv-egozentrischen Rezeptivität in die aktiv-egoistische Eroberungssucht stützt und fördert. Eine Fülle ganz neuen und fernliegenden Stoffes dringt auf das Kind ein. Zuerst gliedert es die Dinge, besonders die religiösen Geschichten, noch ganz in die Welt des Hauses ein, dann aber schrumpft diese Welt mehr und mehr zusammen; der Schwerpunkt des Interesses rückt nach außen, bis in den Entwicklungsjahren das richtige Ausschwärmen beginnt.

Die Schwierigkeit der Erziehungsaufgabe in diesem Uebergangsstadium liegt auf der Hand. Sie liegt in der Wahl der Uebergangsformen und der Uebergangsstoffe, zumal auf religiösem Gebiet. Besonders in den ersten beiden Schuljahren herrscht die kindliche Rezeptivität noch vor. Der familiäre Ton, der die starren Gesetzesformen noch erweicht, die spielende Aneignung wie überhaupt das gestaltende Spiel sollten noch den breitesten Raum einnehmen. Die fesselnde und erfreuende Güte ist hier zugleich die stärkste autoritative Kraft. Die Stoffe aus den naiv gestaltenden Jugendtagen der Völker, das Märchen und die Patriarchenpoesie bieten sich dieser Periode ganz von selbst an. Sie schmiegen sich in die Kindeswelt hinein, als wäre es die eigene. Der Accent verlegt sich aber schon ganz bedeutend in den beiden oder den drei folgenden Schuljahren. Wie mit dem erobernden Selbstbehauptungsdrang der primitiven Völker stets der ordnende Gesetzgeber erschien, so fordert der wachsende aktive Eroberungsdrang

der Kinder den gesetzgebenden Willen. Der erobernde Schwille und die technische Erstarrung des Gesetzes als die Gleitbahn des Erfolges bedingen sich auch hier gegenseitig. Erwachsene spotten wohl von ganz anderen Lebensstufen her über den „Moralismus“, die „starre Disziplin“, das „Lohn und Strafsystem“ in der Schule, bedenken aber sehr wenig, daß hier notwendige Uebergangsstufen der Entwicklung vorliegen. Wird hier nicht die sich stärker und stärker geltend machende und unter Umständen schon kräftig zurechtstutzende ordnende Linie gefunden, so ist für die Entwicklungsjahre, deren überschäumender Drang eine scharf bändigende Fessel für seine Konsolidierung braucht, eine wichtige Voraussetzung versäumt worden. Voraussicht ist die wichtigste Tugend des Pädagogen.

In diesem zweiten Stadium der Uebergangszeit schrumpft folgerecht auch die alte religiöse Welt zusammen. Der „liebe Gott“ lustwandelt nicht mehr im Garten Eden, seine Gestalt verschwimmt. Er ist gewiß noch da als gütige und nun auch furchterregende Macht — das „Gott ist überall“ fängt an zu wirken —, aber die gestaltende Phantasie beschäftigt sich weniger mit ihm. Realere und menschlichere Gestalten treten an seine Stelle, unter denen sich nun aber die Guten und die Bösen sehr plastisch zu scheiden beginnen. Nahm in der ersten Kindheit das Böse eine mehr mystische und unbestimmt-schreckhafte Form an, so gewinnt es jetzt ganz feste Züge. Die Welt wird dualistisch bestimmt. Das Kind wertet die Menschen ab: sie gefallen ihm oder sie gefallen ihm nicht. Das ist noch keineswegs eine sittliche Wertung im vollen Sinne, aber eine Klassifizierung der Menschen nach seinen eigenen Erfahrungsgesichtspunkten: faul oder fleißig, streitsüchtig oder friedlich, häßlich oder schön, feige oder mutig.

Darum müssen die Gestalten, die das Kind wirklich innerlich beschäftigen, sehr kräftige Gegensatzfarben haben, auf die sein Auge eingestellt ist. Es will kräftig ablehnen und kräftig lieben können. Es wäre aber übereilt, aus diesen zujubelnden und ablehnenden Urteilen den Schluß zu ziehen, das Kind sei nun reif für „Vorbilder.“ Vorbilder wollen ziehen, mitreißen. In diesem Stadium läßt sich das Kind aber durch ihm zusagende Gestalten noch nicht mitreißen. Seine Wertung ist lediglich die Bestätigung des im eigenen Leben instinktiv wirksamen Urteils, das höchstens heraus-

gelockt und geklärt, nicht aber durch das Vorbild geschaffen wird. Die einseitig-egoistische Orientierung des Wollens schließt die schöpferische und weckende Kraft des Vorbildes noch aus. Das zeigt sich auch darin, daß das Kind in diesem Stadium nie durch ein Vorbild beschämt wird. Ohne diese Wirkung aber zieht kein Vorbild. Kurzsichtige Eltern und Erzieher glauben allerdings, das Kind durch Hinweis auf Vorbilder beschämen zu können. Was das Kind beschämt, ist der unmittelbar und schmerzlich zupackende strafende Tadel, der sich wohl des Vorbildes bedient, nicht aber dieses selbst und seine in ihm wohnende Kraft.

Darum ist es hier auch nicht die Aufgabe des Religionsunterrichtes, dem Kinde Vorbilder zu zeigen. Es muß lebenswarme Geschichten mit allen Kontrasten naturhaft empfindender Völker hören und ganz mit durchleben, damit an ihnen sein Urteil sich betätige und stärke. In der Religionsgeschichte, zumal des Alten Testaments, gibt es eine große Fülle von Erzählungen, die sehr kräftig schwarz-weiß malen. Es will erleben, wie der Böse hinabgetan und der Gute emporgehoben wird, weil es selbst auf dieser naiv-gesetzlichen Stufe der Lebensbeurteilung lebt. *) Das Kind findet darin die Bestätigung des Gesetzes, in dem es selbst handelt und empfindet. Die im Religionsunterricht so beliebte „Anwendung auf das kindliche Leben" ist nicht nur sehr schwierig — das kindliche Empfinden ist sehr viel feinfühliger und gegen mangelnde Sachkenntnis ablehnender, als man denkt — und darum in den meisten Fällen wirkungslos, sondern vernichtet auch die im Unbewußten sich vollziehende Wirkung der Erzählungen. Das Kind hat allerdings einen starken Nachahmungstrieb. Dieser bezieht sich aber bis weit in die Entwicklungsjahre hinein ganz und gar auf die Oberfläche der Dinge, nicht auf ihre inneren Gesetze. Versucht man diesen Nachahmungstrieb im Blick auf alte geschichtliche Erzählungen, die sich durchweg in der Welt der Erwachsenen abspielen, in Nacheiferungstrieb zu verwandeln, so erlebt man ein

---

*) Die Gestalt Jesu gehört nach ihrer sonnig-gütigen Seite in das Stadium der reinen Kindheit, also eben noch in die ersten beiden Schuljahre. Die tragisch-heroische Seite gehört erst in die Entwicklungsperiode, und die Beurteilung der Innenseite seines Lebensschicksals gehört erst in den Abschluß der ganzen Entwicklungszeit.

völliges Fiasko, d. h. man zerstört die Harmlosigkeit des Kindes diesen Erzählungen gegenüber und läßt das in ihnen lebendige Gesetz nicht zur Wirkung kommen. Diese Erzählungen sollen die Atmosphäre verstärken, klären, erweitern, in der das Kind selbst lebt, und dadurch seiner eigenen Gesamtentwicklung dienen, nicht aber das Kind zu Einzelhandlungen und -gesinnungen begeistern. In aller Erziehungsarbeit sind gesunde Entwicklungsfortschritte im Gesamtleben sehr viel wichtiger als „Einzelergebnisse", die man vorzeigen kann. Das sollte man im Religionsunterricht nie vergessen. Die Atmosphäre, die er schafft, ist immer das Entscheidende, nicht seine nachweisbaren Einzelwirkungen.

Noch ein Wort über die Sprüche, die sich dem Herkommen gemäß an eine solche Erzählung anzuschließen pflegen und ihr inneres Ergebnis zusammenfassen sollen. Dieses Herkommen ist nicht so uneben, wie man es neuerdings unter dem allerdings berechtigt ablehnenden Hinweis auf die alte Katechismus-Spruch-Methode hinzustellen pflegt. Freilich kann es nicht scharf genug verurteilt werden, wenn man durch solche nacheinander gefundenen zusammenfassenden Sprüche allmählich ein System der Ethik, auf das man hinauswill, zusammenflicken oder den ganzen Bereich des Katechismusstücks, das der Lehrplan zufällig vorschreibt, bestreichen will. Diese Systematisierung der Religion, die zudem noch, um zu dem gewünschten Ergebnis zu führen, die Geschichten vergewaltigt und aus ihnen herausklaubt, was garnicht unmittelbar aus ihnen herausspringt, ist nicht nur Verkennung der Kindesnatur, die mindestens auf dieser Stufe keiner Systematisierung zugänglich ist, sondern auch Verkennung der Religion, die auf jeder Stufe eine einheitliche Form des Lebensgesetzes darstellt, nicht aber ein System von Sätzen. Das Kind fängt allerdings auf dieser Stufe an, unter der Macht des Gesetzes zu stehen, aber es ist ganz gleichgültig, an welchem Punkte sich seine Ordnungen ihm als gültig erweisen. Der Ehebruch und das Begehren nach des Nächsten Haus, der Mißbrauch des Namens Gottes und das falsche Zeugnis wider den Nächsten braucht da wahrhaftig nicht „der Vollständigkeit wegen" mit erwähnt zu werden, um dies Stadium des Gesetzes zur vollen Wirkung kommen zu lassen. Daß es überhaupt zur Wirkung kommt, in der Schulordnung und im gemeinsamen

Treiben der Kinder, das ist das Wichtigste. Diese Lebenssphäre verstärken ist die Aufgabe, nicht die erschöpfende Herstellung eines ganzen Lebenssystems. Die im öffentlichen Leben gültigen Moralgesetze kommen ja glücklicherweise auch noch auf anderem Wege an das Kind heran. Man braucht nicht zu fürchten, daß das Kind deswegen leichter einen Totschlag begeht, weil es das fünfte Gebot nebst Erklärung nicht ordentlich gelernt hat, und man soll sich nicht der Täuschung hingeben, daß eine ausführliche Erklärung des 6. Gebots in den Schuljahren für die Lösung der sexuellen Frage in den entscheidenden Jahren etwas Nennenswertes austrage.

Das alles schließt aber nicht aus, daß dem Spruch und dem Gebot doch eine organische Stellung im Unterricht zukomme. Man soll doch nicht vergessen, daß das Volksleben an Weisheitssprüchen und Sprichwörtern überreich ist, und daß diese in ihrer urwüchsigen Kraft und Treffsicherheit zu einem guten Teil aus den jugendlichen Stadien der Völkerentwicklung stammen. Die ersten Geistesspuren, durch die ein jugendstarkes Volk in die geistige Menschheitsentwicklung hineintritt, sind solche Volkssprüche. Sie sind die Vorboten der schaffenden Dichtung. Große Erfahrungen und schwer erworbene Gesetze der Nachwelt zu überliefern, ist der älteste Grundtrieb aller schaffenden Kunst. Sollte da, wo in der Jugendentwicklung die ersten Erfahrungen in der aktiven Welteroberung gemacht werden, es so sinnlos sein, das Erlebte und Miterlebte im Spruch fortleben zu lassen? Der kennt die Kindesseele schlecht, der nicht ihre Freude an treffenden Sinnsprüchen und ihre Fähigkeit leichter Aneignung urwüchsiger Wortung kennt. Unverstandene Lehrsprüche, die eine systematisierte Katechismusweisheit biblisch begründen sollen, lehnt das Kind allerdings mit Widerwillen ab, weil sie die Schranken nicht berücksichtigen, die der Kindesnatur gesetzt sind. Oft allerdings kann die klassische äußere Prägung, zu der das Kind sich hingezogen fühlt, und die ihm leicht eingeht, über diesen Widerwillen hinwegtäuschen. Aber wo die klassische Prägung sich mit einer dem kindlichen Erleben zugänglichen Wahrheit zusammenfindet, da soll man fröhlich lernen lassen. Gerade die Bibel, aber auch unser deutsches Volkstum sind reich an herrlichen Prägungen von Sinnsprüchen und ewig gültigen Gesetzen. Man muß sie allerdings nach anderen Gesichts-

punkten als nach denen des Katechismusunterrichts und im organischen Zusammenhang mit dem Eigenleben des Kindes und seinem Miterleben alter Volkserzählungen aussuchen. Auch eine Aufgabe, und zwar eine sehr schöne, künftigen Religionsunterrichts!

Uebrigens zeigt sich in dieser Fähigkeit des Kindes, die Wahrheit eines im Anschluß an Erlebtes lebendig geprägten Spruches — der etwas völlig anderes ist als ein aus der Anschauung herausgeklaubter „Begriff" — zu empfinden, wie nahe die Gleichnissprache auch dem Kinde steht. Lange ehe ein Kind weiß, was ein Gleichnis ist, nährt es sich vom Gleichnis. Die unvergängliche Wirkungskraft der alten Volksmärchen auf die Jugend und ihre rätselhafte Ueberlegenheit über alle „Kunstmärchen" geht darauf zurück, daß in jenem echten Volksgut, dessen Alter nicht zu bestimmen, das geworden, nicht geschaffen ist, sich uralte Erfahrungswahrheiten spiegeln, die durch die Jahrtausende bewährt sind, durch ungezählte Generationen ihre klassische Form erhalten und ihren Ewigkeitsgehalt erwiesen haben. Sie sind mehr als erfundene Geschichten, sie sind lebendige Gleichnisse. Das Kind fühlt das unbewußt und steht unter ihrem Banne, wie es überhaupt unter dem Banne der jahrtausendealten Menschheitsgeschichte steht. In diesem Sinne sind auch die alten Volkserzählungen der Bibel Gleichnisse. Sie sind Menschheitsgut, deren sogenannter „semitischer Einschlag" nur von solchen unangenehm empfunden wird, denen der Blick für das Allgemeingültige der primitiven Menschheitsstufen völlig abgeht. Erwähnt mag werden, daß auch manche unter den Gleichnissen Jesu, die eine ausführliche Handlung aus dem Leben benutzen, dem Kinde schon früh zugänglich sind, natürlich nicht als Lehrstücke, die eine eingehende Erklärung und Ausdeutung aus der Gedankenwelt Jesu fordern, sondern als Lebenserzählungen, die ihre Wahrheit in sich selbst tragen. Die ganz konzentrierte Gleichnissprache Jesu, die einen großen Lebensüberblick voraussetzt, kommt natürlich nicht für diese Stufe wie überhaupt kaum für die Jugend in Betracht. Im übrigen gilt gerade für die Witterung letzter und tiefster Lebenswahrheiten das Dichterwort: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Hier schon muß gesagt werden, daß die Chronologie der

Religionsgeschichte für den Unterricht selbst garnicht in Betracht kommt. Denn er soll, zumal auf dieser Stufe, keine Geschichtswissenschaft vermitteln. Wenn für den Forscher die chronologische Aufeinanderfolge der Dinge zugleich ein wichtiger Fingerzeig für ihr entwicklungsgeschichtliches Nacheinander ist, so ist für den Jugendunterricht allein die entwicklungsgeschichtliche Stufe maßgebend. Da soll man fröhlich Jesus und die Patriarchen zueinanderstellen. Das Kind zieht sie doch auf eine Lebensfläche. Eine Geschichte des Reiches Gottes als ein religionsgeschichtlicher Aufriß ist innerhalb der Volksschule doch eine Unmöglichkeit. Dadurch wird die Wertung Jesu als überragender Größe natürlich nicht berührt.

Wir kehren nun zum jugendlichen Entwicklungsgange zurück. Von nun an wird die Situation insofern klarer, als der sich in den letzten, die Kindheit im engeren Sinne abschließenden Jahren langsam anbahnende Prozeß zwischen dem 10. und dem 12. Lebensjahre, manchmal auch erst später, klar heraustritt. Die Entwicklungsperiode setzt ein. Konnten wir bis hierher die Entwicklung der Knaben und der Mädchen als eine in den wesentlichen Grundzügen einheitliche ansehen, so müssen wir jetzt scheiden. Wenn wir der Beschäftigung mit der Entwicklung der Knaben auch inhaltlich den Vorrang geben, so liegt das daran, daß in ihr in der Tat die Linien sehr viel schärfer herausspringen, während sich die der Mädchen einheitlicher und stiller vollzieht.

Der der Welteroberung zugewandte Ichdrang des Jungen setzt sich nun sieghaft durch. Die Familie ist nicht mehr seine seelische Heimat; die hat sich nun schon unverkennbar an das andere Ende der Welt verlegt, dorthin, wo Robinson Crusoe auf einsamer Insel seine Hütte baut und allein den Kampf mit den Elementen aufnimmt. Die Phantasie ist auch jetzt noch das Kennzeichen der jugendlichen Seele. Aber wie anders ist diese Phantasie als diejenige der Kindheit! Sie rundet nicht mehr die Dinge ab und beseelt sie, sondern sie protestiert gegen sie und baut sich hoch über ihnen eine ganz neue, abenteuerliche Welt. Die jämmerliche Wirklichkeit der häuslichen und der Schulwelt fängt an, den Jungen anzuekeln. Es sind keine freudigen Gefühle, mit denen er sich des Morgens auf die Schulbank und des Mittags zur

rechten Zeit — o diese Hausordnung! — an den Tisch setzt. Das ist eine kümmerliche Welt, in der gehässig korrigierende und aufpassende Pauker und kleinliche Familienrücksichten das Regiment führen. Seine Welt sieht anders aus. Darin lebt man für höhere Ziele und nährt man sich von größeren Taten. Darin gibt es Urwälder mit wilden Tieren, die man todesmutig durchs Dickicht jagt — wenn auch in der leidigen Wirklichkeit nur in der Gestalt von Hunden, Katzen, Kaninchen, Hühnern und ähnlichem unschuldigen Getier. Da werden auch noch Schlachten geschlagen wie in den großen Tagen der Geschichte — wenn sie auch nur mit zerbrochenen Fensterscheiben und zerrissenen Hosen endigen. Da zieht man noch aus, um die Welt zu entdecken und zu erobern — wenn das Ergebnis auch nur ein Apfel aus dem Nachbargarten oder eine Hosentasche voll seltsamster Dinge ist, die die traurige Welt allerdings wenig zu schätzen weiß. Ueberhaupt diese Welt! Ihr fehlt jegliches Verständnis für das wahre Leben. Man geht ihr am besten aus dem Wege und schleicht um sie herum. Aber man gerät immer wieder mit ihr zusammen! Wenn keine sonstigen Beschwerden kommen, so ist doch immer wieder das fragende Auge der Mutter — warum sie auch immer alles sieht und wissen will! — oder der strenge Blick des Vaters oder die feindselige Miene des Lehrers da. Ja, die Welt ist feindselig, man kann ihr nicht trauen, man muß sie hinters Licht führen. Aber sie ist unheimlich mächtig, und sie paßt auf! Mitten in die schönste Abenteuerwelt hagelt sie mit Schularbeiten und mit dem Stock dazwischen. Da muß man wahrhaftig die Flügel hängen lassen und an der Welt verzweifeln. Aber hat es nicht schon immer tragische Helden gegeben, die die Welt verkannt hat? Mit so tieftraurigen Gedanken muß man einschlafen. Aber am nächsten Morgen hat man glücklicherweise alles vergessen. Das Leben hat ein neues Tor aufgetan, und hinein geht's im Sturmlauf, neuen Entdeckungen und Erlebnissen entgegen.

Wer kennte nicht diese Jungenjahre, dieses erste Erwachen des Ichmenschen mit seinem glühenden Glauben an eine ferne Welt der Königsherrlichkeit, mit seinem rücksichtslosen Selbstbehauptungsdrange und seinem feindseligen Protest gegen die nüchterne Wirklichkeit! Es ist in jeder Beziehung das für die

Erziehung schwierigste und eben darum verantwortungsreichste und verheißungsvollste Lebensalter. Seinen Torheiten mit überlegenem Lächeln gegenüberzutreten, liegt wahrlich kein Grund vor. Diesem gärenden Most die gesunde Abklärung zu sichern, das ist die Aufgabe. Das erreicht man weder durch pedantischen Zwang, der sich hülflos gegen dies Alter zu wehren sucht, noch durch nachgiebiges Gehenlassen, das ihm die Widerstände versagt, die es selbst in gesundem Drange gewaltsam sucht. Denn der Junge beurteilt für sein Entwicklungsstadium die Welt durchaus richtig, wenn er sie als eine feindselige Macht ansieht. Die große, umfassende Stufe der Völkerentwicklung steigt hier wieder aus der Tiefe empor, auf der man die Welt sich im Kampfe gegeneinander eroberte, auf der der Naturinstinkt in jedem andern Willen den feindlichen sah, auf der der Kampf die technischen Waffen und die harte Widerstandskraft schmiedete, die die Menschheit für ihren Entwicklungsgang braucht. Der Junge muß anrennen, sich stoßen und schinden, muß List und Gewalt gebrauchen lernen, muß Feindschaft und Widerstand wittern und finden, um die Grundlagen für sein zukünftiges Lebenswerk zu gewinnen. Er will keinen Freund haben, es sei denn den Mitverschworenen, den Gleichgerichteten in der weltüberspringenden Phantasie und im entschlossenen Protest gegen die feindselige Umwelt. Es ist pädagogisch eine verfehlte Stellung, wenn der Erwachsene sich praktisch — innerlich muß er natürlich die Stufe durchschauen — mit dem Jungen auf eine Linie stellen will. Eine richtige Jungenklasse dieser Jahre kann begeistert sein für ihren Lehrer, wenn — dieser die Distanz zu wahren weiß, den unerbittlichen Willen, der eine Macht für sich verkörpert, freilich eine Macht, die dem Jungen nicht die Pedanterie, aber einen seiner Innenwelt entsprechenden und gewachsenen Widerstand entgegenwirft. Die Weichheit, die Gleichstellung mit dem Jungen, das Hineindrängen in seine Freundschaft läßt ihn eines Tages doch entdecken, daß dies Alter ihn schmählich hintergeht und an der Nase führt. Denn der Kampf ist sein Element, dem selbst die väterliche Autorität nicht entrinnt.

Ja, die Väter! Wer kennte sie nicht, die in Stunden der Bekümmernis und des Aergers über die kriegerischen Schandtaten, die schlechten Schulleistungen, die geheimen Wege ihres Sprößlings

lange Reden halten über Undankbarkeit, über die verdorbene Zukunft, über den „Nagel zum Sarge“ und ähnliche erschütternde Dinge und sie nach äußerer und innerer Erschöpfung abschließen mit der herrlich-typischen Frage, die so überzeugend klingt: „Siehst du das nun ein?“ Und wenn dann ein halb wehleidiger, halb trotziger Ton selbst den Vater überzeugen muß, daß seine erschütternden Argumente doch noch nicht ganz durchgedrungen sind, dann kommt das andere Register: „Sieh, wir meinen es ja so gut mit dir u. s. w.“ Ihr traurigen Väter! Eure moralpriesterliche Weisheit will, kann und soll euer Junge nicht einsehen. Wenn euer unerbittlich fester Wille oder euer kraftvoll geschwungener Stock sich nicht unbedingt durchsetzt, dann steckt euren Sprößling ins eiskalte Wasser und dann ins Bett. Das sieht er ein. Der unbedingt überlegene Wille, der sich gewaltsam durchsetzt, wird von diesem Entwicklungsstadium einfach gefordert.

Die Stahlwand gehört zu diesem Lebensalter. Denn die bis dahin sich leise anbahnende Entwicklung zur gesetzlichen Auffassung des Lebens erreicht nun ihren Höhepunkt. Der Eigenwille fordert die hart umklammernde technische Erstarrung. Wie die Eroberungsepochen der Völker stets auch durch einen stählernen Militarismus, eine starre technische Organisation, ja durch eine harte Despotie gebändigt waren, so fordert auch diese Entwicklungsepoche der Jugend ein von einem starken Willen gehandhabtes Gesetzesgerüst, das keine Begründung zuläßt, sondern durch die Tatsache seiner stahlharten Wände wirkt. Laßt diese Jugend ohne die eiserne Zwangsfessel der Autorität, und ihr erlebt nicht nur sehr viele Unannehmlichkeiten — die sind noch das Wenigste —, sondern ihr versäumt es, ihr diejenige Spannkraft für den Zukunftskampf mitzugeben, die sie zu ihrer kraftvollen Entwicklung einfach braucht. Ein schnell versprühendes und in den entscheidenden Mannesjahren leistungsunfähiges Geschlecht wird das Ergebnis sein. Die Schülerselbstmorde in den späteren Entwicklungsjahren sind nur auf den ersten Blick Folgeerscheinungen einer übertriebenen Strenge, die eben dann nicht mehr ertragen wird, weil sie nicht rechtzeitig in der frühen Entwicklungsperiode eingesetzt hat. Ihre Wurzeln liegen weiter zurück als man mit oberflächlichem Auge sieht. In der sehr viel strengeren Väterzeit,

die die Jungen schon sehr früh kräftig prügelte, gab es diese Erscheinung nicht. Sie ist erst aufgekommen, als die bekannte „Dressur in Freiheit“ die Losung für die Entwicklungsjahre wurde. *) Für den sexuellen Kampf ist der harte Widerstand in Natur und Erziehung, den die Jugend von Beginn der Entwicklungszeit an fand, die beste Grundlage. Wir wiederholen es: Voraussicht ist die wichtigste Tugend des Pädagogen.

Daß dieses technisch-starre Gerüst zu dieser Entwicklungsperiode gehört, offenbart sich auch darin, daß die Jugend selbst in diesen Jahren einen starken Sinn für die technische Seite des Lebens entwickelt. Nicht nur fängt sie an, sich Apparate zu bauen, eine Waffen- und Gerätetechnik zu entwickeln, technisch komplizierte Gebilde interessiert zu beobachten, sondern sie schafft auch im Zusammenleben die feste Spielregel, den starren Ehrenkodex, ja die Kleiderordnung, die sie grausam peinlich durchführt. Sie stößt den unerbittlich aus, der sich ihren Gesetzen nicht beugt. Sie kann schon ganz kräftig spotten, verachten und verfehmen, wie es alle gesetzlichen Zeiten konnten. Daß sie die feste Form fordert, tritt auch in voller Deutlichkeit in den Gesichtspunkten zu Tage, nach denen sie ihre Lehrer beurteilt. Ihre Achtung und ihr Spott trifft nur die Form. Das gewaltigste Wissen und Können und der allerbeste Wille kann ihr gegenüber nicht ersetzen, was an Formensicherheit fehlt. Nur der verblüffenden Schlagbereitschaft, die in jedem Augenblick unbedingt sicher ihren Willen kundtut, die das Mögliche fordert, aber auch rücksichtslos durchsetzt, die des Erfolges gewiß ist und niemals etwas zurücknimmt, beugt sich diese Jugend, weil sie in ihr die Meisterschaft des Lebens sieht. Die peinlichst innegehaltene Schul- und Lebensordnung, die aus der Mücke unerbittlich den Elefanten macht, die keinen Ipunkt übersieht, gehört zur Disziplinierung dieser Jugend. Ihr Lebensdrang muß durch die Lebensordnung in dauernder Hochspannung gehalten werden, denn sie selbst lebt in stetig lauernder und angriffslustiger Hochspannung, die grausam und höhnisch jede Schwäche ausnutzt. Sie kennt kein Mitleid, kein Verstehen, sondern nur den Kampf, den Reinfall oder die Siegesfreude.

---

*) Ich persönlich habe in den mir bekannt gewordenen und durchschauten Selbstmorden junger Menschen immer diese Wurzel gefunden.

Noch nach einer anderen Seite hin offenbart es sich, daß die gesetzliche Lebensanschauung hier ihren Höhepunkt erreicht: der äußerliche Ehrgeiz und Leistungsstolz erwacht immer stärker. Wer ihn in diesen Jahren richtig einspannt, der hat gewonnenes Spiel, der bindet die Jugendkraft durch die in ihr selbst liegenden Gesetze. Die Freude an der technischen Betätigung auf körperlichem und geistigem Gebiet, die einen sichtbaren Fortschritt herausspringen läßt, gewinnt die Vorherrschaft. Der Gedanke, daß das Leben eine mechanisch zu erklimmende Stufenleiter sei, beherrscht die jugendliche Seele. In den gemeinsamen Spielen tritt der Gegensatz zwischen Führern und Geführten heraus. In dieser Jugend ein Arbeiten aus innerem Antrieb, aus „Freude an der Sache" durchsetzen zu wollen, heißt ihre innerste Art verkennen. Sie ist gebunden an die äußere Zielsetzung, an Lohn und Strafe, an Erfolg und Mißerfolg, an den Dualismus des Lebens, der hier ganz die Herrschaft gewonnen hat. Die innere Freudigkeit des Schaffens steht und fällt für sie mit der lockenden Kraft des Zieles.

Wie steht nun dieses Stadium, das wir hier in scharfen Zügen, die in Wirklichkeit natürlich sehr viele Uebergangsschattierungen aufweisen, gezeichnet haben, zur Religion? Zunächst ist diese Epoche in religiöser Beziehung schlechthin eine Auflösungszeit. Die Welt des Vertrauens, die sich schon in dem früher beschriebenen Vorstadium stark lockerte, sinkt nun vollends dahin. Die große innere Einheit der Welt ist endgültig zerbrochen. Aus der Welt der Wirklichkeit schaut überall die Feindseligkeit heraus, weit jenseits aber steigt eine neue lichte Welt für das glühend hoffende Streben empor. Diese Jugend ist tiefinnerlich weltfremd und benimmt sich in den Realitäten des Lebens dementsprechend oft tapsig und scheu genug. Aber man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß in ihr erstmalig der Idealismus erwacht. Er ist freilich noch sinnlichkeitsfarben genug und verhält sich in seinem ersten Stadium zum klassischen Idealismus wie eine wilde Farbenklexerei zu einem Raffaelschen Gemälde. Aus diesem bunten Abenteuerlande der Phantasie aber entwickelt sich, wie bekannt, im zweiten Stadium dieser Epoche mehr oder weniger rein der abgeklärte Jugendidealismus. Dieser Entwicklung gilt es helfend und fördernd beizuspringen. Im Blick auf dieses Hoffnungsland soll man die alten

religiösen Bindungen, die sich mit Naturnotwendigkeit doch lockern, getrosten Sinnes dahinfahren lassen.

Es ist ja freilich zunächst bitter, zu sehen, wie die Heiligtümer der Kindheit nach und nach zusammenstürzen. Die Zeit der „schlechthinigen Abhängigkeit“, der mütterlichen Vorherrschaft ist unwiederbringlich dahin. Die Märchenwelt, das kindlich gestaltende Spiel, die lebendige Weltseele, der „liebe Gott“, die naiv hinnehmende Dankbarkeit, die harmlose Anhänglichkeit — das alles ist zerstoben. Der Junge streift das ab wie ein altes Gewand. Tritt es ihm doch noch wieder entgegen, dann weckt es nicht selten Spott, Verachtung, unverhohlene Ablehnung, die auch nicht Halt macht vor den ehrwürdigen Geschichten, Büchern, Persönlichkeiten aus der religiösen Sphäre. Was für niederschmetternde Erfahrungen knüpfen sich oft genug an die in dieses erste Entwicklungsstadium fallenden Konfirmandenstunden! Und die Religionsstunden der Schule, sind sie noch weiheerfüllt, von lauschender Andacht durchzogen? Läßt sich die straffe Zucht, der scharfe Tadel, den herausfordernde Flegelei gebietet, noch mit der stillen, ehrfurchtfordernden Welt der Religion vereinbaren?

Es ist schwer, auf dieser Stufe Religionsunterricht zu geben. Das Heilige, Unantastbare setzt sich dem ungebändigten Ichtriebe des Jungen gegenüber nicht mehr durch. Für die innere Bindung ist der ganz auf äußere Bändigung angelegte Junge noch nicht reif. Ist das Wort von der „Schonzeit“ — man möchte weniger an Schonung des Jungen als an Schonung der Religion denken — nicht doch berechtigt?

Gewiß wäre es das, wenn die Religion eine feste Größe wäre, die immer nur in ihrer Vollkraft auftritt, um den Menschen zur Ehrfurcht und zum Gehorsam zu zwingen. Aber sie kennt die Entwicklung, sie weiß, daß das Menschenleben durch Tiefpunkte und gottesferne Zeiten hindurchmuß, und gerade diese begleitet sie im Geheimen mit ihrer tiefsten Sorge und ihrer heiligsten Hoffnung. Indem sie verzichtet auf ihr Letztes, bereitet sie das Letzte und Höchste vor.

Denn *verzichten* muß die Religion in dieser Entwicklungszeit, daran kann kein Zweifel sein. Verzichten muß sie darauf, ihre volle Wahrheit wirken zu lassen, mehr als in jedem andern

Stadium des Lebens. Auch ein Konfirmandenunterricht, der die volle christliche Wahrheit bestreichen will, ist im 14./15. Lebensjahre eine Unmöglichkeit. Aber verzichten darf sie nicht auf die Führung des Lebens, das auf der Grenze zwischen Abgrund und Aufstieg entlangstürmt. Was sie leisten kann und leisten muß, ist die Fesselung des jugendlichen Auges an die sonnenbestrahlte Höhe.

Sie muß eingehen auf die wilde, bunte, glühende Phantasiewelt des Jungen, denn hinter ihrem Farbengewirr liegt fern, fern noch, aber für sie doch schon sichtbar, ihre eigene heilige Welt. Sie muß hinabsteigen in das Chaos sinnlich-irdischer Hoffnungsgedanken der Jungenseele, um dies bunte Farbenspektrum leise, unmerklich zu sammeln zum reinen Lichtstrahl des Göttlichen, zu dem es einst zusammenfließen soll.

Ist es nicht eine der großen Aufgaben der Religion, die so oft vergessen, ja diskreditiert wird, das Irdische langsam zu entwirren und in die göttliche Welt emporzuziehen? Seitdem man sie in die Mauern der Kirche eingesperrt und als eine „Provinz" für sich zu betrachten gelernt hat, ist ihre „weltliche" Aufgabe nur zu oft zu kurz gekommen. Hier hat sie eine weltliche Aufgabe, die doch im höchsten Sinne ihrem göttlichen Ziele dient. Sie muß die Jugend stützen und führen in ihrem Freiheitsdrange,*) damit dieser langsam reife für die große Gebundenheit. Sie muß mit ihr ziehen in das Land des Kampfes, des Protestes, des Ehrgeizes, der Technik, des Selbstbehauptungsdranges, in das Land der großen Einsamkeit und der glühenden Hoffnungen jenseits des Meeres. Kennt sie dies Land nicht aus ihrer eigenen tragischen Jugendentwicklung? War das Land der großen Messiashoffnung, die eine so überraschend andersartige, und doch die innerlich notwendige Erfüllung fand, nicht auch ein Land, „darinnen Milch und Honig fließt", ein Land der glühendsten Sinnlichkeitsfarben und einer glanzvollen Königsherrlichkeit? Mußte ihr Weg zur Höhe nicht auch hindurch durch Eroberungskampf und Gesetzeszwang, durch Ehrgeiz und Selbstbehauptung? Die Zeit der religiösen Helden und Abenteurer, der Gideonnaturen und der Simson-

*) Der religiöse Führer muß für das Bewußtsein der Jugend gegen Elternhaus und Schule innerlich auf *ihrer* Seite stehen und doch der Vertrauensmann beider sein.

kräfte, laßt sie wieder auferstehen! Laßt die Volkskönige wieder lebendig werden, den David der Geschichte — nicht der frommen Psalmen — und die Makkabäerhelden! Laßt sie in ihrer rauhen Kraft wieder unter die Jugend treten, daß sich im geheimen Miterleben ihre Fäuste ballen! Aber laßt auch leise die Enttäuschung mit hineinklingen, die sie alle erlebten, die Schwächen, denen sie alle erlagen, die Tragik, die über ihnen allen stand. Die Jugend versteht auch diesen Klang, sie fühlt in aller ihrer Eroberungsfreudigkeit die unerfüllte Hoffnung und die unvollendete Sehnsucht. Hier steigt nun langsam die Zeit der Reife für das Vorbild herauf. Während ganz allmählich die Welt der phantastischen Hoffnungen in die Welt der geistigen Wirklichkeit hinübergleitet, heben sich aus der Schar der Helden mit der Zeit bestimmte Typen heraus, denen sich die Vorliebe zuwendet, bis schließlich ein Typus die Vorherrschaft und dadurch wirklich dauernd bestimmenden Einfluß gewinnt. Der Lieblingsfeldherr oder -techniker oder -dichter oder -charakter tritt auf den Plan. Im ersten Abschnitt der Entwicklungsjahre schwankt die Jugend je nach den zufälligen Eindrücken noch stark vom einen zum andern, ein deutliches Anzeichen dafür, daß die wirklich innerlich ziehende und fest bestimmende Kraft des Vorbildes noch nicht vorhanden ist. Von ihr kann man erst da wirklich sprechen, wo die Entwicklung so weit die innere Linie gefunden hat, daß die Grundrichtung des vorbildlichen Lebens zum ständigen Korrektiv und Ansporn werden kann. Der sich abklärende Jugendidealismus ist die Voraussetzung für die wirkende Kraft des Vorbildes.

Eine mühevolle, und doch ungeheuer wichtige Aufgabe, die Jugend stufenweise zu diesem Ziele zu führen, die Kette der Könige und Helden zu reihen, von denen an, die ein glanzvolles Königreich suchten und nur ganz leicht vom Dorn der Entsagung gestochen wurden, über die vielen, für die Irdisches und Himmlisches noch bunt ineinanderflossen, bis hin zu den Heroen des Geistes, die die Welt überwanden! Tötet ja nicht die Hoffnungen durch nüchternen Alltagssinn, Pessimismus und Moralismus, sondern führt sie zur Reife! Das Messiasbild der Menschheit muß für die Jugend wieder durch alle Farbenskalen ziehen, und wo immer in der Menschheitsgeschichte ein neuer Farbenton aufschimmert, da

hole man ihn her, nicht nur aus der Bibel, sondern aus dem unermeßlichen Reich der Heroen der Weltgeschichte, bis die Farben zusammenfließen zu dem reinen Lichtbilde des ewigen Menschensohnes. Weit ist der Weg bis zum wirklichen Messias. Er führt hindurch durch das große Sterben. Aber dieses will sich ganz langsam vollziehen, bis der Jüngling Kraft genug gesammelt hat von innen her, um durch das dunkle Tor zu gehen, hinter dem das ewige Licht aufglimmt.

Es liegt auf der Hand, daß die gegenwärtige Volksschule, die nur den Anfang dieser Entwicklungsperiode noch in der Hand hat, hier nur ein Bruchstück schaffen kann. Der Abbruch der Jugendführung mit dem 14./15. Lebensjahre wird heute immer klarer als eine der schmerzlichsten Unvollkommenheiten der Jugenderziehung erkannt. Nicht als ob der Eintritt in die praktische Lehre zu bedauern wäre! Um diese herrliche Lebensschule sind alle Kinder des Volkes vor den bis zum 18./19. Lebensjahre den Schulstaub atmenden „höheren Schülern“ zu beneiden. Denn diese hart anfassende Erziehung durch die Realitäten der Arbeit entspricht wie nichts anderes den Entwicklungsnotwendigkeiten dieses Alters, das die feste Stahlwand und die körperliche Anspannung als Erstes braucht. Aber über dieser harten Welt der Wirklichkeitsmauern darf die Welt der vorauseilenden Jungenphantasie nicht fehlen! Die Fortbildungsschule in ihrer gegenwärtigen Gestalt kann sie wahrhaftig nicht ersetzen. Aber es ist zu hoffen, daß mit dem Abstiege des Zeitalters der Technisierung neben dem rein Technischen auch hier das rein Menschliche wieder zu seinem Rechte kommen wird. Dann erst wird der Führungsweg zur Reife, wie er sich in dem Stoff des religiösen Unterrichts spiegelt, einheitlich zu zeichnen sein. Bis dahin wird die freie Jugendarbeit, der ja immer eine gewisse Zerrissenheit und Planlosigkeit anhaften wird, nach ihren Kräften dem inneren Stand des Entwicklungsalters auch ihre Bildungsstoffe anpassen müssen. *)

---

*) Aeußerlich liegen die Dinge ja in den sog. höheren Bildungsanstalten günstiger. Hier kann die religiöse Jugendführung bis zu einem relativen Abschluß gebracht werden. Die reine Kenntnisübermittelung überwiegt hier aber in der bisherigen Unterrichtsauffassung derartig, daß von dieser Möglichkeit die Jugend eher Schaden als Nutzen hat. Es

Es ist überhaupt zu bedauern, daß die Volksschulbildung so früh und plötzlich abbricht. Sie muß, da sie natürlich auch ein gewisses Maß von Lebenskunde vermitteln soll, und zwar auch auf religiösem Gebiete, sehr viel Arbeit abseits von ihrem eigentlichen Erziehungswege leisten und notwendige Uebermittlung praktischer Kenntnisse in kurze Jahre zusammendrängen, für die die spätere Gelegenheit fehlt. Der bedauerliche Intellektualismus und hastige Lernbetrieb der Schule hat hier seine eigentliche Wurzel. Für die Religion ist das ganz besonders schlimm. Denn ihre zur Reife führende Arbeit beginnt eigentlich erst, wenn die Jugend ihrem Unterricht entgleitet. Die Kirche entläßt mit dem Konfirmationstage die Jugend auf dem Tiefpunkt ihres religiösen Entwicklungsweges. Hier gilt es etwas völlig Neues zu schaffen, vor dem alle andern Bemühungen um Religionspflege zurückstehen sollten. Wir haben im 2. Bande in dem Abschnitt über Jugendarbeit den Weg zu zeichnen versucht, der hier auszugestalten ist.

Was wir dort gesagt haben, betonen wir noch einmal: die praktische Beschäftigung mit der Jugend und ihre persönliche Führung ist die Hauptsache. Die belehrende Beeinflussung steht erst in zweiter Linie. Sie dient nur dazu, die innere Entwicklung zu klären, zu begleiten, zu stärken und unbewußt zu führen. Nur der Vertraute der Jugend — im persönlichen und sachlichen Sinne — sollte sie in die Hand nehmen. Der Fremde wird auf diesem innersten Gebiete ganz besonders energisch von der Jugend abgelehnt. Denn daran kann kein Zweifel sein: noch wird die Jugend in diesem Stadium bis zur äußersten Empfindlichkeit in ihren letzten Motiven egoistisch bestimmt. Ja, der Eigenwille erreicht hier einen Kulminationspunkt, an dem er erst umschlagen kann in das objektive Wollen. Wohl aber trifft dieses Umschlagen — wieder tritt die weise Voraussicht der Natur hervor — immer deutlicher, zumal im zweiten Abschnitt der Entwicklungsperiode, ihre Vorbereitungen. Ihnen müssen wir etwas genauer nachgehen.

---

kommen noch die für die Entwicklung dieses Alters sehr schwerwiegenden Gefahren der einseitig intellektuellen Gesamterziehung hinzu, so daß die religiöse Erziehung hier fast noch schwieriger liegt als in der Volksschuljugend. Wir können auf diese schwierigen Fragen in dem Rahmen dieser Darstellung nicht eingehen.

Der Drang zu festen gesetzlichen Formen, der sich in mannigfacher Weise in dieser Jugend offenbart, ist ja bereits, so gewiß er unmittelbar im Dienste des ehrgeizigen Ichstrebens steht, mittelbar der Anfang zu seiner Ueberwindung. Der Ehrenkodex, die starre Gleitbahn zu Erfolg und Geltung, die Bändigung der überschäumenden Kraft durch feste Ordnungen ist der erste Naturzwang in die Welt objektiver Normen hinein. Was sich zunächst als Außengerüst um die Jugend herumlegt, das schafft unbewußt und im Stillen in ihrem Innern ein Gegenbild — die lebendig gewachsene Norm des innerlich-sittlichen Wollens. Der äußere Zwang erweist sich als das Spalier, an dem sich die lebendigen Ranken eines langsam wachsenden inneren Gesetzes emporwinden. Wenn der Tag kommt, an dem mit dem persönlichen Eigenwollen das äußere Zwangsgesetz dahinsinkt, dann steht der Baum des lebendigen Sittengesetzes fertig da. Dieser Wachstumsprozeß geht ganz unmerklich vor sich. Man durchschaut ihn daran, daß im Laufe der Entwicklungsjahre die Möglichkeit, den Jungen verantwortlich auf sich selbst zu stellen und ihm selbständige Führungsaufgaben zu übertragen, an Sicherheit gewinnt.

In demselben Maße aber, wie diese Sicherheit zunimmt, nimmt der Eigensinn, die Eigenbrödelei, der verständnislose und verstockte Ichwille an Sicherheit ab. Ganz sicher fühlt sich der Eigenwille in keinem, auch nicht dem unzugänglichsten Stadium der Entwicklungsperiode. Wer diese Jugend wirklich durchschaut, der hört hinter aller Flegelei, Frechheit, Ruppigkeit, Spott- und Lästersucht ganz in der Tiefe der Jungenseele immer noch ein letztes Umhülfeflehen, einen Schrei der Sehnsucht nach Befreiung von sich selbst, nach der großen Macht, der er ganz vertrauen kann. Ist nicht die Glut der in allen Farben wechselnden und sich reißend ändernden Hoffnungswelt auch ein Zeichen der großen Sehnsucht nach dem „Objektiven“, ein Zeichen tiefinnerlicher Unsicherheit und Unbefriedigtheit? Diese Erfahrung gehört zu den ergreifendsten der ganzen Entwicklungsjahre. Wer sie nicht kennt, wer diese letzte große Zukunftssehnsucht in der Tiefe dieser Jugend nicht fühlt, der wird sie nie im tiefsten Sinne führen können. Der große Junge ist ja in aller seiner Geltungssucht, seinem empfindlichsten Ehrgeiz, seiner Prahlerei und seiner Unzugänglichkeit in

der letzten Tiefe von einer rührenden Unsicherheit, Unbeholfenheit und einem geradezu kindlichen Vertrauensbedürfnis. Dem Manne, der das wittert und ihm entgegenkommt — niemals aber es fühlen läßt, daß er dies Letzte durchschaut —, kommt er wieder mit der vollen Liebe seiner Jungenseele entgegen, die er freilich oft genug ganz tief verbirgt. Für dieses Vertrauensverhältnis gilt vielleicht das Dichterwort in noch tieferem Sinne als in seiner ursprünglichen Bedeutung: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß wie die Liebe im Herzen, von der niemand nichts weiß.“ Die Natur reißt ihren letzten Faden, der Vergangenheit und Zukunft miteinander verbindet, nie ganz ab. Aber im Laufe der Jahre entwickelt sich nun dieser zur Hingabe neigende Sinn immer stärker. Der Kampf gegen sich selbst wird tiefer und schwerer, die Auflösung und Zersetzung des Ichwillens greift schärfer und schärfer zu, die Sehnsucht nach erlösender Willenskraft wird größer, bis an der kritischen Ecke der Jünglingsjahre, oft erst über Jahre hinweg, der geheimnisvolle Umschlag erfolgt, der ihn der neuen Welt des großen, alles beherrschenden Willens und der Hingabe an sein Werk in die Arme wirft.

Wie dieser objektive Wille praktisch zur Durchsetzung zu führen ist, hat uns im 2. Bande ausführlich beschäftigt. Für die religiöse Wahrheitsübermittlung gilt das Gesetz, den Jungen den Heroismus der Hingabe schrittweise weiter zu eröffnen, ihn stufenweise aus seinen sinnlichsten Formen bis zu seiner höchsten geistigen Vollendung *) zu führen. Neben die lebendige Persönlichkeit tritt hier auch viel stärker noch als auf der früher gezeichneten Vorstufe das lebendige Gesetz, das nun schon viel mehr als selbständige Größe von der Jugend erfaßt werden kann, weil für ihr eigenes Bewußtsein durch das Leben die Linien des Gesetzes zu laufen beginnen. Es ist bekannt, daß diese Jugend sich selbst Gesetze gibt, ja sogar für starre Gesetzesgrundsätze — Antialkoholismus, Sprachreinigung, Kleiderreform — einzutreten und zu werben anfängt. Sie beginnt „prinzipiell“ zu werden. Sie diskutiert leidenschaftlich über letzte Ziele, meint freilich immer noch im tiefsten

*) Hierher gehört der Heroismus der alttestamentlichen Propheten, der im zweiten Jesaia kulminiert.

Grunde ihre letzten Wünsche. Aber es liegt auf der Hand, daß hier nun der Ort ist, grundsätzliche Erscheinungen der Religions- und Geistesgeschichte mit der Jugend zu besprechen und ihr die Welt der Formen und Formeln zu eröffnen. *) Noch ist die große Selbstlosigkeit geschichtlicher Wertung nicht fertig, aber sie ist im Anzuge. Hier kommt auch die Stunde, in der das innere Erlebnis des Paulus und Luthers und die Innenseite des Lebensschicksals Jesu Frage und Antwort finden müssen. Die letzten Wahrheiten der Religion ziehen langsam herauf.

Wir stehen hier an dem Punkte, wo in der Jugendentwicklung sich zugleich eine Ausreifung des Gesamtlebens vollzieht. Die hinter uns liegende Epoche, zumal der deutschen Volksentwicklung, ist über den zuletzt gezeichneten Entwicklungsstand überhaupt nicht hinausgekommen. Zug für Zug finden sich im Bismarckzeitalter, das man mit Recht als die Zeit der deutschen Flegeljahre bezeichnet hat, die Eigentümlichkeiten der Entwicklungsjahre wieder. Schon vor dem Kriege aber zeigten sich in der ausreifenden Jugend neue Züge, die nicht mehr in das alte Bild paßten. Durch das tiefgreifende Erlebnis des Krieges aber sind diese Züge noch sehr viel entschiedener herausgetreten.

Wir übergehen die bereits im zweiten Bande hervorgehobenen Symptome der neuen Zeit und richten hier unser Auge besonders auf die religiöse Wendung an der kritischen Ecke der Jünglingsjahre. Ganz überraschend nimmt nämlich hier in dem Kern der Jugend die Entwicklung die Wendung zu einer ausgesprochen

---

*) Im Vorübergehen wollen wir darauf hinweisen, daß hier auch die Notwendigkeit auftaucht, die Gottesanschauung neu zu gestalten. Die naive Gottesvorstellung der Kindheit verschwimmt, wie bereits angedeutet, mit den heraufziehenden Entwicklungsjahren und löst sich in diesen selbst, oft freilich unbewußt, vollends auf. Erst in der zweiten Hälfte der Entwicklungsperiode tritt die Möglichkeit ein, Gott als den lebendigen Willen, das wirkende Weltgesetz zu erfassen. Der Religionspädagoge muß sorgfältig auf die religiöse Anschauungsentwicklung achten. Wird sie vernachlässigt, so kann hier ein unüberwindliches Hemmnis der religiösen Entwicklung entstehen. Es gibt Tausende, deren religiöse Entwicklung darum für immer abgeschnitten blieb, weil sie niemals über die Kindheitsanschauung hinausgeführt wurde. Auch eine Wirkung des vorzeitigen Abbruchs des religiösen Unterrichts!

religiösen Stimmung. Man möchte sie als hyperindividualistisch bezeichnen. Der Drang zur Einsamkeit, zur Selbstbetrachtung, zur Weltverneinung und zum stürmischen Protest nimmt die denkbar schärfsten Formen an. Die Gefühlsschwärmerei dieser Jahre wird zur Mystik, die die weltverleugnenden Formen des ausgehenden Mittelalters wieder sucht. Meister Eckehart ist von dieser Jugend wieder entdeckt worden. Der brutale, versprühende Ichwille Nietzsches, der die Gefahr der Jugend in der Bismarckepoche war, ist der sinnigen Versenkung in die Tiefen der eigenen Seele und der Durchlichtung der Welt von diesem Innenpunkte her mit den Sonnenstrahlen der göttlichen Güte gewichen. Die Mystik ist immer die letzte Sammlung des Geistes vor einer Neugeburt der wirkenden Religion gewesen. Wenn der Ichwille des Lebens reif wird zur vollen Ueberwindung, zieht er sich in die letzten Tiefen und Einsamkeiten der Seele zurück, um hier wie im Mutterschoße die Befruchtung durch den großen Gotteswillen zu empfangen. Ganz in der Stille, in der Welt schwebender Gefühle vollzieht sich diese Ueberwindung, bis in der Stunde der Geburt das neue Leben hervorbricht und nun sieghaft wirkend in die Welt greift. Vor der sozialen Bindung des Lebens liegt immer die volle Verleugnung des Lebens in einsamer Selbstgenügsamkeit. So fern diese beiden Lebenspole sich für das äußere Auge zu liegen scheinen, sie berühren sich in der Wirklichkeit des Lebens sehr eng. Der plötzliche Uebergang des einen in den andern ist der geheimnisvolle Durchgangspunkt des Stirb in das Werde. So widerspruchsvoll es klingen mag, so fest steht es doch, daß der zunehmende Individualismus der Mystik in der reifenden Jugend das verheißungsvollste Anzeichen dafür ist, daß der objektive Gotteswille und die große soziale Bindung des Lebens hinter den Toren wartet.

Daß die Jugend in diesem Uebergangsstadium trotz der Grundrichtung auf die eigene Innenwelt das Gemeinschaftsleben im gleichgestimmten Kreise sucht, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihr Grundzug noch durch und durch individualistisch ist. Die platonischen Stimmungskreise, die auf dem „Erlebnis“, auf einem gemeinsamen Lebensgefühl ruhen, haben noch nichts mit sozialer Bindung zu tun. Sie scharen sich um einen durch die Glut des Empfindens ausgezeichneten Führer, der

das Erlebnis der einzelnen besonders kräftig verkörpert und darum auch zu wecken vermag. Diese Stimmungskreise kommen und vergehen wie die Wolken am Frühlingshimmel. So überschäumend sie an Reformgedanken und ruckweise auftretenden Reformbestrebungen sind, so fern sind sie noch vom harten, von einer großen Idee überwältigten, stetigen und opferstarken Wollen. Das große innere Müssen der Hingabe an andere ist noch nicht ihre Sache, aber es wartet hinter den Toren und trifft die Vorbereitungen auch schon durch das Gemeinschaftsleben.

Wann und in welcher Form, ob durch einen schmerzlichen Bruch oder ein langsames Werden, sich die große Umlagerung endgültig vollzieht, ob sie überhaupt zur vollen Reife kommt, liegt nicht in Menschenhand. Eines Tages fragt wohl der junge Mensch überraschend seinen älteren Führer oder Freund: „Wie kommen Sie dazu, daß Sie uns die freien Abende und die Sonntage geben?“ Das ist die Stunde, in der der reife Mensch und der Mitarbeiter geboren werden kann. Der Hauptweg der religiösen Entwicklung ist durchschritten. Es kommt die Mannesarbeit und das Wachsen der Erkenntnis „in die Tiefe und in die Höhe“, die Befestigung des Charakters durch immer weitergreifende schmerzliche und emporhebende Erlebnisse. Dem zur wahren Freiheit resp. Gebundenheit hindurchgedrungenen Menschen öffnet das Leben und seine Wahrheit von selbst die Tore. Wir können ihn hier sich selbst überlassen.

Es ist das Gesetz des Lebens, dessen Spuren wir in der Einzelentwicklung nachgegangen sind, sprungweise, lückenhaft, vielleicht unzulänglich genug. Denn das Leben ist reich an unerschöpflichen Variationen. Aber deutlich wird geworden sein, daß alles im Einzelleben um das religiöse Urerlebnis kreist, daß der Durchsetzung des einen großen Lebensgesetzes alle Entwicklung dient. Vom göttlichen Urquell her springt das Leben auf, bewegt sich von ihm fort bis zur vollen individualistischen Loslösung, um die Einheit mit ihm tiefer und fester, ja unzerstörbar zu finden. Alle Erziehung kann sich nur dienend in die Pfade dieses ewigen Lebensgesetzes hineinstellen. Nie darf sie es vergewaltigen und hemmen, aber seiner Durchsetzung muß sie selbstlos helfend dienen. Die Wahrheit ist nichts anderes als das Spiegelbild und die

Schrittmacherin des Lebens. Das Leben aber birgt in sich als letztes, alles tragendes Gesetz die Wahrheit.

Ganz unverantwortlich ist es darum, der Jugend ein festes System von Gesetzen oder Heilstatsachen mit auf den Weg zu geben in der Hoffnung, daß sie es einmal doch verstehen und sich aneignen werde. Das ist alles andere als „Saat auf Hoffnung“, das ist ein sehr bequemes Sichabfinden mit einer äußerlichen Anhängung, wo eine tiefinnerliche Führung zur Reife allein genügen kann. Das ewige Gesetz des Lebens duldet keine Versteinerung, am wenigsten in der Jugend! Die logisch-verstandesmäßige Verknöcherung ist zudem für die Jugend die allergefährlichste, weil sie hier am schnellsten abgestoßen wird. Wer die Kämpfe, durch die jede Jugend hindurchmuß, belastet oder — was in ihrer Wirkung auf die Entscheidung gegen die Religion häufiger der Fall ist — erleichtert durch reine Verstandeszweifel, ob diese oder jene historische Tatsache zu Recht besteht, der stört und zerstört den Entwicklungsgang der Jugend in den meisten Fällen hoffnungslos. Für die Jugend darf das große, unerbittlich gültige innere Lebensgesetz nicht abhängig gemacht werden von den Tatsachen des Apostolikums. Sie könnte zu leicht mit ihnen fertig werden. *)

*) Der „Glaube“ darf auf keiner Stufe des religiösen Jugendunterrichts mit der Anerkennung geschichtlicher Tatsachen auch nur verquickt werden. Von ihm darf nur in der Beziehung auf den lebendig wirkenden und allezeit gegenwärtigen Gott gesprochen werden. Alle geschichtlichen Stoffe sind nur Mittel zur Weckung, Deutung, Vergegenwärtigung, Vertiefung des Glaubens, der an dem Erleben der Gegenwart sich zu bewähren hat, niemals Objekt des Glaubens. Das ist nur der lebendige Gott, der als solcher nur in der gegenwärtigen Stunde, ihrer Forderung und ihrem Erlebnis voll ergriffen werden kann. Die Zeit, in der die Jugend reif wird für die historische Kritik, darf nie und nimmer zu einer Krisis für den Glauben werden. Steht er nicht ganz unabhängig von allen Schwankungen geschichtlicher Erkenntnis in der Jugend fest, wird beispielsweise die kritische Betrachtung der Osterberichte zu einer Erschütterung des jugendlichen religiösen Besitzes, dann hat die religiöse Jugenderziehung sich schwer an der Jugend versündigt und ist dem Sündenfall erlegen, der in der christlichen Kirchengeschichte eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Allen historischen Stoffen ohne Ausnahme muß schon die Jugend mit der Unabhängigkeit und Freiheit gegenüberstehen wie dem Märchen. Um so kräftiger muß ihr aber der lebendige Gott und sein Lebensgesetz in der Gegenwart nahe gebracht sein.

Der ewige Gott kennt eine eindringlichere und durchschlagendere Sprache, die der sich durchsetzenden inneren Lebensnotwendigkeit, die der lebendigen Wahrheit. Die aber kommt auf anderem Wege als durch das Auswendiglernen unverstandener Sätze und die Anerkennung geschichtlicher Tatsachen, sie wächst aus dem Leben selbst heraus, wenn die Stunde dafür gekommen ist. Das treue Nutzen der Stunde ist aller Erziehung letzte Weisheit.

Es bleibt uns noch die Aufgabe, die wichtigsten Linien der religiösen Entwicklung der weiblichen Jugend aufzuzeigen. Sie vollzieht sich nicht so stürmisch und weitausgreifend, wie die des Jungen, weil ihr Ziel ja auch der Kindheit näher bleibt. Tatsächlich wird in der weiblichen Natur die religiöse Welt der Kindheit nie so radikal aufgelöst, wie in der männlichen. Die receptive Art, die gestaltende Fähigkeit, das Vertrauen zur Weltseele bleibt immer in irgendeinem Maße erhalten. Von einer religiösen „Schonzeit“ kann daher in der weiblichen Erziehung keine Rede sein. Das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, das Organ für die Welt ehrfurchtgebietender innerer Größe, die Gebundenheit an eine lichte Sphäre göttlicher Reinheit geht dem Mädchen nie ganz verloren. Trotzdem gibt es auch für sie eine Zeit der Teilauflösung und der Eroberung neuer Lebensseiten. Sie setzt vielleicht schon früher ein als bei dem Jungen, aber in anderer Form. An der Stelle der aktiven steht die passive Welteroberung. Die egozentrische Weltbeseelung der Kindheit verengt sich zur eigenwilligen Welteingliederung in die eigenen Gefühlszwecke. Das heranwachsende Mädchen negiert auch die Welt und betrachtet sie mit kritischen Augen, aber nicht um ihr den Krieg zu erklären, sondern um sie launisch, schmollend oder spöttisch abzulehnen und sie dadurch nur um so gefügiger zu machen. Der Ichwille tritt sehr deutlich bei ihm heraus, oft in einem unerträglichen Eigensinn oder in einem sich unbefriedigt zurückziehenden und grollenden Weltschmerz, oder auch in einer moquanten Ueberlegenheit. Positiv äußert sich dieser Ichwille in der Neugierde nach außen, in der abwartenden, anreizenden oder gar herausfordernden Stellung zu der Umwelt, die sich bis zur Abenteuersucht steigern kann. Aber immer sucht es an sich heranzuziehen, zu fesseln, die eigene Bedeutung durch das Fremde zu erhöhen. Es erweitert seine Kreise,

seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten, um persönlich dadurch zu gewinnen. Die Phantasie schwärmt auch hier kräftig aus, aber nicht in das wilde Land der kriegerischen Abenteuer, sondern in die das Gefühlsleben fesselnde und anreizende Welt der romantischen Erlebnisse und der buntfarbigen Lebensschönheit. Sie hängt auch viel stärker am Persönlichen als beim Knaben, der mehr die Handlungen sucht. An der Stelle der Macht und Ehre steht beim Mädchen die Schönheit und die Güte. Es sieht überhaupt mehr auf den Menschen und seine Gesinnungen als auf die Leistung und ihren Erfolg. Das Menschenschicksal fesselt es stärker als der Heldenruhm.

Es kreist eben beim Mädchen alles um das persönliche Werden, nicht, wie beim Knaben, um die Herausarbeitung des überpersönlichen Willens. Dementsprechend ist auch die gesetzliche Fesselung, auf die der Schwille der weiblichen Natur hindrängt, nicht die von außen her bändigende überlegene Kraft, sondern die von innen her bindende Sitte. Das, was sich ziemt, fesselt das Mädchen, nicht das, was sich gewaltsam durchsetzt. Vor der überlegenen Feinheit und Abgeklärtheit der Durchbildung beugt sich die weibliche Natur, nicht vor der erfolgreicheren Tatkraft. Die Kraft ihres Gesetzes liegt in der filigranartig feinen organischen Bildung seiner Maschen, die Kraft des Jungengesetzes in der gebieterisch geschwungenen Linie seines Baugerüstes.

Es ist klar, daß die entscheidende persönliche Führung des Mädchens in den Entwicklungsjahren nur von der Frau geleistet werden kann. Sie allein verfügt über den Gefühlsreichtum, über das Verständnis für die weibliche Phantasiewelt, für das „Schwärmen", vor allem aber über die wirksame Form der gesetzlichen Bindung, die die Mädchennatur fordert. Der Mann kann durch die Festigkeit und Objektivität der Fernwirkung stützen und halten, niemals aber die persönliche Führung der Innenwelt übernehmen. Seine ergänzende Tätigkeit ist unentbehrlich, namentlich in der Heranbringung der religiösen Stoffe an die Mädchenseele.

Auch hier müssen diese Stoffe an die Phantasiewelt des reifenden Mädchens anknüpfen. An der Stelle des großen Zukunftskönigs steht hier die innerlich reiche Persönlichkeit. Auch hier muß stufenweise der Lebensreichtum und die Lebenstiefe

herausgearbeitet werden. Im Rahmen einer bunt ausgestaltenden Kultur- und Sittengeschichte — die für den Mädchenunterricht noch viel zu wenig ausgebeutet ist — müssen in den Entwicklungsjahren namentlich Frauengestalten und Frauenschicksale ihre bildende Kraft in die weibliche Seele werfen. Hier kann man von Vorbildern sprechen, weil in Lebensform und Lebensführung diese Gestalten emporziehend und zur Nachgestaltung anregend wirken sollen. Der Inhalt und die Form des Frauenlebens sind im Laufe der Menschheitsgeschichte sehr viel gleichartiger geblieben als die Ziele und die Formen männlichen Schaffens. Auch ist mit der Sitte für die Mädchennatur zugleich etwas innerlich Bindendes gegeben, sodaß Nachahmung und Nachbildung hier einander viel näher liegen.

Indessen wäre es verfehlt, sich in der Mädchenerziehung auf diese gestaltenden Kultur- und Frauenbilder — die am sichersten von Frauen an die weibliche Jugend herangebracht werden können — zu beschränken. Die objektive Welt männlichen Handelns, die durch Vergangenheit und Gegenwart zieht, gehört durchaus in die weibliche Jugenderziehung hinein. Das Mädchen muß Männerwürde und schöpferisches Heldentum *werten* lernen und die herbe Welt objektiven Handelns fühlend mit durchleben. Bei aller Subjektivität seines Empfindens muß das Organ für die Wertung objektiver Menschengröße sorgfältig entwickelt werden, denn dieses Organ soll es einst sicher durch die Welt geleiten, in der es ohne seine Führung hülf- und schutzlos wäre. Immer aber wird in der Behandlung geschichtlicher Persönlichkeiten der *Mensch* im Vordergrunde stehen. Sein *Werk* ist hier nur die Außenseite seines inneren Werdens. Trotzdem ist es wichtig, daß das Mädchen es im Unterricht auch erlebt, wie Männer Männerwerk betrachten. Eine rein weibliche Jugenderziehung ist auf dem Gebiete der Religion immer von einer Lücke belastet. Das Letzte kann auch hier nur vom Manne geleistet werden.

Denn der letzte Sinn der Entwicklungsjahre für das Mädchen ist der, die tiefste Form der Hingabe zu schaffen, deren die weibliche Natur für ihre Zukunftsaufgabe bedarf. Darum führt sie der Schöpfer durch den Eigenwillen, der alles auf sich beziehen möchte, hindurch, damit dieser Eigenwille lauschen lerne auf alle inneren

Kräfte der Umwelt, sich ganz an sie heranfühle und sie recht werten könne. Indem sie herrschen und sich unterwerfen möchte, wird sie zum höchsten Dienst gerüstet. Indem sie sich abkapselt und sichert in der schützenden Sitte, begibt sie sich in diejenige Bindung hinein, durch die sie später wieder schützen, führen, vergeistigen kann. Indem sie auf das Aeußerste empfindlich wird gegen die Umwelt, ja sie ablehnt und bespöttelt, sammelt sie diejenige Feinheit des Empfindens, durch die sie einst segnen, bereichern und in die Welt des Reinen und Göttlichen emporführen kann. Aus der reinen Vertrauenswelt der Kindheit muß sie durch die kritischen Auflösungsjahre hindurchgeführt werden, damit sie den untrüglichen Blick für die bestimmende Nordnadel des Lebens, das unerschütterliche Vertrauen auf das wahrhaft Gute und Göttliche finde.

Der Kreis schließt sich. Wir haben die geschichtlichen, die sozialen, die innerfamiliären, die persönlichen Verwirklichungsstufen der religiösen Wahrheit an uns vorübergleiten lassen, nicht um ihre Mannigfaltigkeit im einzelnen auszuschöpfen, sondern um den Blick für die Linien zu schärfen, denen aller religiöse Dienst nachgehen muß, um dem Weg der Wahrheit in der Welt zu dienen. Unerschöpflich ist die Aufgabe dieses heiligsten Dienstes an der Menschheit. Nur das im höchsten Sinne lebendige und wahrhaft hingegebene Leben ist ihr gewachsen. Der Weg der Wahrheit und der Weg der Arbeit liegen hier völlig ineinander. Ohne entschlossene sittliche Selbsthingabe ist alle Wahrheitsverkündigung Schein und Trug. Wie nur das in heißer Arbeit zur vollen Selbstlosigkeit gereifte Leben die Wahrheit sieht, so kann die Selbstverleugnung allein ihr eine Gasse bahnen. Wahrheit ohne Liebe ist ein abgestorbener Baum ohne fruchtschaffende Säfte, Liebe ohne Wahrheit eine taube Blüte, die nur für die Gegenwart duftet und leuchtet, aber kein Saatkorn in die Zukunft trägt.

V. Das religiöse Bekenntnis.

1. Die religiöse Wahrheit und das Bekenntnis.

Wir sind den mannigfaltigen Wegen nachgegangen, denen die Verkündigung der Wahrheit unermüdlich und sorgfältig nachspüren muß, um ihr lebendiges Gesetz wirksam in den Gang des Lebens einzuführen. Unendlich ist die Reihe der Punkte, an denen sie weiterführend ansetzen, unerschöpflich die Formen und Stoffe, die sie benutzen, endlos sich erneuernd die Gelegenheiten, denen sie dienen muß. Und doch ist es ein ewiges Gesetz, dem sie dient, ein Ziel, zu dessen Verwirklichung sie hinstrebt. Jeder ihrer ungezählten Ansatz- und Arbeitspunkte trägt in sich die Richtung auf einen Zentralpunkt, dem alles Leben im Verborgenen zustrebt. So unausschöpfbar die Mannigfaltigkeit des religiösen Dienstes ist, so einfach und klar ist seine innere Linie. Was unsere Väter „einfältig" nannten, ist das Grundmerkmal aller religiösen Lebensbestimmtheit. Erst das Zeitalter, das den letzten Einheitspunkt preisgab und sich selbst an die Verworrenheit der Sinnenwelt verlor, das in der routinierten Außenbeherrschung der Dinge das Zeichen der Lebensherrschaft sah, hat diesem Worte den Makel angeheftet, der in einem viel bedrohlicheren Sinne seine eigene Hohlheit trifft. Die Einfalt des Herzens und der schaffenden Tat ist tatsächlich das Größte, das dem Menschen überhaupt zugänglich ist und seine Arbeit adelt.

Dieser großen Einheitslinie und machtvollen Einfachheit des religiösen Dienstes wenden wir uns jetzt zu, nachdem wir die Mannigfaltigkeit der Wege dienender Liebe kennen gelernt haben. Nicht als wollten wir diese dadurch aufheben! Im Gegenteil! Die ganze Mannigfaltigkeit der spürenden Hingabe an den Wahrheitsdienst

ist erst auf dem Hintergrunde einer letzten Lebenseinheit und -einfachheit möglich. Wie die Fülle der Schöpfung ganz undenkbar wäre und sich selbst zerstören würde ohne den sie durchziehenden und haltenden Einheitswillen Gottes, so wäre der dem Leben bis in seine letzten Regungen nachgehende Dienst ganz unmöglich und würde zerfließen ohne die innere Einfalt, die ihn trägt. Darum war der Nazarener der Wahrheitsträger für die Entwicklungsfülle unübersehbarer Jahrtausende, weil sein Wort und Leben von der Einfachheit und Durchsichtigkeit einer Kindesseele war. Die Einfalt dieses Zimmermannes aus Nazareth ist das köstlichste Gut, das der Menschheit geschenkt worden ist. Es gibt keinen erdgebundenen Menschen, dem es nicht zugänglich wäre, und es gibt keinen Weisen auf den Höhen des Lebens, der es ausschöpfen könnte.

Wo immer die religiöse Wahrheit sich ihren Weg in die Entwicklungsfülle des Lebens sucht, da muß diese sonnenklare und mit einem Blick zu erfassende Einfachheit aus ihr herausleuchten. Es liegt in ihrem innersten Wesen begründet, daß sie selbst immer wieder nach dem einfachsten, durchsichtigsten, unmittelbarsten und ohne gedankliche Umwege wirksamen Ausdruck sucht. Zur religiösen Wahrheit und ihrer dem Leben zugewandten Kraft gehört daher immer das zusammenfassende Bekenntnis. Weil sie wirkende Wahrheit ist, darum muß sie ihre Strahlenfülle immer wieder wie in einem Hohlspiegel sammeln. Sie muß ureinfache Lichtzentren schaffen, deren klarer Glanz und gesammelte Wärme das Auge sofort fesseln und ihre belebende Kraft konzentriert ansetzen. Sie wählt immer den kürzesten, einfachsten und wirksamsten Weg, um das Ganze ihrer Kraft in das Leben hineinzuwirken. Die Fähigkeit, Bekenntnisse zu formen, ist der sicherste Maßstab der religiösen Kraft eines Zeitalters. Nicht das Bekenntnismäßige, sondern das Bekenntniskräftige entscheidet über den religiösen Stand einer Kirche. Die Bemühungen um die sorgfältige Innehaltung älterer Bekenntnislinien ist schon ein ganz unverkennbares Symptom religiösen Verfalls. Denn das wahre „Bekennen“ will nicht in erster Linie bewahren, hüten, abgrenzen, sondern gerade erobern, überzeugen, wirken. Geht diese aktive Kraft des Bekenntnisses verloren, dann fließt seine Form ins Breite, Unübersehbare, logisch Zergliedernde. Es verliert gerade das, was sein Wesen und seine

Wirkungskraft ausmacht: die Einfachheit, Durchsichtigkeit, Unmittelbarkeit. So ist die sogenannte Konkordienformel überhaupt kein Bekenntnis mehr. Den Männern, die es in Streitsucht, Rechthaberei, Aengstlichkeit, dialektischer Klügelei geschaffen haben, fehlte eben das, was die Voraussetzung alles wirkungsvollen Bekennens ist: die Einfalt des Herzens. Die Bekenntnisfanatiker mögen sich einmal die Doktorfrage stellen, wo dieses Bekenntnis im Volksleben wirksam geworden sei. In dem Becher kalten Wassers, von dem der Meister spricht, liegt mehr Bekenntniskraft als in diesem dicken Machwerk menschlichen Eigenwillens.

Es ist überhaupt der Fluch der Lutherkirche, daß sie das religiöse Bekenntnis nur in der Form des Wortes kennt. Weil das Wort, zumal im Beginn der Neuzeit, der vornehmste Träger des Geistes war — was es heute ja nicht mehr ist —, so mußte ihm allerdings eine hervorragende Bedeutung in der wirksamen Formung des religiösen Bekenntnisses zufallen. Aber es hat sich bitter gerächt, daß man die andern Träger der Geisteskraft — die wirkende Tat, die darstellende Form — um des Wortes willen an die Wand gedrückt hat. Damit war der allumfassende Geist auf den Intellekt zusammengeschrumpft. Wille und Gefühl, die in der Tiefe wirkenden Seiten des geistigen Lebens, waren ausgeschaltet. Der Intellektualismus hatte schon im Ansatz gesiegt. So hat unter allen Kirchen der Gegenwart die Lutherkirche das geringste Recht, sich über die Oberflächlichkeit der Zeit zu beschweren. Sie hat sie selbst kräftig mit heraufführen helfen, sicherlich am erfolgreichsten durch ihre „Bekenntnisgemäßheit". Denn ein wertvolles Erbgut, das die Reformatoren ihr mitgegeben hatten, haben die oberflächlichen dialektischen Bemühungen um die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts radikal vernichtet: den Blick für das Volkstümliche. Die Geschichte der protestantischen Theologie, die unmittelbar oder mittelbar durch die Bekenntnisse beeinflußt ist, ist die Geschichte einer Geistesentwicklung, die sich in zunehmendem Maße von dem Boden des urwüchsigen Volkstums entfernt hat. Selbst von den hochgebildeten Vertretern unseres Volkslebens, die nicht theologische Spezialisten sind, kann man nicht verlangen, daß sie sich mit der weltfernen Gedankenarbeit und -formung unserer theologischen Fakultäten und unserer kirchlichen Kanzelreden be-

schäftigen, geschweige denn von den in der harten Arbeit des Lebens stehenden Menschen. Die Kirche des Wortes hat trotz aller Betonung ihrer Bekenntnisgemäßheit ihre Bekenntniskraft vollkommen eingebüßt. *)

Um so wichtiger ist es, daß wir uns heute darauf zurückbesinnen, was das religiöse Bekenntnis eigentlich will. Es will der Wahrheit eine Gasse bahnen. Dazu muß es der Träger der Wahrheit, und zwar in ihrer umfassenden Größe, aber in der denkbar einfachsten, klarsten, wirksamsten, volkstümlichsten Form sein. Eine kurze Zusammenstellung von Lehrstücken, die sich als religiöse Wahrheit anbieten, ist darum noch keineswegs ein Bekenntnis, so geschickt diese auch auf einen kurzen Ausdruck gebracht sein mögen. Ihnen fehlt eben das, was das Bekenntnis erst zum Bekenntnis macht, die unmittelbar ins Leben hineingreifende und dieses in ein lebendiges Gesetz hineinzwingende Kraft. Nur der von der lebendigen Religion ergriffene Mensch, der in ihr Urgesetz hineingezwungen wurde, kann „bekennen“, d. h. den fortreißenden und mitziehenden Ausdruck für das Gesetz finden, in dessen Gehorsam er selbst steht. Wie die Gleichnissprache nur von dem religiös gebundenen Menschen wirklich beherrscht wird, so auch die Bekenntnissprache, nur daß diese noch sehr viel gesammelter, einfacher, dem Ganzen einer Zeit und einer Entwicklungsepoche zugewandter sein muß, als jene, die sich bewußt in die bunte, ausgefaltete Mannigfaltigkeit des Lebens wirft. In Gleichnis und Bekenntnis spiegelt sich in gleicher Weise die volle religiöse Wahrheit, in jenem nur mit dem Blick auf die individuelle Stunde und Gelegenheit, in diesem dagegen mit dem Blick auf das Lebensganze und die Volksgemeinschaft. Das Bekenntnis will immer gemeinschaftbildend, ein gemeinsames Erleben darstellend und zu

---

*) Uebrigens ist es eine Ironie der Geschichte, die es nur zu deutlich beleuchtet, auf was für einen Strang das „christliche Bekenntnis“ im Laufe von kaum zwei Jahrtausenden überhaupt geraten ist, daß die alles bezwingende sammelnde Wissenschaft es bis heute noch nicht fertig gebracht hat, eine einigermaßen erschöpfende christliche Symbolik zu schaffen. Wenn dieser Wirrwarr von sogenannten christlichen Bekenntnissen aus lauter wirklichen Bekenntnissen bestände, wie müßte dann die Kirche Christi heute dastehen! Er ist aber nichts als das schmachvollste Dokument christlich verbrämten Eigenwillens.

gemeinsamem Schaffen fortreißend sein. Man kann es kurz so ausdrücken: Das Bekenntnis ist das lebendige Gleichnis der Gemeinde.

Daher trifft das Wort „Symbol“ sowohl in seinem ursprünglichen Sinne als Erkennungszeichen (συμβάλλειν) wie auch in seiner übertragenen Bedeutung als Sinnbild durchaus die Sache. Zusammengehörige Menschen erkennen sich als solche an bestimmten Ausdrucksformen und Zeichen, die unverkennbar ihre Herkunft und Innenwelt verraten, die daher das Sinnbild ihres tieferen Wesens, in dem sie zusammenstimmen, und damit ihrer Gemeinschaft werden. Nur ist dieses innere Wesen der religiösen Gemeinde kein ruhender Zustand, sondern ein lebendiges Ergriffensein vom Lebensstrom Gottes, das, wo immer es auftritt, sich als Kraft der Hingabe und der werbenden Liebe kundtut. Das religiöse Symbol begnügt sich also nicht damit, einen bestimmten Besitz anzuzeigen und zu sichern, wie etwa eine gesellschaftliche Klasse oder ein geheimer Orden sich durch gewisse äußere Symbole ihre Eigenart sichern und ihre Exklusivität wahren, sondern es wirkt bereits als Symbol agressiv, ziehend, scheidend, werbend. Selbst das lebensfremdeste Symbol auf dem Boden des Christentums atmet noch etwas von dem andringenden Geiste des Meisters. Darum ist auch der Drang, Symbole zu schaffen, gerade dann am stärksten hervorgetreten, wenn es galt, die aus der Tiefe neu heraufdringende Wahrheit in die Welt zu tragen oder die gefährdete Wahrheit zu sichern. Nur stand in dem letzteren Falle die Symbolbildung bereits unter dem Zeichen des versiegenden Lebensstromes und ist daher nicht mehr das Produkt des zeugenden, sondern des alternden Lebens. Die offensive verwandelte sich unmerklich in die defensive Haltung. So steht das sogenannte apostolische Symbol ganz unverkennbar unter dem Zeichen des Absterbens der altchristlichen Geisteskraft, während das Augsburgische Bekenntnis seiner Grundhaltung — nicht seinen aufgenommenen Bestandteilen — nach die Kraft jugendfrischer Religion atmet. Nicht nach dem Alter, sondern nach der Jugendkraft sollte man daher die Symbole werten. Die Bekenntnisse der alternden Epochen, die sich unverkennbar durch aufzählende Breite, ängstlichen Vollständigkeitsdrang, dialektische Pedanterie verraten, sollte man nur soweit berücksichtigen, als in ihnen hier und da noch Funken

einer kräftigeren Jugend nachglimmen. Ihre Gesamthaltung ist auf jeden Fall als lähmend und lebensfeindlich abzulehnen. Das lebendige Symbol gestaltet vom Zentrum aus kurz, durchsichtig, einheitlich, einfach, eindrucksvoll die hinter ihm wirkende Wahrheit.

Nun ist ja freilich die Symbolsprache gerade durch ihre Gebundenheit an die Gemeinschaft, die die verschiedensten Schichten, Individuen, Zeiten umspannt, von einer fast unüberwindlichen Schwierigkeit belastet. Wenn es im Leben kaum eine Gemeinschafts*sprache* gibt, die für alle in gleicher Weise durchsichtig, verständlich und wirkungskräftig ist, gibt es dann vollends ein Gemeinschafts*gleichnis*? Wenn das Gleichnis die ewige Wahrheit stets in das Ereignis der Stunde trägt und in das individuelle Gewand kleidet, kann es dann überhaupt der über die Stunde und das individuelle Leben hinausragenden Gemeinschaft dienen? Wird da nicht ganz von selbst das Symbol zum Allgemeinbegriff und verliert seinen Gleichnischarakter? *Begrifflich* kann man herauskristallisieren, was eine Gemeinschaft kennzeichnet. Aber eben dadurch verliert dieses auch seinen unmittelbar wirksamen und lebendig anpackenden Charakter. Das Gleichnis will ja viel mehr als begrifflich rubrizieren und juristisch abgrenzen. Es will unmittelbar in seinen Lebensrhythmus hineinziehen. Hier stoßen wir auf die Grundfrage aller Bekenntnisschwierigkeiten, der wir ein wenig genauer nachgehen müssen.

Wenn es richtig ist, was in einem früheren Abschnitt dargelegt wurde *), daß die lebendige religiöse Wahrheit sich auf keine Weise auf die Ebene eines begrifflichen Systems projizieren läßt, so liegt darin allerdings eine vernichtende Kritik fast aller Bekenntnisse, die in der Geschichte der christlichen Kirche mit diesem Namen bezeichnet worden sind. Sie sind alle mehr oder weniger oder gar gänzlich von der trockenen begrifflichen Konstruktion belastet. Selbst so lebenswarme Erzeugnisse wie das Augsburger Bekenntnis oder der Luthersche Katechismus sind davon nicht frei geblieben. Tatsächlich haben sie dementsprechend alle nur in ganz beschränktem Maße als lebendige Symbole für die von der religiösen Wahrheit getragene Gemeinde gewirkt. Es ist bekannt,

*) Vgl. den Abschnitt „Die Sprache der lebendigen Religion".

daß beispielsweise in der Lutherkirche die Bibel ganz überragend viel stärker als lebenschaffendes und wahrheittragendes Symbol gewirkt hat als sämtliche Bekenntnisse. Nur soweit in ihnen der lebendige Funke noch nachglomm und sich selbst unter der verknöchertsten begrifflichen Form die wirkende Wahrheit noch lebendig erhielt, sind sie zum Ausdruck der ewig gültigen Wahrheit geworden, mehr allerdings für die mit den herauslösenden Mitteln der wissenschaftlich-historischen Schulung vertrauten Theologen als für die Gemeinde, die nur mittelbar an diese Restbestände der ursprünglichen Lebenswahrheit herangebracht werden konnte. Symbole im wirklichen Sinne sind alle diese rechtlich-theologischen Machwerke nie gewesen. Das Volk Gottes hat in ihnen zu keiner Zeit den adäquaten Ausdruck seines inneren Lebens und seiner wirkenden Wahrheit gefunden. Dieser Tatsache soll man offen ins Auge schauen. Sie mag für die erschreckend sein, die dadurch den Bestand der Kirchen hoffnungslos erschüttert sehen. Aber dieser Bestand ist in der Wirklichkeit des Lebens bereits derartig erschüttert, daß die Aufdeckung der Wurzeln dieses Zustandes nur befreiend wirken kann. Zerstören kann sie nichts mehr, was nicht bereits tatsächlich zerstört ist. Wohl aber muß sie den Blick um so kräftiger auf die wirklichen Symbole richten, an denen es glücklicherweise in der Geschichte der christlichen Kirche nicht fehlt, wenn sie auch nur in den seltensten Fällen in Büchern zu finden sind.

Es ist nämlich durchaus die Frage, ob das Wort der alleinige oder auch nur der bedeutsamste Träger des Symbols, d. h. des für eine Gemeinschaft gültigen Gleichnisses der wirkenden Wahrheit ist. Wir wiesen früher schon darauf hin, daß Jesus von Nazareth kein geschriebenes Wort hinterlassen hat, wohl das sicherste Symptom dafür, daß er in den von ihm gesprochenen Worten nicht bleibende Ausdrucksformen und immer wieder zur Wirkung zu bringende Träger seiner Wahrheit gesehen hat. Er hat garnicht die Notwendigkeit empfunden, seinem Volke oder seinem Jüngerkreise einen zusammenfassenden Wortausdruck seiner Wahrheit zu geben, sei es für die werbende Arbeit der Gegenwart, sei es für die Aufgaben der Zukunft. Alle seine Worte und Gleichnisse — selbst das größte Gebot, das Vaterunser, das Abendmahl — sind aus der Stunde geboren und wollten der vorliegenden individuellen

Notwendigkeit dienen, sind aber nicht im Blick auf eine dauernd fortwirkende und sein Volk zusammenschließende Zukunftsarbeit gesprochen worden, so gewiß manche von ihnen im Laufe der Geschichte zu dauernden Symbolen seiner Wahrheit geworden sind, wie das Vaterunser und das Abendmahl. Obwohl alle seine Worte auf gemeinsames Leben abzielen, liegt ihm doch das Gemeinschaftsgleichnis im symbolischen Sinne durchaus fern. *) Auch die Reichsgottesgleichnisse sind alles andere als Bekenntnisse, die dauernd wirken und immer wieder neu die weckende und zündende Kraft seiner Anhänger verkörpern und tragen wollen. Sie sind für die Stunde gesprochen, in der sie offenbarend, richtunggebend, fordernd wirken wollen. Tatsächlich sind sie auch niemals in der Geschichte seiner Kirche als Symbole aufgetreten, obwohl manche von ihnen, wie etwa das Gleichnis vom verlorenen Sohn, durchaus dazu hätten werden können. Es liegen keine Anzeichen dafür vor, daß Jesus irgendeinem seiner Worte durch dauernde Wiederholung und Einschärfung eine besondere Bedeutung gegeben hätte. Er gibt seinen Jüngern nichts Bekenntnisartiges mit auf den Weg, sondern ermutigt sie geflissentlich zum freien Reden aus dem Gebot der Stunde heraus: „Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet."

Hier schimmert auch durch, warum er das Wortbekenntnis vermieden hat. Er wittert seine lähmende Kraft. Er weiß — die Methode der Schriftgelehrten und Pharisäer sagte hier genug —, daß die mitgegebene feste Wortung gerade im entscheidenden Augenblicke ihre Wirkung verfehlen kann, weil sie nicht in die Entscheidungsstunde paßt, ja die eigentlich zeugende Kraft des Bekennens geradezu ausschalten muß. Diese muß das Zeichen der Unmittelbarkeit und der aus der Stunde gewachsenen inneren Notwendigkeit an

*) Es wäre freilich gänzlich verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß er für seine Botschaft nur den einzelnen im Auge gehabt, an eine Volksgemeinschaft also garnicht gedacht hätte, demnach auch nicht einen Ausdruck für gemeinsames Erleben und Wirken hätte schaffen können. Das Fehlen des Wortbekenntnisses hat andere Gründe.

der Stirn tragen. Die Welt der Formeln, selbst der lebendigsten, hat immer eine lebensfeindliche und ertötende Seite. Das Wort als solches trägt schon die Tendenz zur Erstarrung und Veräußerlichung in sich. Es ist bereits fest gewordene Außenseite des Lebens, die nie von seiner Innenseite getrennt und selbständig gemacht werden darf. Sonst ist der tötende Buchstabe, der lähmende Begriff fertig. Das Leben aus dem lebendigen Gesetz der Wahrheit, aus „des Vaters Geist“ ist das Entscheidende. Aus ihm fließt immer neu das zeugende Wortbekenntnis mit der Kraft organischer Notwendigkeit heraus.

Daraus ergibt sich — wie deutlich hat der Nazarener das gesehen! —, wie vorsichtig die Religion mit der Wertung des festen Wortbekenntnisses für die Gemeinschaft sein muß. Wie tausendfach ist in der Geschichte der Religion das Wort des Propheten Wirklichkeit geworden: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir!“ Wie ein ewiger Erbfluch hat sich an die Religion die tote Formel und der tötende Buchstabe geheftet, wahrlich Grund genug, um in unsern Tagen den Kampf gegen die antik-scholastische Verknöcherung der religiösen Wahrheit bis aufs Aeußerste durchzuführen, und zwar gerade im Blick auf das Wortbekenntnis. Das verfestigte Wort ist die verfänglichste und darum an allerletzter Stelle stehende Form des Symbols, die erst dann angewandt werden darf, wenn die tiefergreifenden und der lebendigen religiösen Wahrheit näher stehenden Formen des Bekenntnisses in ihrer überragenden Bedeutung sicher gestellt und anerkannt sind. Das Wort gehört der Stunde und der individuellen Gelegenheit, die es immer wieder neu zu gestalten hat. Erst auf dem Hintergrunde vollgültigerer Symbole darf es, wenn überhaupt, zum zusammenfassenden und gemeinschafttragenden Ausdruck der religiösen Wahrheit werden. Wir werden in dem Abschnitt, den wir dem Wortbekenntnis widmen werden, sehen, wie schwierig es ist, ein wirklich zusammenschließendes und zu gemeinsamem Schaffen fortreißendes Symbol in dieser Sphäre zu finden. Weil es für den Augenblick und die besondere Gelegenheit, in der es der Wahrheit einen Weg zu bahnen gilt, geschaffen ist, sträubt es sich gegen die Verwendung im gemeinschaftbindenden Sinne, es sei denn, daß

es in der Form von begrifflichen Destillaten aus dem Leben oder von juristisch zurechtgefeilten Paragraphen auftritt. Da kann es trefflich zusammenkoppeln und das Unmögliche miteinander in Einklang bringen, wie die Einheitsformeln der Rechtsgelehrten, der Organisatoren und der Theologen immer wieder verblüffend beweisen. Weil es selbst individualisierend ist, drängt es auf die Einheit der technisch-begrifflichen Organisation, nicht aber auf die Einheit und Einfalt, die das Herrschaftszeichen der religiösen Wahrheit ist. Nur dem aus der Tiefe schaffenden religiösen Führer ist das Wort nicht nur als lebendiges Vehikel seiner individualisierenden Arbeit, sondern auch als Träger gemeinschaftbeherrschender Wahrheit gegeben. Die Selbstbeschränkung des Nazareners freilich, der wie kein anderer die Sprache, und die Sprache des Volkes, beherrschte, gebietet in jedem Fall äußerste Vorsicht und Zurückhaltung. Die Geschichte beweist, daß jede Religion, die das Wortbekenntnis an eine beherrschende oder gar die erste Stelle rückte, in Zersplitterung und Streitsucht hinabgesunken und an der Kritik des Individuums zugrunde gegangen ist. Vestigia terrent!

In demselben Maße hingegen, in welchem Jesus dem formulierten Wortbekenntnis den Eintritt in seine werbende Reichsgottesarbeit versagte, hat er seinen Jüngern eine andere Form des Bekenntnisses für die Gemeinschaftswelt, die er schaffen wollte, auf die Seele gelegt: Das Bekenntnis der Tat. Er kann sich nicht genug darin tun, sie zu ermahnen, daß sie handelnd seiner Wahrheit eine Gasse bahnen. Das bekannteste und bezeichnendste Wort nach dieser Richtung ist dieses: „Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es denn allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Das ist eine Form des Bekenntnisses, die auf die Gesamtheit berechnet ist, die das Volk ziehen und binden, die allen leuchten soll. Die Stadt auf dem Berge und das Licht im Hause — sie bedeuten mehr als eine Offenbarung für die Stunde und einen Ansporn für die individuelle Gelegenheit, sie wollen bleibende und unterschiedlos allen geltende Symbole der wirken-

den Wahrheit andeuten. Die Tat aus der Kraft der Wahrheit hat für ihn offenbar die stärkste und keinem Wandel unterworfene zeugende Bedeutung für die Wahrheit. Wohl birgt auch die Tat, wie das Wort, in sich eine lebensfeindliche und der Erstarrung zugewandte Seite: das Getue der Pharisäer ist von ihm scharf genug gegeißelt worden. Aber als schaffende Tat bleibt sie dem Zentrum der Wahrheit immer so nahe, daß auch der einfachste Mensch mühelos ihre Echtheit durchschauen kann. Ihre sichtbaren Früchte und der Geruch des Schweißes und der Not, der ihr anhaftet, läßt sie schnell, leicht und sicher von der Scheintat unterscheiden, während das Wortbekenntnis leicht durch Geschicklichkeit, Kompliziertheit, Glattheit und Pathos zu Täuschungen mißbraucht werden kann. Die Einfalt ist das Kennzeichen jeder echten Tat. Diese Erfahrung ist so allgemein, daß darüber kein Wort weiter verloren zu werden braucht. Der handelnde Mensch steht dem Urgrunde der Dinge immer näher als der redende.

Wohl tritt auch die Tat, wenn sie echt ist, stets individuell auf wie das Wort, ja das unterscheidet sie von allem gesetzlichen Tun, das nach einem allgemeingültigen Schema arbeitet: sie fließt eben aus dem lebendigen Gesetz der Wahrheit, das vollendet einheitlich und doch immer neu gestaltend ist. Darum sah der Nazarener in der Tat das Gemeinschaftkennzeichnende und -bindende, das Symbol seines Volkes. Durch das alle Lebensentwicklung umspannende Weltgerichtsgleichnis hat er diese ihre die Gemeinschaft symbolisierende Bedeutung klar herausgehoben. Das Kennzeichen der in seinem Volke sich verwirklichenden ewigen Wahrheit liegt in dem, was „ihr getan habt an einem unter diesen meinen geringsten Brüdern". Die Tat der in die Tiefe greifenden Liebe ist das schlechthinige, für alle Zeiten und Gelegenheiten gültige Bekenntnis seines Volkes, das die volle Wahrheit werbend zum Ausdruck bringt und alle Zeiten überspannt. Sie ist das Gemeinschaftsgleichnis κατ'ἐξοχήν. Ihre wichtigsten Grundmerkmale, die wir noch einmal herausheben wollen, machen sie dazu. Sie ist zuerst von einer nicht mehr zu überbietenden Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit. Die Schranken der Entwicklungsstufen, der Völker und Sprachen, des Alters und der Bildung gibt es für ihr Verständnis nicht. Die allbeherrschende Kraft der

religiösen Wahrheit findet daher in ihr den vollgültigen Ausdruck. Sie steht sodann, in welcher Form sie immer auftritt, dem *innersten schöpferischen* Punkte aller lebendigen religiösen Wahrheit stets gleich nahe. Sie fließt immer aus dem Quellpunkt des Lebens. Die wirkende Tat der Hingabe wird sofort wirkungslos, wenn sie zur äußeren Form erstarrt. Die Scheintat streicht über die Oberfläche dahin. Nur die wirkliche Liebe faßt in die Tiefe. Sie allein ist schaffendes und Widerhall weckendes Leben im höchsten Sinne. Sie ist daher drittens wirklich *gemeinschaftbildend*. Sie kann nur in der Gemeinschaft leben und schließt daher jede rein persönliche Frömmigkeit aus. Sie ist im vollen Sinne das lebendige Gleichnis der Gemeinde. Das Bekenntnis der Tat ist deshalb viertens das allein vollgültige Bekenntnis, weil sie das *vollendete religiöse Erlebnis* voraussetzt und umfaßt. Jede andere Form des Bekenntnisses kann, wie etwa die Symbole der lutherischen Kirche, die letzte Ausreifung des religiösen Erlebnisses vermissen lassen. Die Tat allein ist das Symptom und daher das Symbol der wirkenden religiösen Wahrheit in ihrer vollen Ausfaltung. Sie will fünftens auch nicht nur einen vorhandenen Bestand hüten und bewahren. Sie ist vielmehr *zeugende Bekenntniskraft* im höchsten Sinne. Alles in allem: sie ist *das* Bekenntnis.

Um dieses Symbol aller Symbole gruppieren sich alle anderen Formen des Bekenntnisses herum, um von ihm ihre Gültigkeitskraft zu empfangen. Für sich allein sind sie wert- und wirkungslos. Sofern sie in die Sphäre der wirkenden Tat hineinragen, erhalten sie Leben und Licht. Auf diesen Zusammenhang werden wir stets achten müssen, wenn wir die Fülle der religiösen Symbole durchschreiten. Sie werden allerdings um so mannigfaltiger, je weiter sie sich von ihrem Mittelpunkt, der unmittelbar schaffenden Tat, entfernen. Um so notwendiger ist es, sie ganz fest an diesen Mittelpunkt zu knüpfen, um die innere Einheit in ihrer Mannigfaltigkeit zu wahren.

Tatsächlich kennt schon Jesus eine zweite Form des Bekenntnisses, die im engsten Zusammenhange mit der ersten und grundlegenden auftritt, freilich keineswegs sie ersetzend oder sich gleichwertig und selbständig neben sie stellend, obwohl seine Kirche sie

ihr übergeordnet hat. Wir meinen das Bekenntnis zu ihm selbst. Es ist bekannt, daß diese Form des Bekenntnisses in seiner Kirche eine große Rolle gespielt hat, und zwar im Sinne des Meisters mit vollem Recht, so gewiß es in die schmerzlichsten Veräußerlichungen hineingeraten ist.

Er hat sie von seinen Jüngern gefordert und ihr die gleiche Entscheidungskraft für das Endgericht zugesprochen wie dem Bekenntnis der Tat. „Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ *) Das Bekenntnis zu ihm als Träger der Wahrheit ist ihm offenbar als wirkende Kraft für seine Wahrheit und als Erkennungszeichen seines Volkes sehr wichtig gewesen. Freilich ist es niemals dem letztlich entscheidenden Bekenntnis der Tat gleichzuachten, sondern gewinnt durch dieses, d. h. wenn es als Tatbekenntnis auftritt, erst Wirkungskraft. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ Dieser Wille kann durchaus ohne irgendwelchen bewußten Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit erfüllt werden und ist rein als erfüllter Tatwille entscheidendes Bekenntnis. Darüber hat das Gleichnis vom Weltgericht, das geradezu diesen Fall als typischen heraushebt, keinen Zweifel gelassen. Höher als alles Bekennen zu ihm selbst steht ihm die alles entscheidende Tat.

Das hindert aber nicht, daß eben diese Tat in der Form des Bekenntnisses zu ihm selbst für ihn von größter Bedeutung ist. Hier offenbart sich wieder eine ganz tiefe Kenntnis der Zusammenhänge des menschlichen Lebens, gerade sofern es Gemeinschaftsleben ist. Wo sich die schneidende Wahrheit in die Welt hineinbohrt, wo sich unter der Wucht des sich anbahnenden und durchsetzenden religiösen Urerlebnisses die beiden Wege scharf voneinander scheiden, da gruppieren sich die Menschen, nicht wie zwei durch eine Scheidewand auseinandergetrennte innerlich gleichförmige Massen, sondern in der Art, daß sich ein lebendiger, um einen

*) Vergl. die Parallele Luc. 12. 8—9, die noch objektiver klingt, und die wertvolle Doppelparallele Luc. 9. 26.

Zellkern sich wachstümlich zusammenfügender Organismus in eine auseinanderfallende Masse sterbender Einzelzellen hineinschiebt. Das Wachstümliche des Gottesreiches fordert die Form des religiösen Bekenntnisses zu einem lebendigen Wahrheitsträger. Weil das Symbol das lebendige Gleichnis der Gemeinde sein will, darum muß es die Form des Bekenntnisses zu einem lebendigen Führer annehmen. Das ist in der Religionsgeschichte immer wieder deutlich hervorgetreten. In Korinth stritt man sich um den Mann, zu dem man sich bekennen wollte, und Paulus hatte höchste Not, den hellenistischen Individualismus durch den „rechten Mann“ zu überwinden. Wo immer neue Formen religiöser Bildungen lebendig geworden sind, haben sie einen Mann auf den Schild gehoben, der ihre besondere Wahrheit lebendig verkörperte. In der Reformation hat man sich niemals um die formulierten Bekenntnisse geschart, sondern um den Mann, dessen wahrheitverkörpernde Kraft man spürte.

Auch hier offenbart sich wieder, daß die religiöse Wahrheit kein System ist, das Menschen organisatorisch zusammenfassen kann, sondern ein lebendiges Gesetz, das organisch sich durchsetzt und nur in organischen Gebilden leben kann. Nur in der lebendigen Einheit des Menschen kann es sich wirksam verkörpern, nicht in begrifflichen Konstruktionen. Es führt die Menschen um einen lebendigen Mittelpunkt zusammen, der in seinen Lebensrhythmus hineinzieht oder zerstörend und zersetzend abstößt; es bildet Gemeinden, nicht Vereine.

Solche lebendigen Mittelpunkte entstehen nur dann, wenn der Gesamtwachstumsprozeß des Lebens dafür reif ist und dazu zwingt. Die ungeheure Verantwortung, die in der religiösen Führerschaft liegt, kann kein noch so begabter, genialer, universaler Geist tragen, es sei denn, daß er willenlos in sie hineingezwungen wird, von innen her durch überwältigende Berufung, von außen her durch den sozialen Zwang des Lebens. Der Größte der Erdgeborenen hat vor dieser Verantwortung gezittert und sie vor der Oeffentlichkeit mit allen Mitteln von sich abgeschoben, bis ihn die Not der Wahrheit zu ihrer Anerkennung zwang. Nur im engsten Jüngerkreise hat er sie offenbar zunächst auf sich genommen, bis er im letzten Entscheidungsansturm sie der vollen Oeffentlichkeit

gegenüber anerkannte. Es handelt sich beim Nazarener also keineswegs um ein Herrschenwollen, das, wie bei Mohamed, auf Anerkennung persönlicher Ansprüche drängt, sondern um ein Führenmüssen, das sich unter die höhere Notwendigkeit des Wahrheitsdienstes beugt.

Dieser Wahrheitsdienst fordert für die Gemeinschaft die Verkörperung des ewigen Gesetzes durch lebendige Vertreter. Keine Einheitsformel kann ersetzen, was nur in lebendigen Menschen wirksam verkörpert werden kann. Die allgemeingültige Lehrformel hat Jesus seinen Jüngern vorenthalten, nicht aber die Verantwortung, durch ihre eigene Person die Wahrheit darzustellen, die er ihnen anvertraute: „Wer euch höret, der höret mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ Die religiöse Wahrheit wirkt also nicht fort durch die Tradition der Lehre — sie ist ein totes Geleis —, sondern durch das von Mensch zu Mensch überspringende und fortzeugende Gesetz: „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnet bleiben.“ *)

Daraus ergibt sich nun aber unmittelbar, daß das Bekenntnis zu dem lebendigen Vertreter der Wahrheit nicht gleichbedeutend ist mit der Anerkennung bestimmter Prädikate, die seine Führerschaft begrifflich verfestigen. Das Bekenntnis zu dem Christus ist etwas völlig anderes als die Anerkennung einer bestimmten Christologie. Diese bedeutet vielmehr schon ein Hinübergleiten des Bekenntnisses aus der Sphäre der lebendigen Tat in die Sphäre des ertötenden Begriffs. Daß sich das Bekenntnis in der Geschichte der Kirche mit dem zunehmenden Verfall der lebendigen religiösen Wahrheit dazu entwickelt hat, ist bekannt. Die christologischen Bekenntnisse sind keine Christusbekenntnisse mehr. In demselben Maße, wie die unmittelbare Gegenwärtigkeit seines Lebensgesetzes dahinschwand, wuchsen die ihm beigelegten Prädikate zu den starren Linien eines versteinerten Götzenbildes empor. Aus dem lebendig wirkenden Christus ward ein gespenstisches

---

*) Vergl. die Ausführungen über die fortzeugenden Wirkungen des stellvertretenden Leidens.

begriffliches Phantom, zu dessen Füßen sich die sogenannten Gläubigen den unwürdigsten Orgien der Streitsucht, des Eigenwillens und der Anmaßung hingaben. Das lebendige Gesetz aber, das nur der organischen Einheit des lebensvollen Charakters entströmt, niemals aber aus starren Linien einer begrifflichen Konstruktion geholt werden kann, hatte sich aus der Welt zurückgezogen und wirkte hier und da nur noch im Stillen fort, auf den Augenblick wartend, in dem es aus einem neuen Keimpunkt, d. h. in einem neuen lebendigen Vertreter, ans Licht treten könnte.

Das Bekenntnis zu dem lebendigen Vertreter der Wahrheit bedeutet garnichts anderes als die entschlossene Hinkehr zu ihrer wirkenden Kraft in dem Prozeß der Scheidung, den sie in die Welt hineinträgt. Es ist daher nur dort angebracht, wo dieser Scheidungsprozeß bereits im Gange ist und von den bereits durch die Wahrheit Ergriffenen die volle Hingabe fordert, damit er sich immer klarer und entschlossener durchsetze. Diese Form des Bekenntnisses ist daher immer Tat, da sie stets Feindschaft herausfordert und Kampf entfacht. Ein Bekenntnis zu Christus, das diese Wirkung nicht hat, hat kein Recht auf diesen Namen.*) Das sonntägliche Hersagen gewisser Prädikate in einer Sphäre, in der kein Mensch anderer Meinung ist, hat garnichts mit dem Bekenntnis zu tun, das Jesus fordert. Aber in einem Staatsleben, in dem alles auf den sacro egoismo schwört, es öffentlich sagen, daß dieses trotz aller christlichen Verbrämung unchristlich sei, und sich entschlossen auf die Seite des Menschheitsdieners stellen, das ist eine Art des Bekenntnisses, das Jesus fordert.

Und zwar ist seine lebendige Gestalt als die Verkörperung des praktisch fordernden Lebensgesetzes das Entscheidende. In der letzten Forderung der religiösen Wahrheit, der unbedingten Hingabe, ist sie so einheitlich, einfach und durchsichtig, daß sie von jeder Stufe der Bildung und des Alters unmittelbar erfaßt werden

---

*) Das sog. Petrusbekenntnis hat garnichts mit einem Bekenntnis im Sinne Jesu tun, wird auch in den Evangelien mit keinem Wort als solches in Anspruch genommen. Es ist der Ausdruck der aufleuchtenden Erkenntnis über die Bedeutung des Meisters, wird aber von diesem so wenig als Bekenntnis vor der Oeffentlichkeit gefordert, daß er es geradezu verbietet, darüber zu sprechen.

kann. Was dieser Mann wollte, darüber ist in der Menschheit, soweit sie ehrlich war und nicht ihre Ichinstinkte hinter religiösen Verbrämungen verbergen wollte, nie ein Zweifel gewesen. Noch heute weiß jeder Arbeiter, soweit er guten Willens ist, was Jesus von Nazareth wollte. Das Bekenntnis zu ihm auf diese ureinfache Entscheidung, auf die im Prozeß der wirkenden Wahrheit alles ankommt, zurückzuführen, das ist die Aufgabe. Alle christologischen Debatten sind Torheit und Verschleierung der in Jesus unmittelbar greifbar verkörperten Wahrheit.

Daß uns aus den Erdentagen dieses Lebens soviele Spuren erhalten sind, ist höchste Wohltat für den wirkenden Wahrheitsdienst. Die Gültigkeit der ewigen Wahrheit hängt von diesen Spuren nicht ab. Wohl aber erhält ihre wirkende Kraft durch sie eine Förderung ohnegleichen. Trotz aller Schwierigkeiten der geschichtlichen Ueberlieferung leuchtet hier aus der Geschichte ein lebendiges Charakterbild von einer Einheitlichkeit und Einfalt herüber, daß ihm für die lebendige Verkörperung der ewigen Wahrheit schlechterdings nichts an die Seite zu stellen ist. Hier ist ein Symbol von einer nicht mehr zu überbietenden zusammenfassenden und wirksamen Kraft. Hier ist das in einem anschaulichen Leben verkörperte lebendige Gleichnis der Gemeinde. Schlagt es immer neu und immer reiner heraus aus dem verwitterten Gestein der Geschichte, daß es allen leuchte, die im Hause sind! Es ist so, wie der vierte Evangelist sagt: Wer ihn sieht, der sieht den Vater; und er sieht ihn nicht bloß, sondern er fühlt unentrinnbar seine ziehende und Gehorsam fordernde Kraft.

Niemals wird die Gemeinde auf dieses Symbol in ihrer wirkenden und werbenden Arbeit verzichten können. Es ist das kostbarste Geschenk, das die Geschichte ihr hinterlassen hat. Von den Anfängen der christlichen Gemeinde her ist es auch wirksam gewesen. Der lebendige Herr, d. h. seine ewig wirkende Wahrheit, ist durch dies Symbol seines einheitlich-anschaulichen irdischen Charakterbildes in die Welt eingeführt worden. Selbst der Apostel, dem alles darauf ankam, daß „der Herr als der Geist“, d. h. als die ewig wirkende Wahrheit erfaßt wurde, hat nicht auf dies anschauliche Erdenbild verzichten können. Er hat seinen Gemeinden „Christus Jesus vor die Augen gemalt, als wäre er unter ihnen

gekreuzigt.“ Freilich liegt, wie wir gleich sehen werden, sein Hauptverdienst für die Symbolbildung in der Reduzierung des vollen Lebensbildes auf den zentralen Punkt. Trotzdem wirkt auch in seine Verkündigung das in den späteren Evangelien ausführlich gezeichnete Lebensbild deutlich hinein, allerdings als einheitliches Charakterbild, nicht als Biographie. Denn das ist das Entscheidende in der Stellung des lebendigen Urchristentums zum „historischen Jesus“, daß dieser immer nur als einheitliche Lebensgröße, als in sich geschlossene Willenspotenz, niemals als Summe geschichtlicher Einzelzüge in Betracht kommt. Alle Einzelheiten sind nur Ausstrahlungen eines geschlossenen Charakterbildes, das, wo immer es angezogen wird, als unmittelbar verständlich und vertraut behandelt wird. Niemals ist das Bild Jesu Gegenstand des Streites oder des Zweifels gewesen. Das ist dem Zeitalter der „historischen Forschung“, für das das Charakterbild Jesu, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, wie kaum ein anderes in der Geschichte schwankt, fast unverständlich geworden, gehört aber da, wo noch ein Rest ursprünglich christlichen Lebens vorhanden ist, auch heute noch zu den Selbstverständlichkeiten. Wo nur der „Name Jesus“ genannt wird, fühlt das unbefangene Gemüt unmittelbar den Komplex von Willensimpulsen, der damit umschrieben ist.

Das ist nun freilich in der Entwicklung des Urchristentums bald anders geworden. Aus dem Bekenntnis zu Jesus wurde unter dem Druck der individualistisch-spekulativen Zersetzung das Bekenntnis zu bestimmten Prädikaten, die seine einzige Führerstellung sichern sollten. Noch nicht bei Paulus! Seine Christusspekulation ist in keiner Weise an irgendwelchen Kämpfen, Zweifeln oder apologetischen Interessen orientiert. Seine unbefangene praktische Stellung zu der Führerschaft des Meisters hat noch den klassischen Satz geprägt: „Niemand kann Jesus einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist,“ d. h. ohne die volle praktische Ergriffenheit von seinem lebendig gegenwärtigen Lebensgesetz. Aber in die hellenistischen Schriften — den Hebräerbrief und die johanneischen Schriften — wirkt schon sehr stark die Anerkennung gewisser spekulativer Prädikate als Vorbedingung der rechten Stellung zu Christus hinein. Das einheitliche, klare, unmittelbar wirksame

Symbol tritt in den Prozeß der Alterszersetzung ein. Der Christus der Symbole hört mehr und mehr auf, lebendig wirkendes Symbol zu sein. In dem Maße, wie er sich von der Tat der praktischen Willensentscheidung für das von ihm verkörperte Lebensgesetz loslöst, stirbt es in sich selber, in so volltönenden Worten es auch daherschreitet. Jesus selbst kannte nur das Bekenntnis zu ihm ohne alle erläuternden Attribute. Dabei wird es für alle Zeiten bleiben müssen. Sonst stirbt die lebendig wirkende Kraft dieses Symbols und mit ihr die Wahrheit, die es verkörpert. Die Form, in der Matthias Claudius seinem Sohn Johannes das christliche Bekenntnis aufs Gewissen legt: „Gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben“ ist bis heute die allein vollgültige und echte Form des Bekenntnisses zu Jesus. „Eure Rede sei: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Uebel.“

Die Gefahr nämlich, die dieser Form des Bekenntnisses schon weit näher liegt als dem Bekenntnis der Tat, ist die der Veräußerlichung und der Loslösung vom lebendigen Innenpunkt der Wahrheit. Selbst das anschaulichste und einheitlichste Charakterbild ist doch schon Außenseite und verfestigte Form des lebendigen Gesetzes, das es verkörpert. Tritt es nicht in unlösbare und allezeit wirksame Beziehung zur lebendigen Tat, wird es für sich bestehender Gegenstand der Anerkennung und Verehrung, so ist der Weg zum Götzenbilde schon beschritten. Rückt das Bekenntnis zu einem lebendigen Vertreter der Wahrheit aus der Sphäre des Willens auch nur in die alleinige Sphäre des Gefühls hinüber, dann ist die Veräußerlichung und Erstarrung durch den rein begrifflichen Intellektualismus unvermeidlich. Die Warnung Jesu vor dem „Herr-Herr-sagen“ ist nur zu berechtigt. Sein Schweigen über sich selbst und sein Schicksal und seine beflissene Gleichgültigkeit gegen die Aufbewahrung der Einzelzüge seines Lebensbildes hat gute Gründe. Es ist ein wenig beachteter, aber sehr beachtenswerter Zug der Geschichte der ersten drei christlichen Jahrhunderte, daß man eine Veranschaulichung des irdischen Lebens Jesu durch die Mittel der darstellenden Kunst offenbar vermied. Die Abneigung der monotheistischen Religionen gegen den Bilderdienst

geht zweifellos auf diesen Instinkt zurück, die Religion vor hoffnungsloser Veräußerlichung zu schützen.

Ein großes Verdienst in der Schaffung der geradezu asketischen Stellung der urchristlichen Frömmigkeit zu den Einzelzügen des Lebensbildes Jesu hat sicherlich der Apostel Paulus. Ihm ist das lebendige Gesetz, das das Leben des Meisters verkörpert, die alles beherrschende Hauptsache. Er hat das Evangelium Jesu in das Wort vom Kreuz verwandelt und daran sehr recht getan. Zweierlei hat er dadurch erreicht. Er hat die Wahrheit an das lebendige Bild Jesu geknüpft und doch ihre ursprüngliche Einfachheit gewahrt. Das große Stirb und Werde liegt für ihn in seiner vollen Tiefe verkörpert im Todesleiden Christi. „Wir predigen den gekreuzigten Christ“ (1. Kor. 1. 23), darin sieht er gegenüber aller Weltweisheit den erschöpfenden Inhalt der religiösen Botschaft. *) Bis auf den heutigen Tag hat das Symbol des Kreuzes seine ureinfache, unmißverständliche, unmittelbar wirksame und das Ganze der religiösen Wahrheit ausschöpfende Bedeutung behalten. Es ist die konzentrierte Form des Symbols, das das Lebensbild des Meisters darstellt. Es ist wichtig, diesen Zusammenhang festzuhalten Denn losgelöst von dem lebendigen Charakterbilde Jesu, verwandelt sich das Kreuz in ein höchst unlebendiges, erstarrtes begriffliches Phantom, um das sich die lebensfremdesten Gedankensysteme

---

*) Es ist nicht richtig, wenn man in der Formung „der Gekreuzigte und Auferstandene“ eine Doppeltatsache sieht. Als der Gekreuzigte ist er für ihn wie überhaupt für die christliche Frömmigkeit der ewig Lebendige. Das Kreuz Christi wie sein ganzes Erdenbild ist das Symbol der ewig wirkenden Wahrheit. Das tritt deutlich genug auch in den Briefen des Apostels hervor. Freilich hat dieser, wie früher ausgeführt wurde, das unvergängliche Leben des Herrn durch die geschichtlich gefaßte Tatsache der Auferstehung sicher stellen zu müssen geglaubt und dadurch eine folgenschwere Unsicherheit in seine Religion des Geistes getragen. So tritt immer wieder bei ihm der Auferstandene neben den Gekreuzigten, während tatsächlich auch für ihn der lebendige Herr und der Gekreuzigte ineinander liegen. Christus lebt in ihm, und zwar der Christus, der „ihn geliebt und sich selbst für ihn dargegeben hat.“ Der Gekreuzigte verkörpert als solcher das ewig lebendige Gesetz, das ihn in seine Macht gezogen hat. Er ist der lebendige Herr, und zwar kraft der in ihm wohnenden ewigen Wahrheitsmacht, nicht erst durch die angeblich geschichtlich darauf folgende Auferstehung.

herumranken. Die Geschichte der christlichen Spekulation hat das genugsam bewiesen. An die Stelle der lebendig wirkenden Wahrheit tritt die begrifflich verklausulierte Heilstatsache. Schon die Kreuzesspekulationen des Apostels zeigen die Gefahr der gesetzlichen Erstarrung, die in der Loslösung des Kreuzestodes von seinem lebendigen Hintergrunde schlummert. Freilich wird bei ihm selbst dieser Gefahr noch die Wage gehalten durch die äußerst lebendige Beziehung, die das Kreuz Christi zur wirkenden Tat der Gegenwart hat. Das „Ich bin mit Christi gekreuzigt“ gibt für ihn diesem Symbol die unlösliche Beziehung sowohl zum anschaulich-lebendigen Bilde Christi wie auch zur eigenen Lebenstat. Für ihn ist es das vollgültige Symbol der wirkenden Wahrheit gewesen, für die Kirche nur zu oft das Symbol der erstorbenen und erstarrten Kraft Christi. Verkörpert es nicht für die Gegenwart die herumwerfende und zur Tat der Hingabe zwingende Kraft des allezeit wirksamen stellvertretenden Leidens, wird es zum Träger der einmal vollzogenen stellvertretenden Genugtuung — im heidnischen Sinne —, dann ist sein symbolischer Wert erloschen. Es ist dann von dem lebendigen Innenpunkt der wirkenden religiösen Wahrheit losgelöst. Ein untrügliches Symptom für diese Loslösung ist es auch, wenn das Kreuz seinen die religiöse Wahrheit für die Gemeinde verkörpernden Charakter verliert. Die individualistische Frömmigkeit verträgt sich nicht mit diesem wie überhaupt mit keinem Symbol. Das wirkende Kreuz ist im tiefsten Sinne sozial bindend, wie auch das Charakterbild Jesu, auf dessen Hintergrunde es aufleuchtet. Nur als Gleichnis der tätigen Gemeinde ist es vollgültig.

Alle Symbole behalten nur insoweit Wert und Kraft, als sie in die Sphäre des Symbols aller Symbole, der selbstlos schaffenden Tat der Hingabe, hineinreichen und aus ihm ihr Leben ziehen, um es sebst immer tiefer in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens hineinzutragen. Je weiter ein Symbol in die Welt der sichtbaren Formen hineinrückt und daher zunächst nur auf Auge und Gefühl wirkt, desto notwendiger ist es, seinen Zusammenhang mit der wirkenden Tat und der schaffenden Gemeinde auf das Sorgfältigste zu wahren, ja es nur dort zu verwenden, wo dieser Zusammenhang unbedingt sichergestellt ist. Wir sprachen schon von

der Taufe und dem Abendmahl, die Luther in richtigem Gefühl für ihren bleibenden Symbolwert als sogenannte Sakramente festgehalten hat, und die wir nun als Symbole für die wirkende Wahrheit in der Welt der Formen ganz entschlossen festzuhalten haben, weil sie nicht nur am Anfange und am Ende des Lebensbildes Jesu stehen, sondern genau so wie das Kreuz sein innerstes Gesetz lebendig verkörpern. Mit der Taufe Jesu ist seine Berufungsstunde, die ihn zum Träger des ewigen Wahrheitsgesetzes machte, unauflöslich verbunden; das große Stirb und Werde der Menschheit, das in ihm erstmalig in seiner allumfassenden Größe und Tiefe wirksam ward, hat durch sie den Einzug in die Welt gehalten. Das Abendmahl aber bringt, so gewiß es zunächst ganz individuell dem engeren Jüngerkreise galt, die Tat seines Lebens und damit das volle religiöse Erlebnis in unvergänglicher, ureinfacher und wirksamer Symbolik zum Ausdruck. Beide Symbole verlieren aber — wir müssen hier auf unsere früheren Ausführungen zurückweisen — ihren Wert für die Gegenwart, wenn sie nicht in unauflöslicher Gebundenheit an die tätige Gemeinde und die Pflicht der gegenwärtigen Stunde auftreten. Die sogenannten heiligen Handlungen der katholischen — und leider auch weithin der evangelischen — Kirche, die mit der Gemeinde im besten Falle als zuschauender und gefühlsmäßig ergriffener Größe rechnen, haben den wirkenden Symbolwert so gut wie ganz verloren. Die Taufe ohne die sich zur heiligen Erziehungsarbeit verpflichtende und diese faktisch unermüdlich ausübende Gemeinde, das Abendmahl als opus operatum oder als Zusicherung für den einzelnen ohne die sich als handelnde Lebenseinheit bewährende Gemeinde haben aufgehört, Symbole der wirkenden Wahrheit zu sein. Taufe und Abendmahl müssen immer das lebendige Gesetz der Hingabe wirksam in das Leben tragen, sonst erstarren sie zur äußerlichen Form und regen höchstens das Gefühl an, anstatt den Willen mit neuer Entschlossenheit einzuspannen. Symbole dulden keine rein erlebenden Zuschauer, sondern vertragen sich nur mit handelnden Menschen. Sie sind auch nicht zufrieden mit gefühlsmäßig ergriffenen Einzelseelen, sie können nur leben in der schaffenden Gemeinde.

Uebrigens ist mit diesen uns aus der Vergangenheit überkommenen symbolischen Formen der Umkreis der Symbole, die

als äußere Form auftreten, nicht erschöpft. Wie das religiöse Urgesetz das ganze Leben durchdringt und in sich hineinzieht, so schafft es auch auf allen Lebensgebieten Formen, in denen es sich spiegelt und durch die es sich wiederum durchzusetzen trachtet. Bis hin zu dem Bau des Hauses, in dem die Gemeinde sich versammelt, und zu dem Friedhof, auf dem ihre Glieder gebettet werden, soll in der Welt Gottes alles seinen Geist atmen und seinem Leben dienen. Wir werden im Folgenden einen Blick auch in diesen weiteren Umkreis der Gemeindesymbolik tun. Immer aber muß festgehalten werden, daß ohne die lebendig schaffende Gemeinde alle Formen zu Trägern verschwebender Gefühle oder zu leeren Hülsen werden. Die Bekenntniskraft entscheidet über ihren Wert, nicht die Bekenntnisgemäßheit. Historischer Antiquitätendrang und pedantisch nachahmende Korrektheit sind in der Welt der religiösen Symbole nicht berechtigt.

Wir sehen nun auch deutlich den Platz, an dem allein das formulierte Wort als Symbol auftreten kann. Nur auf dem Hintergrunde der schaffenden Gemeinde hat es Berechtigung. Als lebendiges Gleichnis des corpus Christi darf es allein auftreten. Eine Sammlung von Lehrstücken, die nur der geschulte Theologe kennt und durchschaut, hat garkeinen Symbolwert. Ein Symbol, das erst auf Umwegen an die lebendige Gegenwart herangebracht werden muß, hört auf, Symbol zu sein. Es muß unmittelbar in den Lebensstrom hineinwirken. Es ist bekannt, daß neben dem freien Wort der Stunde — dem in der Wortverkündung immer der Vorrang gebührt — die christliche Gemeinde seit ihren Urtagen auch die feste, sogenannte liturgische Form des Wortes gesucht hat. Wie schwierig es ist, diese lebendig zu erhalten, dürfte sich in der Tatsache spiegeln, daß in der evangelischen Kirche gerade unter den Menschen, die einen lebendigen Funken der Religion suchen, die Abneigung gegen den liturgischen Teil des Gottesdienstes so gut wie allgemein ist. Die wirre Zusammenstellung von liturgischen Stücken, die etwa die Messe der katholischen Kirche darstellt, dürfte das vollendete Gegenteil des wirkenden Wortsymbols sein, und von den mit „historischem Sinne" zusammengestellten Gottesdienstordnungen der evangelischen Kirche kann man getrost das Gleiche behaupten. Gerade in ihrer „historischen" Zusammenstoppelung

treffen sie immer an dem psychologischen Punkt vorbei, an dem die tätige Gemeinde wirksam gefaßt werden kann. Nur die wirkliche Kenntnis der Not und Arbeit, in der die heutige großstädtische Gemeinde lebt, kann zu den festen Formen führen, die von dem zerrissenen Außenleben in das Zentrum religiöser Lebensgebundenheit und -freiheit führen. Dieses Letzte aber in Worte zu fassen, die zugleich allgemeinverständlich, sozial zusammenschließend, das ganze religiöse Erlebnis umfassend und lebendig wirksam sind, ist eine sehr schwierige, aber doch unumgängliche Aufgabe, an der jedes Zeitalter seine Bekenntniskraft neu erweisen soll. In dem Grade, wie der Einheits w i l l e, den die Religion fordert, sich durchgesetzt haben wird, wird die Kraft zur Formung durchschlagender Symbole wachsen, wie andererseits das Zeitalter des radikalen individualistischen Willens auch in Bezug auf die Symbolbildung mit völliger Unfruchtbarkeit geschlagen war.

Niemals darf das Wort, seine Anerkennung und seine gefühlsmäßige Wirkung Selbstzweck werden. Immer muß es aus dem flutenden Lebensstrom der Gemeinde geboren sein und vorwärtsdrängend, schöpferisch auf ihn zurückwirken. Die Tat ist und bleibt das erste und das letzte Symbol, aus dem alle anderen erwachsen und um das sich alle dienend herumscharen.



2. Die wirkende Tat.

Wir treten nun in das innerste Heiligtum der Religion, in den stillen Tempel der schaffenden Tat. Fast will es uns als Entweihung erscheinen, daß wir von ihm reden müssen, denn in ihm selbst herrscht das göttliche Schweigen. Die echte Tat zieht ihren Weg durch die ewige Stille. Ihr Geschrei hört man nicht auf den Gassen. Sie gehört einer andern Welt an als die „Taten", von denen die Menschen rühmend sprechen, die in Stein gehauen und in Büchern aufgezeichnet sind. Die Taten der Feldherren, der Dichter, der Erfinder, der Könige und Fürsten der irdischen Welt haben nichts zu tun mit der Tat des religiösen Bekenners. In ihrer Sphäre weiß die linke Hand nicht, was die rechte tut. Darum gebot Jesus seinen Jüngern, über seine Taten zu schweigen, weil die wirkliche Tat wohl wirkt, aber nicht laut spricht.

Es ist dies das entscheidende Wesensmerkmal der Tat im religiösen Sinne. Wir müssen es daher in seiner ganzen Bedeutung herausstellen, zumal da die Kirche es im Laufe der Jahrtausende immer stärker verdunkelt, ja weithin ganz ausgeschaltet hat. Der Nazarener hat keinen Zweifel daran gelassen, welcher Art die Tat sei, die er von seinen Jüngern als Bekenntnis forderte. Ihre Wohnstätte liegt im Verborgenen. „Der Vater, der ins Verborgene sieht", kennt sie allein und kann sie beurteilen. Vor der neugierigen, ehrsüchtigen, sensationslüsternen Oeffentlichkeit verbirgt sie sich geflissentlich. Das arme Weib, das sich am Gotteskasten vorüberschleicht, um ihre ganze Habe hineinzulegen — sie ist die Verkörperung der echten Tat. Soweit reicht ihre Verborgenheit, daß sie bis ins Unbewußte hinabsinkt. „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und hätten dich gespeist?" ist die erstaunte Frage der wahren Täter. Die aber voll rühmenden Stolzes hinweisen auf ihre Bekenntnistaten zu ihm: „Haben wir nicht in

deinem Namen viele Taten getan?" werden das Gerichtswort hören: „Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebeltäter!"

Denn die Tat im religiösen Sinne ist die Tat der vollendeten Selbstlosigkeit. Jede leise Willensregung, die auf Geltung gerichtet ist, die vor der Welt glänzen möchte, tötet sie in ihrem Kern. Auch die Mahnung: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten!" widerspricht dem nicht. Denn dieses Leuchten hat garnichts zu tun mit dem Glanz der Ehre vor den Menschen, sondern es gleicht dem Leuchten des Abendhimmels, das nur ein Abglanz des großen Gestirnes ist, so daß die Menschen vor ihm stille werden und den ewigen Schöpfer loben. So dient alles Leuchten der Werke nur dem alles beherrschenden Ziel, „daß sie euren Vater im Himmel preisen." Es läßt die Menschen und ihre Leistungen völlig vergessen und lenkt den Blick nur aufwärts zu der unvergänglichen Lichtquelle. Hier liegt das Geheimnis der religiösen Bekenntnistat, das sie von allen Taten, die von Menschen so genannt werden, unterscheidet: sie läßt die Menschen ganz in den Schatten treten; sie ist die Tat der Namenlosen. Die echte Religion kennt keine gefeierten Helden, keine Ruhmeshallen und keine gepriesenen Vorbilder. Sie kennt nur wirkende Täter.

Keine Vorbilder! Noch einmal müssen wir hier, diesmal von den letzten Grundsätzen der Religion aus, uns mit ihnen auseinandersetzen. Jesus von Nazareth hat kein Vorbild sein wollen und jeden Lobpreis seiner selbst von sich gewiesen. Selbst dem treuherzigen Mütterlein, das, von seiner Größe überwältigt, ihm zuruft: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast!" ruft er schroff ablehnend zu: „Nein, selig, die das Wort Gottes hören und bewahren!" Er weiß nur zu gut, daß hinter jedem bewundernden Aufschauen die Eigenliebe und die eigene Eitelkeit lauert. Spürt man nicht hinter jenem schwärmerischen Wort der Verehrung nur zu deutlich den allzu menschlichen Stolz eines selbstisch mütterlich empfindenden Herzens? Daß er in diesem Punkte selbst der Frau gegenüber, deren Empfinden er sonst so nachsichtig entgegenkam, kein Nachgeben kennt, beweist den unerbittlichen Ernst, mit dem er alle Formen der Bewunderung von sich weist. Solange der Eigenwille und die Eigenliebe

das Leben beherrschen, sucht es Vorbilder, an denen es sich berauscht, erhebt und emporzieht. *) Daß den jugendlichen Alexander das Vorbild des Achilles nicht schlafen ließ, ist nur ein Beweis dafür, daß in ihm ein unbändiger Ichdrang lebte, der den Welteroberer schuf. Jesus von Nazareth war fertig mit dieser Entwicklungsstufe. Er war größer als Alexander. In seiner Sphäre gibt es weder Vorbilder noch nacheifernde Bewunderer, denn in ihr ist der Ichdrang dem wirkenden Gotteswillen gewichen. Seine Tat will weder Bewunderung noch Nacheiferung wecken, sondern den Gehorsam unter Gottes Willen schaffen. In der Sphäre des nationalen Lebens gibt es gefeierte Helden, beifallsumrauschte Größen, hochgepriesene Vorbilder. In der Sphäre der Religion gibt es nur schöpferische Bahnbrecher für den göttlichen Willen.

Wie hat die Kirche das auf ihrem langen Entwicklungswege vergessen! Was für einen weltlichen Heldentempel hat sie sich gebaut, den sie anfüllte mit ihren legendenumwobenen Märtyrern, mit ihren angesehenen Kirchenvätern, mit ihren hochgepriesenen Gottesstreitern und Lehrern! Und sie hat nicht gemerkt, daß diese Ruhmestempel nichts waren als die steinernen Grabmonumente, unter denen die lebendig wirkende Tat vermauert lag. Sie hat den ewig lebendigen Herrn selbst in dies Grab gebettet, indem sie ihn mit den höchsten Prädikaten umkleidete und ihm unermüdlich Preis und Ehre darbrachte. Je höher sie ihn aber pries, je weiter seine göttlichen Eigenschaften in den Himmel emporwuchsen, desto eitler ward sie selbst in ihrem Streben, desto ehrsüchtiger wurden ihre Vertreter, desto weltförmiger ihr Leben. Die Staffel der Attribute Christi ist der sicherste Maßstab für die Verweltlichung seiner Kirche geworden. Die Ehrenleiter der römischen Hierarchie und die Schar ihrer Heiligen hat sich um die lebendige Tat herumgelagert und ihre schaffende Kraft hoffnungslos erstickt. Der Jubiläumsdrang und die Heldenverehrung der evangelischen Kirche aber sind ihren Spuren nur zu bald gefolgt. Vielleicht hat kein Geschlecht der Tat der Reformation so fern gestanden, wie das Geschlecht des Reformationsjubiläums unserer Tage. An Vorbildern

*) Daher haben die Vorbilder ihre Bedeutung für die Stufe der reifenden Entwicklungsjahre.

fehlt es wahrlich auch der Lutherkirche nicht, ihre schaffende Tat aber liegt jämmerlich am Boden. Die Ehre dieser Welt ist auch für die in den höchsten Tönen ihre Vergangenheitshelden und -leistungen preisende evangelische Kirche das wichtigste Anliegen geworden. Daß sie etwas gelte in der Oeffentlichkeit, daß man sie anerkenne und ehre, darum ist sie Tag und Nacht besorgt, dafür treibt sie Apologetik, veranstaltet sie Massenkundgebungen, bearbeitet sie die Presse und merkt nicht, daß ihre Ehre immer tiefer sinkt, weil sie den selbstlosen Dienst des Gotteswillens verlor. In den Weltkrieg zog sie weniger in Sorge darum, daß sie ihre gewissenweckende und heilende Aufgabe nicht versäumte, sondern allein unter dem Gesichtspunkt, daß auch sie an der allgemeinen Ehre, die man durch den Krieg zu erwerben hoffte, ihren Anteil erhaschte. Sie hat nicht empfunden, daß der Drang ihrer Vertreter nach militärischen Ehrenzeichen sie gerade unter dem kämpfenden Heer dem Fluch der Lächerlichkeit auslieferte. Denn nirgend ist der Sinn für die echte Tat, die in sich selbst verleugnendem Dienst still ihren Weg geht, so lebendig wie unter schwer kämpfenden und leidenden Menschen. Die Pose in jeder Form ist immer die schlimmste Feindin der wahren Religion gewesen.

Auch die versteckte Pose, und gerade sie! Es gibt auch in der Kirche ein geheimes Kokettieren mit Wohltätigkeitssinn, Demut, Armeleuteinteresse, Bescheidenheit, das immer den richtigen Augenblick abzupassen weiß, um vom Lichtstrahl der Oeffentlichkeit leise gestreift zu werden. Mit Bekennertum hat es ebensowenig zu tun wie das laute Bekenntnis zu „Jesus Christus, dem eingeborenen Sohne Gottes, hochgelobt in Ewigkeit.“ Die Keuschheit der echten Liebe ist das Empfindlichste, was es gibt. Wer sie nur ganz leise, für das oberflächliche Auge nicht sichtbar, verletzt, trifft sie tiefer als der grobe Prahler mit seinen christlichen Taten, wie auch die versteckte Lüsternheit viel gefährlicher ist als der grobe sittliche Verstoß.

Nun aber erhebt sich die Frage, wie denn die Tat, die geflissentlich das Licht der Oeffentlichkeit meidet, zum Bekenntnis der wirkenden Wahrheit werden könne. Muß nicht gerade alles, was wirken will, die sichtbare Seite des Lebens suchen? Jesus von Nazareth hat bekanntlich auch vor dieser Frage gestanden,

als ihn der Versucher auf die Zinnen des Tempels führte. Aber er hat sich dort für den Weg der Verborgenheit entschlossen. Wie kam er dazu?

In drei Grunderkenntnissen über die wirkende Kraft Gottes liegt die Wurzel dieses Entschlusses. Sie liegen wohl ineinander, kommen aber zu größerer Klarheit, wenn man sie gesondert betrachtet. Erstens: Gottes Kraft wirkt immer von innen her, aus der Welt des undurchdringlichen Geheimnisses. „Er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann.“ Diese Tatsache ist tausendfach erfahren und ausgesprochen worden, auch vom Nazarener. „Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn“, d. h. der aus der Tiefe seines Wesens geheimnisvoll Geborene und Berufene. Gott offenbart sich daher niemals an der Außenseite des Lebens. Der „in der Höhe und im Heiligtum wohnt“, steigt hernieder zu denen, die zerschlagenen Geistes sind, zu den Unbekannten und Unmündigen. Den „Weisen und Klugen“ bleibt er verborgen. Das Zeitalter, das in der äußeren Beherrschung des Lebens das wichtigste Anliegen sieht, muß daher gottlos sein. Religiös lebt es in „Finsternis und Schatten des Todes.“ Daher ist auch die hochgepriesene „Tat“ im modernen Sinne das konträre Gegenteil der Tat im religiösen Sinne. Unsere großen Feldherren, Erfinder und Lebenskünstler stehen als solche auf der von Gott abgewandten Seite des Lebens, so gewiß in den meisten von ihnen noch ein Eckchen der Kraft gehört, von der auch sie ausgingen. *)

Diese Grunderkenntnis über das Wesen der wirkenden Kraft Gottes zwingt dazu, die religiöse Bekenntnistat in die Sphäre des Verborgenen zu legen. Denn nur in ihr kann der Wille Gottes wirksam und seine Wahrheit lebendig werden. Nur wenn dem Menschen die Tat vom Dunkel des Geheimnisses umhüllt, aus der Nacht überraschend emportauchend begegnet, wird sie von ihm als wirkende und überwältigende Kraft Gottes, als Wunder, erlebt. Alle religiösen Naturen sind sich darin einig, daß ihnen Gott so begegnet ist, als gratia praeveniens, als unverdiente

---

*) Man spricht von der verborgenen „Mystik“. Oft ist es auch ein merkwürdiger Aberglaube.

Liebe, als geheimnisvolle Kraft. Wenn die Hand eines unbekannten Menschen sich uns entgegenstreckt, wenn ihre Beweggründe sich schlechterdings dem Auge der Oberfläche entziehen, wenn die Tat uns als unerklärliche Liebe begegnet — dann, dann ganz allein wirkt sie zeugend und überzeugend für die große Wahrheit, die wir Gott nennen, für die objektive Größe, die nicht fragt nach Menschengunst, die ihre Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten.

Darum, wenn du Liebe üben willst, tue es um Gotteswillen nicht im Namen einer menschlichen Einrichtung, auch nicht im Namen der Kirche, tue es niemals zu eines Menschen Ehre, erst recht nicht zu deiner Ehre, sondern tue es so, daß der, dem sie gilt, nicht merkt, wer sie an ihm übt, und nicht weiß, warum sie geübt wird. Dann bekennst du dich zu dem, der dein Leben überwand, und zwingst den zu ihm hin, den du für ihn überwinden willst. Dann ist deine Tat das Bekenntnis, hinter dem das volle religiöse Erlebnis steht, und das wiederum auf das volle religiöse Erlebnis hindrängt: „Alles aus Gnaden und für Gott allein!“ Wie hat die Kirche doch das Wesen dieser schaffenden Tat verkannt! Indem sie auf alle ihre Handlungen ihren Stempel setzte, um sich in steter Erinnerung bei den Menschen zu erhalten und auf diese Weise für sich zu „werben“, hat sie den Gott verleugnet, dem sie dienen sollte, hat sie den Ast abgesägt, auf dem sie selbst sitzt. Nur durch die Tat der Namenlosen wird „sein Name geheiligt.“ Nur durch die Unbekannten wird der Ewige bekannt. Nicht auf den lichten Höhen der Mächtigen und Ruhmgekrönten der Erde, sondern in der dunklen Sphäre der geringsten Brüder strahlt sein ewiges Licht in die Welt hinein.

Zweitens: *Gottes Kraft trachtet nicht nach rascher Durchsetzung wie der Eroberungsdrang der Menschen, sondern sie wirkt unmerklich fort wie die wachsende Saat des Feldes.* Seine Mühlen mahlen langsam; seine Pläne sind langfristiger Natur; seine Kraft setzt in der Stille Ring an Ring wie die Wachstumskraft der Eiche. Es ist bekannt, daß Jesus diese Erkenntnis mehr als einmal zum Ausdruck gebracht und grundsätzlich immer nach ihr gehandelt hat. Gott ist für ihn der Säemann, der geduldig wartet, nicht der Herrscher, der hastig

vergängliche Weltreiche auftürmt. Daraus folgt für die schaffende Tat, die in seinem Dienste steht, unausweichlich, daß sie nach stiller Durchdringung des Lebens von innen her trachten muß. Jede Erfolgsucht ist bereits Abfall von der lebendigen Religion. Ihre Tat wirkt in zäher Treue im Verborgenen. Sie greift grundsätzlich nach den kleinen Gelegenheiten der Stunde, die sie sorgfältig ausnutzt, giert aber nicht nach großen Chancen. In der größten Stunde der Weltgeschichte hielt Jesus Christus keine Reden an die Menschheit, sondern sprach nur Worte, die an einen verkommenen Verbrecher und eine trauernde Mutter gerichtet waren. Der Dienst der Mutter an ihrem heranwachsenden Kinde steht der schaffenden Kraft der Religion unendlich viel näher als der geniale Schachzug des Feldherrn, der Völkerschicksale entscheidet. Auch seine große Kunst ist aus solchem Dienst der Mutter erwachsen, steht aber bereits auf der gottabgewandten Seite des Lebens, denn sie weckt und fördert nicht Keimkraft, sondern schützt und sichert im besten Falle ihre Frucht, wenn sie diese nicht etwa, was ebenso oft der Fall ist, zerstört.

Die Tat im religiösen Sinne ist Wachstumspflege, zeugende Kraft der Hingabe, belebende Willensenergie. Sie steigt hinab in den dunklen Schoß der Allmutter, um aus ihr immer neue Keimkräfte heraufzuholen, sie steigt nicht hinauf auf die sichtbaren Höhen des Lebens. Christi Leben stieg in das Dunkel hinab, in die Höhlen der Zöllner und Sünder, die das Licht scheuen, in die finstern Kammern der Verzweiflung, in die Nacht des Verbrechertodes. Das war seine Bekenntnistat für die göttliche Wahrheit. In diesen dunklen Untergründen schlummern die tiefsten Keime des Lebens, in ihnen vollzieht sich das letzte Stirb und Werde.

Warum hat die Kirche Christi vergessen, daß dieser Weg ihres Meisters, der ins Dunkel hinabführt, der Weg des Lebens ist? Warum arbeitet sie immer wieder auf schnelle Erfolge hin? Warum schätzt sie den Wert ihrer Diener nach den Massen ab, die sie um sich scharen? Warum stellt sie ihre Arbeit nicht auf langfristige Pläne ein? Warum erhoffte sie von der ersten Kriegsfrömmigkeit einen Aufschwung ihres Lebens? Wieviele Enttäuschungen muß sie noch erleben, ehe sie das Gesetz ihres Meisters durchschaut? Warum drängt sie in einer Zeit, in der sich tausend

Keimkräfte in der Tiefe regen, mit wilder Hast in die Oeffentlichkeit? Warum veranstaltet sie Kongresse und Repräsentationsversammlungen, wo alles auf gesammelte, stille Arbeit ankommt? Warum verkauft sie ihre köstliche Perle an ein wild aufflutendes nationales Streben, während in der Tiefe ein neues Volk im Entstehen ist? In der Frage schon liegt das Gericht. Das Leben aber schlummert auch für sie in der Dunkelkammer der Buße. Wann wird die Kirche Christi wieder schaffende Täter, nicht berühmte Vertreter als ihre Bekenner haben?

Drittens: Gottes Kraft wirkt unbedingt durchschlagend und bis in die Tiefen überwindend. Gott ist der Allmächtige, dessen Wille nicht auf halbem Wege stehen bleibt. Er begnügt sich nicht mit einem Oberflächensiege. Er dringt bis auf den Grund durch. Er ist unerbittlich im Gericht und überströmend in der Gnade. Er kann Leib und Seele verderben in die Hölle und stößt sie bis in den untersten Abgrund hinab, aber er gibt auch die Glaubenskraft, der nichts mehr unmöglich ist. Sein Wille gilt immer dem ganzen Menschen. „Wer seine Hand an den Pflug legt und schauet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ Wer nicht alles verkauft, was er hat, wird nie die köstliche Perle gewinnen.

Darum muß auch die Tat, die dieser Kraft dienen will, durchschlagend und bis in die Tiefen greifend sein. Faßt sie nur die Oberfläche an, so verliert sie ihren religiösen Charakter. Einer glänzenden und im weltlichen Sinne machtvollen Kirche, die von Erfolg zu Erfolg schreitet, fehlt die letzte Wirkungskraft der Religion. Von dem erfolgreichsten aller Päpste erzählte der Volksmund — der hier wie oft instinktiv die Wahrheit sprach —, daß er nur mit knapper Not der Hölle entronnen sei. Dagegen beweist das letzte Wort jenes Cluniazensers: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung“, daß sein Kampf auf der sittlichen Linie seiner Zeit gelegen hatte. Weil Jesu Kampf bis in die letzten Tiefen griff, darum mußte er in die letzten Tiefen äußeren Zusammenbruchs hinabsteigen. Der Weg zum Siege Gottes führt durch das tiefste Dunkel.

Niemals sind daher äußere Erfolge das Anzeichen der sieghaft

anpackenden Kraft Gottes. Erst in der ganz späten Folge treten die sichtbaren Wirkungen ans Licht. Im Augenblick der angreifenden Tat aber bezeichnen Ablehnung, Widerspruch, Verachtung und Unterdrückung ihren Weg. Weil sie die letzten Grundfesten erschüttert, erbeben die Außenwerke des Lebens zu wildem Protest. Der Beifall der Menge ist das Symptom der erstorbenen Kraft der Religion. Weil sie das Ganze überwinden will, muß sie die Majorität und den Oberflächenschein gegen sich haben.

Noch in einem andern Sinne muß sie, weil sie das Ganze will, ins Dunkel hinabsteigen. Das Ganze des sozialen Lebenskörpers ist dann noch nicht gefaßt, wenn sie die „maßgebenden Kreise" für sich hat. Es ist ein grober Irrtum kirchlicher Streberei, wenn sie die Gunst der Fürsten, der Leuchten der Wissenschaft, der bedeutenden Männer als Zeichen der Herrschaftskraft der Religion ausgibt. Die Berufung auf die Stimmen hervorragender Geister ist irreligiös. Dann vielmehr hat die Kraft der Religion das Ganze gefaßt, wenn sie die äußersten Abgründe des sozialen Lebens in ihren Bannkreis gezogen, wenn sie die „Zöllner und Sünder" auf ihrer Seite hat. Die soziale Tiefenwirkung ist das Kennzeichen der Tat im religiösen Sinne. Die Kraft der alles umfassenden und die letzten Widerstände überwindenden Hingabe ist das königliche Zeichen des Tatbekenntnisses.

Denn das ist die geheimnisvolle Wunderkraft der völligen Liebe, daß sie alle Widerstände bricht und die letzten Tiefen erfaßt. Es gibt keinen Widerspruch gegen die bezwingende Kraft der völligen Selbstlosigkeit. In dem Augenblick, in dem die sich sträubende Bosheit sie äußerlich niederschlägt, bricht sie deren starren Willen, so daß er mitten im äußeren Siege beschämt und überwunden die Waffen streckt. Der Tod des Nazareners und seiner Anhänger erwies sich als sieghafteste Zukunftskraft, die diese ihre Sieghaftigkeit freilich erst langsam offenbarte, aber eben in ihrem langsamen Ueberwindungszuge auch das Ganze unterwarf. Der äußere Sieg läßt immer den unüberwundenen Stachel im Herzen des Ueberwundenen zurück. Erst der sich opfernde Bekenner schneidet diesen Stachel heraus und verwandelt ihn in die Kraft innerster Hingabe.

Das ist das wirkende Tatbekenntnis, das alles beherrschende

Symbol des Volkes Gottes. Denen, die es nicht für vollgültig halten oder gar als von sekundärer Bedeutung neben den formulierten „kirchlichen“ Bekenntnissen zu bezeichnen wagen, gilt das Gerichtswort des Meisters: „Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebeltäter.“

Dieses Symbol ins Leben zu tragen, ist die erste und vornehmste Bekenntnisaufgabe der religiösen Gemeinde, der gegenüber alle anderen Aufgaben dienender Natur sind. Sie ist von nicht mehr zu überbietender Einfachheit und umschließt doch die volle Mannigfaltigkeit des Lebens. Sie ist dem schlichtesten Menschen zugänglich und kann doch von den Fürsten im Geisterreiche nicht ausgeschöpft werden. Sie ist so leicht, daß sie in jedem Augenblick ohne alle Vorbereitungen angegriffen werden kann, und ist doch die schwerste von allen, weil sie den ganzen Menschen fordert. Sie setzt keine Kultur voraus und ist doch im höchsten Sinne kulturschaffend. Sie ist die schöpferische Lebenstat schlechthin.

Die Art, in der ihre Kraft im Leben wirksam wird, bedarf noch einer kurzen Betrachtung.

Die selbstlose Tat der Hingabe wirkt, so fern sie sich auch von der Oberfläche des Lebensgetriebes zu halten sucht, im stärksten Sinne scheidend, Widerspruch weckend, die Gefühle aufpeitschend, zur Entscheidung drängend. Sie widersteht dem innersten Lebensrhythmus zumal der Großstadt und wird darum sofort gewittert. Es ist, als ob in einem komplizierten Organismus ein verborgenes Einzelorgan seine Funktion ändert: das Gefühl des Schmerzes oder des Unbehagens zeigt sofort an, daß hier ein Widerstand sich auftut. Mit was für einem Widerwillen wird in einer Sphäre von Genußmenschen, von Geschäftsleuten, von Schwätzern und Prahlern oder von irgend einer anderen Klasse selbstsüchtiger Naturen auch nur e i n Mensch ertragen, der garnichts für sich beansprucht, als daß er rein negativ nicht mittut! Was für Mühe wird aufgeboten, um ihn in den gleichen Rhythmus hineinzuziehen! Die Abwehrmittel des gottwidrigen Lebens gegen den selbstlos schaffenden Menschen sind technisch bis ins Feinste durchgebildet und in ungezählten Formen zur Hand. Wir wollen ihre Hauptkategorien andeuten. Man übergeht ihn schweigend, aber so, daß deutlich genug empfunden wird: man nimmt ihn nicht ernst.

Weiter geht schon das Achselzucken: ich verstehe ihn nicht. Es folgt das Lächeln der Ueberlegenheit: er kennt die Welt nicht. Ein Schritt ist noch bis hin zum Spott: seine geistigen Fähigkeiten reichen nicht ganz aus. Nun schlägt die Ablehnung um in den positiven Vorwurf: er ist ein Streber, er verfolgt seine geheimen selbstsüchtigen Pläne, indem er Idealismus und Selblosigkeit vorschiebt. Mit allen Mitteln wird nachgewiesen, daß jedem menschlichen Wollen ein selbstsüchtiges Motiv, und sei es auch nur ein verborgenes religiöses, zu Grunde liege. Schon ist der stärkere Vorwurf zur Hand: er ist ein Heuchler. Ja, nun erhebt sich laut die Anklage: er ist ein Umstürzler, der Staats- und Gesellschaftsordnung verneint; er will das Untere nach oben kehren. Die „heiligsten Güter" der Nation werden gegen ihn aufgerufen. Gerade die Stille seines Wirkens widerspricht der Grundforderung der nationalen Eitelkeit, sich selbst durchzusetzen und laut geltend zu machen.

Inmitten eines ganz auf den Ichwillen eingestellten Lebensgetriebes muß jedes Wirken im religiösen Sinne zu Scheidung, Widerstand und Kampf führen. Weil der innerste Wille ihm entgegensteht, ist der Konflikt unvermeidlich. Einen glühenderen Haß gibt es nicht in der Welt als den des sinnlichkeits-gefesselten Menschen gegen geistige Freiheit und sittliche Reinheit. Der ganze Panzer der gesellschaftlich-technischen Erstarrung ist nichts weiter als ein Vergewaltigungsmittel gegen die dem Ichwillen entgegenstehende Lebensrichtung. Jede Schwäche, ja jede Sünde und jedes Verbrechen verzeiht die „Gesellschaft" ihren Gliedern, nur nicht die Schwäche der sozialen Neigung und das Verbrechen des Verzichtes auf Standesvorurteile. Wer dies „Heiligste" anrührt, ist gerichtet. Wer den Weg der selbstlosen Tat antritt, darf nie vergessen, daß dieser Weg ihn durch nie aufhörende Widerstände, Ablehnungen und Kämpfe führt.

Diese Erfahrungen aber sind bereits das deutlichste Anzeichen dafür, daß das Bekenntnis der Tat *wirkt*. Ja, man muß sogar sagen: ohne solche Wirkungen des Scheidens und Abstoßens ist die Tat kraft- und wertlos. Die Verfolgungen von ihren feinsten bis zu ihren gröbsten Formen gehören zum Wesen des religiösen Bekennertums. Wer den Spott, das überlegene Lächeln, den gesellschaftlichen Boykott, die offene Feindschaft fürchtet, gehört nicht

in die Reihe der Bekenner. Dabei muß freilich auf des Schärfste betont werden, daß solche Feindseligkeiten der widerstrebenden Masse nicht etwa gesucht und herausgefordert werden dürfen. Die Kampflust des Ichmenschen, der auf Selbstdurchsetzung und Kampfesehre bedacht ist, ist etwas fundamental anderes als der Kampfzwang und die Standhaftigkeit des Bekenners. Die Feindschaft kommt ohne sein Zutun auf ihn zu. Er weckt sie nicht durch Kampfansage, sondern durch Verleugnung des Ichdranges. Was er den Menschen entgegenträgt, ist immer selbstlos werbende und unter allen Umständen friedliche Hingabe. Die Ablehnung dieser Willensrichtung, die im Gewissen des andern das Unbehagen weckt, ist die Wurzel der Feindschaft, die ihm entgegenspringt. Er fordert vom andern Aufgabe seiner selbst, d. h. das schwerste Opfer, das der Ichwille bringen kann, und erregt dadurch die Hitze des Widerstandes, die nichts anderes ist als das Sichsträuben der Ichnatur gegen das Urgesetz des Opfers. Niemals darf daher erlebte Feindschaft zur Gegenwirkung der Vergeltung führen, es sei denn, daß das Böse mit Gutem, der Ichdrang mit doppelter Selbstlosigkeit vergolten werde. Standhaftigkeit in der Grundrichtung des Wollens ist die Abwehrstellung des Bekenners, die zugleich die stärkste Angriffsstellung ist. Der Vorwurf, daß solche Haltung Willensschwäche sei, ist auch ein Mittel des sich selbst sträubenden Ichwillens, der den stärkeren sittlichen Willen auf seine Seite ziehen möchte. Es gibt keine stärkere Willensmacht als die der Selbstlosigkeit, denn sie ist die Willensmacht Gottes. Zur Kraft der Tat gehört immmer die Kraft des Schweigens, weil auch Gottes Kraft in der Stille wirkt. *)

*) Diese oben beschriebene Haltung der Bekenntnistat ist freilich alles andere als eine *passive* Haltung. Dieser Vorwurf wird mit großer Vorliebe von dem auf Durchsetzung der eigenen Interessen bedachten Ichwillen gegen die religiöse Bestimmtheit des Handelns erhoben. Weil er fühlt, daß die selbstlose Tat nicht in seine Richtung läuft, glaubt er, auf ein Fehlen jeglicher Willenskraft schließen zu müssen, und findet für diese Annahme scheinbar eine Bestätigung in der Verborgenheit, Unaufdringlichkeit und Gehaltenheit des religiösen Wirkens. Tatsächlich ist die konsequente Ruhe und innere Sicherheit der selbstlosen Tat im höchsten Sinne aktiv, wie umgekehrt auch alles wahrhaft sieghafte Tun den Stempel einer fast passiv anmutenden Selbstverständlichkeit und Vertrauenskraft trägt.

Nun freilich ist solches Schweigen und Feststehen gegen anbrandende Feindschaft nur die eine Seite der wirkenden Tat, und zwar — darin liegt für den Bekenner die sieghafte Kraft seiner Position — die nach rückwärts liegende Seite. Er selbst sieht sie kaum, denn sein Auge ist nach vorn, auf die andere Seite der Tatwirkung, gerichtet, die nun freilich ein ganz anderes Bild bietet. Es ist einer der überwältigendsten Züge im Lebensbilde Jesu, daß er so mühelos, fast spielend mit der ungeheuren Feindschaft, die ihn umbrandet, seelisch fertig wird. Es gehört zu den geheimnisvollen Wundern seines Lebens, daß in der Ueberfülle seiner seelischen Erregungen eine Erscheinung völlig fehlt: die Verbitterung. Die geradezu erdrückenden, sich bis zur furchtbarsten Feindschaft steigernden Enttäuschungen seines Lebens gleiten an seiner Seele wie Wasser vom Felsen ab. Bis zum Fürbittgebet am Kreuz hat er diesen alle Verbitterung sieghaft abstoßenden seelischen Optimismus ungetrübt behauptet, eine übermenschliche sittliche Leistung, deren letzte Wurzel in der Grundrichtung seines Willens auf die positive Seite des Lebens liegt. Sein Auge haftet nicht auf den tausend Widerständen, die er vielmehr nur hinter sich fühlt, sodaß sie

---

Die nervöse Geschäftigkeit und aufdringliche Geltungssucht ist stets das Zeichen einer letzten inneren Unsicherheit. Nur in ganz seltenen Fällen nimmt die religiöse Bekenntnistat die äußere Haltung des aggressiven Ichwillens an, dann nämlich, wenn sie auf ihrer still fortschreitenden Bahn an den Punkt gelangt, wo der Ichwille seine letzten Streitkräfte wie in einer Hochburg gesammelt hat. An solchen Entscheidungspunkten muß auch der religiöse Wille wie im Gewittersturm daherfahren, wie wir es in Jesu Leben bei der Tempelreinigung, ja überhaupt bei dem ganzen großen Kampfe in Jerusalem sehen. Es ist aber wichtig, daß sich Jesus von allen Propheten der Vergangenheit bis auf Johannes dadurch unterscheidet, daß er diesen großen, weithin sichtbaren Schlag nur einmal führt, während alle andern dauernd und grundsätzlich die sichtbar aggressive Haltung einnehmen. Er ist eben größer als sie alle. Wie hat seine Kirche diese Haltung ihres Meisters vergessen! Indem sie dauernd dem äußeren Eindruck nachlief und die Kraft des stillen Wirkens verleugnete, ist sie den großen Entscheidungsstunden nie gewachsen gewesen. Die große Gelegenheit des Weltkrieges hat das wieder traurig bestätigt. Gott wirkt Jahrtausende hindurch in der Stille, und nur an den Knotenpunkten der Entwicklung tritt er zornfunkelnd in die Erscheinung. Das ist auch der Weg des Bekenners: Wirken und warten, bis die eine Stunde kommt, in der der Sturmwind in den morschen Außenbau des Lebens fahren kann.

geradezu zur vorwärtstreibenden Kraft für ihn werden. Sein Blick ist nach vorn gerichtet, auf die gewinnende und schaffende Wirkung seiner werbenden Tat. Auf dieser Seite entging ihm nicht der leiseste Funke keimenden Lebens und der schwächste Schimmer hoffnungsvollen Wachstums. *) Tatsächlich trägt die echte Hingabe eine anziehende und lebenschaffende Wirkungskraft von unbedingter Erfolgsicherheit in ihrer Hand. Der Optimismus der sich opfernden Liebe ist alles andere als leichtfertige und lebensfremde Vertrauensseligkeit, wofür ihn der „weltkundige" Ichdrang so gern ausgibt. Der unmittelbare und der in die Augen springende Erfolg freilich wird ihr selten zuteil; er würde auch ihrem innersten Wesen widersprechen. Aber um so sicherer zieht sie langsam die tieferen Lebensschichten in ihren Bannkreis. So gewiß alles Leben der Reife zustrebt, so gewiß erliegt es letztlich der großen Macht, auf die hin es geschaffen ist. Der Scheideprozeß, den die Tat der Hingabe in die Welt trägt, ist garnichts anderes als das Stirb und Werde, das sich immer neu vollzieht und vollziehen muß.

Es ist eine der wunderbarsten Lebenserfahrungen, die sich immer wieder überraschend bestätigt, daß jede echte Tat der Selbstlosigkeit ihren Widerhall findet. Aus irgend einem Winkel klingt ihr Echo zurück, oft genug nach langer Wartezeit, in der ihre Schwingungen längst verhallt zu sein schienen. Eine geheime Macht zieht die Menschen zueinander hin, die von einem Strahl der ewigen Liebe getroffen wurden. „Als die Unbekannten, und doch bekannt", das ist das große Erlebnis der Menschen, die, von der Masse unverstanden und ausgestoßen, bei den Auserwählten ihre Heimat finden, als sei sie von Ewigkeit her dort gewesen! Gottes Kinder kennen sich oft auf den ersten Blick. Die Tat der Liebe wirkt darum immer gemeindeschaffend. Sie ist das Wahrzeichen der organisch zusammenfügenden Wachstumskraft, die die Zellen des Lebens in den sterbenden Körper der Welt trägt. Wer in die Sphäre dieser neuen, zusammenfügenden Lebenskraft hineingetreten ist, der sieht nur noch die überall keimenden und ans Licht ringenden Mächte, mit denen er sich verbünden muß.

*) Man vergleiche etwa seine Stellung zur Schwäche Simons, zum Verräter Judas, zum reichen Jüngling, zum Schriftgelehrten, zum Schächer am Kreuz.

Die Widerstände aber, denen er begegnet, treiben ihn nur kräftiger und schneller dem Lebenszentrum zu. Die Feindschaft der Welt wird unter der Hand des Schöpfers zur bauenden und zusammenschweißenden Kraft. Der Tod ist auch hier der Förderer des Lebens.

Die Tat des religiösen Bekenners ist darum immer aufbauender, gemeinschaftbildender Natur. Das unterscheidet sie grundsätzlich von dem Leistungsdrange des Ichwillens. Dieser kommt von der Konkurrenzvorstellung nicht los. Er will etwas schaffen, um sich über den Durchschnitt zu erheben. Er will wirtschaftlich, sozial, gesellschaftlich zur Geltung kommen. Seine Stellung zu den Mitmenschen ist die des Wettläufers zu seinen Konkurrenten. Er hat ein Interesse daran, daß der andere schwach ist und ihm nachsteht. Für ein ganzes Zeitalter ist dies Motiv des Wettstreites das letzte und höchste gewesen. Darum waren die sozialen Grundgefühle dieses Zeitalters der Stolz, der Ehrgeiz, die Ablehnung, die Verachtung, der Neid, der Haß. Die normale Stellung zum Nächsten war die Lauerstellung. Die Grundgefühle des religiösen Bekenners laufen in entgegengesetzter Richtung. Auch sein Auge schaut scharf auf den Mitmenschen, aber es sucht bei ihm nicht die Schwäche, sondern die Stärke, die schöpferische Entwicklungsfähigkeit, die Zukunftskraft, die es zu wecken und in den großen Lebensbau einzustellen gilt. Das Wohlwollen, die Mitfreude, die anspornende Güte bestimmen seine soziale Haltung. So laut sich auch der lauernde Ichdrang rühmt, die Menschen zu kennen, im Tiefsten versagt seine Lebenskenntnis völlig. Die wahre Menschenkenntnis erwächst nur der selbstlosen Hingabe. Sie allein ist schöpferische Lebenstat im höchsten Sinne, sie allein sieht die lebendigen Kräfte und führt sie zu gemeinsamem Schaffen zusammen. Darum wendet sie sich auch bewußt den verborgenen Tiefen, den leise keimenden Kräften in der Welt zu. Sie dringt in die Einsamkeit der Not hinab, weil sie dort den Durchbruchspunkt des Stirb und Werde, die erwachenden Tiefenkräfte wittert. In der Welt der geistlich Armen sucht sie die Schächte, aus denen sie den wahren Reichtum holt. Das noch nicht Fertige, das Wachsende ist ihre Domäne. Darum ist auch die Jugend das heilige Land ihrer Arbeit. Es ist ein ganz aussichtsloses Unternehmen, die Freude am Kindersegen auf andere Weise wieder zu

wecken als durch die Umstellung des Gesamtwillens in die religiöse Grundrichtung. Durch Prämien, Nützlichkeitsgedanken, staatliche Gesichtspunkte den Egoismus vor diese tiefste Frage aller Lebensentwicklung zu spannen, heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben. Mit dem neuen Lebenswillen aber wächst der Sinn für den Nachwuchs als die natürliche Frucht von innen her. Das Leben und Sterben für dies wachsende Leben ist Bekenntnistat. Die Lebenskraft hingeben für Früchte, die der Mensch selbst nicht ernten kann, sich hineinwerfen in einen Entwicklungsstrom, der über allem menschlichen Eigenwillen seine Bahn zieht — das ist die wirkende Tat des Bekenners. Sie muß wirken, denn es ist Gottes wirkende Kraft, in deren Dienst sie steht. Sie scheint nicht nach außen, sondern vollzieht sich im Verborgenen wie die Tat der Mutter. Aber sie spinnt die unsichtbaren Fäden, die in die Zukunft laufen, und der Tag wird kommen, an dem das fertige Werk des Schöpfers entscheiden wird, was die Taten der Menschen wert waren, an dem der Meister den Bekennern es sagen wird: „Was ihr an den Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan."



3. Die lebendige Form.

Die Tat des Bekenners wirkt, so sahen wir, mit innerer Notwendigkeit zusammenfügend, gemeindebildend. Sie ist immer im tiefsten Sinne soziale Tat, indem sie sich selbst an andere hingibt und wiederum die andern zur Hingabe zwingt. Obwohl selbst ganz innerlich und verborgen, drängt sie doch nach außen, und zwar in einem doppelten Sinne. Sie zieht die Kreise ihrer Willensbestimmtheit weiter und weiter, und sie wirkt damit zugleich tiefer und tiefer in die Sichtbarkeit der Außenwelt hinein. Daß diese beiden Formen der Außenwirkung zusammenhängen, müssen wir uns klar machen. Schon wenn zwei Menschen miteinander in innere Gemeinschaft treten, offenbart sich der Zwang, die Außenseite des Lebens zur Hülfe zu rufen, um die Gemeinsamkeit des Wollens und Schaffens zu sichern. Jeder neugegründete Ehebund ist dafür der Beweis: mit dem gemeinsamen Leben entsteht naturnotwendig die Sitte. Das Familienleben ist die Geburtsstätte der gebundenen Lebensform, der sichtbaren Ordnung, des nach außen gestaltenden Lebenstriebes. Ein formloses Familienleben verliert unweigerlich auch die tiefere Gemeinsamkeit des Fühlens und Wollens, das immer wieder zu seiner Selbsterhaltung, Vertiefung und Bereicherung die Außenseite des Lebens gestaltend zu beeinflussen sucht. In diesem formgebundenen Schaffen allein bleibt das heilige Feuer der Liebe lebendig. Hier liegt der tiefste Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Sitte, zwischen Ethos und Kultur. Die Religion ist wahrhaftig nicht gleichgültig gegen die Kultur. Sie lebt und wirkt durch sie hindurch. Wer beide trennt, tötet die Wachstumskraft der Religion und höhlt die Kultur aus.

Freilich hat die Kultur den Drang, sich von ihrem lebendigen Innenpunkt zu lösen. In dem Zeitalter der völlig ausgehöhlten

Kultur, deren Zusammenbruch wir erlebten, bedarf das keines Beweises. Die Geschichte lehrt es überdies auf jedem ihrer Blätter. Diesen Loslösungsdrang menschlichen Kulturstrebens müssen wir von vornherein sehr scharf ins Auge fassen, wenn wir nun das Gebiet der sichtbaren Formen betreten, durch die sich die religiöse Wahrheit im Leben zu gestalten und durchzusetzen trachtet. Je größer nämlich der Kreis des Gemeinschaftslebens wird, den der religiöse Wille umspannt, desto größer wird die Gefahr der Erstarrung und Loslösung des Außenringes, den er naturgemäß schafft. Um das wieder an einer Erscheinung des kulturellen Lebens aufzuzeigen, verweisen wir auf die Entwicklung der Staaten. Die Grundlage aller staatlichen Bildungen ist immer das Leben des Volkes, das wiederum aus dem Familienleben erwächst. Hat die Sippschaft sich zum Volk erweitert, so ergibt sich von selbst die Notwendigkeit einer reicheren, strafferen, mannigfaltigeren Ausgestaltung der Lebensformen. Gesetze müssen geschaffen, Sprache und Sitte bereichert, tausend Formen des Umganges, der Volksbildung, der technischen Lebensbeherrschung neu gefunden werden. Mit dem Wachstum des Volkes bildet sich das komplizierte Außengetriebe des Staatslebens. Aber eben dieses gewinnt nun nach und nach ein solches Schwergewicht, eine so weitgehende Verfestigung, daß es zu einem selbständig laufenden Apparat zu werden droht. Ja, die Geschichte zeigt immer wieder, daß es sich schließlich wirklich von seinem lebendigen Untergrunde loslöst und nun, oft genug mit völlig neuen und fremden Volkskräften angefüllt, sein eigenes Dasein zu führen beginnt. Stets aber folgte auf solche Entwicklung früher oder später der Zusammenbruch. Der Römerstaat ist das bekannteste Beispiel, aber auch die modernen Staaten zeigen die gleiche Entwicklung.

Dasselbe Schauspiel sehen wir immer wieder in der Welt der religiösen Bildungen, nur daß hier, der Tiefe des Lebens entsprechend, die Außenwerke sehr viel fester und dauerhafter zu sein pflegen. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei jeder Erstarrung und Verselbständigung der Außenformen um eine Entwicklung zum Tode handelt. Es ist die Kardinalangelegenheit der lebendigen Religion, ihre innere Lebenskraft nicht durch ein starres Gerüst von Formen umhüllen und schließlich ersticken

zu lassen. Das Letztere kann nun freilich nie endgültig eintreten. Das Leben hilft sich schließlich durch vulkanische Eruptionen, auf die alle Epochen gesetzlicher Erstarrung hinauslaufen. Aber solche Eruptionen lassen schwere Wunden und Brüche zurück, die nie ganz ausheilen. Vor allem aber zerstören sie altgeheiligte, in langen Jahrhunderten gewachsene Formenarbeit, die sie nicht ersetzen können oder doch, weil sie sich nicht schnell neuschaffen läßt, nur sehr kümmerlich ersetzen. So hat die Formenarmut und -unsicherheit der Reformationskirchen zum guten Teil ihre Wirkungslosigkeit in der Durchdringung des neuzeitlichen Volkslebens verschuldet.*) Wir haben allen Grund, uns auf evangelischer Seite mit aller Kraft diesem Gebiet religiöser Lebensgestaltung zuzuwenden. Vielleicht kann uns der in der ästhetischen Bewegung der letzten Jahrhunderte, in deren Kreise sich die mißachtete Formenkultur geflüchtet hatte, gepflegte Formensinn, obwohl er sich so gut wie gänzlich von der Religion abgewandt hat, noch einmal helfen, das Versäumte nachzuholen. Die Formenunkultur und -unwahrhaftigkeit der evangelischen Kirchen schreit zum Himmel. Es ist eine der vornehmsten Aufgaben religiöser Zukunftsarbeit, die religiöse Volkssitte zu gestalten, ja tiefer und tiefer in die ganze Fülle geistigen, sozialen und materiellen Lebens das Urgesetz der religiösen Wahrheit hineinzuprägen. Die lebendige Form ist eine ganz wichtige Seite des religiösen Bekenntnisses.

Freilich müssen wir wieder damit beginnen, daß wir auf das Wort „lebendig" den Hauptton legen. Gott schütze die religiöse Lebensgestaltung der Zukunft vor neuen Erstarrungen, nachdem wir Jahrtausende hindurch so furchtbar bitter unter ihnen und den sie sprengenden scharfkantigen Brüchen gelitten haben! Möge nie, nie wieder vergessen werden, daß die schaffende Tat der sich opfernden Liebe, die tiefverborgene, stille, reine, selbstlose, der alles

---

*) Bei Luther hängt der Mangel an gestaltenden Impulsen für die Entwicklung seiner Kirche damit zusammen, daß er nicht die rechte Stellung zu den „Werken" fand (vgl. den Abschnitt über „Glaube und Werke"), bei Calvin damit, daß er nicht die volle Innerlichkeit der Religion erreichte, sondern in einer gesetzlichen Erstarrung hängen blieb, die an die Stelle alten, allerdings erstarrten, Formenreichtums eine neue, sehr nüchterne und armselige gesetzliche Formenkultur setzte.

tragende lebendige Untergrund aller wirkenden göttlichen Wahrheit ist. Auch die fernste Linienführung des Außenlebens muß auf diesen letzten Herzpunkt alles Lebens zurückweisen und von ihm Kraft, Leben, Sinn und Weihe empfangen.

Die gestaltende Arbeit selbst freilich kann nicht durch Bücher geleistet werden. Das Leben allein kann hier langsam, vielleicht erst durch Jahrhunderte hindurch, wachsen lassen. Was in den Jahrtausenden — und nicht nur den christlichen — der Vergangenheit geschaffen worden ist und nach dem Gesetz der Mneme noch heute wirksam nachschwingt, das wird hineinwachsen in den neuen Lebensbau der wirkenden Wahrheit. Jedes neu heraufsteigende Geschlecht wird es benutzen müssen. Jedes Geschlecht aber steht auch vor der ewig neuen Aufgabe, es mit dem lebendigen Innenpunkt seiner Entwicklung zu verbinden, daß das Alte neu und lebenskräftig bleibe. Dabei wird es organisch fortgestalten, einschmelzen, neuformen müssen nach dem Maße der fortschreitenden Entwicklungskraft, die Gott ihm gibt. Der einzelne kann der religiösen Formenbildung im Wesentlichen nur insoweit dienen, als er mit dem innersten Empfinden des Volkstums verwachsen ist. Religiöse Formenschöpfung ist Sache der Gemeinschaft, nicht des einzelnen. Das entspricht ja auch durchaus dem Charakter des religiösen Symbols, das dem Leben der Gemeinde, nicht dem religiösen Bedürfnis des einzelnen dienen will. Der schöpferische W i l l e kann sich wohl für ein ganzes Geschlecht in einem einzelnen verkörpern; niemals aber kann dieser der Träger und Schöpfer der Formen sein, in die sich dieser Wille zu seiner Selbstdurchsetzung in einer religiösen Gemeinde hineingießt. Selbst eine so beherrschende Willensnatur wie Paulus war doch in Bezug auf die F o r m e n der von ihm geschaffenen Gemeinden im stärksten Sinne abhängig und konservativ, ganz zu schweigen von der bewahrenden und erhaltenden Zartheit des größten Neuschöpfers der Menschheit, des Nazareners. Bilderstürmerische Art ist ein Zeichen religiöser Kulturlosigkeit, ja sittlicher Zuchtlosigkeit. Ohne die große Hingabe an das Leben des Ganzen und das selbstlose Lauschen auf seine innersten Regungen soll sich keiner vermessen, Schöpfer religiöser Formen sein zu wollen. So wird auch unser Geschlecht auf diesem Gebiete konservativ sein müssen bis zu den äußersten

Grenzen, d. h. bis zu dem Punkte, wo die Verbindung mit dem Innenpunkt alles religiösen Lebens auf dem Spiele steht. Wo die Gestaltung der religiösen Wahrheit neue Formen sucht, kann man sie wohl tastend zeichnen und Möglichkeiten aufweisen, niemals aber — dessen müssen wir uns stets bewußt bleiben — sie schaffen. Nur mit den Vielen und in den Vielen, die vom gleichen Willen gezogen werden, werden sie leise heraufwachsen, bis sie eines Tages fertig dastehen und von Geschlecht zu Geschlecht weiter getragen werden. Die Sage und die Sitte kennen keine Urheber, sie stammen aus den geheimnisvollen Tiefen des sein Volk schaffenden Gottes.

Das gilt bereits für dasjenige Symbol, mit dem wir hier beginnen müssen, für das Lebensbild des Christus. Obwohl uns die Namen der Männer aufbewahrt worden sind, die die ersten schriftlichen Aufzeichnungen darüber gemacht haben, kennen wir nicht die Namen derer, die es geschaffen haben. Wir wissen nur soviel, daß es in der christlichen Gemeinde entstanden ist, in der die Herrnworte und die Geschichten aus seinem Leben von Mund zu Mund gingen. Die Gemeinde des Meisters hat die Auswahl getroffen, die Einzelzüge gezeichnet, ja selbst die Wortung bestimmt. Darin liegt die Wurzel der geschichtlichen Treue des Charakterbildes und so manches Einzelzuges, darin liegen aber auch die eigentümlichen Schwierigkeiten, die das sogenannte synoptische Problem rein literarisch in sich birgt. Es wird nie gelingen, durch ausschließlich literarische Quellenforschung das synoptische Rätsel zu lösen. Die Abhängigkeit aller drei Evangelisten von der Gemeindetradition ist das wichtigste Moment für das Verständnis auch der literarischen Eigentümlichkeit. Der sogenannte Urmarkus scheint mir weniger eine literarische Tatsache als das Werk der formbildenden Gemeinde zu sein, aus dem dann die vorliegenden literarischen Erzeugnisse entstanden sind. *) Wie weit daneben noch eine literarische Abhängigkeit des einen von dem andern Evangelisten eine Rolle spielt, ist eine untergeordnete Frage. Von höchster Wichtigkeit aber für die Gemeinde Christi bis in unsere Tage hinein bleibt die Tatsache, daß hier

*) Die Spruchquelle als literarische Tatsache bleibt davon unberührt.

nicht Werke von Historiographen vorliegen, sondern Schöpfungen der Gemeinde, allerdings überarbeitet von Schriftstellern. Was das für die historische Tatsachenforschung bedeutet, möge der Historiker im Allgemeinen darlegen und im Einzelnen entscheiden. Für die schaffende Gemeinde und die wirkende Wahrheit aber liegt hier ein Schatz von unvergleichlichem Werte vor. Eine noch so ausführliche und geschichtlich treue Biographie könnte nicht ersetzen, was dieses im Strom des religiösen Erlebens entstandene und für die Lebendigerhaltung dieses Stromes von der ersten Gemeinde geschaffene Lebensbild an unvergänglich wirkender Kraft in sich trägt. Die Tatsache, daß dieses kunstlose und doch von keiner Kunst erreichte Charakterbild über die Verschiedenheiten der Zeiten und Völker hinweg bis heute von ungebrochener volkstümlicher Wirkungskraft geblieben ist, bestätigt diese Wertung. Dem Bilde, wie es „in den Evangelien schimmert und leuchtet", kann sich keine noch so historisch treue und zeitgeschichtlich anschauliche, keine noch so kunstvollendete Darstellung des „Lebens Jesu" bis in unsere Tage an die Seite stellen. Tatsächlich haben wir bis heute kein Charakterbild des Meisters, das aus dem Untergrunde einer lebendigen Gemeinde, und vollends einer solchen Gemeinde, herausgewachsen wäre. Es sind immer Erzeugnisse einzelner Jesusverehrer oder — von Historikern gewesen. Die letzte religiöse Wirkungskraft, die das Volk Gottes sammeln und bauen will, geht allen ab.

Dies Sammeln und Bauen aber ist das letzte, wenn auch oft genug unbewußte, Absehen aller religiösen Formbildung. Sie trägt die Schwingungen des Willens, der hinter ihr lebt und wirkt, in die Umwelt. Sie zieht an oder stößt ab, weckt tiefste Teilnahme oder Spott und Ablehnung. Nichts erregt das Für und Wider stärker als ein scharf geprägtes Charakterbild. Die volle Hingabe an Christus als den Herrn, an den schöpferischen Willen des neuen Gottesvolkes wird, wie wir früher ausführten, wohl grundlegend durch die Tat der sich opfernden Hingabe geweckt. Gleich hinter der Tat aber steht das Bild der sich opfernden Liebe, wie es in den Evangelien in unvergleichlicher Schlichtheit und Größe gezeichnet worden ist. Dies Bild ist gewiß nicht der unmittelbar zugreifenden Tat in seiner wirkenden Bekenntniskraft

gleichzuachten. Es läuft immer Gefahr, in Gefühle zu verflüchtigen, was als Wille in die Wirklichkeit treten soll. *) Aber wo die Richtung auf diesen Willen bereits vorhanden ist, d. h. in der bereits gewonnenen Gemeinde und in den zur Reife strebenden Gemütern, da wirkt es immer erhaltend, stärkend, auslösend, gewinnend. Darum ist es die dauernde Aufgabe der schaffenden Gemeinde, dies Bild lebendig zu erhalten. Es muß für die Gemeinde zum Urbild des Lebens werden, das sich wie von selbst bei allen Lebensfunktionen der Einzelnen und des Ganzen richtend, klärend, ermutigend, fordernd vor die Seele stellt. Das „Leben in Christo" muß damit völlig verwachsen. Es ist selbstverständlich, daß die Gemeinde, wo immer sie zusammenkommt, sich um dies Bild scharen muß, in dem sie sich selbst immer neu wiederfindet, und umgekehrt: Wo nur zwei oder drei „in seinem Namen", d. h. unter der wirkenden Macht seines Lebensgesetzes, versammelt sind, da stellt sich automatisch sein Bild ein, da ist er „mitten unter ihnen."

Die Bekenntniskraft der Gemeinde wird sich immer darin spiegeln, wie sie das Christusbild lebendig zu erhalten und neu zu gestalten weiß. Dazu genügt es keinesfalls, daß sie die evangelischen Berichte immer wieder liest und sich vorlesen läßt, sondern dazu gehört unermüdlich gestaltende Arbeit, die die Linien dieses Charakterbildes in die wogenden Aufgaben und drängenden Nöte der Zeit hineinwirkt. Der mit den Mitteln zeitgenössischer Anschauungen darstellende Historiker oder der nachempfindende „Künstler" sind freilich nicht die berufenen Träger dieser Gestaltungsarbeit. Nur die in der Not der Zeit und ihrer Arbeit stehenden Diener der wirkenden Wahrheit, nur die im großen Opfergesetz lebenden Namenlosen haben die innere Berufung, an dem Gewande Christi zu weben. Sie tun es, ohne es zu wissen, bis das Bild, das der Zeit die ewige Wahrheit kündet, fertig ist und dann vielleicht irgendwo vollendet gestaltet ans Licht tritt. Das Zeitalter der „Leben-Jesu-Forschung" ist am wenigsten berufen gewesen, das Bild des Menschensohnes den Menschen zu zeigen.

*) Vergl. besonders die Ausführungen über die Wirkung des stellvertretenden Leidens.

Als unwürdig ist es zu bezeichnen, wenn gar „Künstler“ sich an dies Heiligste heranwagten, die den Beruf des Dieners Christi darum aufgaben, weil er sie nur auf die dunkle Seite des Lebens führte. Vielleicht aber wird aus der Not, die jetzt über die Erde schreitet, einmal ein Geschlecht der Opfertat und des still wirkenden Dienstes heraufsteigen, das würdig ist, das Bild des Meisters mit neuer, durchschlagender Bekenntniskraft der nach dem Lichte ringenden Menschheit zu zeigen. Nur auf dem Hintergrunde der lebendigen Tat erwächst die lebendige Form.

Wer diesen Zusammenhang beachtet, versteht auch, daß die gesamte bildende Kunst der Neuzeit kein Bild des Meisters hat schaffen können, das auch nur entfernt dem Charakterbilde Christi angemessen gewesen wäre, geschweige denn irgend welche volkstümliche Wirkungskraft ausgeübt hätte. Die Kunst der letzten Jahrhunderte erwuchs eben auf dem Untergrunde der sogenannten Persönlichkeitskultur, ja in ihr hat diese sogar ihren eigentlichen Ausdruck gefunden. Darum konnte sie weder religiös noch volkstümlich schaffen. Was wir an sogenannter religiöser Kunst hier und da gewahren, ist entweder aus der Sphäre pietistischer Frömmigkeit oder moderner Sentimentalität und Naturreligion hervorgegangen oder gar mit „objektiver“ Kühle geschaffen worden, bringt aber an keinem Punkte die Schöpferkraft der Opfertat sieghaft zum Ausdruck. Den Typus der Christusgestalt hat sie — darin offenbart sich ihr ganzes Unvermögen — der Vergangenheit entlehnt, deren Frömmigkeit ein völlig anderes Gepräge trägt als die der Reformationskirchen. Freilich konnten diese der Kunst ja auch kaum neue Impulse geben. Wie sie das Volksleben seine selbständigen Bahnen gehen ließen, so haben sie auch die Kunst in Gnaden entlassen. So ist denn der Christustypus der mittelalterliche geblieben und wird heute, so gewiß er das religiöse Volksempfinden des Mittelalters getreulich wiederspiegelt, allgemein als unwahr, schwächlich und wirkungslos empfunden. Vielleicht läßt die Zukunft wieder einmal Künstler erwachen, die, wie die Künstlermönche des Mittelalters, mitten in der Woge des religiösen Volkslebens schwimmen und den in ihm schlummernden Typus herausholen können. Freilich gehört dazu ein anderes Künstlergeschlecht als das heutige, ein Geschlecht, das dienen, nicht herrschen will.

Man darf allerdings fragen, ob es das je wieder geben wird. Die „Klarheit Gottes auf dem Angesichte Christi“ aufleuchten zu lassen, den stärksten Willen und die höchste Selbstlosigkeit, die unbedingteste Forderung und die zarteste Güte ineinander zu schauen, dazu gehört ein durch und durch in opferstarker Selbsthingabe geheiligtes Leben. Auch das lebendige Kunstwerk erwächst nur aus der lebendigen Tat.

Kurz müssen wir hier die Frage streifen, ob solcher „Bilderdienst“ nicht dem Wesen der lebendigen Religion zuwiderlaufe. Die Frage ist durchaus nicht gleichgültig. Wir wiesen schon darauf hin, daß die lebenskräftigen monotheistischen Religionen und Religionsstufen namentlich im Entstehungsstadium eine starke Ablehnung gegen jede bildliche Darstellung des Göttlichen haben. „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Irgendwie klingt diese Mahnung in allen monotheistischen Religionen wieder. Dahinter steht die große Sorge, daß allen bildlichen Darstellungen eine Tendenz zur Loslösung von dem lebendigen Innenpunkt der Religion, zur Verselbständigung des rein Formalen innewohne. Diese Sorge ist, wie die Religionsgeschichte beweist, nur zu berechtigt. Wieder müssen wir das heilige Anliegen alles Bekennens durch die Form unterstreichen, daß es die Fühlung mit der lebendigen Tat nicht verliere. Je weiter sich die Form auseinanderfaltet, desto größer ist die Gefahr. Es war daher ein religiöses Anliegen im höchsten Sinne, als Luther den ganzen Chor der Heiligen mit Einschluß der Maria strich. Daß aber selbst die lebendige Christusgestalt, die Luther allein übrig ließ, dieser Gefahr nicht entgangen ist, zeigt die dogmatische Erstarrung des Christusbildes sowohl in der alten wie in den Reformationskirchen. Die Kenosisstreitereien der Lutherkirche zeigen beispielsweise, auf was für einen Strang auch die Christusbetrachtung geraten kann. Hier wird das evangelische Lebensbild Christi einfach zerrissen, zerpflückt und bis zur Lebensfremdheit entstellt. Es wird zum Gegenstand verstandesmäßiger Betrachtung und höchstens gefühlsmäßiger Anbetung, verliert aber seine ins wirkliche Leben greifende Kraft.

Uebrigens ist die Heiligenverehrung, insbesondere der Marienkult der römischen Kirche, keineswegs n u r eine Fortsetzung und

Umbildung heidnischer Volkstriebe, sondern eine sehr notwendige christliche *) Ergänzung der entarteten Christusverehrung. Ein Christusbild, das zum wirklichkeitsfremden Begriffsphantom und Zweinaturengötzen geworden war, ja sich schließlich zur starren Folie eines erstarrten Erlösungs- und Genugtuungswerkes entwickelt hatte, konnte unmöglich dem lebendigen religiösen Formenbedürfnis genügen. Das Christusbild des Mittelalters, ja der römischen Kirche überhaupt, wird, für sich genommen, die nach Leben und Liebe lechzende Menschenseele immer kalt und leer lassen. Es bedarf unbedingt der Ergänzung durch die menschliche Güte der Mariengestalt. Wie der starre Heilsapparat der römischen Kirche nur die Hülle für eine sehr egozentrische und irdisch gerichtete Frömmigkeit ist, so ist das Christusbild dieser Kirche nur der düster-ernste Hintergrund für die menschlich, allzu menschlich weiche Mutter Gottes, die für die kleinsten Anliegen des törichten Menschenherzens ein offenes Ohr hat. Der Durchschnittsfromme der römischen Kirche wendet sich daher auch so gut wie ausschließlich an Maria, die ihrem unnahbaren und ernsten Sohne gegenüber die Fürbitterin und Vermittlerin ist. Daß aus dem Volksbedürfnis heraus eine solche Ergänzung notwendig wurde, ist eine bleibende Mahnung, der Christusgestalt die Lebenswärme und Wirklichkeitskraft zu erhalten, die ihr die erste Christengemeinde gegeben hat. Wenn Hoheit und Güte auseinanderstreben, weil die Ichsucht das Leben zu beherrschen begonnen hat, spaltet sich die Religion und mit ihr die lebendige Form, die sie verkörpert. Die lebendige Religion wird nie von der Forderung lassen können, daß es nur eine Gestalt sein darf, in der sich ihr wirksames Lebensgesetz verkörpert, und um die sich ihre Bekenner scharen. „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder."

„Ihr aber seid alle Brüder!" Hier betreten wir nun ein weiteres Gebiet formschaffenden Bekennens. Liegt das Christusbild an der innersten Seite aller religiösen Formbildung, ist es das Uebergangsglied aus der Sphäre der verborgenen Tat in die Welt der sichtbaren Gestaltungen, ja wirkt es als solches, wo

*) Das offenbart sich ja auch in der wunderbaren Reinheit der jungfräulichen Mariengestalt, die dem mittelalterlichen Lebensideal entsprach.

immer es echt ist, unmittelbar zusammenfügend und den „Leib Christi“ schaffend, so drängt es nun über sich selbst hinaus in die Welt der sozialen Formen, durch die der Leib Christi sich aufbaut und fort und fort das Leben sich eingliedert. Zu den lebendig wirkenden Formen, die das Gesetz der Wahrheit in die Welt tragen, gehören unbedingt die Lebensordnungen der Gemeinde. Daß hier eine ganz wichtige Seite des religiösen Bekenntnisses liegt, ist im Laufe der christlichen Geschichte, zumal auf dem Boden des Luthertums, fast gänzlich verdunkelt worden. Um so kräftiger müssen wir in unsern Tagen auf die Ueberlieferung der ersten Christengemeinden zurückgreifen, die in den Formen ihres Zusammenlebens ein ganz wichtiges Stück der zeugenden Kraft ihres Glaubens sahen. Durch alle Gemeindezeugnisse des Neuen Testaments zieht das hohe Verantwortungsbewußtsein, durch das Zusammenleben der Christen untereinander nicht nur keinen Grund zur Lästerung zu geben, sondern auch der Wahrheit ihres Herrn eine Gasse in die noch unbekehrte Welt zu bahnen. Das Gemeindeleben, die Treue zur Brüderschaft, die Reinheit des Wandels, die ungetrübte Einordnung ins Ganze durch das königliche Gesetz der dienenden Liebe war Bekenntnis im höchsten Sinne. Die Zusammenkünfte mit allen ihren mannigfaltigen Lebensäußerungen dienten dem einen Zweck, das Gesetz der Wahrheit unter den Gliedern zu stärken, die Gemeinde zu festigen und zu gründen, dadurch aber ihre Abwehr- und Stoßkraft nach außen stetig zu erhöhen. Das ist bis tief hinein in die Zeit der Kirchenväter zu beobachten. Das liegt auch in der Natur der Sache. Die Tat des religiösen Bekenntnisses, die nur im Zusammenleben wirksam werden kann, drängt um so stärker auf Gestaltung der Lebensformen und Durchführung lebendiger Ordnungen, je weiter ihre Kreise werden. Des großen Gemeindeschöpfers wichtigste Arbeit ist es gewesen, in seinen Gemeinden lebendige Ordnungen zu schaffen.

Keine Rechtsordnungen! Noch einmal müssen wir mit aller Schärfe betonen, daß er nie daran gedacht hat, juristisch festgelegte Verfassungsformen zu schaffen. Solange er lebte, und noch weit darüber hinaus, blieben die Dinge durchaus fließend und sich nach den örtlichen und persönlichen Verhältnissen immer neu gestaltend.

Aber das große Grundgesetz Christi fügte fort und fort die vorhandenen Kräfte in den heiligen Dienst des Ganzen ein. Ob es die Kräfte der Leitung, der Verkündigung, der Weisheit, der Erkenntnis, des Glaubens, der Heilung, der Zeichen, der Weissagung, der Geisterscheidung, des Zungenredens und seiner Deutung waren, die Gemeinde stellte die ganze Fülle der Volkskräfte, die das antike Leben in sich barg, ein, um in allen Stücken zu wachsen an dem, der das Haupt ist, Christus.

Es handelt sich ja bei der Durchsetzung der wirkenden Wahrheit in der Welt um garnichts anderes als um eine Umstellung des Gesamtlebens in eine andere Grundrichtung. Diese Umstellung vollzieht sich in den Zentren der Gemeinden, die man mit Umschaltestellen des großen Lebensstroms vergleichen kann. Was an Aufgaben, Strömungen, Bestrebungen durch die Zeit flutet, hier wird es in das Gesetz des sich opfernden Dienstes hineingezwungen. Endlos ist diese Aufgabe, da sie immer neue Formen und Ordnungen fordert, um die tausendfältigen Einzelströmungen zu bändigen und in den Gesamtstrom hineinschießen zu lassen.

Wer den Boden der Gemeinde betreten will, wird an ihren Toren gefragt: „Was kannst du?“ Kennt er seine Berufung — wie oft freilich muß ihm das Leben in der Gemeinde erst die Augen dafür öffnen! — so wird ihm seine Aufgabe gestellt. Kann er der Jugend dienen, so wird Zeit und Kraft nach dem Maße seines Könnens von ihm gefordert, sich ihr selbstlos hinzugeben. Haben des Schicksals Stürme sein Leben gereift, so wird ihm die Welt der kämpfenden Not geöffnet: Dort ist deine Berufung. Hat ihn das Leben einsam gemacht, so wird er das Einsame zur Freude der Gemeinschaft zu führen haben. Jeder einzelne wird genötigt, *seinen* Weg praktisch zu finden, der ihn zum Haupte Christus führt. Die Fülle der Aufgaben und Möglichkeiten, die eine Großstadtgemeinde umfaßt, läßt sich nicht umschreiben. Eine *vollständige* Gemeindeordnung kann es hier nie geben. Sie muß ständig wachsen und sich vervollkommnen, je nach den Menschen, Gaben und Aufgaben, die in ihren Bannkreis treten.

Aber wer den Boden der Gemeinde betritt, muß im ersten Augenblicke fühlen: hier ist *ein* Wille, der den Eigenwillen völlig ausschaltet und einem heiligen Gesetz der sich einordnenden Liebe

dient. Wer gegen diesen Willen sich sträubt — wie schnell wird sich das herausstellen! —, wird bald ihr den Rücken kehren, weil die hier herrschende Lebensordnung auf Schritt und Tritt mit der Grundrichtung seines Handelns zusammenstößt. Wer aber durch die große Wiedergeburt gegangen ist, wird aufjubeln wie der Bettler, der in seines Königs Saal tritt und von göttlicher Lichtfülle sich umflutet sieht. Wie die Familie, in der das große Gehorsamsgesetz gegen den göttlichen Willen herrscht, den Gast wie mit einem Zauberhauch des Friedens umfängt und ihn, den müden, ausruhen läßt wie auf weich gebettetem Lager, so wird die Gemeinde Gottes durch die heilige Ordnung, deren unsichtbare Fäden ihr Leben halten, die müden, im Ichstreben abgearbeiteten Menschen umfangen wie eine Mutter, die alles gibt, indem sie alles fordert. „Ihr seid nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen", wie eine überwältigende Wahrheit muß dies Erlebnis über den kommen, der die Schwelle der Gemeinde überschreitet. Das Draußen und Drinnen der nach Frieden suchenden Welt Tag für Tag durch die still wirkende Ordnung der dienenden Liebe ins Bewußtsein zu schieben, es ist wahrlich eine heilige Bekenntnisaufgabe der formschaffenden Gemeinde.

Auch hier müssen wir sagen, daß die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Formen nicht von einzelnen, sondern nur von den Vielen geschaffen werden können, die von dem neuen Lebenswillen ergriffen worden sind. Ueberlieferungen der Väter und örtliche Bräuche werden gerade auf diesem Gebiete sorgfältig geschützt werden müssen, nicht als starre Gesetze, sondern als verehrungswürdige Träger des Heimatgefühles. Soviel wird man sagen können, daß die neu zu schaffenden Formen des kommenden Zeitalters sich ganz besonders hegend, gestaltend, sorgend um die Jugend legen müssen. Jugendarbeit und Gemeindesitte werden in Zukunft nicht mehr von einander getrennt werden können. Der wachsenden Jugend den Halt einer tragenden Lebenssitte in dem zersplitterten Großstadtchaos wiederzugeben, damit aber der Gemeinde den lebendigen und nie fertigen Charakter ihrer Lebensordnung zu sichern, wird die große Aufgabe der formenschaffenden Zukunft sein. Das Bekenntnis der wirkenden Tat und das

Bekenntnis der lebendigen Form werden hier unauflöslich miteinander verbunden bleiben.

Es wäre für einen, der mitten in der Jugendarbeit steht, eine lockende Aufgabe, ein Idealbild einer Gemeindeordnung zu entwerfen, in deren Mittelpunkt die Jugendarbeit steht. Wer die Praxis kennt, weiß, daß Idealbilder wohl Ansporn und Anregung sein können, daß die Wirklichkeit aber von unzähligen Kräften und Widerständen geformt wird, die sich nicht nach Wünschen und Hoffnungen richten, sondern sich nur durch mühselige Arbeit langsam zu einer Ordnung zusammenfügen, die dann allerdings kräftiger, haltbarer und wirkungsvoller ist als menschliche Idealbilder. Nur die selbstlose Arbeit vieler Hände und sorgender Seelen ist berufen, in die Großstadtgemeinde das Bild des Meisters hineinzuwirken, das werbend und umgestaltend dem Ganzen des Lebens gegenübertreten kann. Nur in langer, zäher Arbeit wird es auch gelingen, die Taufe und die Konfirmation, diese der Jugend gehörenden Stücke der Gemeindeordnung, aus privaten Feiern in verpflichtende Formen und Bekenntnisakte der Gemeinde umzuwandeln.

In erhöhtem Maße gilt das von der Abendmahlsfeier, die wohl erst ganz langsam aus kleinsten Kreisen heraus wieder zur lebendigen Form der höchsten Wahrheit werden wird. Wir dürfen nicht vergessen, daß durch das Zeitalter der Persönlichkeitskultur der soziale Formensinn bis in die letzten Tiefen zerrissen worden ist. Die Lebensgestaltung, die von dem Gesetz der Hingabe an das Ganze ausgeht, kann erst in demselben Maße langsam sich entwickeln, wie dieses Gesetz selbst sich durchsetzt. Hier im Voraus Konstruktionen zu fordern oder zu entwerfen, wäre nur das deutlichste Anzeichen dafür, daß man die Aufgabe der Zeit nicht verstanden hat. Wer nicht aus kleinsten Anfängen heraus arbeiten und gehorsam wartend die Dinge sich entwickeln lassen kann, hat das Gesetz des Wachstums des Gottesreiches nicht begriffen. Gerade die lebendige Form fordert Zeit, Geduld und wartende Hingabe. Doktrinäre Konstruktionen ertöten ihr Wachstum schon im Keime. Das Gleichnis von der wachsenden Saat sollte als bleibende Losung über allen Bemühungen um die lebendige Zukunftsform der ewigen Wahrheit stehen.

Wohl aber muß das Auge in höchster Wachsamkeit auf alle

Punkte des Volkslebens gerichtet sein, an denen die formbildende Macht der ewigen Wahrheit ansetzen kann. Freilich die Zeiten der Vergangenheit, in denen das „Mit Gott!“ im Hauptbuche des Kaufmanns der Ausdruck der Weihe auch für das kaufmännische Leben war, dürfen wir nicht in eine allzu nahe Zukunft legen. Nach den langen Jahrhunderten, in denen der Mensch ausschließlich für sich arbeiten zu sollen glaubte, wird er lange für den Fremdling arbeiten müssen, ehe er wieder begreift, daß die Arbeit für ein über dem Ich liegendes Ziel dem Leben allein Adel und Freude verleihen kann. Aber in unmerklich sich anbahnender Neudurchdringung des Lebens wird doch in den Zeiten der Not, die vor uns liegen, das große Opfergesetz des Lebens hier und da auch sichtbar über dem dahinflutenden Lebensstrom aufblitzen. Das Kreuz auf den Gräbern wird wieder eine deutlichere Sprache sprechen als in den Zeiten, in denen man geschmacklose Ehrenmonumente auf den letzten Hügel setzen zu müssen glaubte. Das Kreuz des Menschensohnes wird wieder anfangen, zu den Menschen zu reden, die so viele schlichte Holzkreuze auf Gräbern von Namenlosen aufrichten mußten. Vielleicht wird es auch an den großen Lebensstraßen an stillen Punkten wieder auftauchen, wie zu den Zeiten unserer Väter, und sein memento mori in die Menschenseelen werfen, die wieder das große Opfergesetz so fühlbar an sich haben erleben müssen. Solche Erinnerungen werden den Menschen nicht mehr peinlich, sondern eine Wohltat sein, weil sie ihnen mitten in der Not und Mühe des Lebens einen Trunk aus dem Quell der ewigen Wahrheit spenden und sie zu freudigem Opferschaffen vorwärtstreiben.

Und um unsere Toten wird sich wieder die lebendige, durch die ewige Wahrheit geweihte Sitte spinnen. Wir brauchen darum nicht zu sorgen. Die Zeiten der würdelosen Totenfeiern sind vorüber. Das große Sterben hat den Tod wieder zum Boten des Gottes gemacht, vor dem wir uns ehrfürchtig beugen, dem wir mit allen Fasern dienen sollen. Der Tag der Toten wird in Ehren gehalten und durch ernste Sitte geweiht werden. Die Stätte, an der die Toten ruhen, wird aus lebendigen Naturformen und toten Steinen das ewige Gesetz des Lebens künden. Die schmerzlichste Erinnerung an die Vergänglichkeit des Einzellebens wird

sich dort in die Gewißheit der unvergänglichen Kräfte und Ziele des Gesamtlebens wandeln. Daß sich an dem Gedächtnisort der Toten die Vielen, daß sich dort alle zusammenscharen müssen, das wird ganz von selbst den Formen, mit denen wir ihn umhüllen, das allgemeingültige Gesetz des Menschensohnes einprägen. An unübersehbaren Gräberreihen wird der Ichmensch zum Schweigen kommen und der Wille des ewigen Gottes anfangen zu reden. Dort wird vielleicht zuerst die volkstümliche religiöse Kunst wieder erwachen, weil dort der Einzelmensch gezwungen wird, sich dem Volke einzuscharen. Das Stirb und Werde des religiösen Urerlebnisses darf hoffen, an dem Ort der Toten zuerst wieder einen vollgültigen Ausdruck auch in der äußeren Form zu gewinnen. Nicht nur Trost und Erinnerung für den einzelnen, sondern Weihe für den Dienst des Schöpfers und seines Werkes wird den Friedhöfen der Zukunft entströmen. Neben der Trauer wird hier die Hoffnung, neben der sehnsüchtigen Erinnerung der schöpferische Zukunftswille, neben dem Sensenmann der Lebensfürst lebendigen Ausdruck finden. Ueber der Stätte unserer Toten muß hell die Wahrheit aufleuchten, daß das Leben dazu berufen ist, den Tod zu verschlingen. Keiner darf von ihr zurückkehren, der nicht stärker wurde, das Leben in seinen Tiefen zu bezwingen.

Die formgebende Kraft der Zukunftsgemeinde wird sich aber, zumal in der Großstadt, auch auf die äußere Heimstätte ihrer lebenschaffenden Arbeit werfen müssen. Ist es eine der wichtigsten Seiten des religiösen Großstadtdienstes, der zerrissenen und heimatlos gewordenen Menschheit das Heimatgefühl zurückzugeben, so wird das Haus der Gemeinde ganz besonderer Pflege bedürfen. Es ist eine der schmerzlichsten Tatsachen des Großstadtlebens, in der sich der ganze Bankrott des großstädtischen Christentums spiegelt, daß die Kirche in den ersten Jahrzehnten großstädtischer Entwicklung Gebäude von geradezu grauenhafter Kälte und Formlosigkeit aufgeführt hat, sodaß selbst der Kunstgeschmack einer bis in die Wurzeln irreligiösen Zeit dagegen aufstand und sich um neue Formen bemühte. Man wird indessen auch hier sagen müssen, daß mit einem rein nachfühlenden Kunstsinn das Neue nicht wird geschaffen werden können. Die dem neuzeitlichen Kunstgeschmack angemessene Form allein genügt wahrhaftig nicht, um dem Groß-

städter schon aus der Heimstatt der Gemeinde das Lebensgesetz entgegenleuchten zu lassen, das ihn erlösen und in eine neue, heimatliche Welt versetzen kann.

Man spricht von einem protestantischen Kirchenbau. Man darf mit Recht bezweifeln, ob es ihn je gegeben hat. Schon die Tatsache gibt zu denken, daß diejenigen Kirchen, die den angeblich protestantischen Kirchenstil, d. h. die vollendete Predigtkirche, wirklich verkörpern, zu zählen sind. Die überwältigende Mehrzahl aller vom Protestantismus aufgeführten Kirchen stellt garnichts anderes dar als eine mehr oder weniger geschickte Nachahmung oder Umbildung mittelalterlich-katholischer Bauformen. Die verblüffende Tatsache, daß bis in die neueste Zeit hinein der Protestantismus die größte Vorliebe für gotische (!) Formen gezeigt hat, die der mittelalterlich erstarrten Stufe der katholischen Frömmigkeit das entsprechendste Gewand geliehen haben, beweist schon allein, daß der Protestantismus auf dem Gebiet des Kirchenbaus überhaupt kein Eigengefühl und keine Eigenständigkeit gezeitigt hat. Er ist künstlerisch radikal unfruchtbar gewesen. Weil er weder ein Gemeindeleben noch ein irgendwie durch seine Frömmigkeit charakteristisch bestimmtes Volksleben gekannt hat, hat er auch kein Haus für die Gemeinde oder das Volk und keinen typischen Baustil schaffen können. Aus seiner Sprache, seinen Gedanken, seinen Gotteshäusern leuchtet noch das ganze Mittelalter heraus, so daß das volkstümliche Bewußtsein bis heute noch einer mittelalterlichen Größe gegenüber zu stehen glaubt, wenn es sich mit kirchlichen Dingen auseinandersetzt.

Daß man die „Predigtkirche", d. h. eine Bauform, die die Verständigung eines Redners mit einer tunlichst großen Schar von Menschen ermöglicht, für den typisch protestantischen Kirchenstil erklärt hat, beweist die ganze Ideenarmut der protestantischen Architektur. Ich habe im Felde die Beobachtung gemacht, daß eine Scheune, ein Kinosaal, ein lauschiges Waldplätzchen, ein Unterstand oder ein Schulzimmer *diesem* Zweck zum mindesten ebenso gut, ja besser zu dienen geeignet sind als die Frauenkirche in Dresden. Das Mehr aber, das ein reich ausgestatteter Gottesdienstraum dem evangelischen Hörer zu bieten vermag, ist eben — das Katholische oder — das vom herben Geist des Evangeliums

Ablenkende, das Unchristliche. Denn es ist durchaus nicht Zufall, daß man den angeblich protestantischen Kirchenstil erst entdeckt hat in der Zeit, als die Aufklärung die evangelische Frömmigkeit bereits bis in die Wurzeln zersetzt hatte. Die sogenannten Predigtkirchen sind — bis auf die festgehaltenen katholischen Reste — sehr weltlich anmutende Feiersäle, die für den sich an das ästhetisch und intellektuell recht anspruchsvolle Individuum wendenden „Erlebnisgottesdienst“ eine würdige Folie bieten. Man gebe sich keinen Täuschungen hin. Die sogenannten protestantischen Kirchen sind entweder Feierstätten mit katholischer Grundstimmung oder weltliche Tempel. Für das „Volk Gottes“ im Sinne Christi sind sie keine Heimstätten mehr. Dazu sind sie entweder zu egoistisch-weltflüchtig oder zu sinnlich-weltfreudig oder zu nüchtern-intellektuell. Der Protestantismus *konnte* keinen typischen Kirchenstil schaffen, weil er keine Gemeinde kannte.

Um so wichtiger ist es, in dem Augenblick, wo auf dem Boden der Großstadt eine neue Gemeinde entstehen will, mit ganzer Liebe die Aufgabe der Neuschaffung einer Heimstätte für das „Volk Gottes“ ins Auge zu fassen. Die Frage des „modernen Stils“ schaltet dabei zunächst vollkommen aus. Man muß zuerst wissen, *was* man bauen will, welche Aufgabe das Gotteshaus für die Gemeinde hat, dann ergibt sich das „Wie“ unter kundigen Händen von selbst. In der Unabgeklärtheit und der Not der Uebergangszeit wird man sogar, wie in den Tagen der ersten Christengemeinden, auf ein besonderes Haus verzichten müssen. Es geht wohl nicht nur meiner Gemeinde so, sondern auch ungezählten andern, daß sich das Gemeindeleben im engeren Sinne zu neun Zehnteln im Pfarrhaus, in öffentlichen Lokalen oder in Privathäusern abspielt. Das kirchliche Gebäude kann nur noch einen ganz kleinen Teil der mannigfaltigen Formen des gemeindlichen Lebens fassen. Die Verständnislosigkeit für die Aufgaben und das Wesen einer schaffenden Gemeinde aber ist in den entscheidenden Verwaltungskörpern der „Kirche“ noch so groß, daß man wohl noch auf lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hinaus weiter sogenannte Kirchen bauen wird, die man, abgesehen von „künstlerischen“ Feiern, Sonntags einige Stunden für die Erbauung von Einzelmenschen öffnet, dann aber hermetisch wieder abschließt.

Der eigentliche Lebensstrom wird sich seine Bahn neben der Kirche suchen müssen. Der echte und tiefe Heimatsinn, den die Religion schafft, entsteht auch grundlegend nur unter einem Volk von Heimatlosen, die sich im engsten Raum, oft genug hin- und hergestoßen, zusammendrängen müssen. Aber eines Tages wird doch ihre Kraft soweit erstarkt sein, daß sie daran denken können, sich für ihre schaffende Tätigkeit auch ein Haus zu bauen, das als solches von ihrem Geist und Wollen Zeugnis ablegt. Das wird nun allerdings keine „Predigtkirche“ sein, sondern jeder Raum und jede Linie wird den Geist der schaffenden Tat atmen, und die ganze Mannigfaltigkeit und Stufenfolge des Lebens wird darin einen Sammelpunkt suchen.

Es ist nun freilich auch nicht möglich, einen solchen Sammelpunkt in dem zu finden, was man heute „Gemeindehaus“ nennt. So unentbehrlich und wichtig seine Räume für die Großstadtgemeinde sind, so stark sind sie noch von der ganzen Planlosigkeit und Geschäftshast des Organisationsfanatismus belastet. Darin findet alles wahllos einen Platz, was die Kirche an sozialen Hilfsaktionen für alle erdenklichen Bedürfnisse ins Leben setzt, von der Kinderkrippe bis zum Arbeitsnachweis, von der Krankenpflege bis zum Männerverein. Das großstädtische Gemeindehaus der Jetztzeit atmet noch den unerträglichen Geist großstädtischer Zerrissenheit und Unternehmungshast, den die Gemeinde eben überwinden will. Die rein technischen Hilfeleistungen soll die Gemeinde entweder — wozu die gegenwärtige Staatsentwicklung sie sogar drängt — dem Staat überlassen oder, falls sie nur durch den spezifisch christlichen Geist getragen werden können, dezentralisieren und besonderen Instituten überlassen (Kranken-, Verwahrlosten- und Armenfürsorge, Krippen, Warteschulen und dergl.). Diese Dinge werden damit nicht der Gemeinde entzogen. Vielmehr wird sich diese in dem Dienst an solcher Hilfsarbeit dauernd als Tatgemeinschaft bewähren müssen, wie andererseits selbst die Einrichtungen des Staats der tätigen Hilfe wahrhaft christlich gerichteter Menschen nicht entraten können. Das alles gehört zur Ausstrahlung des Gemeindegeistes in die Welt, nicht aber zur Sammlung der Gemeinde. Das Gemeindehaus muß ganz ausschließlich im Dienste der Sammlung stehen.

Das Haus der Gemeinde muß ein erweitertes Familienhaus sein. Das schließt, um mit der Abgrenzung zu beginnen, jeglichen „öffentlichen Charakter“ aus. Es ist die Heimatstatt der Menschen, die sich zum Grundwillen der Gemeinde bekennen, darf also nicht zu irgendwelchen öffentlichen Veranstaltungen künstlerischen, politischen, intellektuellen oder sonstigen Inhalts mißbraucht werden, die garnichts mit dem Gemeindewillen zu tun haben. Ein Gemeindehaus ist kein Volkshaus, in dem sich die Geister beliebig tummeln können. Das bedeutet keine pharisäische Exklusivität, sondern liegt in dem Charakter der Gemeinde begründet, die bei aller Offenheit für die mannigfachen Aufgaben des Volkslebens der individualistisch zerrissenen Welt des Wettstreits gegenüber einen entschlossenen Willen der Einheit, des Sicheinfügens und des Gemeinschaftslebens vertritt. Der organische Aufbau gibt dem Leben in dem Hause der Gemeinde das Gepräge. Eine sorgfältige Abwägung der Zeit- und Raumverteilung auf die verschiedenen Lebensäußerungen und Lebensstufen der Gemeinde schafft eine wohldurchdachte lebendige Ordnung, die allen Besuchern des Hauses in Fleisch und Blut übergehen und von allen geachtet und innegehalten werden muß. Ein wohltuender regelmäßiger Rhythmus beherrscht das Leben, das das Haus durchflutet. Die Agitation und die Reklame haben hier keine Heimstätte, wohl aber die allen vertraute lebendige Sitte. Jeder kennt hier seine Pflichten, und jeder weiß, was er hier zu bestimmten Zeiten vorfindet. Hier hat die Jugendarbeit ihre Räume, und hier versammeln sich die Alten zur Aussprache und Beratung; hier wird ernste Gedankenarbeit gepflogen, hier findet aber auch die Tagesarbeit ihren Feierabend in der Freude an Kunst und Geselligkeit. Die große Familie, die hier ein- und ausgeht, umfaßt alle Lebensalter und durchlebt alle Grundstimmungen gemeinsamer Lebensgestaltung.

Im Mittelpunkt dieses Hauses liegt das Heiligtum, der Versammlungsort, der alle zur Versenkung in die ewigen Quellen zusammenschart. Dieser Raum gehört ausschließlich den ernsten Feierstunden, die sich allerdings nicht auf die sonntäglichen Gottesdienstzeiten beschränken, sondern verschiedenen Kreisen (Alter, Jugend, Trauernden, Frohgestimmten) und verschiedenen Feierformen (neben

den allgemeinen Gottesdiensten auch Bibelvorlesestunden, liturgischen Feiern, Gedenkfeiern, Orgelvorträgen, kurzen Andachten usw.) dienend, sehr viel häufiger stattfinden müssen. Diesen Raum mit weihevoller Kunst auszustatten, ist eine dankbare Aufgabe eines neuen Künstlergeschlechts, das den neuen Gemeindewillen innerlich begriffen haben wird. Die Anlage des ganzen Hauses, das mitten im stillosen Wirrwarr des großstädtischen Häusermeeres das Zentrum eines neuen, von innen her organisch umschaffenden Lebenswillens verkörpern soll, bietet unbegrenzte technische und künstlerische Möglichkeiten, von dem auf engen Raum gepreßten und darum mehr in die Höhe strebenden Großstadthause, das noch um Existenz ringen muß, über die schon weiter ausladende Anlage, die sich um die alten, selbstverständlich in das Neue einzufügenden Kirchen gruppiert, bis hin zu der breiten Gruppenanlage, die an die mittelalterlichen Klöster erinnern wird. Je weiter die Lebensmöglichkeit und Bewegungsfreiheit der neuen Gemeinde fortschreiten wird, desto klarer wird ihr Haus den Lebenswillen einer neuen Zeit verkörpern und schon als solches ein Bekenntnis der schaffenden Gemeinde sein.



4. Das werbende Wort.

Tiefer und tiefer hat uns das Bekenntnis in das sichtbar dahinflutende Leben geführt. Nun stehen wir an seiner ewig wechselnden Außenseite, wenn wir im gesprochenen oder geschriebenen Wort nach einem symbolischen Ausdruck für die ewige Wahrheit suchen. Auf seine Bekenntniskraft hin angesehen, ist das Wort — noch einmal müssen wir es betonen — nur mit äußerster Vorsicht zu werten. So gewiß es wegen seiner höchsten Beweglichkeit und unbegrenzten Anschmiegungsfähigkeit der Notwendigkeit der Stunde den treffendsten Ausdruck zu verleihen vermag, so gewiß also der religiöse Kämpfer, der der Stunde dienen muß, in ihm stets die nächstliegende Waffe sehen muß, so schwer ist es zum Träger des die Zeiten, die Gelegenheiten, die Entwicklungsstufen und die menschlichen Verschiedenheiten übergreifenden Gleichnisses für das Volk Gottes zu machen. Jesus von Nazareth, der wie kein anderer das Wort und seine die Stunde bezwingende Macht beherrschte, hat seinen Jüngern kein Wortbekenntnis hinterlassen, durch das sie das Gesetz seines Lebens dauernd und überall gültig in die Welt hätten tragen können. Wenn wir trotzdem das bekennende Wort nicht ausschalten wollen, so müssen wir es ganz fest in dem Zusammenhang mit der schaffenden Tat und der lebendigen Form verankern.

Es ist durchaus nicht Zufall, daß die ersten geprägten Worte der alten Christenheit uns in festen Gemeindeformen begegnen. Der Dreiklang „Vater, Sohn und Geist“, der bekanntlich für die Bekenntnisentwicklung von großer Bedeutung geworden ist, tritt uns im sogenannten Taufbefehl entgegen, hat also offenbar liturgische Bedeutung für die Taufhandlung gewonnen. Die Form, die in der alten Christenheit zugleich Tat im höchsten Sinne war, legte sich schützend um das bekennende Wort, das dadurch zugleich in

unlösbarem Zusammenhange mit dem Bekenntnis der Bekenntnisse blieb. So werden auch wir uns nur dazu entschließen können, für das bekennende Wort innerhalb geprägter Formen des gemeindlichen Lebens den Ort und die Gelegenheit zu suchen.

Die kultische Feier der Gemeinde ist der gewiesene Platz für das in Worte gefaßte Gleichnis der Gemeinde. In Volksversammlungsräumen, im öffentlichen Streit der Meinungen, in der juristischen Abgrenzung des „Wesentlichen“, im logischen Disput verliert das geprägte Wort seine überwindende Bekenntniskraft, zerflattert zu begrifflichen Fasern und wird zum Zerrbild und Spott. Die „Bekenntnisstreitigkeiten“ der Neuzeit dürften dies zur Genüge erwiesen haben. Glücklicherweise handelte es sich bei diesen Streitigkeiten auch stets nur um solche sogenannten Bekenntnisse, die nur Zerrbilder von wirklichen Bekenntnissen der Gemeinde Christi waren, die Zersetzung also ihrer Eigenart nach vertrugen, ohne daß das innerste Empfinden der Gemeinde angetastet wurde. Man denke sich aber einmal das Vaterunser in eine solche Umgebung und Behandlung hinein, und man fühlt unmittelbar, daß ein in die Tiefen fassendes Symbol das einfach nicht erträgt. Tatsächlich hat ja auch die alte Christenheit dies Symbol sorgfältig vor Profanierung bewahrt, indem sie es in feierlicher Handlung der Gemeinde erst bei der Taufe mitteilte und es allen zur Pflicht machte, es nicht der verständnislosen Außenwelt preiszugeben. Hier traf der religiöse Naturinstinkt das Richtige, weil er noch wußte, was ein wirkliches Bekenntnis bedeutet.

Man ist berechtigt, zu fragen, ob durch diese Bindung des Bekenntniswortes an die gemeindliche Form das Wort nicht gerade seinen erobernden, bekenntniskräftigen Charakter verliere. Ist nicht das Wort gerade dazu berufen, das Gesetz des Lebens in die der Religion noch fernstehenden Massen zu tragen? Gewiß ist es das, aber nicht als Symbol des Volkes Gottes, sondern als Ausdruck der individuellen Notwendigkeit der Stunde. In unendlich wechselnder Form — vergl. den Abschnitt über die Sprache der lebendigen Religion — wird es das Gesetz des Lebens in die verschiedenen Lebenskreise, Entwicklungsstufen, Tagesaufgaben hineinzuprägen und die Menschen auf den Weg der Wahrheit zu bringen suchen.

Aber in dem allen ist es die Waffe des Augenblicks, die Ausstrahlung des ewigen Gesetzes in ein individuelles Stück Leben, nicht aber ein die Zeiten und die Gelegenheiten überspannendes Symbol des Volkes Gottes, das nicht nach der Stunde und den besonderen Menschen fragt. Dazu kann das Wort, das grundsätzlich dem Augenblick zu dienen berufen ist, nur dadurch werden, daß es seine individuelle Beweglichkeit beschränkt und sich dienend einer gebundenen Form einfügt, deren Wirkungskraft es dann erhöht und verlebendigt. Für sich allein wird das Wort nie zum zusammenfassenden Ausdruck der lebendigen Wahrheit werden können, es sei denn, daß man es zum verknöcherten Begriff erstarrt. Dann hat man es aber seines lebendigen Charakters entkleidet und damit auch für die Symbolik unbrauchbar gemacht. Nur wenn man es in die gebundene Form, wie wir sie im letzten Abschnitt schilderten, einfügt, wird es zwar nicht zum selbständigen Symbol, dient aber der Symbolik, wie etwa lebendige Blumen und Sträucher, die man in einen formgerechten Garten pflanzt: sie haben ihr freies Naturdasein aufgegeben, erhöhen aber durch ihre Farbenfülle und ihren Naturglanz die Wirkung der Anlage.

Auf diese Weise leistet das Wort der schaffenden und bekennenden Gemeinde noch einen ganz besonderen Dienst: es stellt die Brücke her zwischen der die Zeiten übergreifenden Symbolik und der Aufgabe des Tages, die der Gemeinde obliegt. Das die Zeiten Ueberspannende und das der Zeit Dienende zum Ausdruck zu bringen, ist nun die Aufgabe des Gemeindegottesdienstes. Nur in seinem Rahmen hat das bekennende Wort seinen Platz.

Mit der sich aus der Naturgebundenheit herausarbeitenden Geistigkeit der Religionen hat auch das Wort im Kultus eine zunehmende Bedeutung gewonnen. Von dem Weihwort, das über dem geschlachteten Opfertier gesprochen wurde, bis zum rein geistigen Gottesdienst der protestantischen Kirchen ist ein weiter Weg. Aber dieser Weg führt über viele Rückschläge und Erstarrungen, in denen sich Höhen und Tiefen des religiösen Urerlebnisses spiegeln. Dem Opferdienst im Tempel von Jerusalem, in dem schon die Symbolik mehr und mehr den Realismus verdrängte, trat im synagogalen Gottesdienst eine geistige Form zur Seite, die nach der Zerstörung des Tempels sich allein behauptete. Hier schon

finden wir neben dem altehrwürdigen, gebundenen Wort die lebendige Verkündigung, die der Stunde dient. Diese wächst aus jenem heraus, ist seine Deutung und Anwendung. Das Christentum hat diese Form des Gottesdienstes übernommen, freilich zunächst das „freie Wort" ganz in den Vordergrund geschoben, mit der zunehmenden Verkirchlichung des Lebens aber den festen Prägungen wieder das Uebergewicht verschafft. Im Meßgottesdienst der katholischen Kirche triumphierte schließlich die starre Form gänzlich, ja lenkte in vergeistigter Form zum alten Opferkult zurück. Das lebendige Wort für die Stunde nimmt nur noch einen kleinen Raum innerhalb des Ganzen ein, dessen Schwergewicht so groß wird, daß die Predigt fast *neben* dem Kultus steht. Das Luthertum gibt dem lebendigen Wort wieder die Herrschaft im Gottesdienst, erweist sich aber, wie in aller Formenkultur, als gänzlich unfruchtbar in Bezug auf die umrahmende Form. Die liturgischen Bestandteile, die man aus der Vergangenheit ausgrub, sind, eben wegen ihres historisch-fossilen Charakters, von den Predigthörern — von einer Gemeinde kann man ja kaum sprechen — je länger desto kräftiger abgelehnt worden. Auch hier steht die Zukunftsgemeinde vor der Aufgabe, ein Neues zu schaffen.

Diese neu herauszuarbeitende Form des Gottesdienstes muß ein *Bekenntnis der neuen Gemeinde* sein, und zwar weniger in ihren einzelnen Bestandteilen — ein formuliertes Bekenntnis im alten Sinne gehört nicht in sie hinein — als in ihrem Gesamtaufbau. Das Ganze muß den Bekenntnischarakter tragen, das Einzelwort aber, das immer irgendwie dem individuellen Leben zugewandt bleiben wird, gewinnt erst im Ganzen und durch das Ganze bekennende Kraft. Die volle religiöse Wahrheit läßt sich ja auch garnicht auf eine begriffliche Ebene bringen, sondern sie wird nur im flutenden Leben als das sie durchziehende lebendige Gesetz sichtbar. So ergibt sich als erste Forderung für den bekennenden Gemeindegottesdienst, daß er nur als lebendige Handlung gedacht werden kann, durch die das große Grundgesetz des Lebens in allen seinen Stadien hindurchzieht. Das religiöse Urerlebnis vollzieht sich in ihm immer von Neuem, nur trägt das lebendige Wort, das in jedem Gottesdienst nach der individuellen Lebensseite, der er zugewandt ist, ein anderes ist, es in die besondere Aufgabe des Tages hinein.

Wir wollen den Versuch machen, einen solchen Gottesdienst, der als Symbol der von Gott in seinen Dienst gerufenen Gemeinde wirken soll, zu skizzieren.

Schon der Anfang entscheidet über den Tenor des Ganzen. Die eine große Wirklichkeit, der alle Religion zu dienen berufen ist, in der Ursprung, Inhalt und Ziel alles Lebens liegt, muß in ihrer ganzen Majestät vor die Menschen hintreten. Wie ein Felsblock muß es hingeworfen werden: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei stille vor ihm alle Welt." Das große „Objektive" muß sofort scheidend und sammelnd wirksam werden. Auch nicht ein leiser Zweifel darf von der bekennenden Gemeinde daran gelassen werden, daß sie im Begriffe steht, einen Gottesdienst, keinen Menschendienst zu feiern. Das „Gott allein!" steht als Bekenntniswort am Anfang. Am eindrucksvollsten und wuchtigsten dürfte das durch ein von allen stehend gesungenes Gotteslied zum Ausdruck gebracht werden. *)

Die Rückwirkung der vor die Gemeinde hintretenden Majestät Gottes ist nun das Bekenntnis der vollen Demut und Abhängigkeit. Der Pfarrer spricht es als Mund der Gemeinde: „Herr, du kennest, was für ein Gemächte wir sind, du gedenkest daran, daß wir Staub sind. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?"

Das Grundverhältnis alles frommen Lebens, die Tatsache, auf der alle Wahrheit ruht, die große Abhängigkeit alles Daseins, liegt fest. Aber aus diesem Urverhältnis ringt sich nun im handelnden Zwiespruch der Wille Gottes mit seinem Volk heraus, ganz entsprechend dem Wege, den die Wahrheit durch die Welt schreitet. Gottes Wille als die Zielbestimmung seiner

---

*) In der evangelischen Kirche sind die objektiven Gotteslieder leider sehr selten geworden, auch ein Zeichen ihres inneren Verfalls. Die Kraft des mittelalterlichen „Großer Gott, wir loben dich" oder des Sanctum („Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll") ist seit Luthers Trutzlied nicht mehr von ihr erreicht worden.

Schöpfung tritt nun vor die Gemeinde hin. „So spricht der Herr: Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm. Ihr sollt mich suchen und finden. So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen.“ *)

Im Angesicht dieser ewigen Schöpfungsbestimmung springt nun in der Gemeinde die große Schulderinnerung auf, kommt der Kampf wieder zum Bewußtsein, den sie in erbittertem Sichsträuben gegen den Willen Gottes durchgekämpft hat, dessen nachwirkende Wehen sie noch täglich spürt. Es folgt also, vom Pfarrer gesprochen, das Schuldbekenntnis, das, je nach dem Grundthema des Gottesdienstes und der individuellen Bestimmtheit der Stunde, in jedem Gottesdienste seine neue, konkrete Gestaltung findet. Dieses Schuldbekenntnis enthüllt ein Stück des innersten Erlebens der Gemeinde, es offenbart eine wichtige Seite der Wahrheit, die durch ihre Herzen geschritten ist.

Nun aber kommt das aus der Tiefe der Schuld heraufreißende und zum unbedingten Dienst berufende Erlösungswort Gottes **): „So spricht der Herr: Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, so soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden. Christus ist darum für alle gestorben, auf das die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Ihr seid nun das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.“

Das große Erlebnis Gottes ist wieder durch die Gemüter hindurchgezittert und hat der Gemeinde ihre heilige Berufung wieder voll zum Bewußtsein gebracht. Nun klingt die Freude über ihren unverlierbaren Besitz aus in ein Gottesdienstlied, das dem Grundgedanken des Gottesdienstes entsprechend ausgewählt sein und ganz gesungen werden muß, damit das volle Erlebnis des Dichters zu seinem Rechte komme. ***)

---

*) Gesungen oder gesprochen vom Chor oder einer Einzelstimme.

**) Wieder vom Chor gesungen oder von der Einzelstimme gesprochen.

***) Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen dieser Skizze, die die Bekenntnisseite des Gottesdienstes hervorheben will, die liturgischen Fragen zu berühren, die in diesem Gottesdienst zu lösen sind.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, die individuelle Heilsverkündigung für die Stunde und die Forderung des Tages aus dem Grunderlebnis aufsteigen zu lassen. Es folgt die Predigt als die Verkündigung des Gotteswillens für die Gegenwart. Eine frohe Bejahung und Zustimmung schallt in der Form eines gemeinsamen Liedverses aus der Gemeinde zurück.

Nun aber kommt die zweite Seite des Gottesdienstes, die das im ersten Teile vorschlagende „Von Gott" in das aktive „Für Gott" hinüberführt. Ein Gemeindeältester bringt die praktische Forderung des Tages zum Ausdruck. Der Schluß aber besteht — ganz abweichend von der in der evangelischen Kirche herrschenden Praxis — in einem wuchtigen Gelübde der Gemeinde, ihre Berufung in der Welt im tätigen Schaffen „allein für Gott" zu erfüllen. Das kann in verschiedenen Formen geschehen. Der Gottesdienst kann in das Weihgebet ausklingen, das das ganze Leben unter den Geist und in den Dienst des Höchsten stellt,*) oder er kann die feierlichen Gelöbnisfragen an alle Lebensalter stellen, oder er kann mit einer Tauffeier — Erziehungsgemeinde! — oder der Feier des Abendmahls als des vollgültigsten Ausdrucks des religiösen Erlebnisses und der göttlichen Berufung der Gemeinde schließen. Der Segen Gottes und seine freudige Hinnahme durch die Gemeinde — „die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen" — geleiten die Gemeinde in die Welt und ihre Arbeit.

Diese Gottesdienstform ist kein Schema, sondern eine lebendige Handlung, in der sich das volle religiöse Erlebnis der Gemeinde, wie es unserer Zeit gegeben ist, spiegelt. Sie hat die Aufgabe, die Gemeinde zur immer erneuten Besinnung auf ihr Grunderlebnis und ihre Aufgabe zurückzuführen, sie zu erbauen — im Sinne des Neuen Testaments. Sie wirkt klärend, deutend, vertiefend, ausbauend, vorwärtsführend auf die um ihre Berufung unermüdlich ringende Gemeinde, zieht aber, indem sie ihren innersten Lebensrhythmus offenbart, die noch Fernstehenden, Unfertigen, Weiterdrängenden in ihr Lebensgesetz hinein. Sie ist darum Verkörperung

*) kulminierend im Vaterunser.

der werbenden Wahrheit. Indem das lebendige Wort sich in ihren Aufbau dienend hineinfügt, wird es in dieser Formgebundenheit zum lebendigen Symbol. Auf dem Hintergrunde der schaffenden Gemeinde gerät es nicht in Gefahr, zu erstarren oder zu zerfließen. Es ist unauflöslich geknüpft an die wirkende Tat und die lebendige Form.

Nur in diesem lebendigen Zusammenhange wird das Wort zum Symbol. Würde man es herausreißen und isolieren, so würde es seinen Symbolcharakter verlieren. Das gilt selbst für diejenigen Wortprägungen, denen man gemeinhin Symbolwert zuschreibt. So hat das Vaterunser nur als Gemeindegebet im Zusammenhange des Gemeindegottesdienstes symbolischen Charakter, nicht als Wortausdruck bestimmter religiöser Vorstellungen, die man begrifflich daraus herauskristallisieren könnte. Auch die Taufe und das Abendmahl kann man nur als Gemeindefeiern als Symbole in Anspruch nehmen, nicht als isolierte „Lehrstücke". Auf diesem Hintergrunde allein wirken sie zeugend und werbend für die ewige Wahrheit. Das vollzogene Sakrament als opus operatum ist gänzlich wertlos für die lebendige Wahrheit. Erst die lebendige Gemeinde, in denen es lebt und wirksam wird, macht es zum Träger unvergänglicher und schaffender Wahrheit. Gott ohne das Volk Gottes ist tot, Christus ohne seine lebendige Gemeinde ist ein Phantom, die Wahrheit ohne das Leben ist Schein und Trug, das Wort ohne die lebendige Tat ist ein Schattenspiel der Oberfläche.

Nur indem man die Religionsverkündigung durch das Wort in diesen gebundenen Zusammenhang setzt, kann das Wort in unseren Tagen überhaupt wieder zum öffentlichen Träger religiöser Wahrheit werden. Auf dem Markt des Lebens ist es zur Schleuderware geworden. In einer Welt des Kampfes aller gegen alle wird es zum Lug- und Trugmittel. Nur indem es sich dienend in das Leben des Gottesvolkes einfügt, indem es allen Konkurrenzbestrebungen entzogen und zum Mittel aufbauender Liebe wird, gewinnt es seine religiöse Bedeutung zurück. Die Diskussion gehört in keiner Form, auch nicht in der Form der apologetischen Predigt, in den Gottesdienst hinein. Er ist vom ersten bis zum letzten Wort positive Verkündigung des Willens Gottes. Nur unter schaffenden Menschen ist auf die Dauer eine solche Grundhaltung

möglich. Alle individualistische Zersetzung macht den Frieden Gottes, welcher höher ist als alles eigenwillige Denken, zunichte. Die Kraft und die Abgeklärtheit, die der Gottesdienst der Gemeinde atmet, ist der sicherste Gradmesser ihres inneren Lebens. So gewiß er der Forderung der Stunde zu dienen berufen ist, so gewiß gibt ihm die Unantastbarkeit ewiggültiger Wahrheit die Weihe.

Darum gehört es zum Wesen des Gottesdienstes, daß er die für die Gegenwart gültige Wahrheit aus ehrwürdigen Worten der Vergangenheit herausholt. Altes und Neues müssen sich in ihm in völliger Verschlungenheit grüßen. Noch einmal betonen wir freilich, daß die Gültigkeit der Wahrheit sich nicht etwa aus der Vergangenheit herleitet. Sie ist nur darum gültig, weil der lebendige Gott sie für die Gegenwart fordert. Aber daß Vergangenheit und Gegenwart sich im heiligen Dienst des Höchsten zusammenfinden, das eben hebt die verkündete Wahrheit für das Bewußtsein der Gemeinde aus dem Eigenwillen der Gegenwart heraus und in die Sphäre eines ewiggültigen Willens hinauf. Die Befreiung vom Eigenwillen, die die Gemeinde Gottes sucht, findet in dem aus der Vergangenheit herübergrüßenden Wort ihre beglückend empfundene Form. Wird allerdings das Altertümelnde zum Selbstzweck, so verkehrt sich diese Wirkung in das Gegenteil. Das Gefühl der Befreiung wird zum Gefühl der Knechtschaft unter eine unverstandene und daher innerlich abgelehnte Form. Der Gruß der Vergangenheit muß zur Erlösung für die Gegenwart werden. Daher ist sorgfältigste Auswahl nach der inneren Notwendigkeit der Stunde die Grundforderung für die Gestaltung jedes Gottesdienstes. Auch von hier aus zeigt sich wieder, daß die gründlichste geschichtliche Durchbildung eine wichtige Voraussetzung für den „Diener am Worte" ist. Unendlich viel wichtiger freilich bleibt die Voraussetzung, daß er mitten im schaffenden Leben der tätigen Gemeinde steht. Sonst holt er aus der ehrwürdigen Vergangenheit nur das Wortgeklüngel und die Begriffsklauberei oder ein ästhetisches Nachempfinden heraus, nicht aber den für die Gegenwart gültigen und ihr fordernd gegenübertretenden Willen des lebendigen Gottes.

Diese gebundene Form des Wortbekenntnisses trägt eine nicht zu unterschätzende werbende Kraft für die ewige Wahrheit in

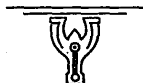
ihrem Schoße. In der unmittelbaren Wirkung ist ihr allerdings die Agitation, die sich mit allen Mitteln der suggestiven Aufpeitschung an die Triebe der Massen wendet, weit überlegen. Sie setzt eben schon ein gewisses Gezogenwerden zu den Quellen der Religion voraus. *) Die Erfahrung aber hat längst gelehrt, daß ohne diese Voraussetzung alle Werbekraft der Religion vergeblich ansetzt. Sie kann nur zur Klärung führen und vollenden, was Gottes Kraft im Verborgenen begonnen hat. Für die Religion gilt unbedingt der Satz: „Nur wer sucht, wird finden.“ Wer aber ernsthaft sucht, der wird auch den Weg zu der Stätte finden, an der seiner Sehnsucht die Erfüllung winkt. Unmißverständlich aber muß es ihm diese Stätte zum Bewußtsein bringen, daß nur die volle Hingabe an den Strom des durch Gott gebundenen gemeinsamen Lebens ihn dauernd in der Welt der Religion heimatberechtigt machen kann. Ein Hören und Nippen, um persönliche Bedürfnisse der Seele zu befriedigen, muß sich ihm hier als völlig ungenügend erweisen. Das Wort muß zum unwiderstehlichen Führer zur Tat oder zum Scheidemesser zwischen Gott und dem Ich werden.

Es liegt auf der Hand, daß die Bemühungen um Einzelprägungen des im Gottesdienst zu verwendenden Worts nicht in den Bereich unserer Aufgabe fallen. Die unausschöpfliche Mannigfaltigkeit der der gottesdienstlichen Gestaltung dienenden Wortprägungen gehört zum Wesen der Sache. Wer Worte auf Flaschen ziehen will, hat weder die Religion noch das Wesen des ihr dienenden Worts begriffen. Hier fordert jeder Tag und jede besondere Gelegenheit neue Formen und neue Auswahl. Im Gottesdienst berührt sich eben die machtvolle innere Einheitslinie des Symbols unmittelbar mit der ganzen Fülle des auf die Mannigfaltigkeit des Lebens gerichteten Dienstes der Liebe.

So schließt sich der Kreis unserer Darlegungen, die den Wegen nachzuspüren suchten, die die ewige Wahrheit durch die Welt schreitet, uralt und doch ewig neu, unendlich einfach in den Grundlinien und doch unerschöpflich in der Ausfaltung. Die Wahrheit freilich selbst ist größer als alle menschlichen Gedanken

*) Vergl. die σεβόμενοι τὸν θεόν des Neuen Testaments.

über sie, vollends das nachspürende Wort berührt im besten Falle nur den Saum ihres Gewandes. Ihre Wohnstätte ist das uns umbrandende Leben; das Buch vermag sie überhaupt nicht zu fassen. Wer von der ewigen Wahrheit auch nur einen Funken sah, ist tief durchdrungen von der anbetenden Demut des urchristlichen Denkers: „Wie gar unbegreiflich sind Seine Gerichte und unerforschlich Seine Wege!" Aber Wegweiser und Helfer für den, der von der Wahrheit im Leben gepackt wurde, kann das Buch hier und da werden. Den Weg ins brandende Großstadtleben und die in ihm sich anbahnenden Gesetze des lebendigen Gottes suchten wir in diesem Buche. Möge es diesem oder jenem Mitkämpfer für die Wahrheit in dem Wirrwarr der Gegenwart einige Spuren dessen aufblitzen lassen, von dem, durch den und zu dem alle Dinge sind!





UNIVERSITY OF CHICAGO
57 882 889